Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsche Kolonialwirtschaft

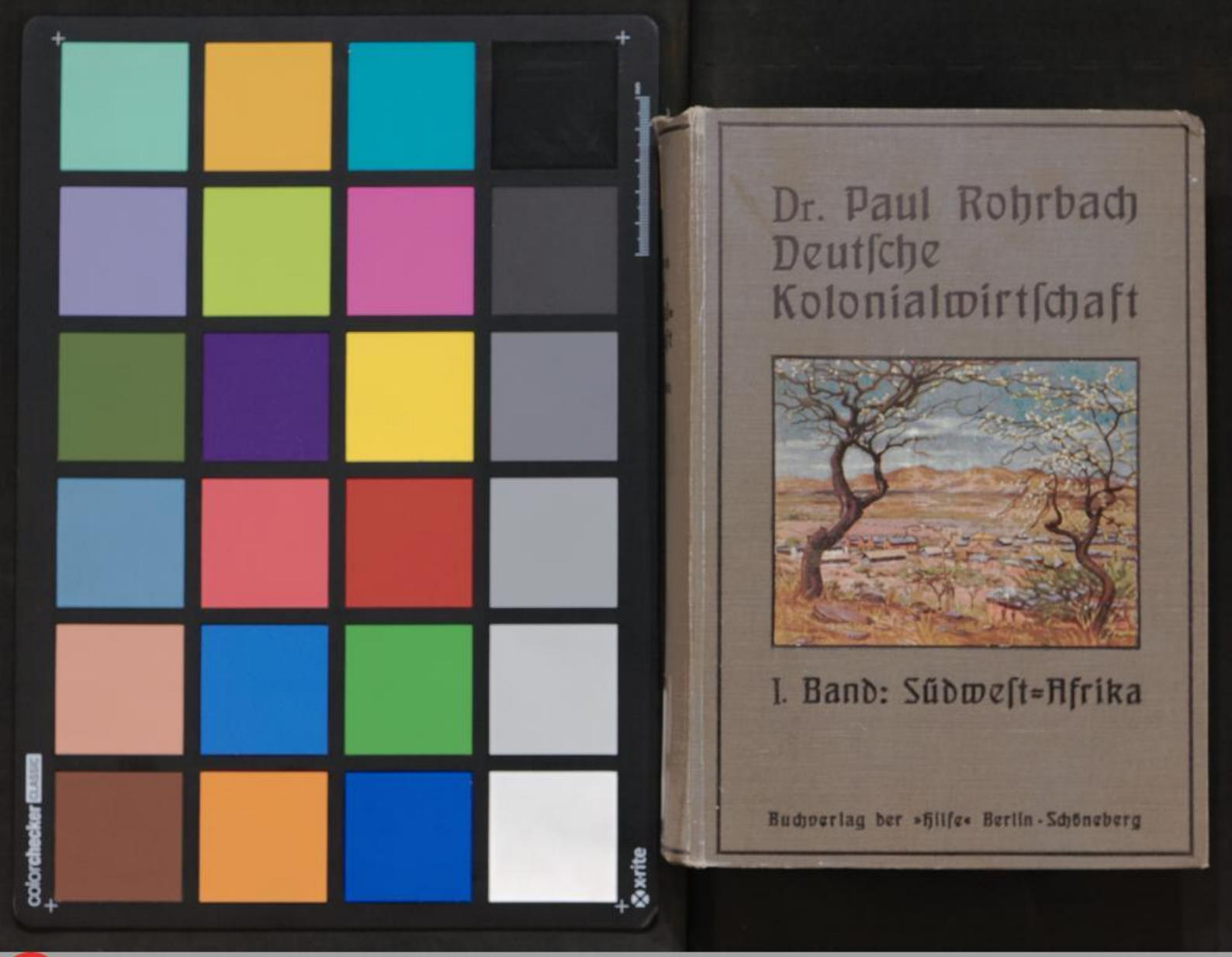
Südwest-Afrika

Rohrbach, Paul

Berlin-Schöneberg, 1907

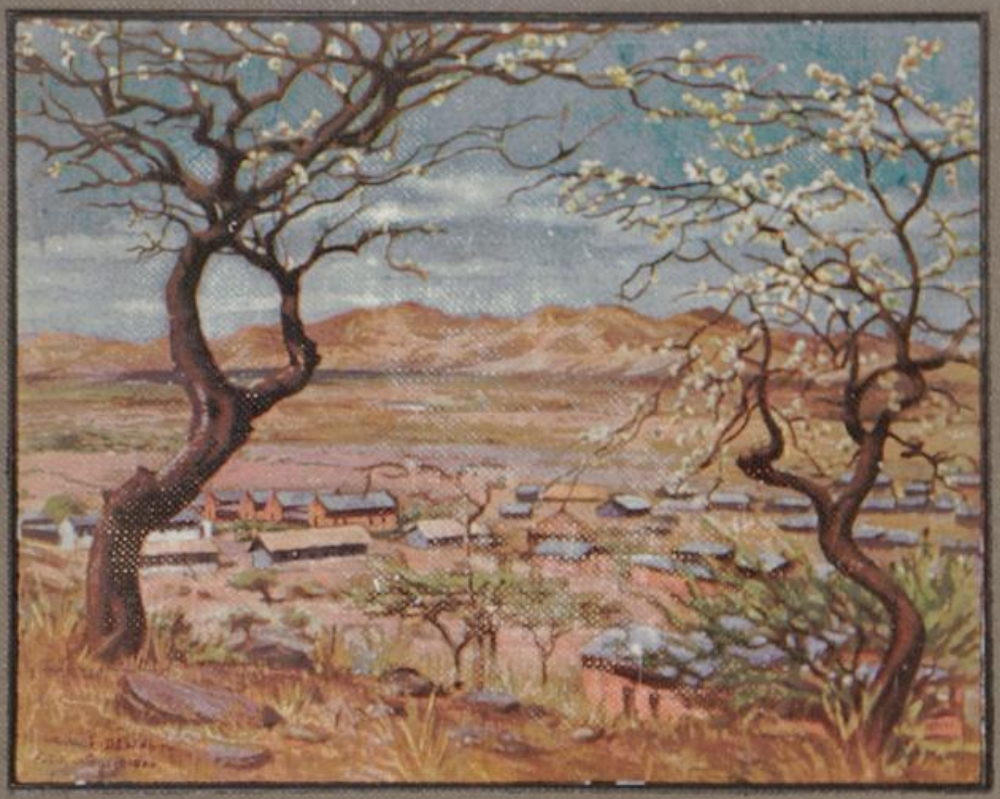
urn:nbn:de:gbv:46:1-9844

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Dr. Paul Rohrbach
Deutsche Kolonialwirtschaft



I. Band: Südwest-Afrika

Buchverlag der »Hilfe« Berlin-Schöneberg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

HERMANN SEIPPEL
BUCH- U. KUNSTHANDLUNG
HAMBURG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Deutsche Kolonialwirtschaft.

I. Band: Südwest-Afrika.

Von

Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Preis 10 Mark.

1907.

Buchverlag der „Hilfe".
Berlin-Schöneberg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

SUB Bremen
01.X.8686

Freie Hansestadt Bremen · Staatsbibliothek ·
53.C.4462

Druck von Julius Beltz, Hofbuchdrucker, Langensalza.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Den ersten Lehrern in Deutsch-Südafrika

Wilhelm Junker,
Finanzinspektor beim Kaiserlichen Gouvernement in Windhuk,

† Paul Richter,
weiland Kaiserlicher Oberrichter von Südwestafrika,

Richard Volkmann,
Hauptmann a. D. in der Kaiserlichen Schutztruppe von Südwestafrika

in Freundschaft und Dankbarkeit
gewidmet

vom Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhalt.

Vorwort . . . . . S. IV – S. VIII

I. Teil. Das Land.

Seite

Erstes Kapitel: Die Namib . . . . . 2—20
Zweites Kapitel: Das Hereroland . . . . . 20 – 99
Die westliche Abdachung und das Kaokofeld 36
Die nordöstliche Abdachung 67
Die östliche Abdachung 84
Drittes Kapitel: Das Etoschabecken . . . . . 100—136
Der Südrand und das Grootfonteiner Gebiet (Okavango und Caprivizipfel . . . 101
Das Amboland 124
Viertes Kapitel: Windhuk und das Bastardland . . . . . 137—150
Fünftes Kapitel: Das Namaland . . . . . 151—198
Der Westen und das Hanami-Plateau 155
Der Osten. Kalk und Dünen 174
Der äußerste Süden 190

II. Teil. Die Wirtschaft.

Sechstes Kapitel: Aufschließungsversuche vor der deutschen Herrschaft . . . . . 200—220
Siebentes Kapitel: Fehler der deutschen Kolonialverwaltung . . . . . 221—264
Das erste Eingreifen der Reichsregierung 229
Die Siedelungsgesellschaft 241
Andere Gesellschaften 258
Achtes Kapitel: Die erste Abgrenzung gegen die Eingeborenen . . . . . 265—329
Rinderpest und Bahnbau 273
Landmangel für die Besiedlung 279
Die südwestafrikanische Wirtschaft vor dem Aufstande 288
Neuntes Kapitel: Aufstand und Zerstörung . . . . . 329—370
Der Ausbruch bei den Hereros 333
Viehverluste 340
Eingeborenenpolitik im Kriege 348
Zehntes Kapitel: Der Wiederaufbau der Wirtschaft . . . . . 370—416
Deutsch- und Britisch-Südafrika 370
Viehwirtschaft und Besiedlung 382
Elftes Kapitel: Eisenbahnbau und wirtschaftliche Produktion . . . . . 417—462
Zwölftes Kapitel: Wirtschaftliche Irrwege . . . . . 463—502
Kleinsiedlung 463
Exportkulturen 483

Schlußwort . . . . . 503—510

Ein Register wird dem Schlußband des Werkes beigegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Vorwort.

Im August 1903, während ich mit den Vorbereitungen für eine Studienreise nach Ostasien beschäftigt war, erhielt ich von der damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts die Aufforderung, als wirtschaftlicher Sachverständiger und Leiter der demnächst zu begründenden Ansiedelungskommission nach Südwestafrika zu gehen. Meine Aufgabe dort sollte, nach dem amtlichen Erlaß, der meine Aussendung begleitete, die sein, auf Grund ausführlicher persönlicher Bereisung des Schutzgebiets und der benachbarten ähnlich gearteten Teile Südafrikas sowohl in der Siedelungsfrage und den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Angelegenheiten positive Vorschläge auszuarbeiten, als auch als Beamter des Gouvernemets von Südwestafrika die praktische Inangriffnahme der von mir gemachten und durch die Kolonialverwaltung gebilligten Vorschläge zu leiten. Sobald ich in der Lage war, eingehendere konkrete Vorschläge zu machen, sollte zur weiteren Förderung der Arbeit eine unter meiner Leitung stehende Kommission gebildet werden, als deren Mitglieder ein Beamter des Gouvernements und einige erfahrene und zuverlässige Ansiedler ernannt werden sollten. Diese Instruktion wurde weiter dahin vervollständigt, daß ich die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Schutzgebiets im weitesten Sinne in den Kreis meiner durch das Gouvernement an die Kolonialabteilung zu übermittelnden Berichterstattung einzubeziehen, einen vollständigen Besiedelungsplan für die Kolonie auszuarbeiten und ein größeres Werk über sie abzufassen hätte.

Ein so umfassender und ehrenvoller Auftrag bewog mich, zunächst auf die vertraglich vorgesehene Frist von drei Jahren, in den Kolonialdienst einzutreten. Bald darnach brach aber die große Katastrophe des Aufstandes aus, und damit waren natürlich alle Besiedelungspläne verschoben. Ich erhielt einstweilen den Auftrag zu vorläufigen Ermittelungen über die Höhe des Aufstandsschadens, wurde dann als beamtetes Mitglied für die im Juli 1904 durch Verfügung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

des Reichskanzlers eingesetzte Entschädigungskommission ernannt und übernahm im Dezember desselben Jahres nach der Erkrankung des ersten Leiters der Kommission, Oberrichter Richter, den Vorsitz. Als Mitglied und Vorsitzender der Entschädigungskommission habe ich dann auf wiederholten Dienstreisen die Kolonie sehr eingehend kennen gelernt. Außerdem unternahm ich während einer Pause, die durch den Kriegszustand in der Arbeit der Schadensaufnahme seitens der Kommission in Windhuk eintrat und im übrigen meine Vertretung im Vorsitz ermöglichte, eine dreimonatliche Dienstreise zum Studium der Farmwirtschaft und der Aussichten für den Einkauf von Zuchtvieh nach der Kapkolonie, den früheren Burenrepubliken, Betschuanaland und Süd-Rhodesien.

Meine Hoffnung richtete sich darauf, daß nach Herstellung des Friedens mit der angekündigten Neubesetzung des Gouverneurpostens und der dadurch bedingten verstärkten Neuaufnahme aller Ansiedelungsfragen auch meine Tätigkeit wieder auf ihr ursprüngliches Feld zurückkehren und ich die Arbeit als wirtschaftlicher Sachverständiger und Referent für Ansiedelungssachen, die mir durch den Erlaß der Kolonialabteilung und meinen Dienstvertrag zugewiesen war, wiederum würde aufnehmen können. Mittlerweile hatten jedoch an den maßgebenden Stelle die Ideen über die Organisation und Leitung des Ansiedelungswesens gewechselt. Auch traten tiefgehende Differenzen über die Ziele und die Methode der Ansiedelung zu Tage, so daß ein passendes selbständiges Wirkungsfeld für mich nicht mehr gegeben war. Ich kehrte daher nach Ablauf der ersten Vertragsperiode nach Deutschland zurück und schied aus dem Kolonialdienst aus.

Wie fast für jeden, der eine Reihe von Jahren unter dem Himmel Deutsch-Südafrikas hat zubringen dürfen, ist dieser Lebensabschnitt auch für mich eine Zeit dankbarster und zugleich wehmütiger Erinnerung an dieses große, befreiende und schöne Land und an die Menschen gewesen, mit denen ich dort im Wirken für die gemeinsame Aufgabe und in warmer persönlicher Freundschaft habe leben und arbeiten dürfen. Ihnen allen, Beamten, Soldaten, Farmern, Kaufleuten und mit wem ich sonst noch zusammen das unbeschreibliche Gefühl der Hingabe und Liebe zu diesem Stück Deutschland jenseits der Meere gekostet habe, ihnen mögen diese Zeilen einen treuen und herzlichen Gruß zurufen. Hat es nicht sein können, daß ich unter ihnen blieb, um mit ihnen, den alten Afrikanern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch einer von den alten im Lande zu werden, so weiß ich doch, was ich ihnen verdanke.

Niemandem, der die schweren Jahre des Aufstandes in Südwestafrika mit durchlebt hat, wird es möglich sein, etwas über diese Zeit der Kolonie zu schreiben und die Feder aus der Hand zu legen, ohne mit dem Ausdruck der Bewunderung derer zu gedenken, die in diesen Jahren gekämpft und Mühsal ertragen haben, um dem Lande den Frieden und die Möglichkeit der Wiederaufrichtung alles Zerstörten wiederzugeben. In der Hingabe und dem Heldenmut in der Bewährung der soldatischen Pflicht ist dabei kein Unterschied zwischen Alten und Neuen gewesen. Wenn ich daher in der Darstellung der Aufstandszeit mich von einer gewissen Kritik der leitenden Stellen in wichtigen Punkten nicht habe dispensieren können und die mangelnde Vertrautheit der späteren Leitung mit besonderen politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten unseres Schutzgebiets zum Ausgangspunkt dieser Kritik nehmen mußte, so hat mir dabei eine Verkleinerung der kriegerischen Aufopferungs- und Leistungsfähigkeit unserer Truppen ebenso ferne gelegen, wie die Anmaßung eines Urteils über nichtpolitische und nichtwirtschaftliche, sondern rein militärische Dispositionen.

Schließlich bitte ich noch bei dieser Gelegenheit um das Wort in einer persönlichen Sache. Ich habe seinerzeit auf Grund von Mitteilungen, die ich sowohl nach der Persönlichkeit, die sie mir machte, als auch nach der Quelle, auf die sich mein Gewährsmann bezog, für ganz besonders einwandsfrei halten mußte, gegen die Leitung der Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika in Berlin, insbesondere Herrn Konsul Vohsen, einen speziellen Vorwurf erhoben, den ich nach den Aufklärungen, die Herr Vohsen seinerzeit in der Sache gegeben hat, nicht mehr aufrecht erhalten will. Der Inhalt meines Schreiben an den Herausgeber der Zeitschrift „Die deutschen Kolonien", Herrn Dr. Förster, in dem jene Bemerkung über die Viehkäufe der Siedelungsgesellschaft stand, war mit Ausnahme eines für diesen Punkt belanglosen Satzes nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Herr Dr. Förster hat meinen Brief, wie er schreibt, auf Grund eines Mißverständnisses gegen meinen Wunsch erst inhaltlich und dann wörtlich veröffentlicht. Er hat die Tatsache, daß die Veröffentlichung gegen meinen Willen geschehen ist, in seiner Zeitschrift selbst zugegeben. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich Herrn Vohsen die schuldige Reparation gerne früher gegeben hätte, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mir nicht, solange ich im Kolonialdienst war, jede weitere Auslassung zu dieser Sache amtlich untersagt gewesen wäre. Diese Rücksicht fällt für mich jetzt fort. Daß meine Überzeugung gegenüber den Landgesellschaften im allgemeinen und gegenüber der Siedelungsgesellschaft im besonderen durch den nebensächlichen Zwischenfall keinerlei Beeinflussung erlitten hat, wird der Leser aus der Darstellung der Gesellschaftsfrage in diesem Buche ersehen. Das bedauerliche und schwer verständliche weitgehende Entgegenkommen, das die Regierung kürzlich der Siedelungsgesellschaft gegenüber in der Frage der Aufhebung der Konzession gezeigt hat, habe ich in der Darstellung des Buches nicht mehr mit behandeln können.

Vielleicht wird jemand in diesem Buch eine besondere Behandlung der Eingeborenen- und Missionsfrage vermissen. Was ich darüber grundsätzlich zu sagen habe, steht als Skizze in der Marine-Rundschau (Februarheft 1907) ausgeführt. Außerdem beabsichtige ich, in nächster Zeit eine besondere Schrift über diese ganze Frage und was damit zusammenhängt, zu veröffentlichen. Für den Augenblick kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für die Behandlung unserer Eingeborenen in Südafrika das burische System das gebotene ist und daß der Einwirkung der Mission innerhalb der zu organisierenden Gemeinden dabei ein möglichst freier und weiter Spielraum zu lassen ist — aber unter grundsätzlichem Ausschluß jedes Schreib- und Leseunterrichts, der zum Verständnis einer europäischen Schriftsprache führen könnte.

Schließlich bitte ich noch, zwei versehentlich im Text fortgelassene Anmerkungen nachtragen zu dürfen: zu Kap. 10, S. 367, die Notiz, daß ich in diesem ganzen Abschnitt unter anderem verschiedene von mir erstattete und seitens der Kolonialverwaltung veröffentlichte dienstliche Berichte, teilweise wörtlich, reproduziert habe, und zu S. 372, daß als Quellen für die Kleinviehtabelle das amtliche Ansiedelungshandbuch für die Kapkolonie und der in Kapstadt erschienene Advanced Atlas for South African Schools von J. G. Bartholomew benutzt sind.

Friednau, den 20. September 1907.

Paul Rohrbach.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erster Teil.

Das Land.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erstes Kapitel.

Die Namib.

Eine Beschreibung des deutschen Anteils an Südafrika steht zunächst vor dem merkwürdigen Anstoß, daß diese Kolonie keinen Namen hat, denn „Deutsch-Süd-West-Afrika" ist kein Name, sondern nur eine geographisch-politische Lagebestimmung. Die Vorschläge, diesem Mangel durch eine brauchbare Namengebung abzuhelfen, sind so alt wie der deutsche Besitz des Landes, aber sie haben bisher nichts Ansprechendes zu Tage gefördert. Bequem und brauchbar sind die hergebrachten, von den ansässigen Volksstämmen abgeleiteten Namen für die einzelnen Landesteile: Namaland für den Süden, Herero- oder Damara-Land für die Mitte, Amboland (nicht Ovamboland) für den Norden, Bastard-Land für das Zwischengebiet zwischen den Namas und Hereros. Der Sprachgebrauch der Engländer und Buren in Südafrika faßt öfters das Ganze unter der Bezeichnung „Damaraland" zusammen, ohne indessen damit regelmäßig gerade den ganzen Umfang des deutschen Kolonialgebietes bezeichnen zu wollen.

Es soll hier davon abgesehen werden, die Menge der vorgeschlagenen Namen noch durch einen weiteren Versuch zu vermehren; nur sei es gestattet, im Folgenden wenigstens eine kleine Vereinfachung zu gebrauchen und einfach „Deutsch-Südafrika" zu sagen, womit das Land gleichfalls vollkommen deutlich bezeichnet ist. Außerdem wahrt ihm diese Benennung auch von vornherein seine Stellung und seinen Charakter als ein in jeder Beziehung zu der großen südafrikanischen Ländermasse gehöriges und organisch in sie eingegliedertes Stück.

Dem ganzen Westrand Südafrikas ist längs der Meeresküste eine eigentümliche Wüstenbildung eigen: Die sogenannte Namib. Die Namib ist nicht auf die Küste von Deutsch-Südafrika be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schränkt; sie beginnt vielmehr eine ziemliche Strecke nördlich der Kunene-Mündung, im portugiesischen Angola, und reicht mit ihren letzten Ausläufern bis in die Nähe des Kaps der guten Hoffnung. Noch ziemlich weit südlich des Oranje-Flusses ist sie, wenn auch schmäler, so doch im übrigen mit ihren sterilen Flächen und ausgedehnten sandigen Aufschüttungen ganz ebenso geartet, wie nördlich davon auf deutschem Gebiet.

Die Breite der Wüste ist an einzelnen Stellen sehr verschieden. An der Kunene-Mündung beträgt sie nur 20—30 km; einen Breitengrad südlicher ungefähr das Doppelte; am Ugab 70—80 km. Noch weiter nach Süden sinkt sie, namentlich wenn man die gleichfalls noch ganz wüstenhafte Zone der Vorherrschaft des Milchbusches mitrechnet, selten unter 100 km herab. Jenseits des englischen Hafens von Port Nolloth keilt die Namib dann nach Süden aus, löst sich in einzelne Wüstenflecken auf und verliert sich allmählich in der Gegend des in die St. Helena-Bai mündenden Olifants-Flusses.

In der Oberflächenbildung der Namib wiederholt sich in eigentümlicher Weise mehrmals von Norden nach Süden ein ähnliches Bild, insofern als sich südlich vom Unterlauf der bedeutendsten Flußtäler mehr oder weniger ausgedehnte, zu Dünen aufgehäufte Sandmassen erstrecken, während auf der Nordseite der Flußmündungen eine steinige oder kiesbedeckte, höchstens von einzelnen Flugsandstrecken unterbrochene Oberfläche zutage liegt.

Bei weitem die größte Ausdehnung weist dasjenige Dünengebiet auf, das, scharf abgegrenzt auf dem linken Ufer des unteren Kuiseb beginnend, einen zungenförmigen Streifen nordwärts längs der Küste bis zur Swakopmündung vorstreckt, und sich im übrigen in einer durchschnittlichen Breite von über 100 km bis in die Nähe des sogenannten südlichen Baiweges ausdehnt, der von Lüderitzbucht aus ins Innere führt.

Auf diesem ganzen Raum, etwa von der Größe des halben Königreichs Bayern, ist der vorhandene felsige Untergrund so stark mit Sand überschüttet, daß, soviel man weiß, kein einziges der aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Innern kommenden Flußbetten irgendwie als sichtbare Rinne die Küste erreicht. Das erste Flußtal, auf das man längs der Küste, vom Süden kommend, trifft, ist das des Kuiseb, dessen Mündungsgebiet bei Walfischbai und Sandwichhafen von den Sanddünen aber beinahe vollständig zugedeckt ist, so daß der Fluß, wenn sein Wasser einmal ausnahmsweise in langen Zwischenräumen bis zum Meere gelangt, landeinwärts von Walfischbai ein weites Überschwemmungsgebiet zwischen den Dünenketten bildet, die sein einstiges Bett erfüllen. In einer ausgeprägt bis zum Meere durchgeführten Rinne mündet erst der Swakop, und es gewährt ein ganz eigentümliches Bild, zu sehen, wie sich die bergehohen, rötlichen Sandmassen von Süden her bis unmittelbar an das Flußtal heranstauen, ohne es doch anzugreifen oder zu überschreiten. Vom Swakop an nach Norden zeigt sich die Namib, soweit sie bekannt ist, als eine im ganzen ebene Fläche, die gegen das Innere zu ununterbrochen ansteigt und in der einzelne Bergkuppen und kleinere, vollkommen nackte Gebirgs-Massen und Ketten inselartig verstreut liegen.

Als Oberfläche liegt teils der in großen Platten, Schalen und Brocken verwitterte, von Sprüngen und Rissen durchsetzte Felsboden selbst zutage, vielfach granitischer Natur, oder aber es ist eine wechselnde Decke von gröberem oder feinerem Grus mit vereinzelten Sandanhäufungen, namentlich an den Flanken der Berge, darüber hingebreitet. Durch den nördlichen Abschnitt zieht sich eine lange Reihe parallel von Nordost zu Südwest gerichteter aus dem Innern herabkommender Flußtäler, die zum Teil ziemlich tief eingeschnitten sind, außerdem aber auch dadurch auffallen, daß sich in ihnen öfters eine kräftige Vegetation von Baum-, Busch- und Graswuchs bis in die Nähe der Küste hinabzieht. Die meisten dieser Wüstenflüsse, in denen oberirdisch fließendes Wasser übrigens selten oder nie bis ins Meer hinab gelangen soll, sind wegen der großen Schwierigkeit in der Erforschung des ganzen Geländes erst sehr mangelhaft bekannt. Die bedeutenderen von ihnen sind, außer dem Eiseb- oder Omaruru-Fluß und dem Ugab, die beide tief aus dem Innern des Landes kommen, von Süden nach Norden:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Huab, der Koichab, der Uniab, der Hoanib, der Hoarusib und der Khumib.

Nördlich dieses letzteren erreicht kein einziges Rivier mehr mit seiner Talrinne die Küste. Wie die Namib abseits von den Flußläufen in diesem ihrem nördlichsten Teile aussieht, ist übrigens nicht bekannt. Nach einzelnen Sichten von betretenen Punkten aus zu schließen, scheint es, daß sie auf ausgedehnte Strecken hin nicht mehr die meistens ebene Fläche ist, wie zwischen Swakop und Ugab, sondern eine stark koupierte Fels- und Hügellandschaft. Der absolute Mangel an Wasser und Futter und die große Entfernung von jeder brauchbaren Basis für die Verpflegung hindern die Erforschung dieser Gebiete sehr.

Südlich von dem untersten Teil des Kunenelaufs entwickeln sich die längs der Küste weiter aufwärts wieder stärker auftretenden Sandmassen zu mächtigen weißen Dünengebilden, ähnlich wie auf der Südseite der Swakop-Mündung, während nördlich des Flusses hier wie dort steiniges Gelände, harter Felsboden und daneben die gewöhnliche sterile Oberflächengestaltung der mittleren Namib auftritt.

Der Kunene selbst ist an seiner Mündung, wie es scheint, ein Seitenstück zum Oranjefluß. Beide Flüsse haben, wenigstens zur trockenen Zeit, überhaupt keine offene Mündung, sondern sind von mächtigen Sandbarren, die durch das Gegeneinanderwirken der Flußströmung und der Meeresbrandung aufgehäuft sind, verstopft.

Die Mündung des Oranje bei niedrigem Wasserstand beschreibt ein Augenzeuge folgendermaßen:

Eine lagunenartige, ganz flache Erweiterung des Bettes, die ringsum von hohen Sandwällen umgeben ist, wird gegen das Meer zu durch eine zusammenhängende Barre geschlossen, so daß man meinen könnte, es sei möglich, trockenen Fußes über diesen Damm von einem Ufer auf das andere zu gelangen. Dieser Schein trügt aber, denn der mittlere Teil der Barre besteht nicht, wie die beiden Enden, aus einer festen Sandlagerung, sondern aus halbflüssigem Schwimmsand, der durch das Gegeneinanderdrängen der unausge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

setzt ans Ufer schlagenden Brandung und der Flußströmung in einer Art von Gleichgewicht gehalten wird. Bei starkem Hochwasser schwemmt der Fluß die Barre ganz oder teilweise ins Meer und ergießt sich für kürzere oder längere Zeit frei in den Ozean. Analog scheint nach den vorhandenen Nachrichten die Mündung des Kunene gestaltet zu sein, und es fällt auch auf, wenn nicht nur am unteren Kunene sondern auch am Kuiseb, kurz bevor sein Bett sich vollständig verflacht und vom Sande überschüttet wird, die Dünen in mächtigen Wällen bis hart an den Absturz ins Flußtal herantreten, so daß ein am oberen Talrand fahrender Wagen sich bereits durch den Sand arbeiten muß, um nicht in den Abgrund zu stürzen, während die nördliche Flußseite hier wie dort frei von Sand ist. Wo die Dünen die flache, zugewehte und zugeschwemmte Kuiseb-Mündung überschreiten können, haben sie sich noch weiter nordwärts in einem einige Kilometer breiten Streifen längs der Küste bis zum Swakop ausgedehnt, aber hier gebietet ihnen dessen Bett, wiewohl es fast immer trocken liegt und vor der Mündung keineswegs besonders breit oder tief eingeschnitten ist, jenen schwererklärlichen Halt. Es scheint auch, daß auf beiden Ufern der Oranje-Mündung das Verhältnis ein ähnliches ist, wenngleich hierüber keine ausreichenden Nachrichten existieren.

Bemerkenswert auf jeden Fall ist es, daß zwischen Walfischbai und Lüderitzbucht kein einziges unter den Sandmassen sichtbares Flußtal die Küste erreicht. Auch die Riviere, die auf den Karten bei Lüderitzbucht ins Meer mündend erscheinen, sind in Wirklichkeit als erkennbare Flußbetten nicht vorhanden, sondern höchstens als flache Talzüge ohne jede selbst nur periodische oder unterirdische Wasserführung. Ebensowenig ist südlich von Lüderitzbucht ein bis zur Küste durchgehendes Rivier bekannt, aber dieser Abschnitt der Namib ist überhaupt noch unerforscht. Es scheint, daß diejenige Gestaltung der Namib, die auch weiter nach Norden häufig vorkommt: daß ursprünglich hoch aufragende Gebirge jetzt nur noch mit ihren obersten Gipfeln und Kämmen aus dem Schuttmeer emportauchen, das sich durch die Verwitterung ihrer eigenen Masse um

sie gebildet hat, hier im Süden besonders deutlich ausgeprägt ist. Auch auf dem Baiweg, zwischen Lüderitzbucht und Kubub, überschreitet man mehrere solcher bereits zum größten Teil verschütteten Gebirgszüge.

Die Hauptmasse der großen Sandregion zwischen dem Kuiseb und dem südlichen Baiweg dehnt sich etwa 230—300 km von Norden nach Süden in die Länge und durchschnittlich unter 100 km von Osten nach Westen in die Breite.

Nach den Schilderungen derjenigen, die tiefer in diese Region eingedrungen sind, liegen die Sandberge öfters auf längere Strecken ohne erkennbare, gemeinsame Streichrichtung auf einem harten Untergrund derart aufgeschüttet, daß es möglich ist, sich zu Pferde in stetem Zick-Zack zwischen ihnen trabend vorwärts zu bewegen. Diese Dünen bilden also demnach keine längeren zusammenhängenden Ketten, die man übersteigen müßte, um innerhalb des Sandgebietes eine bestimmte Richtung einzuhalten, sondern ein unregelmäßiges Gewirr von lose aufgeschütteten, vollkommen vegetationslosen Hügeln, deren jeder in einem erst langsam ansteigenden und dann nach der Leeseite scharf abbrechenden Kamm endet.

Am tiefsten in den Sand hinein scheint der Hauptmann bei der südwestafrikanischen Schutztruppe, Freiherr von Schönau-Wehr, vorgedrungen zu sein.

Dieser ritt von der Farm Abbabis am Tsondab, nördlich des Naukluftgebirges, in westlicher Richtung, dem Flusse folgend, bis an den Rand der Dünen, tränkte dort an einer vom Regen übrig gebliebenen Wasserlache zum letzten Male und versuchte dann, westwärts haltend, die in der Luftlinie etwa 130 km entfernte Küste zu erreichen. Von Schönau-Wehr berichtet, daß er mit guten Pferden, eine kurze Mittagsrast ausgenommen, vom ersten Morgengrauen bis in die Nacht hinein in scharfem Trabe vorwärts geritten sei, und zwar immer zwischen den unregelmäßig durcheinander gelagerten, teilweise bis zu 50 m hohen Sandbergen. Am Abend hätte er nach dem eingeschlagenen Tempo, trotz des großen Wegeverlustes durch die unausgesetzten Krümmungen, seiner Berechnung

nach im Angesicht der Küste sein müssen — als er zu spät entdeckte, daß er, ohne Kompaß, sich in der Richtung geirrt hatte und statt dauernd westwärts zu halten, stark nach Süden abgekommen war. Da an der Küste sicher auch kein Wasser zu finden gewesen wäre, so blieb nichts anderes übrig, als am nächsten Tage auf der eigenen Spur wieder zurückzureiten.

Einen anderen Vorstoß in den Sand unternahm der 1904 gegen Morenga gefallene Leutnant Baron von Stempel als Distriktschef von Bethanien vom Nordrande des Tiras-Gebirges aus in der Richtung nach Nordwest. Nach zweitägigem Marsch mit Wassersäcken, als nur noch ein geringer Rest Wasser vorhanden war, erklärte der mitgenommene Führer, ein steinalter Buschmann, am Abend des nächsten Tages würden sie an eine Wasserstelle in der Wüste kommen. Das Wagnis, auf diese Angabe hin noch weiter vorzudringen, erschien aber zu groß, denn wenn es am dritten Tage kein Wasser gab, so war der Rückweg, für die Weißen wenigstens, unmöglich. Der Marsch v. Stempel's ging übrigens nicht wie der Versuch v. Schönau-Wehrs zwischen den Dünen hindurch, sondern in gerader Linie über die Kämme hinweg, auf und nieder, da in jener Gegend der harte, vom Winde freigeblasene Boden, wie ihn die Namib westlich von Abbabis zeigte, zwischen den Dünen fehlte, vielmehr alles weit und breit mit tiefem, feinem Sand überschüttet war und die Dünenkämme auf lange Strecken hin lückenlos zusammenhingen.

Die Bestrebungen, in das Innere der Dünenwüste einzudringen, knüpfen besonders an die Erzählungen der Eingeborenen von großen Wasserstellen an, mit Weideland und fabelhaftem Wildreichtum, die es tief drinnen im großen Sande geben soll. Die Idee von diesem sogenannten gelobten Lande oder Buschmanns-Paradies in der Namib ist durch ganz Südwestafrika verbreitet und wird von Weißen wie von Eingeborenen allgemein geglaubt, ohne daß freilich bisher ein einziger wirklicher Anhaltspunkt für das Vorhandensein eines solchen Oasengebietes existierte. Auffallend ist es allerdings, daß die meisten Flüsse, welche aus dem Innern, vom Naukluft-,

vom Zaris- und vom Tiras-Gebirge, kommen und im Sande der Namib verschwinden, sich dort nicht allmählich verlieren, sondern mit breiten, scharf ausgeprägten Betten, die z. B. beim Tsondab und beim Tsauchab steilwandig in den Felsboden eingeschnitten sind, direkt in die Dünen eintreten. Das Wasser des Tsondab und Tsauchab braust, wenn die Flüsse abkommen, mit mächtigem Schwall bis unmittelbar an die Dünen heran, die das Flußbett quer durchschneiden, und staut sich dann vor diesem Hindernis zu einem großen, flachen, seeähnlichen Wasserspiegel auf, der tagelang, mitunter auch wochenlang, allmählich zusammenschrumpfend, verdunstend und versickernd, bestehen bleibt. Am Tsondab steht nach der Erzählung des Frhrn. v. Schönau-Wehr jenseits der ersten Dünen, wo das trockene, scharf eingeschnittene Flußbett noch einmal vom Sande frei wird, ein toter Wald von mächtigen, vollkommen abgestorbenen Kamel- und Weißdorn-Bäumen, als ein Beweis dafür, daß der offene Flußlauf und die Grundwasservegetation früher weiter nach Westen reichten, als heute, und daß die Dünen an dieser Stelle seit verhältnismäßig kurzer Zeit landeinwärts vorgedrungen sind. Auch der Tsauchab bietet noch über die letzte Wasserstelle Seßriem, westlich des Naukluftgebirges, hinaus, wo er in den Dünen verschwindet, das Bild einer scharf in festes Konglomeratgestein eingearbeiteten Flußrinne dar, die zweifellos drauf schließen läßt, daß mindestens in früherer Zeit das Wasser beim Abkommen noch eine bedeutende Strecke weiter mit kräftigem Fall nach Westen geflossen sein muß. Von der Höhe des westlichen Randes der Naukluft soll man auch den unter dem Sande begrabenen Lauf des Tsauchab unterhalb Seßriem noch eine ganze Strecke weit an einem schwachen, dunkel vom Sande sich abhebenden Vegetationsstreifen verfolgen können, der durch das emporsickernde Wasser noch innerhalb des Dünengebietes verursacht wird.

Von Wichtigkeit ist jedenfalls auch eine Beobachtung des Majors Maercker, der von einem erhöhten Standpunkt am Rande der Namib aus ziemlich tief in der Wüste ein Umbiegen dieses Vegetationsstreifens nach Süden wahrnahm. Wenn dem so ist, dann erscheint

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es allerdings nicht als ausgeschlossen, daß die Süßwasserquellen bei Anichab unmittelbar an der Küste, etwa 40 km nördlich von Lüderitzbucht, mit dem Lauf des Tsauchab durch die Namib zusammenhängen. An sich erschiene ja der Gedanke möglich, daß innerhalb der Wüste, zwischen der Gebirgsreihe, die sie nach Osten begrenzt, und dem Meere, noch eine ähnliche durch Senkung entstandene Längstalbildung existiert, wie sie sich im Innern des Namalandes, in der Richtung von Norden nach Süden verlaufend, mehrfach wiederholt. Auch der Konkip und der Fischfluß fließen auf derselben geographischen Breite, wie bisher angenommen wird, durch Grabenversenkungen. Bei der im allgemeinen zweifellos vorhandenen Abdachung der Namib von Ost nach West, dem Meere zu, könnte hier ein von Norden nach Süden gerichteter Flußlauf überhaupt nur unter der Voraussetzung einer solchen nord-südlichen ausgeprägten Talbildung existieren.

Während des Hottentottenaufstandes ist es auch einmal vorgekommen, daß eine Anzahl Rinder von den Rebellen aus der Gegend des Naukluft-Gebirges nach Westen abgetrieben wurde. Die Spuren führten direkt in die Wüste, und eine Eingeborenenpatrouille, die den Räubern dorthin nachgeschickt wurde, berichtete, sie sei ihnen den ganzen Tag gefolgt (nach der Berechnung der angegebenen Gangart etwa 60 km), aber als die Spuren dann immer noch in derselben Richtung weiterführten, sei sie umgedreht. Einwandfrei ist dieses Zeugnis freilich nicht, denn es mag ebensogut möglich sein, daß die Leute eine Stunde weit in die Dünen geritten sind, und sich dann in den Sand gelegt und geschlafen haben, statt zu verfolgen, wie sie angaben. Unter solchen Umständen würde erst der Angabe eines Weißen ein erheblicher Wert beizulegen und das Vorhandensein eines Wassers, zu dem die Spuren führten, anzunehmen sein. In Walfischbai existiert auch eine Überlieferung, von der F. J. v. Bülow in seinem Buche „Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois" aus dem Jahre 1892 berichtet, daß in früheren Jahren, vor der deutschen Schutzherrschaft im Lande, einmal ein anscheinend irrsinniger, weißer Mann in ganz abge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rissenem Zustande, den niemand kannte, aus dem Innern, d. h. aus dem Sande, gekommen und dorthin wieder zurückgegangen sei, ohne daß es möglich war, von ihm Näheres über seine Herkunft und seinen Aufenthaltsort zu erfahren. Bülow hat diese Geschichte von dem damaligen englischen Magistrat Cleverley und mehreren anderen zuverlässigen Gewährsleuten gehört. Der Mann habe sich nur kurze Zeit in Walfischbai aufgehalten, habe mit niemandem gesprochen und keinerlei Fragen beantwortet. Cleverley erzählte außerdem, daß er sich dienstlich und privatim erkundigt habe, ob dieser Mann sonst irgendwo im Lande bekannt gewesen, ob er seinen Weg durch die benachbarten Gebiete genommen oder ob ein Schiff ihn gelandet habe. Niemand aber wußte etwas von ihm. Merkwürdig ist auch, daß die Eingeborenen, wenn sie von den Wasserstellen in der Wüste sprechen, anscheinend nicht eine und dieselbe Gegend meinen, denn von der Naukluft aus soll der Platz westlich liegen, etwa in der Verlängerung des Tsondab-Laufes; von Bethanien aber nicht nördlich, sondern nordwestlich, und vom Zaris-Gebirge aus wieder westlich. Die beiden letzteren Angaben könnten sich auf eine und dieselbe Stelle beziehen, mit der ersteren aber ist das nicht möglich. Wirklich am Wasser gewesen zu sein haben übrigens, meines Wissens, keine Hottentotten, sondern nur einige alte Buschleute behauptet, und dabei wird auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen sein, daß es sich um keine eigene Kenntnis, sondern um Überlieferung handelt. Am bestimmtesten ist die Angabe, die gleichfalls Bülow von einem alten Hottentotten erzählt. Dieser habe ihm berichtet, es seien einmal vor vielen Jahren, als es besonders stark geregnet hatte, eine große Menge von Giraffen und Straußen, Nashörnern, Zebras, Gems- und Springböcken aus der unbekannten Dünenregion in die Flächen am Tsondab, wo er in den Sand eintritt, hervorgewandert gekommen. Als sie sich später nach dem Auftrocknen des Wassers wieder zurückzogen, sei ihnen ein Buschmann durch die Dünen gefolgt. Tief drinnen im Sand habe er dann gefunden, daß der Tsondab wieder zutage trat und Wasser enthielt. Dort sei ein

Weideland von ungeheuerem Wildreichtum gewesen, und nackte Buschleute, die Pfeil und Bogen führten und Vieh besaßen, hätten dort gelebt.

Unmöglich ist das Vorhandensein von Oasen in der Flugsandwüste keineswegs, wenn man in Betracht zieht, daß die Flußbetten, die aus dem Innern kommen und zeitweilig ganz gewaltige Wassermengen herabbringen, sich offenbar noch weit unter den Dünen als zusammenhängende Rinnen im Felsboden fortsetzen. Daraus ist zu schließen, daß die Überschüttung des Bodens durch den Sand erst stattgefunden hat, nachdem die Flüsse ihr Bett bereits ausgearbeitet hatten. Dieser Umstand würde es ihnen aber auch ermöglichen, einen Teil des zur Regenzeit abkommenden Wassers unter dem Sande durch geschlossen fortzuleiten, und wenn dieses im Innern der Wüste irgendwo auf Senkungsfelder oder Einbrüche trifft, die von den Dünen nicht überweht sind, so würde es an derartigen Stellen naturgemäß zutage oder doch wenigstens so nahe an die Oberfläche treten, daß eine Vegetation ermöglicht wird. Auf jeden Fall ist das Problem dieses „gelobten Landes" in der Namib interessant genug, um einmal seine gründliche Erforschung zu rechtfertigen. Die gegebenen Anhaltspunkte für eine Expedition würden wohl in erster Linie der Eintritt des Tsauchab, in zweiter der des Tsondab oder eines der vom Zaris- oder Tiras-Gebirge kommenden Riviere in die Wüste sein. Allerdings kann an eine wirtschaftliche Ausnutzung der Oasen, selbst wenn sie tatsächlich vorhanden sein sollten, nicht gedacht werden, da ihr Umfang schwerlich bedeutend genug und ihre Zugänglichkeit auf jeden Fall äußerst schwierig sein wird.

Voraussetzung für den Erfolg einer Expedition ist, wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall einen Handstreich gelingen läßt, die Einrichtung von Wasser- und Futter-Depots für die auf jeden Fall mitzunehmenden Reit- und Tragetiere längs der gewählten Linie des Vordringens. Auf diese Weise sind im östlichen Sandfeld während des Hererofeldzuges große Durststrecken selbst für ganze Abteilungen überwindbar gemacht worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Verwendung der jetzt im Lande reichlich vorhandenen Kamele wird sich empfehlen. Von Natur am weitesten in die Wüste vorgeschoben ist das Wasser immer dann, wenn die Flüsse Tsondab und Tsauchab stark abgekommen sind. Abgesehen davon ist Seßriem, im Westen des Naukluftgebirges, die letzte ausdauernde Wasserstelle (der Name kommt von der Tiefe des Wasserloches; um schöpfen zu können, muß man 6 Ochsenriemen zusammenbinden) im nördlichen Teil des Wüsten-Grenzgebietes. Im Süden hat das bekannte Gefecht von Nubib unter Major Maercker gegen die Hottentotten und Andreas-Leute uns gezeigt, daß die Wasserstellen und die Weidevorräte westlich vom Zaris-Gebirge bedeutend weiter in die vermeintliche Wüste hineinreichen, als man vordem annahm. Nubib selbst liegt noch ca. 30 km westlich von Zaris, und auf dem Wege dorthin gibt es Wasser im Auchab-Gebirge, das früher für wasserlos galt. Außerdem aber hat der Bastard Hendrik Brand, der mit den Aufständischen gemeinsame Sache gemacht hatte und später gefangen wurde, ausgesagt, daß einen Tagemarsch weiter genau nach Westen noch ein sogenanntes „Mundwasser" läge, wo Menschen, aber keine Tiere trinken könnten. Diese Wasserstelle, an einem hohen aus dem Sande hervorragenden Berge gelegen, heiße Kowachasip; dort soll es auch sehr viel wilde Melonen (Tschammas), viel Gras, Holz und reichliche Jagd geben. Westlich von Kowachasip gab Brand an, kein Wasser mehr zu kennen, dagegen nannte er einen halben Reittag südöstlich eine Wasserstelle Chorasib mit „vielem und dauernd gutem Wasser, guter Weide und reichlich Holz". Dieses Chorasib wäre demnach einer der gegebenen Punkte zum Vordringen in der Richtung auf die Küste. Kowachasip wie Chorasib liegen beide bereits mitten in den Dünen, die aber hier reichlichen Graswuchs aufweisen. Von dieser Gegend sind es in direkter Richtung auf die Küste etwa 120, auf das Wasser von Anichab bei Lüderitzbucht etwa 180 km. Auf diesen beiden Linien müßte man den Tsauchab-Lauf, wenn er innerhalb der Wüste tatsächlich einer erkennbaren Bodensenkung folgen sollte, schneiden. Im übrigen möge nur noch bemerkt werden, daß die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschiedenen Namen von Wasserstellen in der südlichen Namib auf der sogenannten Kriegskarte von Südwestafrika, wie Gobis, Kunbis und andere, als kartographische Einzeichnungen lediglich Phantasieprodukte sind, denn dort ist nie ein Weißer gewesen, auf dessen Erkundung Wert gelegt werden könnte, und die gelegentlichen, nach Richtung und Entfernung wie nach ihrem sachlichen Inhalt gleich unzuverlässigen Angaben der Buschleute können lange keine genügende Unterlage bilden, um danach bestimmte Punkte einzuzeichnen. Dagegen ist am Westrande des Tirasgebirges, nach der Wüste zu, wie gleichfalls Hendrik Brand angibt, ziemlich viel Wasser zu finden.

Über die Entstehung der gewaltigen Sandanhäufungen in der Namib ist zu sagen, daß die Namib zunächst eine analoge Wüstenbildung ist, wie die Atacama an der Westküste von Südamerika. Beide sind eine Folge der kalten, am Festlandsrande entlang vordringenden Polarströmung, im Verein mit der Zurückhaltung der östlichen Winde durch das innere Hochland: hier durch die Plateaulandschaften des Herero- und Namalandes, dort durch die Kordillere. Sowohl die Namib als auch die Atacama liegen mit ihrer stärksten Entwicklung etwa zwischen dem 27. und 22. Grad südlicher Breite und werden vom Wendekreis etwa in der Mitte ihrer Gesamtausdehnung geschnitten. Das kalte Oberflächenwasser bringt längs der Küste die über den Ozean herankommenden Luftströmungen dazu, daß die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit sich bereits über dem Meere verdichtet und die Küste höchstens als Nebel, fast nie als Regen, erreicht. In der eigentlichen Atacama wirkt das binnenwärts gelegene Gebirge als ein absolutes, in der Namib als ein sehr starkes Hindernis für die Entstehung von Regen mit Ostwind. Walfischbai wie Lüderitzbucht haben in manchen Jahren gar keinen meßbaren Niederschlag, in anderen nur einige Millimeter. Im ganzen Innern von Südwestafrika gilt die Regel, daß die Niederschläge mit dem Ostwind kommen, und daß der Westwind den Regen vertreibt. Davon können gelegentlich Ausnahmen vorkommen, aber solche scheinen nur örtlich bedingt zu sein und

sich nur über kleinere Einzelgebiete zu erstrecken. Jedenfalls wird versichert, daß größere und länger dauernde Niederschlagsperioden nicht eintreten, wenn nicht vorher längere Zeit hindurch der Wind von Osten oder aus einer benachbarten Richtung geweht hat. Zu einer exakten Prüfung dieser allgemein geglaubten Regel reichen die meteorologischen Daten leider noch nicht aus.

Über die Entstehung der Sanddünen in der südlichen Namib hat Stapff (Das untere Kuisebtal, Peterm. Mitt. 1887, VII) vermutet, daß sie aus unterseeisch zerstörtem Sandstein hervorgegangen sind. Demgegenüber ist es glaublicher, daß die Brandung und der an der Küste herrschende Süd- und Südwestwind die Ursachen sind. Die Brandungswelle wirft den Sand vom Meeresboden ans Ufer. Zur Ebbezeit trocknet ihn der Wind dann auf und führt ihn landeinwärts. Genaueres hierüber wird eine demnächst in den Abhandlungen der Berliner Geologischen Landesanstalt erscheinende Arbeit von Dr. Lotz enthalten. Lotz hat während seines Aufenthaltes in Südwestafrika besondere Gelegenheit zu Studien in der Namib gehabt. Nach seinen Mitteilungen erstreckt sich ganz allgemein längs der Küste ein schmaler Streifen von sogen. Wanderdünen, die aus dem Meere aufsteigen und, vom Südwind gefaßt, ständig nordwärts gejagt werden. Stellenweise stauen sie sich, namentlich wenn ihnen Gebirge entgegentreten, zu gewaltigen Sandmassen auf und werden dann auch wohl aus der Nord-Südrichtung abgelenkt. Im allgemeinen halten sie diese aber inne. Aus den Wanderdünen entsteht dann weiter landeinwärts durch das fortgesetzte Treiben der allmählich immer mehr ostwärts drehenden Windströmung das große, zum kleineren Teil bereits festliegende, zum größeren Teil auch noch bewegliche Sandmeer der inneren Namib.

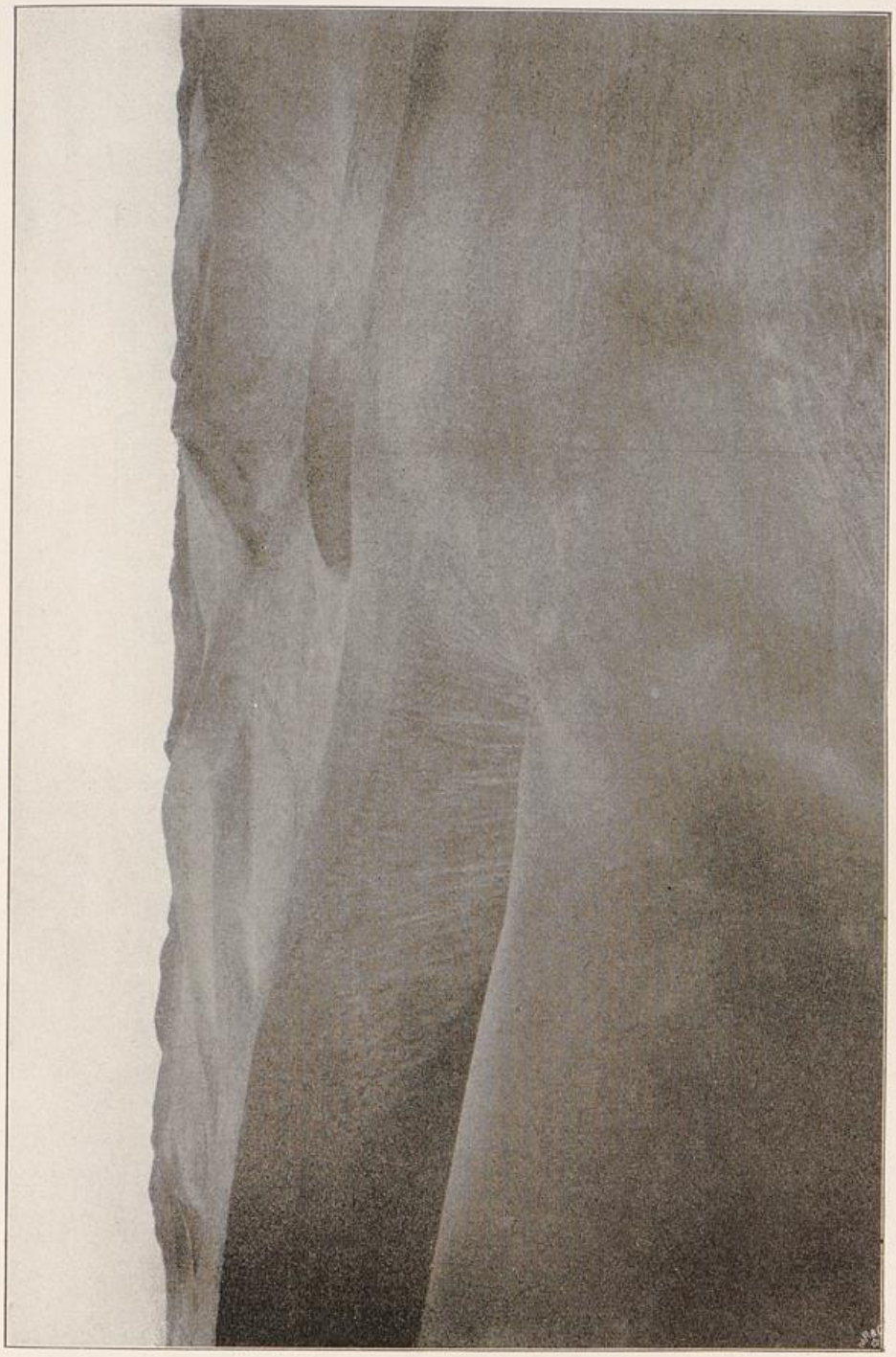
Auffallend ist nur das scharfe Abschneiden der hier gerade besonders mächtig und hoch entwickelten Dünen an der Swakopmündung, während doch nördlich und südlich davon dieselben Wind- und Brandungsverhältnisse herrschen. Man könnte versucht sein, die Tatsache zur Erklärung heranzuziehen, daß gerade

an der Swakopmündung die an der Küste heraufkommende Meeresströmung mit besonderer Heftigkeit nordwärts dicht am Ufer entlang fegt und bekanntlich auch die Swakopmunder Mole bald nach ihrer Erbauung versandet hat. Vielleicht wird auf diese Weise der Sand, den sonst die Brandungswelle ungestört ans Gestade wirft, auch weiterhin nordwärts abgeführt, während weiter südlich möglicherweise die dort dem Ufer öfters vorgelagerten Felseninseln den Strom mehr seewärts halten. Darüber könnten nur genauere Ermittelungen über die Strömungsverhältnisse Auskunft geben. Vereinzelte Dünenpartieen finden sich übrigens auch an der ganzen Küste vom Swakop nordwärts bis zum Kunene verstreut.

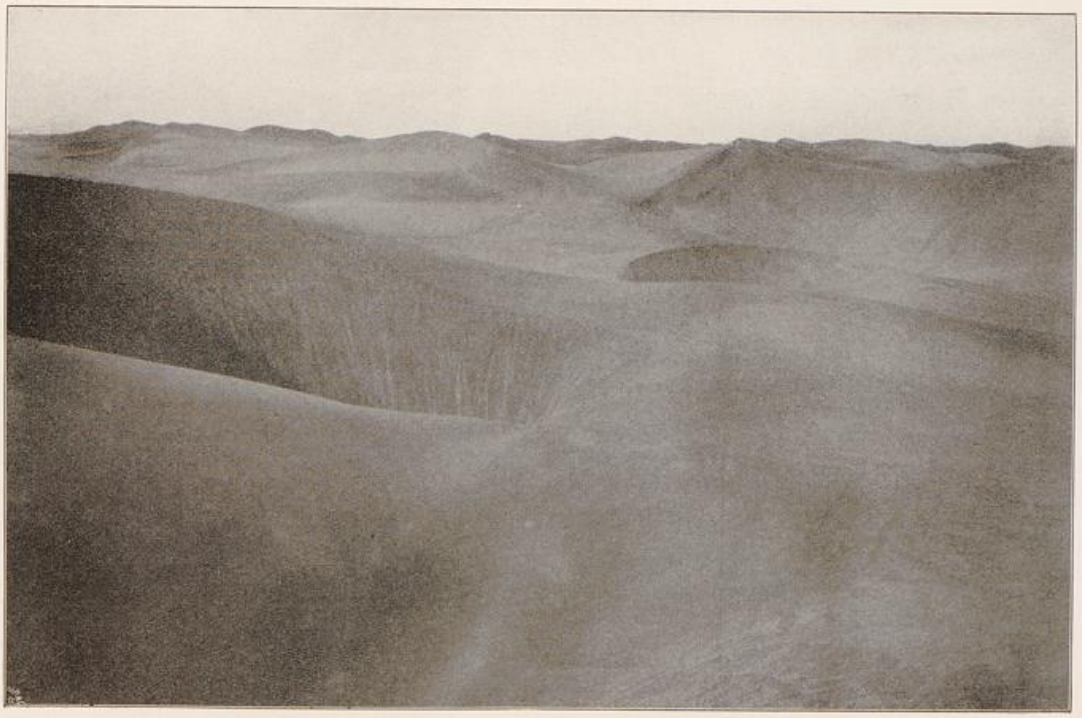
Außerdem würde eine Erklärung der kolossalen Dünenbildung in der Namib auch noch die Tatsache zu berücksichtigen haben, daß ein Teil des Sandes, wie seine gegenwärtig noch fortdauernde Entstehung beweist, vom Winde aus dem Verwitterungsschutt der Gebirge in der Namib ausgeblasen wird, und ferner, daß sich weit im Innern des Landes, und zwar auch im Süden, entsprechend der Verbreitungszone des Sandes in der Namib, eine zweite Dünenregion findet: am Auob und unteren Nosob. Diese Dünen bilden einen dritten Typus: sie bestehen aus langen, vollkommen parallelen, wallartigen Aufschüttungen von rotem oder rötlichem Sande, liegen offenbar schon seit lange fest und sind reichlich mit Gras und Busch bewachsen. Von ihnen und ihrer Entstehung wird später bei der Beschreibung der östlichen Binnenregion noch genauer zu handeln sein.

Als Ganzes ist die Namib, vor allen Dingen das Stück, das sich zwischen Lüderitzbucht und der Swakopmündung landeinwärts ausdehnt, ein wissenschaftlich ebenso interessantes und erforschenswertes, wie wirtschaftlich hinderndes Gebiet. Man wird angesichts der extremen Unwirtlichkeit dieser Sandmassen und namentlich auch wegen ihrer schweren Zugänglichkeit von der Küste aus es begreiflich finden, daß, mit Ausnahme jener einzelnen Vorstöße nach den die Phantasie reizenden angeblichen Oasen im Innern, für die Erforschung noch nichts geschehen ist. Die außerordentliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Dünen in der Namib.



Dünen in der Namib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Knappheit der Etatsmittel in der Kolonie, die für wissenschaftliche Zwecke so gut wie gar nicht vorhanden waren, und die jahrelangen Kriegswirren sind neben dem allgemeinen Mangel an Interesse für das Land die Hauptgründe hierfür gewesen. Jetzt, wo das Interesse erweckt und der Friede wiederhergestellt ist, sollte es gleichmäßig Sache des Erforschungsehrgeizes in der Kolonie selbst wie der heimischen Einsicht in die große wissenschaftliche Bedeutung des Namibproblems sein, einmal eine gründlich ausgerüstete, mit Zeit und Mitteln ausreichend versehene Expedition in den „großen Sand" zu schicken.

Für das genetische Verständnis der mannigfachen Oberflächengestaltung in der Namib, der merkwürdigen Verwitterungserscheinungen, Schliffe, Berg- und Felsformen, der Vegetationstypen u. dgl. möchte ich übrigens nicht versäumen, auf ein ausgezeichnetes Hilfsbuch, zumal für den geologisch nicht gebildeten Laien, hinzuweisen: Walther, Gesetz der Wüstenbildung*). Niemand, der mit dem Interesse des Forschers oder auch nur als gebildeter Reisender oder Ansiedler nach Deutsch-Südafrika geht, sollte es versäumen, dieses Werk mitzunehmen, das ihm auf Schritt und Tritt den Einblick in die Natur und die Entstehung zahlloser Erscheinungen nicht nur in der Namib, sondern auch in den weiten Steppen- und Halbwüstengebieten des inneren Hochlandes eröffnen wird. Walther schreibt ohne Anschauung südafrikanischer Wüsten und Steppen, auf Grund asiatischer, nordafrikanischer und amerikanischer Forschungen, aber sein Buch ist auch für den Südwestafrikaner um so wertvoller, je vollständiger es gerade von einem räumlich weit entlegenen Beobachtungsmaterial aus zum Wiedererkennen und Verstehen derselben oder nahe verwandter Vorgänge und Erscheinungen zwischen Oranje und Kunene führt.

Zwischen dem Meeresniveau und dem Innern Südwestafrikas besteht ein sehr erheblicher Höhenunterschied, der im Durchschnitt für das Hereroland auf ± 1500 Meter, für das Namaland etwas

*) Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1900.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weniger, veranschlagt werden kann, während die mittlere Höhe des Ambolandes 1000—1100 Meter betragen wird. Hier sind aber die Angaben noch recht unsicher und einander widersprechend. Der Ausgleich dieser Niveaudifferenz fällt so ziemlich ganz in die Namib, die sich aber nirgends bis auf das eigentliche Hochland hinauf erstreckt; vielmehr wird der letzte Teil des Anstieges von der Küste her meist von einem besonders gearteten Übergangsgebiet zwischen Wüste und Weideland eingenommen. Im allgemeinen ist im Norden das Gebiet der ausdauernden und kräftigen Vegetationsdecke bei 1200 Metern Höhenlage (von Flußtälern abgesehen) erreicht; stellenweise auch schon früher. Im sogenannten Kaokofeld, nördlich des unteren Ugab, werden die Höhen, sowohl in den küstennahen als auch in den weiter landeinwärts gelegenen Strichen, überhaupt etwas geringer, als in der Breite des eigentlichen Hererolandes. Im Süden wiederum legt sich im Zuge des Baiweges und der Lüderitzbucht-Eisenbahn bei Aus und Kubub noch eine stärkere, bis über 1500 Meter ansteigende breite Schwelle zwischen die Namib und das im Durchschnitt tiefer gelegene Binnenland.

Die Übergangszone zwischen Wüste und Weide läßt sich, von speziell botanischen Besonderheiten abgesehen, kurz dahin charakterisieren, daß sie in guten Regenjahren mehr das Bild der letzteren, in schlechten dagegen das der ersteren darbietet.

Sie beginnt an der Staatsbahn Swakopmund-Windhuk zwischen den Stationen Dorstrivier und Kubas; an der Otavi-Bahn etwa in derselben Höhe vor Usakos; am Omaruru-Fluß unterhalb von Okambahe; am Ugab-Fluß in der Gegend des Brandberges, unterhalb von Komaserab und Kubikanbis. Weiter nach Norden kann in gewissem Sinne das ganze westliche und nordwestliche Kaokofeld in die Übergangszone gerechnet werden, denn hier kommen gleichfalls ganze Jahre vor, in denen es überhaupt nicht regnet. So berichtete der jetzige Hauptmann Franke von seiner Reise nach dem nördlichen Kaokofeld und dem Kunene aus dem Jahre 1901, daß er in jenen Gegenden damals nur noch ganz altes, fast schwarzes Gras, das augenscheinlich schon mehrere Jahre alt war und nur

noch ein mangelhaftes Pferdefutter abgab, gefunden habe. Der östliche Teil des Kaokofeldes dagegen um Sorris-Sorris, am oberen Huab und Hoanib gehört bereits zum dauernden inneren Weidefelde, das regelmäßige und auch ausgiebige Regen hat.

Im Süden bilden die Berge von Kubub, die wegen ihrer Höhenlage etwas mehr Regen empfangen, als das umliegende Gelände, ein etwas besseres Vegetationsgebiet von dauerndem Charakter, während im übrigen die Weide bis nach Bethanien hin in schlechten Regenjahren höchst zweifelhaft ist. Ebenso muß das ganze Gelände zwischen der Namib und dem unteren Konkip, die sogenannte Huib-Hochebene, als eine sehr sterile Halbwüste, ohne die Möglichkeit regelmäßiger Weidenutzung, bezeichnet werden. Unmittelbar nördlich davon reicht dagegen der Graswuchs am Westfuße des Tiras- und Zaris-Gebirges bis in die Dünen der Namib hinein, deren vorderster Teil hier, wie die Aussagen Hendrik Brandt's und die Patrouillen aus Anlaß des Gefechts von Nubib beweisen, sogar nicht nur Weide, sondern auch Holz und Wasser besitzt. — Weiter nach Norden bilden das Naukluft- und das Erongo-Gebirge die Grenze zwischen dem dauernden und dem nur vorübergehend benutzbaren Weideland. Auf der Farm Gr. Spitzkoppje — 40 km westlich vom Erongo — hat ein größerer Viehzuchtversuch der deutschen Kolonial-Gesellschaft für S.W.-A. seiner Zeit in einem dürren Jahre bereits mit einer völligen Katastrophe geendet.

Östlich von diesem, wie man sieht, sehr unregelmäßig gestalteten Übergangsgebiet dehnt sich fast vom Oranje-Fluß bis zum Kunene die große zusammenhängende Masse des inneren, mit verschiedenartigem Weidefeld bedeckten, durch dauernden Charakter seiner Vegetation gekennzeichneten und dauernd von Menschen bewohnten Hochlandes aus.

Für die Beschreibung desselben trennen wir es in eine nördliche und eine südliche Gebietsgruppe, derart, daß zum Norden das Hererogland, das Kaokofeld, das Etoschabecken mit dem Amboland und das große östliche Sandfeld (Buschmannsgebiet) gehört; zum Süden dagegen das Bastardland und das Namaland. Ein besonderes An-

hängsel an den Norden bilden außerdem noch das Okawangotal und der sogenannte Caprivizipfel. —

Zweites Kapitel.

Das Hereroland.

Der wirtschaftliche Kern des gesamten Nordens von Deutsch-Südafrika ist das Herero-Land. Über das Volk der Hereros und die unter ihm verstreuten andersartigen Volk- und Stammessplitter soll in dieser Arbeit im einzelnen nicht gehandelt werden. Ich wäre nicht in der Lage, hier wesentlich anderes zu bieten, als die Wiedergabe von Gehörtem und Gelesenem; — dann aber ist es besser, den Leser selbst gleich auf diese Quellen zu verweisen. Zu einer ethnologisch und historisch fundierten Völkerbeschreibung gehört, zumal auf einem so unsicheren Gebiet wie das der südafrikanischen Völker, ein besonderes Studium und eine besondere fachliche Vorbildung, die ich nicht zu bieten in der Lage bin. Außer den Schriften verschiedener Missionare, die aber meistens in Einzelschilderungen sprachlicher, sittengeschichtlicher und ähnlicher Art bestehen (eine Ausnahme macht die Schrift des früheren Missionars Irle über die Hereros), ist das gründlichste und vorurteilsfreieste Buch das von Dr. Hans Schinz*). In diesem handeln das 7. und 8. Kapitel speziell über die Ovaherero. Ebenso finden sich in den Werken von H. v. Francois und Schwabe verschiedene Bemerkungen über den Charakter und die Lebensweise des Volkes. Speziell von dem Rechts- und den Wirtschaftsverhältnissen der Herero handelt die sehr gründliche und instruktive Arbeit des Kammergerichtrats Dr. Felix Meyer (Berlin 1905) und etwas weniger ausführlich, aber gleichfalls von Wert, die Dissertation von Eduard Dannert: Zum Rechte der Herero (Berlin 1906).

*) Deutsch-Südwest-Afrika Forschungsreisen durch die deutschen Schutzgebiete Groß Nama- und Hereroland u. s. w. 1884—1887. Oldenburg und Leipzig 1891.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den älteren Arbeiten, die sich speziell mit dem Volkstum beschäftigen, sei noch die Schrift des Missionars Brinker hervorgehoben.

Sehr mit Vorsicht zu behandeln ist bezüglich des Urteils über das Volk die von Anklägern und Verteidigern, letztere namentlich auf missionarischer Seite, herrührende Literatur aus der jüngsten Aufstandszeit, da auf beiden Seiten hier die Erbitterung, dort der Wunsch soweit wie möglich zu verteidigen, die Unbefangenheit des Urteils beeinflußt haben.

An sich gehört natürlich zu einer kolonialpolitischen und kolonialwissenschaftlichen Arbeit auch ein gewisses Eingehen auf die Besonderheiten der eingeborenen Völker, soweit deren Verständnis für die richtige Auffassung der kolonialen Arbeit auf bestimmtem Boden notwendig ist. So faßt auch Meyer in seiner eben erwähnten Arbeit die Aufgabe, ein Bild von der Wirtschaft und dem Recht der Hereros zu geben, sehr richtig dahin auf, daß sie als ein Beitrag zur Lösung „jenes Hauptproblems kolonialer Volkswirtschaft, der Eingeborenenfrage", unmittelbar praktischen Wert für die Erreichung kolonialwirtschaftlicher Erfolge überhaupt habe. Mit den Hereros verhält es sich jetzt nach der vollständigen Niederwerfung des Volkes allerdings insofern anders, als es fortan unsere Aufgabe sein muß, diesen Stamm so gut wie die übrigen Eingeborenen-Stämme Südwestafrikas nach Möglichkeit seines besonderen Volkstums und seiner nationalen Eigentümlichkeiten zu entkleiden und ihn mit den anderen Eingeborenen allmählich zu einer einzigen farbigen Arbeiterklasse zu verschmelzen. Daher ruht der Wert einer Arbeit wie die von Meyer speziell für die Hereros jetzt bereits mehr auf dem historisch-ethnographischen, als auf dem unmittelbar kolonialwirtschaftlichem Gebiet Es wäre aber dringend zu wünschen, daß diejenigen Negerstämme, z. B. in Kamerun und Ostafrika, die nicht wie die Hereros und Namas sozusagen zur Einstampfung in die allgemeine südafrikanische farbige Arbeiterklasse bestimmt sind, sondern mit denen dauernd als mit besonderen und lebenskräftigen Volkstypen gerechnet werden muß, eine ähn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Behandlung erfahren. Schon die Zukunft der Ovambos wird in dieser Beziehung noch auf lange hinaus wesentlich anders zu beurteilen sein, als die der Hereros.

Es ist nicht sicher, wie lange das jetzige Hereroland seinen Namen trägt, d. h. seit wann es von den Hereros bewohnt wird. Anscheinend haben sie wenigstens die Gegenden südlich vom Waterberg seit kaum mehr als einem Jahrhundert innegehabt, saßen vorher aber längere Zeit im Kaokofelde und haben sich allmählich von Nordwesten her in das jetzt nach ihnen genannte Land hineingeschoben. Der alte Kamaharero, der Vater Samuel Mahareros, war im Jahre 1825 bereits in der Gegend von Otjisasu, also nahe der jetzigen Südgrenze des Stammgebiets, geboren. Von seinen Vorfahren wußte er sechs zu nennen, die im Kaokofeld geboren und gestorben waren (Meyer, Seite 11).

Kambasembi dagegen, der Häuptling des Waterberger Herero-Stammes, der 1903 vor Ausbruch des Aufstandes in sehr hohem Alter starb, war selbst noch im Kaokofeld geboren und hat in seiner Jugend mit seinem Stamm die Wanderung in die späteren Sitze in weitem Bogen ostwärts über Grootfontein mitgemacht, denn die Brunnen von Otjivanda-Tjongue, wie die Hereros Grootfontein nennen, hatte Kambasembi selbst nach seiner Erzählung als Jüngling zum Tränken des Viehes mit aufmachen helfen.

Im Kaokofelde und zwar an den Kunene heran wohnen auch noch heutigen Tages arme Feldhereros mit wenig Viehbesitz, die sogenannten Ovatjimbas.

Im nördlichen Kaokofelde herrschen bei den Ortsnamen die Hererobezeichnungen bei weitem gegenüber den Nama- und Buschmann-Worten vor. Dagegen hat jene Wanderung des Kambasembi-Stammes das Gebiet von Grootfontein offenbar nur vorübergehend berührt, denn der nördlichste Platz, auf den die Hereros früher Anspruch machten, war Otavi. Dieses rechneten aber auch die Ovambo-Häuptlinge von Ondonga zu ihrem Machtbereich, und tatsächlich waren die Buschleute, die das Kupfererz von Otavi

brachen und auf ihrem Rücken nach Ondonga schleppten, Untertanen der dortigen Kapitäne.

Wenn man also vor dem Beginn des Aufstandes vom Hererolande sprach, so verstand man es in der ungefähren Begrenzung zwischen der Namib und der Kalahari, zwischen dem Swakop und dem Bergland von Otavi, ein Gebiet von 100 000—120 000 qkm Größe, fünfundzwanzig Tage mit guten Ochsen von West nach Ost und zwanzig von Nord nach Süd zu trecken, oder halbsoviel für den Reisenden zu Pferde. Das alte Hereroland in diesem Umfange, von dem der Stamm übrigens den späteren Distrikt Gobabis im Osten schon bei dem teilweisen Aufstande von 1894 verlor, ist ein Gebiet von ausgeprägter natürlicher Besonderheit, und bei aller durchgehenden Verwandtschaft mit der Natur der übrigen Teile von Südwestafrika doch auch innerhalb dieses ganzen Gebiets von einem eigenen Typus.

Die Beschreibung von Hereroland schließt sich für unseren Zweck am besten an die der dreifachen Abdachung des Bodens folgenden Flußsysteme an, denn an diese ist die Besiedlung zunächst gebunden.

Die drei Abflachungen des Landes sind nach Westen gegen den Atlantischen Ozean, nach Nordosten gegen den Okavango und nach Osten gegen die mittlere Kalahari gerichtet. Die Leitflüsse oder Riviere sind nach der ersten Richtung der Swakop, der Omaruru oder Eiseb, der Ugab; nach der zweiten der große Omuramba; nach der dritten der östliche Eiseb, der Epukiro und das Doppelrivier des schwarzen und weißen Nosob in ihrem Oberlauf. Die Hauptwasserscheidegebiete liegen auf der hohen Plateauanschwellung bei Okowakuatjiwi, nördlich von Omaruru, und in den Onjati-Bergen östlich von Okahandja.

Der Südrand der Onjatiberge, das Khomashochland, der Lauf des Swakop bis Otjimbingwe und der weiße Nosob bis zu seiner Umbiegung aus der östlichen in die südliche Laufrichtung bilden ungefähr die Südgrenze des von den Hereros vor dem Aufstande von 1904 geschlossen bewohnten Gebiets. Das Erongo-Gebirge bei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Karibib und das Paresis-Gebirge bei Outjo sind gleichsam zwei Eckpfeiler gegen Südwesten und Nordwesten.

Im Norden liegt das Waterberg-Plateau noch innerhalb des alten Hererolandes. Nach Nordosten reichten die Hererowerften im Tal des großen Omuramba bis Otjituo, unmittelbar östlich von Grootfontein; nach Osten im Eiseb bis Epata, im Epukiro bis zur Vereinigung dieses Tales mit dem Sturmfeld-Omuramba. Über Gobabis hinaus haben zwar eine ganze Anzahl von Plätzen und Wasserstellen Hereronamen, aber eine starke Hererobevölkerung scheint es dort in bekannter Zeit nicht gegeben zu haben. Gobabis selbst ist historisch viel eher ein Hottentotten- als ein Hereroplatz.

Ein eigentliches Gebirgsland bildet das Hererogebiet nirgends. Am nächsten kommt es dem noch in den Onjatibergen und in der Gegend nordöstlich von Omaruru. Die Gebirge jenseits von Karibib und Otjimbingwe gehören nicht mehr zum Hereroland. Auch das Erongo- und das Paresisgebirge waren nicht von Hereros bewohnt, sondern bildeten mehr den Zufluchtsort für die Werften der freien Bergdamaras, während die Hauptmasse dieses Volks unter den Hereros selbst lebte und diesen dienstbar war. Der Waterberg ist kein Gebirge, sondern ein flaches, an drei Seiten mauerartig abfallendes Plateau. Im Ganzen genommen macht aber der südliche und westliche Teil des Landes einen viel bergigeren Eindruck als der Osten und Nordosten, und zwar sowohl durch seine in großen Formen kräftig modellierte, stellenweise auch kurzbrüchig auf- und abschwellende steinig-felsige Struktur, als auch durch das häufige Auftreten isolierter Berggruppen, Tafelberge, Pyramiden und flacher Kegel. Je weiter nach Osten, desto mehr verschwindet das Felsgerüst des Landes unter einer Sanddecke, desto weiter voneinander entfernt liegen die immer niedriger werdenden Einzelerhebungen, bis schließlich auch die breiteren und flacheren Bodenwellen fast ganz aufhören und jenseits des Omuramba in der Omaheke oder im großen Sandfeld tagereisenweit kein anderer Überblick über die vollkommen flache buschbedeckte Sandebene gefunden werden kann, als durch künstliche Aufbauten oder von hohen

Bäumen aus. Die sandige Beschaffenheit des Bodens ist auch im Westen mit seinen bedeutend stärkeren Rivieren etwas, was dem Neuling als ein besonderes Kennzeichen auffällt. Die Wagengeleise der sogenannten „Pad" führen meistens durch hellen Sand; aus dem Sande sprießt das in lauter isolierten Wurzelstöcken wie die Haarbüschel auf dem Kopfe der Hottentottten aufwachsende Gras, und in den mit tiefem Sande erfüllten Flußbetten sind die meisten Wasserstellen gegraben. Im Westen aber liegt der Sand doch nicht so wie im Osten als dicke, verhüllende Decke über das ganze Land gebreitet; vielmehr finden sich dazwischen häufige höher gelegene Stellen, die der Wind vom Sande freigeblasen hat. Diese sind teils klippig, mit scharfkantigen Blöcken und Gesteinstrümmern bedeckt, von langen Riffen stehengebliebener härterer Gesteinspartien durchzogen, teils zeigt sich an ihnen der nackte, flachbucklig verwitternde und schalen- oder plattenartig von der kompakten Unterlage abspringende Granit. An anderen Orten ist das weichere Muttergestein an der Oberfläche vollständig fortgewittert, und nur der ursprünglich darin enthalten gewesene Quarz liegt in zahllose eckige Stücke, große und kleine Brocken, zerkleinert und zersprungen, vom Eisengehalt weißrötlich gefärbt, wie eine Decke von aufgeschüttetem Geröll zu Tage. Die ganze Oberfläche des Landes erscheint als das Produkt eines Verwitterungsprozesses von unerhörter Energie und Kraft, wie er nur in einem solchen Klima, wie Südafrika und ähnliche Landgebiete es besitzen, auftreten kann. Von fernher erscheinen die Bergformen scharf und klar umrissen; kommt man an einen solchen Kegel heran und macht sich ans Ersteigen, so lösen sich die Seitenflächen und Hänge in ein wirr übereinander gestürztes Haufenwerk von Blöcken und Gesteinstrümmern auf, die durch die Verwitterung losgesprengt sind, als ob ungeheure Explosionen stattgefunden hätten.

Die schroffen Gegensätze der Tages- und Nachttemperatur, die Abkühlung durch Gewitterregen, die als ein plötzlicher Wassersturz auf das glühend von der Sonne erhitzte Gestein niedergehen, und andere Einwirkungen ähnlicher Art zertrümmern die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steine mit außerordentlicher Kraft: erst in große Blöcke und Quadern, dann in immer kleinere Partikel, die von den stürzenden Regenfluten fort und fort ausgewaschen und durch den Wind ausgeblasen werden. Die größeren, vom Wasser transportierten Geschiebe gelangen, außer wenn sie in ein Flußbett mit starkem Fall geraten, nicht weit über den Fuß der Berge hinaus und werden hier oft durch lehmige Ablagerungen mit den ausgewitterten und zersprungen liegen gebliebenen Quarzbrocken und anderen festen Gesteinsknollen zu einer harten Breccie verkittet. Die feinen vom Winde ausgeblasenen Teilchen kommen dagegen weithin zur sandigen Ablagerung. Dieser Prozeß der Zertrümmerung des Gesteins zu Sand geht ununterbrochen an allen Stellen vor sich, wo der nackte Felskern des Landes noch frei von den Sandmassen, die durch die fortschreitende Oberflächenzerstörung entstanden sind, den Einflüssen der Witterung ausgesetzt, daliegt. Namentlich wenn man in das große östliche Sandfeld kommt, so staunt man über die imensen Massen von Sand, die hier in bedeutender Mächtigkeit über zehntausende von Quadratkilometern hin ausgeschüttet sind. Der täglich vor den Augen des Beobachters sich abspielende Vorgang der Gesteinszertrümmerung und des Abtransports der schließlichen Endprodukte dieser Vorgänge durch den Wind zeigt uns ja deutlich, daß aller Sand im Lande früher einmal festes, zu Bergen und Gebirgen getürmtes Gestein gewesen ist, und wenn man sich vorzustellen versucht, was für Gebirge das gewesen sein müssen, die eine solche Sanddecke über das Land hin geliefert haben, so ermißt man erst, welche Massendefekte an der ursprünglichen Gesteinsoberfläche und dem früheren Relief des Hererolandes in dem jetzigen Zustand Südwestafrikas vorliegen müssen.

Jedem, der das Hereroland kennt, wird der eigentümliche Eindruck aufgefallen sein, den die inselartig verstreute Lage der meisten Berge und Berggruppen auf den Beschauer macht. Das Erongo-Gebirge erscheint noch als ein mächtiger, mehr als hundert Kilometer im Umfange haltender trapezförmiger Block, der nach allen Seiten festungähnlich, teils annähernd senkrecht, teils stark geböscht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abstürzt. Der Etjo-Berg und die anderen Tafelberge nordöstlich von Omaruru machen äußerlich etwa den Eindruck, daß es stehen gebliebene, durch Einstürze isolierte Überreste eines vordem viel größeren Sandsteinplateaus sein könnten. Auch der Waterberg sieht so aus. Die aus granitischen und verwandten Gesteinen aufgebauten Berge dagegen, wie z. B. die hohe Doppelpyramide des Omatako, das zweiflügelige Paresis-Gebirge, der Etaneno-Berg — zwischen Omaruru und Outjo — und ebenso die isolierten Kegel und Kuppen weiter gegen Osten sehen alle aus, wie Inseln, die steil geböscht und scharf gegen die Linie des Horizonts abgesetzt, einzeln oder zu einem Archipel vereint, aus dem Meer aufsteigen. Ein System von zusammenhängenden Talzügen und Höhenrücken mit dazwischen liegenden Hochflächen und Gipfeln, also durchschnittlicher Gebirgscharakter, findet sich im eigentlichen Hererolande, wie bereits bemerkt, annähernd nur in den Onjati-Bergen. Überall sonst steigen bloß einzelne Bergkuppen und kleine Massive, die durch weite, dem Auge eben erscheinende Zwischenräume getrennt sind, aus einer schwach profilierten oder beinahe horizontal gestalteten Landschaft auf. Auffällig markiert sich unter diesen Typen eine einzige massige Anschwellung des Landes, zu der man von allen Seiten in ganz allmählich sich entwickelnder, aber anhaltender Steigung hinaufgeht: die aus Granit aufgebaute Wasserscheide von Okowakuatjiwi, auf deren Rücken die Schienen der Otavi-Bahn in 1600 m Meereshöhe liegen. Darüber erhebt sich dann als schärfer markierte Silhouette auf dem Scheitelpunkt der ganzen schildförmig gestalteten Erhebung noch der Signalberg, auf dem früher die Heliographenstation für den Verkehr zwischen Omaruru und Etaneno-Outjo angelegt war.

Wenn man dies eigentümlich gestaltete Profil des Landes im Zusammenhang mit jener oben geschilderten fortgesetzten Gesteinszerstörung und Sandaufschüttung ursächlich zu erklären sucht, so ergibt sich als die natürlichste Vermutung, daß alle diese Berge nur stehen gebliebene Verwitterungsüberreste sind, die durch ihre härtere Struktur der Vernichtung länger getrotzt haben, als die

übrigen, jetzt verschwundenen und in Sand verwandelten Gebirge des Hererolandes. Beobachtung wie Überlegung zeigen gleichmäßig, daß die Verwitterung am stärksten arbeitet, wo noch Gestein, sei es als Klippe, sei es als Riff oder hoher Berg, in einem steileren Winkel seine Umgebung überhöhend, ansteht. Ist einmal solch ein ragender Brocken fortgenagt, in einzelne auseinander gebreitete Trümmer zerfallen, sind dann auch diese zersprungen und soweit zerkleinert, daß der Wind die einzelnen Teilchen aufheben und forttragen kann, dann ist die Angriffsfläche für die Bearbeitung des eingeebneten Felsbodens schon bedeutend ungünstiger, und hat sich erst die herangeblasene Sanddecke darüber gelagert, auf der dann Gras und Büsche Wurzeln fassen, so geschieht der Verwitterung ein noch stärkerer Einhalt. Der Prozeß ist dann an dieser Stelle zur Ruhe gekommen. Er wird aber, Jahrtausend um Jahrtausend, an anderen Stellen fort und fort dauern, solange bis das ganze Hereroland ein einziges großes Sandfeld ist und auch in seiner westlichen Hälfte keine Berge und keine Klippen mehr trägt.

Durch diese Auffassung wird die heutige Oberflächengestaltung des Hererolandes als gewaltige, lose mit einer teils leichteren, teils schwereren Sanddecke überschüttete Felsplatte, auf die noch vereinzelte, aber sämtlich in stärkster Verwitterung begriffene Bergmassen aufgesetzt erscheinen, wohl am leichtesten zu erklären sein. Grundlegend für dieses Verständnis ist auch die Tatsache, daß es sich im eigentlichen Hererolande bei der sichtbaren Gesteinsoberfläche meist um einen Aufbau aus granitischen Gesteinen*) und kompaktem Gneis oder um ganz flach gelagerte, in ihrer Schichtung nur wenig von der horizontalen abweichende, nicht gefaltete Sandsteintafeln handelt. Mit dem Augenblick, wo wir gegen Süden das Gebiet der Faltengebirge betreten, die aus alten, gefalteten und gebrochenen, sedimentären Schichten aufgebaut sind, wie das Auas-Gebirge und die allerdings bereits sehr stark abgetragenen

*) Voit und Stollreither geben $^2/_3$ Granit an (Jahrb. der Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt für 1904).

Onjati-Berge, wird das Bild naturgemäß ein anderes, und im Namalande, wo die langen Abbrüche im horizontal gelagerten Sandstein den äußeren Aufbau der Oberfläche gestaltend bestimmen, muß wiederum eine andere Betrachtungsweise Platz greifen. Im Hererolande haben wir es hauptsächlich an zwei Punkten mit größeren, stehengebliebenen Massen von Sandstein, die noch ein stark aufragendes Profil darbieten, zu tun: mit den Sandsteintafelbergen bei Omaruru, wo hauptsächlich der mächtige Etjo auffällt, und dem Waterberg-Plateau. Auch an diesen liegt aber die rapid fortschreitende Zerstörung vor Augen. Da die, der Schichtung entsprechende, Oberfläche dieser Plateaus eine nur schwach geneigte Ebene bildet, so konzentriert sich der Angriff der Verwitterung naturgemäß auf die ringsum steil abbrechenden Flanken. Der obere Rand dieser Berge bildet einen senkrechten mauerartigen Absturz (in Südafrika „Kranz" genannt). Wenn man z. B. von der Missionsstation Waterberg aus das Plateau ersteigen will, so führt der Weg aufwärts über zunächst noch feinkörnigere und schwach geböschte, dann immer steiler ansteigende und gröbere Trümmer aufweisende Schuttfelder, in denen der ganze Fuß des Berges hoch hinauf und ringsherum vergraben liegt. Wo man den Kranz erreicht, liegen die gewaltigsten, frisch herabgestürzten Blöcke; einzelne besonders wuchtige sind durch die Macht des Sturzes den Abhang noch weiter hinuntergerollt. An dem oberen Steilrand, der beim Waterberg vielleicht eine durchschnittliche Höhe von 50 m haben wird, arbeitet die Verwitterung mit aller Kraft, wie man an dem zerrissenen, zersprungenen und durchfurchten Aufbau der Wand, von der zahlreiche Blöcke sich unmittelbar abzulösen im Begriff stehen, ohne weiteres erkennt. Die abgebrochenen Trümmer unterliegen an der Stelle, wo sie hinstürzen, demselben Prozeß. Alles was schließlich zu hinreichend feinem Korn zerkleinert ist, faßt der Wind und trägt es fort ins Land. Auf diese Weise verkleinert sich der Umfang des ganzen Berges fortgesetzt. Am Westende des eigentlichen Waterberges, wo das Plateau am schmalsten ist, hat die von beiden Seiten her angreifende Verwitterung an

einer Stelle bereits die Oberfläche des Rückens quer durchnagt, so daß das Profil in der oberen Steilwand eine tiefe Scharte zeigt, durch die ein Fußpfad von der Süd- auf die Nordseite des Berges hinüberführt.

Am Fuße des so enstandenen halb abgeschnittenen kleinen Plateaus führt zwischen dem Waterberg und seiner ursprünglichen nach Südwesten gerichteten Fortsetzung, dem Okawaka-Berg, eine zwei bis drei Kilometer breite, bis auf das Niveau der Umgebung des Berges ausgetiefte Lücke hindurch: der Omuveroume-Paß. Auch diese, das Plateau von oben bis unten durchsetzende Scharte ist schwerlich auf anderem Wege, als durch das Zusammenwirken von trockener Verwitterung und fortgesetzter Ausblasung der für den Wind transportabel werdenden Fragmente entstanden, wenn gleich hier das durch den Paß fließende unmittelbar jenseits entspringende Hamakari-Rivier durch die Wassermengen, die es beim Abkommen mit sich führt, rückwärts nagend an der Forträumung des Verwitterungsschuttes einigen Anteil gehabt haben wird.

Um sich in diese eigentümliche Entwicklungsgeschichte der heutigen Oberfläche des Hererolandes hineinzudenken, muß man sich vor allen Dingen klar machen, daß die außerordentlich bedeutsame Rolle, welche in anderen Klimaten die Flüsse für die Modellierung des allgemeinen Bodenreliefs spielen, im Hererolande zum größten Teile wegfällt. In Europa z. B. ist es das fließende Wasser, das den endgiltigen Abtransport des gesamten, dem Felsgerüst eines Landes entstammenden Verwitterungsschuttes ins Meer besorgt, und im Meere kommen schließlich all die Trümmerströme, die von den Flanken der Alpen, Karpathen oder Pyrenäen herabstürzen, in Gestalt von Sand, Grus, Kies oder Schlamm zur Ablagerung, so daß das Gesamtvolumen des Landes sich fortgesetzt um diese alljährlich dem Meere zugeführten Massen verringert.

Von den Flüssen des Hererolandes erreichen aber nur wenige überhaupt je mit ihren Gewässern das Meer, und wenn es geschieht, so geschieht es immer nur auf wenige Tage oder Stunden.

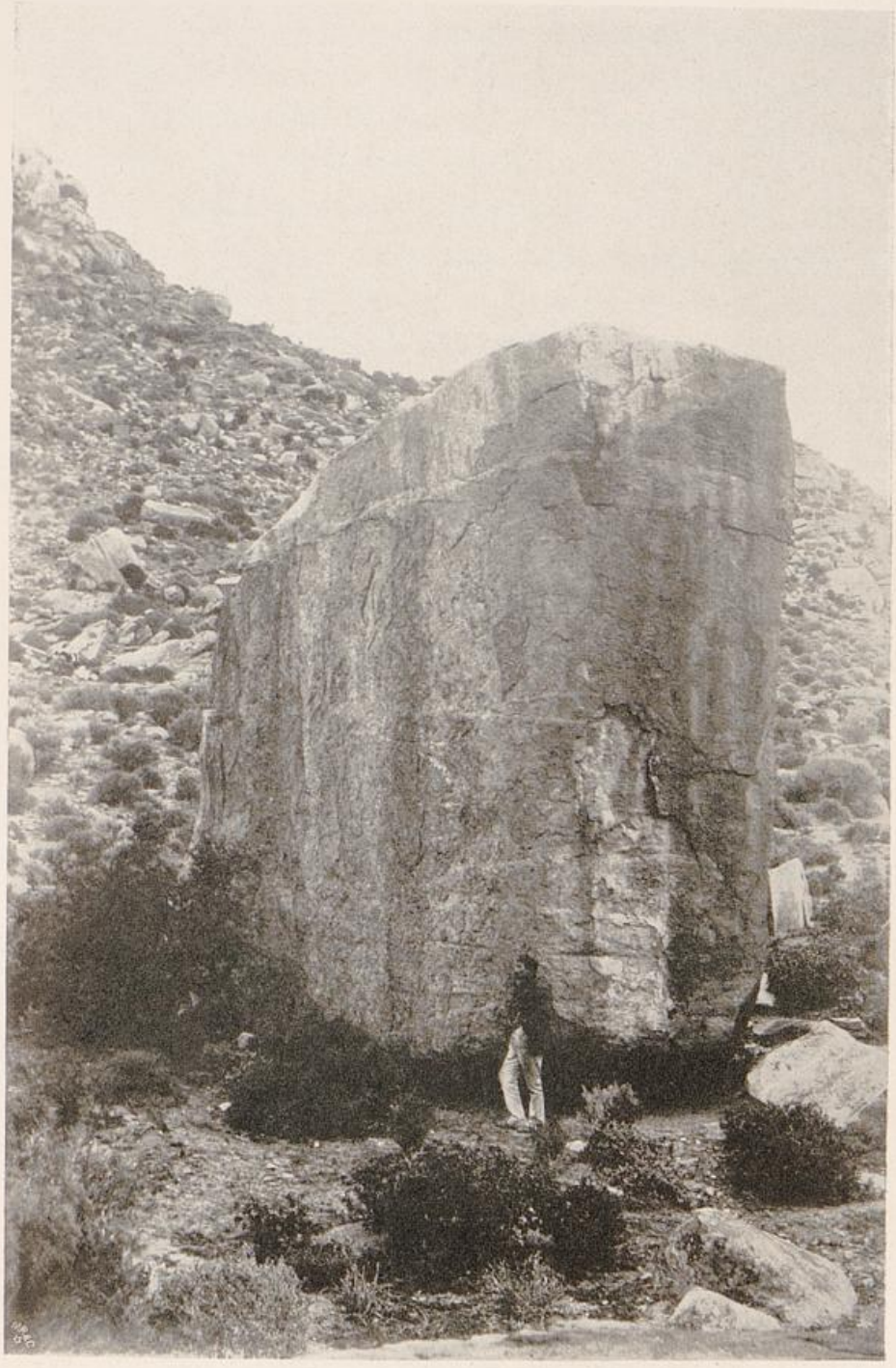
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann können wieder Jahre vergehen, bis die abkommenden Wassermassen groß genug sind, um mit ihrer Spitze bis ins Meer zu gelangen. Das meiste feste Material führt bei solchen Gelegenheiten noch der Swakop in die See; auf ihn ist bekanntlich auch die Versandung der Swakopmunder Mole zurückzuführen. Aber diese Mengen verschwinden gegenüber der ungeheuren Masse des Verwitterungsschuttes, der im Innern des Landes fortdauernd entsteht und nicht zum Abtransport gelangt.

Zur Regenzeit stürzen oft große Wassermassen nieder und reißen große und kleine Trümmer in Menge von den Flanken der Berge zu Tal in die Riviere. Diese Flußbetten haben aber gewöhnlich nur in der Nähe ihres Ursprungs ein so starkes Gefälle, daß sie größere Geschiebe mit sich schleppen können. Der grobe Schutt bleibt also bald liegen und gelangt nur in besonders regenreichen Jahren einmal einen kräftigen Schub weiter. Die großen Flußbetten auf dem Plateau sind, von ausnahmsweise vorkommenden Verengerungen und Durchbrüchen abgesehen, meist mit tief und breit gelagerten Massen mittelfeinen Sandes erfüllt. Beim Abteufen von Brunnen stößt man gelegentlich in der Tiefe auf zwischeneingelagerte grobe Kiesschichten, als Beweis dafür, daß in früherer Zeit gelegentlich eine viel mächtigere Flut durch das Bett gebraust ist, aber für gewöhnlich bedingen schon die Geländeverhältnisse bei den Rivieren des Hererolandes ein überwiegend mäßiges Gefälle. Erst dort, wo die Flußtäler sich der Namib und dem raschen Abfall des inneren Hochlandes zur Küste hin nähern, beginnen, wie z. B. beim Swakop und beim Kuiseb, die gewaltigen, tief eingeschnittenen und öfters schluchtartig engen Felstäler. Hier hat unter besonderen Umständen die Gewalt des selbst nur in größeren Zwischenräumen fließenden Wassers ausgereicht, um in Verein mit den Wirkungen der Verwitterung größere Massendefekte am Gestein zu erzeugen. Im allgemeinen aber muß man sich immer vergegenwärtigen, daß das Hereroland, trotz seines auf der Karte so ausgeprägt erscheinenden Flußnetzes und seiner markanten Abdachungen nach verschiedenen Seiten, in Wirklichkeit ein oberirdisch

beinahe abflußloses Gebiet ist und daß die Produkte einer gerade hier mit unvergleichlicher Energie arbeitender Verwitterung zum größten Teil im Lande selbst, wenn auch vielfach verarbeitet und umgeschüttet, zur endgültigen Ablagerung gelangen. Wenn man auf der Höhe des Waterbergplateaus auf einem der großen halb losgelösten und zum Absturz fertigen, hunderte von Kubikmetern starken Blöcken sitzt und in die weite buschbedeckte Ebene zu Füßen des Berges über Hamakari hineinblickt, so sieht man gegen Ende der Trockenzeit allenthalben mächtige Staubsäulen, Tromben, von Windwirbeln getrieben in drehender Bewegung über das Land hinschreiten. Auch der hundert Tonnen schwere Klotz, auf dem ich sitze, ist dazu bestimmt, in feinen Teilchen einmal so im Staubsturm über Feld und Busch zu wirbeln — er und der ganze Waterberg, der mächtige Etjo und die gewaltigen Granitpyramiden des Omatako weit in der Ferne im Südosten. Fortgesetzt schreitet die Umlagerung der zu Sand und Staub zersprungenen und zerriebenen Gesteins- und Bergmassen unter der wirbelnden Kraft dieser Trombenstürme, die manchmal viele hundert Meter hohe Staubsäulen bilden, weiter. Aber wenn auch auf diese Weise in Zukunft vielleicht einmal das Material aller jetzigen und früheren Gebirge vom Erongo bis Gobabis als Sand durcheinandergetrieben und geschüttet daliegen wird, als ob es in einem einzigen Siebe über das Land hingeschwenkt worden wäre: irgendwo zwischen Namib und Kalahari bleiben diese Massen liegen, und nur ein kleiner Bruchteil wird vom Winde oder von den Flüssen zuletzt bis in den Ozean geführt, um dort zur dauernden Ablagerung zu kommen.

Wir haben bereits gesehen, daß die Flüsse des Hererolandes etwas anderes sind, als die Flüsse in einem Lande, das kein Steppenklima hat und das seine Gewässer dauernd bis ins Meer entsendet. Man erschöpft den Begriff der südafrikanischen Riviere auch nicht, wenn man sagt, daß es periodische oder trockene Flüsse seien, sondern man muß den ganzen Inhalt, den wir mit dem Wort „Fluß" verbinden, erst umdenken, wenn man sich den Swakop oder den großen Omuramba vorstellen will. Daß in diesen Betten über-



Felsverwitterung.

haupt jemals, oberflächlich sichtbar, größere oder geringere Wassermassen fließen, ist gar nicht ein äußerlich besonders hervorstechender Charakterzug bei ihnen. Es gibt viele Riviere, die überhaupt nicht mehr oder nur streckenweise schwach oder einmal im Laufe langer Jahre abkommen, und die doch alle wesentlichen Bedingungen erfüllen, unter denen man in Südafrika ein Rivier ansieht: Grundwassergehalt, Baum- und Graswuchs, Ansiedelungsmöglichkeit. Die Rolle der Flüsse und Bäche in der Drainierung des Landes und der Abfuhr der überschüssigen Niederschlagsmengen ist im Hererolande, wie im größten Teil des übrigen Südafrika, eine viel geringere, ja eine verschwindende im Vergleich beispielsweise zu Europa. Daher darf man auch die größten sogenannten Flüsse des Hererolandes gar nicht in eine innere Parallele mit unseren heimischen Stromsystemen stellen. Sie haben mit diesen nicht viel mehr als das äußere Merkmal gemeinsam, daß ihr Bett, die Rinne, in der sie ihren Weg durch das Gelände nehmen, immer durch die Linie gegeben ist, welche die tiefst gelegenen Punkte in einer Terrainsenkung, der Fallrichtung folgend, miteinander verbindet, und daß es entlang dieser Linie meist durch die Kraft des fließenden Wassers ausgetieft ist. Solch einen Flußlauf muß man sich immer nur unter der Voraussetzung vorstellen, daß die Wirkung der intensiven trockenen Verwitterung den Boden Südafrikas in viel höherem Maße direkt aufnahmefähig für das niederkommende Regenwasser macht, als es anderswo der Fall ist. Die losen, sandigen Aufschüttungen, die sich allenthalben finden, sind imstande, große Mengen Wasser sofort zu verschlucken, ohne daß überhaupt irgendwie ein Ablauf zu Tage tritt. Der stete scharfe Wechsel zwischen Bestrahlung und Abkühlung, Ausdehnung und Zusammenziehung, hat auch das noch anstehende Gestein derartig zermürbt, mit Spalten, Rissen und Sprüngen durchsetzt und namentlich rings um die vorhandenen Berge so hohe Trümmeraufschüttungen erzeugt, daß auch das scheinbar nackte Gestein sehr bedeutende Wassermengen sogleich beim Niedergehen des Regens aufnehmen kann. Es gelangt also von vornherein nur ein verhältnismäßig viel geringerer Teil zum Ab-

lauf bis in die Flußbetten. Dort wiederum arbeitet das tief und breit hingeschüttete, die Riviere in ihrem ganzen Lauf erfüllende und durch die Trockenzeit ausgedörrte Sandlager als ein Auffage-apparat von stärkster Wirkung gegenüber dem zu Tal kommenden Wasser. Ein Kubikmeter Sand kann die Hälfte seines Volumens an Wasser aufnehmen, bis er gesättigt ist. Wenn ein Rivier wie der Swakop im Durchschnitt auf mehrere hundert Meter Breite mit tiefem ausgetrockneten Sand gefüllt ist, so kann man sich vorstellen, wieviel Wasser der von oben herabkommende Strom während des Vorwärtsschreitens seiner Stirnwelle fortgesetzt nach unten zu in den Grund abgeben muß. Nur Regen, die sich über einen größeren, zusammenhängenden Teil des Flußgebiets erstrecken und bedeutende Wassermengen unmittelbar hintereinander liefern, können daher ein größeres Rivier auf seinem ganzen Lauf zum Fließen bringen, aber dies Fließen kann deshalb nicht von Dauer sein, weil nicht, wie in einem europäischen Klima, die Wasserführung des Flusses ein Ausdruck des Grundwasserstandes in der Umgebung ist.

Viel bedeutender als die Leistung der Flüsse ist in Südafrika für die Abfuhr der Niederschlagsgewässer und für den Stand des Grundwassers die Wirkung der kapillaren Verdunstung. Gestein, Sand, Erdreich, Trümmerhalden nehmen das Regenwasser in sich auf und lassen es zunächst bis in eine gewisse Tiefe versinken. Ein kleiner Teil sammelt sich auch oberflächlich in Gesteinshöhlungen, Mulden, Vleys und Kolken, und verdunstet dann je nach der Größe und Tiefe des Fassungsraumes in längerer oder kürzerer Zeit auf direktem Wege. Die kapillare Verdunstung aber wirkt, indem die exzessive Trockenheit der Luft in solchen Gebieten den oberflächlichen, sei es festen, sei es lockeren Schichten fortgesetzt die in ihnen enthaltende Feuchtigkeit entzieht und dieser Aussauge-prozeß sich dann immer tiefer nach unten fortsetzt. Man macht sich in einem Klima mit größerer Luftfeuchtigkeit keine Vorstellung davon, mit welch einer Gewalt die trockene Luft Südafrikas auch die letzte Spur von Feuchtigkeit, die in einem Gegenstande steckt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an sich reißt. Aus Europa eingeführte Möbel, Holz, Bretter, mögen sie an Ort und Stelle vorher noch so scharf ausgetrocknet sein, klaffen in breiten Rissen auseinander, sobald sie von der Küste ins Innere gelangt sind. Wagenräder verkürzen ihren Umfang, so daß die Reifen herunterfallen; der fichtene Resonanzboden eines Klaviers reißt mit lautem Knall entzwei, Maulbeerblätter frisch vom Baum gepflückt und den jungen Seidenraupen zum Futter gegeben, sind in kurzer Zeit so knochentrocken und hart, daß die Tierchen sie nicht fressen können und verhungern. Diese Lufttrockenheit im Verein mit der senkrecht aufprallenden Glut der Bestrahlung zieht die Feuchtigkeit wie eine Luftpumpe aus Sand und Fels, und indem die oberen Schichten austrocknen, saugen sie durch die Kraft des kapillaren Aufsteigens in den feinen und feinsten Rissen und Poren das Wasser aus der Tiefe dauernd in die Höhe, — solange, bis keine erreichbaren Mengen mehr vorhanden sind. Nur unter besonderen Verhältnissen vermag sich daher im Boden enthaltenes Wasser der erbarmungslos aufpumpenden Kraft dieser Verdunstung zu entziehen. Von der Art solcher Wasserstellen und den Voraussetzungen für ihr Vorhandensein und für ihre Erschließung wird später noch zu handeln sein. Hier soll nur kurz darauf hingewiesen werden, daß die Wesensverschiedenheit der südafrikanischen Riviere von den europäischen Flüssen und die allgemeine Wasserarmut des Landes durch jene eigentümlichen klimatisch-physikalischen Tatsachen der trockenen Verwitterung, der Abflußlosigkeit samt ihren Folgeerscheinungen im Zusammenhang mit der Verdunstung und der Lufttrockenheit notwendig bedingt sind.

Trotzdem sind die „Flüsse" des Hererolandes seine Lebensadern, und eine praktische Beschreibung des Landes kann nicht anders, als sich an die von ihnen vorgezeichnete Gliederung halten. Wir sprachen weiter oben von der dreifachen Abdachung des ganzen Gebiets. Diese ist so zu verstehen, daß am schärfsten ausgeprägt der Westabfall des Landes erscheint, wie er durch den Lauf des Kuiseb, des Swakop (mit dem Khan), des Omarurufluss es, des Ugab und der nordwärts folgenden Flüsse des Kaokofeldes gekenn-

zeichnet ist. Nach der entgegengesetzten Seite kann man die Abdachung am ehesten als eine flach kegelförmige Bildung des Landes bezeichnen. Der große Omuramba fließt beinahe geradlinig nach Nordosten, der Eiseb im Durchschnitt nach Osten; ebenso der Epukiro und seine zahlreichen Seitenriviere. Allmählich aber, nach der Kalahari zu, nimmt der Epukiro eine etwas südlichere Richtung an, und ebenso fließen der schwarze und der weiße Nosob erst geradewegs nach Osten, biegen dann aber scharf nach Süden um. Es entsteht so das Bild eines nach Osten geöffneten Flußfächers, dessen einzelne Stäbe gleichsam an der Spitze eines flachen Kegels, dort wo die Quellengebiete all der genannten Flüsse sich nahe kommen, zusammenlaufen. Die südliche Wendung der ostwärts fließenden Riviere fällt aber strenggenommen schon nicht mehr in die Grenzen des Hererolandes, und soweit es sich um dieses handelt, kann man daher füglich neben der großen westlichen noch getrennt von einer nordostwärts und einer ostwärts gerichteten Abdachung sprechen.

Die westliche Abdachung und das Kaokofeld.

Das Gebiet des Kuiseb gehört noch nicht zum Hererolande; wir beginnen daher die Beschreibung desselben mit dem Swakop. Auch die Bezeichnung des Swakop ist kein Hereroname, sondern im Munde der Südafrikaner entstanden aus der Abschleifung eines Namawortes. Wenn die Hereros überhaupt ein eigenes Wort für den Fluß haben, so ist ein solches jedenfalls, im Gegensatz zu den nördlicheren Flüssen, die bis zum Ugab nur oder doch überwiegend mit ihren Hereronamen bekannt sind, kaum gebräuchlich. Das weist darauf hin, daß die Hereros mindestens im Gebiet des mittleren und unteren Swakop noch nicht lange angesessen sein können. Der Swakop bildet das natürliche Eingangstor von dem einzigen Hafen Walfischbai ins Hererolland. Von Walfischbai wie von der später in Benutzung genommenen Reede von Swakopmund aus strebte man, sobald wie möglich das Flußbett mit seinen Wasser- und Weidegelegenheiten zu erreichen und es entweder, wo angängig,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

direkt als Fahrstraße oder doch als gesicherte Basis für die Weide und Tränkung der Ochsen zu benutzen. Die englischen Minenexpeditionen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und die Frachtwagen Anderssons haben den Baiweg zuerst mit Ochsengespannen, wie sie von den Buren in Südafrika seit Jahrhunderten benutzt wurden, befahren. Damals war nach den Berichten der deutschen Missionare in Otjimbingue bereits ein reges Leben, und zeitweilig waren soviel weiße Leute, Händler, Frachtfahrer, Minenarbeiter, Prospektoren, Angestellte Anderssons und Abenteurer verschiedener Art auf dem Platz, daß es den Anschein hatte, als ob eine wirkliche weiße Kolonisation des Hererolandes schon bevorstände. Otjimbingue sahen die Hereros von altersher als ihren südwestlichen Hauptplatz an; Tsaobis, eine Tagereise weiter nach der Küste zu, wo später die erste befestigte deutsche Station errichtet wurde, galt schon als außerhalb des Hererolandes gelegen. Wenn der alte Kamaharero dem englischen Kommissar Palgrave nicht nur Windhuk, Rehoboth und die ganze Küste, sondern sogar noch das Kaokofeld als Kronland für die englische Regierung abzutreten sich bereit erklärte, so war das ein ganz haltloser, wohl von beiden Seiten nur auf den Schein berechneter Anspruch.

Otjimbingue liegt hart am rechten Ufer des Swakop in einer kesselförmigen, von Bergen umgebenen und sehr heißen Gegend, nur etwa 900 m über dem Meere. Das Flußtal ist beinahe von Swakopmund an aufwärts an zahlreichen Stellen anbaufähig. Bereits bei Nonidas, Kilometer 10 der Bahnstrecke, liegen Gemüsegärten; weiter aufwärts bei Goanikontes und bei Haigamkhab an der Einmündung des Khan liegen verschiedene Ansiedlungen. Salem, etwas über 100 Kilometer von der Mündung entfernt, hatte vor dem Hereroaufstand größere Pflanzungen der deutschen Kolonialgesellschaft. Besonders überrascht das Swakoptal durch seinen Reichtum an prachtvollen Anabäumen, einer Akazienart, die es an Wuchs und Umfang mit der deutschen Eiche wohl aufnehmen kann. Bei der Forststation Ukuib, einen Tagemarsch unterhalb von Otjimbingue, wo auch gut gedeihende Dattelpflanzungen angelegt sind,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bildet die Anawaldung im Swakop das Entzücken des Reisenden. Sobald man aber, von der Küste kommend, das Flußbett mit seinen rauschenden Bäumen angesichts Otjimbingue gekreuzt hat und die Ochsen das hohe Ufer mühsam erklommen haben, sieht man sich auf einer mehrere Stunden weiten und breiten, vollkommen öden Fläche, voll niederen, dürren Gestrüpps. Nur in guten Regenjahren wächst um Otjimbingue etwas Gras; das Vieh muß weit gegen die Berge zu nach Osten, wo sich das mächtige Massiv des Lievenberges erhebt, und nach Südosten zu weiden. Der Wasserreichtum des Swakopbettes, in dem hier für gewöhnlich eine kleine offene Quelle zu Tage tritt, und die Fruchtbarkeit des Gartenbodens auf dem durch den Fluß herangebrachten Schwemmland haben aber trotzdem hier immer eine Niederlassung begünstigt, und bis zur Erbauung der Swakopmund-Windhuker Eisenbahn, die wegen der Geländeschwierigkeiten einige 50 Kilometer nördlich über Karibib gelegt werden mußte, war Otjimbingue der wichtigste Stapel- und Verkehrsplatz im Lande. Seitdem ist es stark verödet, und es ist eigentlich neben der Macht der Tradition nur noch der Inventarwert der früher dort geschaffenen Baulichkeiten und Anlagen, der die von altersher ansässigen weißen Familien am Platze zurückhält. Von Otjimbingue ging der alte Baiweg über Uitdraai, Sneyrivier und Klein-Barmen nach Groß-Barmen (Otjikango), wo er sich in die beiden Wege nach Okahandja und Windhuk gabelt. Auch dieses Stück des alten Handels- und Heerweges ist jetzt so gut wie verlassen und dient nur noch zur Verbindung zwischen den einzelnen an den Swakop sich anlehnenden Farmplätzen, die bereits in ziemlich geschlossener Reihe von Otjimbingue bis nach Okahandja und Windhuk hin sich aneinanderschließen, deren Wirtschaft aber durch den Aufstand gleich wie im übrigen Hererolande vollständig vernichtet wurde.

In der Nähe von Okahandja überschreitet die Eisenbahn den Swakop, der ein kurzes Stück weiter oberhalb aus dem Berggebiet, in dem er entspringt, heraustritt. Okahandja selbst liegt nicht am Swakop, sondern an einem Seitenrivier, kurz vor dessen Mün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung in den Hauptfluß. Neben Omaruru und Waterberg bildet es einen der drei Hauptplätze im Westen des Hererolandes und historisch überhaupt den wichtigsten Wohnplatz der Hereros, wo der sogenannte Oberhäuptling Kamaharero saß und die hauptsächlichsten politischen Ereignisse im Schicksal des Landes und Volkes seit den Tagen Anderssons und dem Befreiungskampf der Hereros gegen die Namas nach dem Tode Jonker-Afrikaners, sich abspielten.

Seit der Erbauung der Eisenbahn ist Okahandja und der ganze westlich hiervon bis Karibib und darüber hinaus gelegene Strich des Hererolandes anstatt der alten Swakoplinie in den Haupttrakt des Verkehrs gerückt worden. Diese Eisenbahn hat eine besondere Entstehungsgeschichte. Sie war ursprünglich gar nicht bis Okahandja oder gar bis Windhuk geplant, sondern nur als eine Hilfslinie für den alten Otjimbinguer Baiweg. Als solche sollte sie von Swakopmund bis Jakalswater gehen und den Ochsengespannen die Durchquerung der Namib hin und zurück abnehmen. Die große Rinderpest von 1897 hatte enorm unter dem Zugvieh des Landes aufgeräumt, und man fürchtete eine Zeit lang, daß es überhaupt nicht mehr möglich sein würde, ohne eine Hilfsbahn durch die Namib die Versorgung des Innern aufrecht zu erhalten. Ein Militäreisenbahndetachement wurde daher mit der beschleunigten Legung einer Feldbahn beauftragt. Bis Jakalswater, etwa 100 Kilometer von der Küste entfernt, reicht wenigstens in besseren Regenjahren aus dem Innern herab eine notdürftige Weide; von da ab bis Otjimbingue verbesserten sich die Futterverhältnisse noch immer weiter. So erklärt es sich, daß die betriebstechnisch höchst ungünstige und schwierige Strecke durch das Khantal angelegt wurde. Hätte von vornherein festgestanden, daß die Bahn bis oder über Karibib geführt werden würde, dann hätte man natürlich die Khanschlucht vermieden und das ganze zerrissene Gebirgsland, durch das sich der Unterlauf des Khan tief eingeschnitten bis zum Zusammenfluß mit dem Swakop bei Haigamkhab hindurchwindet, wäre nördlich umgangen worden, wie jetzt die Trace der Otavibahn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

tut. Außerdem ist diese bis Karibib noch ein ziemliches Stück kürzer, als die Linie der Staatsbahn. Wollte man aber nach Jakalswater, so mußte man allerdings durch den Khan. Die Kreuzung dieser Schlucht erfordert, abgesehen von dem sehr bedeutenden verlorenen Gefälle, namentlich auf der Ostseite eine mehrere Kilometer lange Steigung im Verhältnis von 1:18. Die gewöhnlichen kleinen Maschinen der 60 Zentimeterspur-Bahn konnten die beladenen Züge überhaupt nicht hinaufschleppen. Man mußte daher besondere Maschinen, die sog. Bullen, im Khan stationieren, das Geleise auf der Strecke verstärken, eine Menge von Spezial-Anlagen und ein großes Extra-Personal auf der Station unterhalten und konnte trotz aller aufgewandten Kosten doch weder im Frieden noch später während der Aufstandsjahre den Betrieb im Khan glatt und ohne schwerere Stockungen durchführen. Auch abgesehen von der unglücklichen Khan-Strecke trug die Bahn in ihrer ersten Anlage bis Jakalswater in allen Stücken den Charakter einer wesentlich nur auf den Feldbetrieb zugeschnittenen Anlage.

Nun wurde später der ganze Plan geändert und der Weiterbau bis Windhuk ins Auge gefaßt. Sobald das beschlossene Sache war, hätte man von rechtswegen den größten Teil der gebauten Strecke beinahe von der Station Rössing an (Kilometer 40 von Swakopmund) aufgeben, Jakalswater liegen lassen und das Khan-Gebirge nördlich umgehen müssen. Begreiflicherweise schreckten aber der Bauleiter und das Gouvernement davor zurück, und es wurde weiter über Dorstrivier und Kubas auf Karibib zu gebaut, unter Wahl einer Trace, die wiederum zum Teil ganz ungünstige Steigungsverhältnisse bot. An den Folgen dieser verfehlten Anlage auf den ersten 150 Kilometern hat dann der Betrieb von Anfang an bis heute derartig zu leiden gehabt, daß alle kompetenten Stellen jetzt über die Notwendigkeit der Aufgabe des ganzen unteren Stückes nicht nur bis Kubas, wo günstigere Geländeverhältnisse erreicht werden, sondern gleich bis Karibib einig sind.

Es kann sich höchstens darum handeln, ob man das Stück von Karibib bis Kubas späterhin als eine besondere Zweiglinie bestehen

lassen will oder nicht. Sobald die durch den Kriegszustand bedingten besonderen Transportanforderungen aufhören, ist es selbstverständlich, daß der durchgehende Betrieb auf der Staatsbahnstrecke zwischen Swakopmund und Karibib aufhört und die Otavi-Bahn die Leistung des Verkehrs in irgend einer Form übernimmt. Die Aufrechterhaltung des Staatsbetriebes zwischen Swakopmund und Karibib würde, man möge es anstellen wie man will, eine nicht zu verantwortende Unwirtschaftlichkeit bedeuten, wovon in dem Abschnitt über das Eisenbahnwesen noch näher zu handeln sein wird.

In der Gegend von Kubas beginnt das zusammenhängende und regelmäßig benutzbare Weideland. Schon eine Strecke weit vorher ist aber das Land zu beiden Seiten der Bahn in Farmen aufgeteilt und vergeben. Vor Kubas, in der Nähe der Wasserstelle von Etusis, finden sich große Lager eines marmorartigen Dolomits, der jedenfalls zu Bauzwecken ausgezeichnet brauchbar ist; ob auch für feinere Arbeiten, steht noch dahin. Soweit wie das gute Weideland reicht, das sich hier wegen der Verschontheit der Gegend von der sogenannten Pferdesterbe und wegen des Vorkommens gewisser Futterbüsche gut für Pferdezucht eignet, soweit reichte auch ehedem das von den Hereros benutzte und bewohnte Gebiet.

Karibib liegt mitten in einer großen von Kalkablagerungen und Kalkgeröll erfüllten wannenartigen Fläche, im Angesicht der majestätischen Südfront des Erongo-Gebirges. Bis zur Erbauung der Eisenbahn stand hier nur eine Farm. Einen Hauptübelstand bildete, als die Eisenbahn und eine zahlreichere Bevölkerung hierher kamen, die Knappheit des Wassers. Erst in jüngster Zeit haben die Arbeiten des Landrats von Uslar dieser Not etwas abgeholfen.

Von Karibib führt der Weg südwärts nach Otjimbingue (57 Kilometer), nördlich nach Omaruru (68 Kilometer).

Hier fängt das eigentliche typische Landschaftsbild des alten Hererogebietes an: die großen Gras- und Dornbuschflächen, die isolierten Bergrücken, Kegel und Kuppen, die breiten sanderfüll-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, von schönen Baumbeständen eingefaßten Riviere. Zwischen den Farmgebieten an der Eisenbahn und am Swakop war kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes von 1904 das erste der geplanten Herero-Reservate, innerhalb deren keine weiteren Farmverkäufe stattfinden sollten, für den Stamm der Hereros von Otjimbingue abgesteckt worden.

Okahandja ist durch seine Lage am Zusammentreffen mehrerer natürlicher Verbindungslinien, wie durch seine besonders günstigen Wasserverhältnisse zu einem Wohnplatz von besonderer Bedeutung bestimmt. Hier vereinigen sich die Wege aus dem Osten, von Gobabis, Epukiro, Kehoro, aus dem Süden über das Auasgebirge, Aris und Windhuk, aus dem Norden vom Waterberg und aus dem Westen von Omaruru her. Namentlich für die aus Norden und Osten zur Küste gehenden oder von dort nach jenen Richtungen bestimmten Wagen war Okahandja der Sammelplatz; ebenso aber auch für alle kriegerischen nach Süden gerichteten Unternehmungen der Hereros. Der Okahandja-Fluß wird hier anscheinend durch ein unter der Oberfläche befindliches Granitriff aufgestaut, so daß das Grundwasser auf einer ziemlich langen Strecke bis nahe an die Oberfläche empordringt und früher, vor Anlage der vielen Gärten, an einzelnen Stellen sogar quellenähnlich zu Tage trat. Wichtiger noch ist die durch verschiedene Brunnengrabungen nachgewiesene Tatsache, daß sich noch ein ziemliches Stück westlich von dem heutigen Bett des Riviers, zum Teil jedenfalls unter dem Orte selbst, eine starke wassergefüllte Kiesschicht erstreckt: vermutlich ist es eine Ablagerung aus früheren Zeiten, als die Wasserführung des Flusses größer und gewaltsamer war, als heute. Gleich hinter der Vereinigung des Okahandja-Flusses mit dem Swakop liegt der alte und berühmte Hereroplatz Osona. Hier sind beide Ufer weithin mit einem hohen Wald von stattlichen Weißdornbäumen und mannigfachem Unterholz eingesäumt. Osona war der Tränkplatz des alten Feldhauptmanns der Hereros von Okahandja, Assa Riarua; hier sammelten sich im Januar 1904 die ersten berittenen Trupps der Aufständischen. Jetzt ist das Land

an der Vereinigungsstelle der beiden Riviere auf dem rechten Ufer in einer Ausdehnung von etwa 10 Kilometer in einige dreißig Heimstätten für Kleinsiedler eingeteilt, von denen Ende 1906 etwa die Hälfte besetzt waren. Der Erfolg dieses, durch die Absatzschwierigkeit wie durch die Unsicherheit der Wasserverhältnisse in seinem Gelingen bedrohten, aber in einem geringeren als dem geplanten Umfange vielleicht lebensfähigen Experiments wird abzuwarten sein.

Gleich östlich und nordöstlich von Okahandja beginnt das Vorland der Onjati-Berge, zu deren letzten Ausläufern die spitze Zacke des Kaiser-Wilhelm-Berges, unmittelbar über Okahandja, gehört. Der Swakop windet sich zwischen Okahandja und Otjisasu in einem ziemlich tiefen, im Grunde schön bewaldeten Tal durch die Berge; von Otjisasu an aufwärts verbreitert sich die Landschaft zu beiden Seiten des Flusses, aber die Berge bleiben in der Nähe. Hier liegen die Gefechtsstellen vom 9. und 13. April 1904, Onganjira und Oviumbo; weiter oberhalb liegt Katjapia, die Heimat des eigentlichen Urhebers der Empörung von 1904, Kajata, am nördlichen Quellarm des Swakop. Der südliche Quellarm kommt von Otjisonjati, wo oberhalb der Farm auf einem ziemlich ebenen und ausgedehnten Hochplateau, zu dem ein steiler Anstieg hinanführt, die jetzt in Ausbeutung genommenen Kupfergruben liegen. Von der Höhe über Otjisonjati hat man einen der weitesten Ausblicke im Lande. Nach Süden schließt die Kette des Auas-Gebirges, jenseits Windhuk, den Horizont, und nach Nordwesten ragt in der Ferne die blaue doppelte Silhouette des Omatako-Berges über die weite Ebene des zentralen Hererolandes empor. Der obere Swakop und die Onjati-Berge bilden landschaftlich den schönsten Teil des Hererolandes, aber auch als Farmland ist dieses, trotz seiner Unebenheit außerordentlich grasreiche und Wasser im Überfluß besitzende Gelände unübertrefflich. Dieser Winkel von Deutsch-Südafrika in den Onjati-Bergen und ihrem Vorgelände hat sozusagen eine besondere Natur für sich. Er erinnert in seinen Formen mehr als ein anderes Stück der Kolonie an die europäische Mittelgebirgslandschaft, und der stete Wechsel von Berg und Tal, der

dichte, grüne Baumwuchs in den von allen Seiten der Vereinigung mit dem Swakop zustrebenden Rivieren, der Grasreichtum und die herrliche, der größeren Höhenlage entspringende Klarheit der Luft vereinigen sich mit dem kräftigen Weidereichtum, um ein besonders reizvolles und verlockendes Ansiedelungsgebiet zu schaffen. Nicht umsonst galt Kajata nächst dem alten Kambasembi von Waterberg als der reichste Herero. Er allein brachte 300 berittene, mit Gewehren bewaffnete Gefolgsleute nach dem ersten Sammelplatz der Aufständischen in Osona und erzwang, indem er die Feindseligkeiten gegen die Deutschen eröffnete, den tatsächlichen Beginn des Krieges, während der „Oberhäuptling" Samuel immer noch schwankte.

Den wichtigsten südlichen Zufluß erhält der Swakop in der Gegend von Groß-Barmen: das Otjihavera-Rivier. Dieses kommt vom Auasgebirge und durchfließt die tiefe und breite Senkung, die sich zwischen dem Khomas Hochland im Westen, den Eros- und den Otjihavera-Bergen im Osten, von Windhuk bis Okahandja hinzieht. Auf dieses ca. 70 Kilometer lange Tal treffen am Nord- wie am Südende strahlenförmig alle Verkehrswege vom Hererono nach dem Namalande und umgekehrt zusammen. Der alte Baiweg von Otjimbingue betritt es von Barmen her unmittelbar hinter der Vereinigung des Swakop und des Otjihavera-Flusses; die Eisenbahn durchzieht es seiner ganzen Länge nach von Okahandja bis Windhuk. Nach Ansicht mehrerer Geologen ist die ganze Senke ein sogenannter Grabeneinbruch, und in der Tat fühlt man sich lebhaft an die beiden Gebirgsmauern des Schwarzwaldes und der Vogesen zu beiden Seiten der rheinischen Hochebene erinnert, wenn man auf der Fahrt nach Windhuk bald hinter der großen Swakop-Brücke die schroffgeformten Abbrüche des Gebirges zu beiden Seiten immer näher heranrücken sieht. Sowohl vom Khomas-Hochland, als auch vom Otjihavera-Gebirge stürzen zur Regenzeit in zahllosen Rinnsalen, die den Eisenbahnbau hier zu einer wahren Aufeinanderfolge von Brückenkonstruktionen machen, große Wassermassen herab, die in dem weichen, hochangeschwemmten Alluvial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

boden der Ebene Jahr für Jahr wechselnde Ausspülungen verursachen und den Bahndamm mit steter Zerstörung bedrohen. Mitunter hört man auch die Meinung äußern, daß der Otjihavera-Fluß mehr Wasser führe, als der Swakop von Onjati und daher als der eigentliche Quellarm zu betrachten sei. Ich möchte das deshalb nicht glauben, weil das nördliche Quellsystem in den Onjati-Bergen jedenfalls viel reicher entwickelt ist und tiefer in alle Täler des Berglandes hineingreift, als das Otjihavera-Revier, das nur einen langen, geraden Stamm mit vielen, aber nur ganz kurzen Seitenarmen darstellt. Auf beiden Seiten, im Khomas-Hochland wie in den Otjihavera- und Eros-Bergen, liegt die Wasserscheide ganz nahe an den einander zugekehrten Abbruchsfronten, während die jenseitigen Abdachungen nach Osten und Westen viel länger sind. Die Gebirge zu beiden Seiten des großen Tales sind, obwohl sich zwischen ihnen hindurch seit altersher der stärkste Verkehr des Landes bewegt, noch sehr unbekannt. In das nördliche Khomas-Hochland sind, von gelegentlichen ohne Kunde gebliebenen Streifzügen dieses oder jenes Jägers abgesehen, erst 1905 während des Hererooaufstandes Patrouillen der Schutztruppe gelangt und haben dort die denkbar schwierigsten und unübersichtlichsten Geländeverhältnisse, aber vortreffliche Weide und einige große, unbekannte Wasserstellen gefunden. Dies ganze Bergland hat seit lange einer Anzahl von Bergdamaratrupps als Zufluchtsort gedient, wo niemand sie behelligte. Die Hereros von Otjisewa dehnten ihre Viehposten nicht weiter in die Berge, als bis zu einem ganz bestimmten Grenzgebiet aus; dahinter gehörte das Land den Bergdamaras und der Herero, der es betrat, wurde totgeschlagen. Ebenso der Bergkaffer, wenn er seine Ziegen an einem Wasser tränken wollte, das noch den Hereros gehörte. Ein bekannter Verkehrsweg durchschneidet erst den südlichen Teil des Khomas-Hochlandes von Otjimbingue über Davitsaub nach Heusis und zur Matchles-Mine, von wo man über Haris nach Windhuk gelangt. Dieser Weg ist zur Zeit, da die Matchles-Mine ausgebeutet wurde, öfters befahren, später aber nur noch selten benutzt worden. Beinahe ebenso unbekannt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie das Khomas-Hochland ist auch die Berglandschaft auf der anderen Seite des Tals zwischen Otjihavera und Onjati. Wenn man, Otjisewa gegenüber, den steilen Absturz im Osten erklettert, so gelangt man mit dem Beginn der jenseitigen Abdachung zu den Quellen des Weißen Nosob. Was aber nördlich von den Nosob-Quellen bis nach Otjisasu hin liegt, ist unbekanntes Gebiet. Wahrscheinlich muß das ganze Bergland, von Otjihavera bis an den Ostrand der Onjati-Berge, als eine zusammengehörige Einheit mit einer von Ost nach West durchgehenden ausgeprägten Wasserscheide zwischen dem Swakop und dem weißen Nosob angesehen werden. Nach den Angaben der Händler, die zu den Hereros von Onjati kamen, hatten diese dort überall ihre Viehposten stehen; freie Bergdamaras waren nirgends im Otjihavera-Gebirge. Sowohl die weißen Händler, als auch die Patrouillen der Truppe pflegten früher in erster Linie dorthin zu gehen, wo die Kapitäne und Großleute der Hereros saßen. Diese mußten, sei es zum Handeln, sei es zur Überwachung, aufgesucht werden. Entlegene Winkel im Lande abseits der wichtigen Verbindungswege, wo die großen Hereros nur ihr dienstbares Volk und ihre Posten hatten und wo ein Weißer kaum je hinkam, gab es viele im Lande. Die Ansiedlung der Farmer im Bezirk von Windhuk hielt sich überdies zunächst ausdrücklich auf dem Südufer des weißen Nosob, der von der deutschen Verwaltung als die offizielle Südgrenze des Hererolandes erklärt worden war. Ebenso bildete in dem großen Otjihavera-Tal die Wasserstelle Otjisewa, etwa 30 Kilometer nordwestlich von Windhuk, den letzten Platz, der den Hereros gehörte.

Wir kehren nun von hier wiederum bis an den südwestlichen Grenzpfeiler des Landes, das Erongo-Gebirge, bei Karibib, zurück und wenden uns von da dem Gebiet der zweiten Hauptader auf der seewärts gerichteten Abdachung des Landes zu: dem Omaruru-Fluß. Das Erongo-Gebirge bildet ein im Norden breites, nach Süden etwas zugespitztes Trapez. An seiner Nordfront fließt der Omarurufluß oder der westliche Eiseb entlang, an der Ost- und Südseite der Khan, der noch zum Swakop-Gebiet gehört. Von

seiner Quelle unweit Okahandja bis unterhalb Usakos ist der Khan ein Rivier von dem allgemeinen Charakter der Plateauflüsse, mit mäßigem Gefälle, wenig vertieftem, öfters nur in den umliegenden Alluvialboden eingeschnittenem, sanderfülltem Bett und kräftigem Baumwuchs auf beiden Ufern. Auf dieser Strecke seines Laufes waren in der letzten Zeit vor dem Aufstande bereits verschiedene Farmen von den Hereros an Weiße verkauft worden. Die große Pad von Okahandja nach Omaruru über Omapju verlief in ihrer ersten Hälfte längs der Wasserstellen am oberen Khan, der hier übrigens noch nicht diesen Namen führt, sondern gewöhnlich Etiro-Fluß genannt wird, nach dem bekannten Platz Etiro, wo der Weg von Karibib nach Omaruru das Rivier überschreitet. Auch die Riviere jenseits Etiro bis unmittelbar an Omaruru heran fließen noch zum Khan und gehören durch diesen zum System des Swakop, wie es denn überhaupt für den Omaruru-Fluß bezeichnend ist, daß er auf beiden Seiten nur ein ganz schmales Zuflußgebiet besitzt. Trotzdem gehört er zu den wasserreichsten Rivieren des Landes.

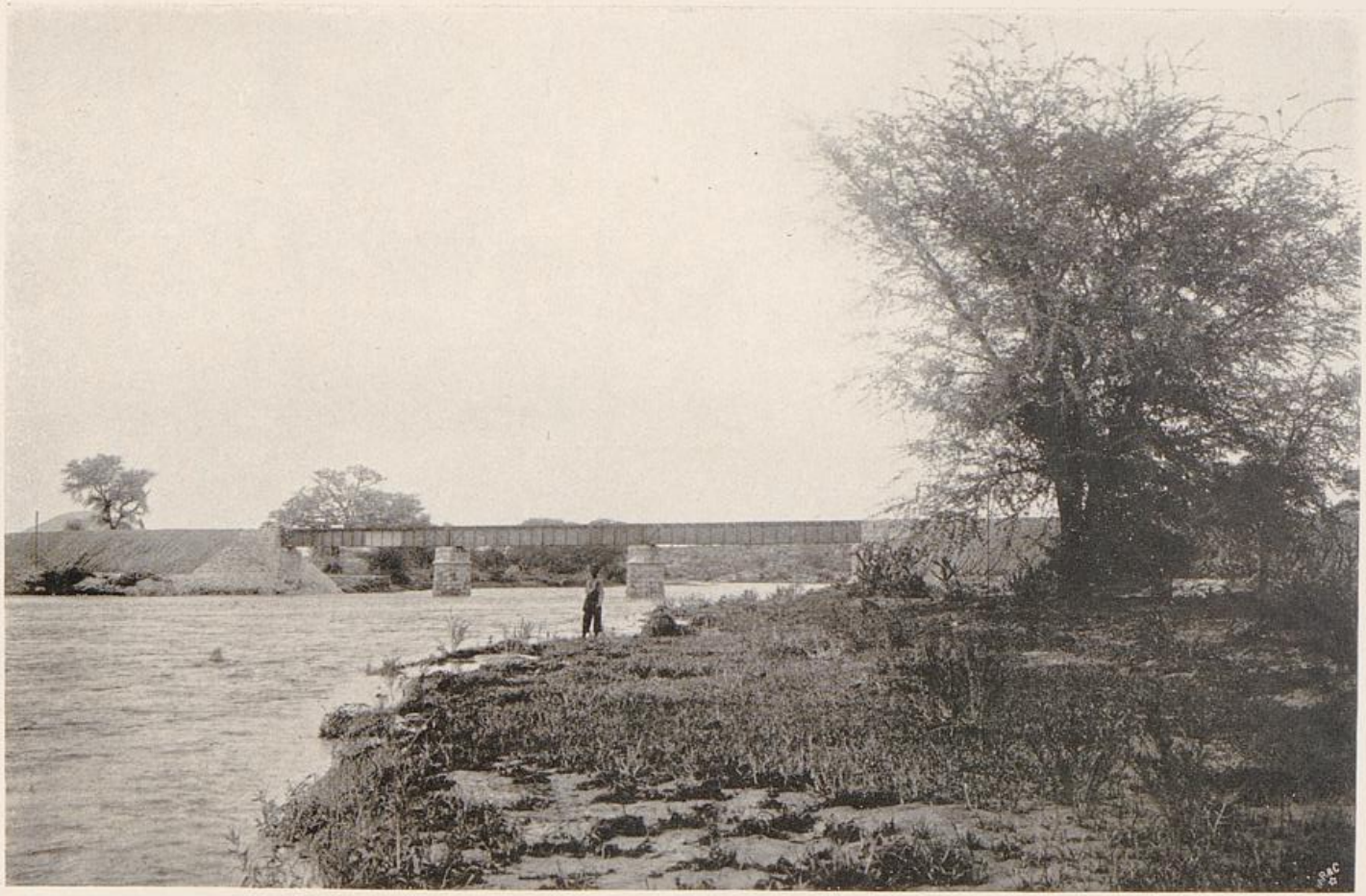
Der Omaruru entspringt kaum eine Stunde vom großen Omuramba entfernt am Etjo-Berg; ein zweiter Quellarm ganz in der Nachbarschaft auf der Wasserscheide von Okowakuatjivi. Nicht weit unterhalb der Stelle, wo sie sich vereinigen, liegt der alte Hererooplatz Omburo. Hier mündet ein besonders wasserreiches Seitenrivier, in dem eine Stunde aufwärts eine warme Quelle entspringt. Ähnliche Quellen finden sich in der Gegend noch mehrfach, am bekanntesten ist die warme Schwefelquelle von Omapju. Der Etjo ist ein langer imposanter Rücken von Tafelbergform; in seiner Nachbarschaft ragen noch mehrere ähnlich gestaltete Tafeln von geringerer Mächtigkeit empor. Nach der Meinung der Hereros regnet es am Etjo-Berge mehr, als im ganzen übrigen Lande, und es ist wohl möglich, daß die massige Erhebung eine stärker verdichtenden Wirkung auf die zum Niederschlag gelangende Luftfeuchtigkeit ausübt, als die Ebene umher. Etwas ähnliches ist auch am Auas-Gebirge bei Windhuk nachweisbar. An sich würde der behauptete Regenreichtum des Etjo mit zur Erklärung des großen Wasserreichtums im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Omaruru-Flusse dienen. Abgesehen hiervon wird es aber für die dauernde starke Wasserführung dieses Riviers jedenfalls von Bedeutung sein, daß in den kolossalen Trümmerhalden am Fuß des Etjo und in den vielen Sprüngen und Spalten, die in dem Sandstein des Etjo durch die Macht der Verwitterung gebildet sind, bedeutende Wassermassen versinken und allmählich an die Riviere und Täler an seinem Fuße, die nach allen Seiten vom Etjo herabkommen, abgegeben werden.

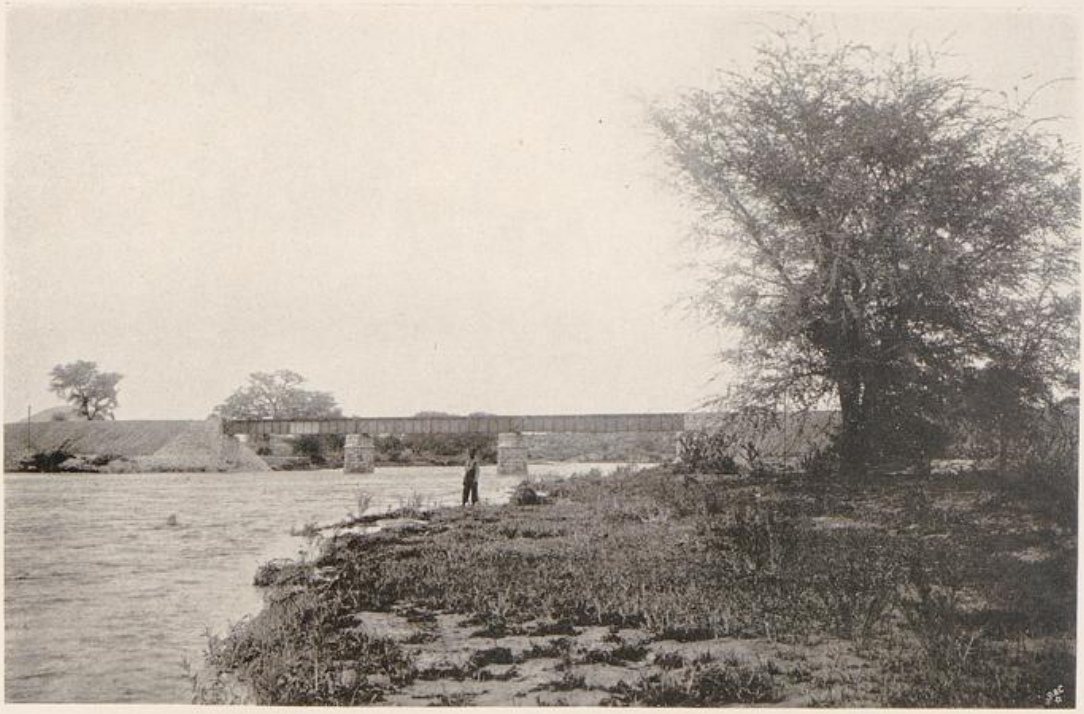
Der Omaruru-Fluß ist durch zwei besonders ausgebildete Eigenschaften charakterisiert: durch die starke Wasserhaltigkeit des Sandes, der sein Bett ausfüllt, und durch die bedeutenden Ablagerungen fruchtbaren Schwemmlandes an zahlreichen Punkten auf beiden Ufern. Von Omburo abwärts ziehen sich, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer, kilometerlange Streifen von Alluvium hin, auf denen schon die besondere Vegetation, Binsen, wilder Spargel und dergleichen, auf den Reichtum und den hohen Stand des Grundwassers hindeuten. Die Farmer, die sich bisher auf diesen Ländereien angesiedelt haben, finden alle schon bei Abteufungen von geringer Tiefe so starkes Wasser, wie sie nur irgend brauchen. Allerdings ist auch der Bedarf des lockern, stark sandhaltigen Bodens für Bewässerungszwecke ein außerordentlich hoher. Auf der Farm Okaokasjoti z. B., am linken Ufer des Flusses, eine kleine Stunde oberhalb Omaruru, wo seit mehreren Jahren Kartoffelbau in größerem Maßstabe betrieben wird, beträgt nach den Angaben der beiden Besitzer der Wasserverbrauch pro Hektar für je 24 Stunden etwa 120 Kubikmeter, während sonst in ähnlichen Bewässerungsgebieten innerhalb der subtropischen Steppenzonen der durchschnittliche Normalbedarf sich auf einige 80 Kubikmeter beläuft. Wie sich die Fähigkeit des Flußbettes zur dauernden Wasserabgabe stellen würde, wenn auf beiden Seiten alles brauchbare Land in Bewässerungskultur genommen werden sollte, erscheint daher doch sehr zweifelhaft. Vor allen Dingen müßte für diesen Fall vorher erst durch eine Reihe von Bohrungen festgestellt werden, wie weit und wie tief sich rechts und links die Sand- und Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Omarurufluß, fließend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Omaruruſluß, fließend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiebelager erstrecken, die alljährlich beim Abkommen des Flusses mit Wasser durchtränkt werden und das eigentliche Reservoir für den dauernd verfügbaren Wasservorrat bilden. Der Omaruru-Fluß steht an einzelnen Stellen seines Laufes sozusagen auf einer Übergangsstufe zwischen einem gewöhnlichen südafrikanischen Rivier und einem Flusse im eigentlichen Sinne, und zwar insofern als auch abgesehen von den Zeiten des Abkommens an manchen Stellen der Spiegel des Grundwassers im Bette so hoch steht, daß die obersten Schichten das ganze Jahr hindurch zum oberirdischen Fließen gelangen. Allerdings sind diese Stellen mit dauernd „laufendem" Wasser höchstens einige Kilometer lang und der Wasserfaden nur wenige Meter breit, auch nicht tiefer, als daß man ihn mit Hilfe eingelegter Schrittsteine oder leerer Kisten trockenen Fußes überschreiten könnte. Im Verhältnis zur Breite des ganzen für gewöhnlich trocken liegenden Flußbettes, die zwischen 70 bis 80 und 200 bis 300 Metern wechselt, sind sie also nur unbedeutend. Trotzdem ist die Tatsache, daß man im Omaruru an zahlreichen Stellen dauernd laufendes Wasser findet, und daß auch abgesehen davon, der Grundwasserstand an vielen Stellen bis nahe oder bis unmittelbar an die Oberfläche reicht, von großer Wichtigkeit für alle Ansiedelungsfragen in diesem Gebiet. Gewöhnlich ist das Hervortreten des Wassers bis zum oberflächlichen Fließen durch felsige Einengungen des Flußbettes bedingt, entweder in der Art, daß das Bett selbst einen schluchtartigen Charakter annimmt, wie z. B. am Omaruru gleich unterhalb der Eisenbahnbrücke, oder so, daß Klippenbänke, sichtbar oder unter dem Sande vergraben, es in vertikaler Richtung einengen. Stellenweise mag das Hervortreten des Wassers auch durch die Einmündung von Nebenrivieren bedingt sein, oder dadurch, daß die Sohle des Flußbettes besonders tief eingeschnitten ist und die seitlichen Uferschichten nach unten zu Wasser abgeben, wie das z. B. dort, wo der Fluß an den Nordabhang des Erongo-Gebirges herantritt, sehr wahrscheinlich der Fall ist. Besonders reich und tief fließt das Wasser bei Kawab, 8 Kilometer oberhalb des Bergdamaraplatzes Okombahe. Von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Omaruru bis Okambahe beträgt der Fall der Flußsohle auf etwa 70 Kilometer Luftlinie etwa ungefähr 250 Meter (die Höhenlinie von 1200 Metern geht durch den Oberbau der Eisenbahnbrücke; Okombahe hat ca. 950 Meter Seehöhe). Unterhalb Okombahe bleibt der Fluß noch eine ganze Strecke weit wasserreich und kommt an verschiedenen Stellen zum Laufen. Nach einer Rekognoszierung des Forstassessors Pogge, in der Trockenzeit von 1906, deuten noch bis ca. 60 Kilometer vor der Mündung, also bereits mitten in der Namib, die Vegetationsverhältnisse im Flußbett und alle sonstigen Anzeichen darauf hin, daß der Grundwasserstand ein sehr hoher sein muß. Assessor Pogge ist der Ansicht, daß bis zu diesem Punkte Dattelanpflanzungen gute Aussicht auf Gedeihen im Flußbett haben würden. Daß Dattelpflanzungen in Omaruru selbst gedeihen und die Bäume bereits nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit (7 bis 8 Jahre) Frucht tragen, beweisen die Palmenbäume im Garten des Distriktsamtes. Auch im Garten der rheinischen Mission steht eine Anzahl älterer Dattelpalmen, die regelmäßig und reichlich Frucht bringen.

Unmittelbar nördlich und südlich vom Omaruru-Fluß beginnen schon die Zuflußgebiete des Ugab und des Khan. Der Westabhang des Erongo-Gebirges wird durch ein besonderes Rivier, den Karub, entwässert, in dessen Gebiet am Rande der Namib die Wasserstellen Groß- und Klein-Spitzkoppjes liegen. Auf Groß-Spitzkoppjes hat die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika versucht, Farmwirtschaft zu treiben, ist aber weniger des Wassers als der unzuverlässigen Weideverhältnisse wegen damit unter Verlusten gescheitert. Das Erongo-Gebirge selbst, an dessem ganzen Nordfuß der Omaruru entlang fließt, ist in seinem Innern eine wüste, steinige, von einem nach Süden geöffneten Talsystem durchzogene Hochfläche, die einzelnen Werften von freien Bergdamaras als Zufluchtsort dient. Wo das Haupttal aus dem Gebirge hervortritt, etwa auf der Höhe von Usakos, liegt die Wasserstelle Ameib, früher eine Station der Rheinischen Missionsgesellschaft für die Bergdamaras im Erongo. Zeitweiliger Wassermangel zwang

die Missionare, Ameib zu verlassen und die Station nach Karibib zu verlegen. Einige verkümmerte Palmen legen Zeugnis von dem einstigen Missionsgarten ab. Zwischen Usakos und Ameib liegt die große, einem gewissen Struys in Omaruru gehörige Farm Goabib, auf der sich angeblich ein Kupfererzlager befindet. Struys besitzt, da er sein Land noch früher als die deutsche Kolonialgesellschaft von den Eingeborenen erworben hat, selbständige Minenrechte, für die ihm bereits sehr hohe Angebote von englischer Seite gemacht worden sind. Die Fronten des Erongo-Massivs zeigen ringsherum, namentlich auf der Karibib gegenüberliegenden Südseite, in ihren oberen Schichten massig über das untere Gestein hingelagerte Decken, deren Schichtung von ferne sowohl auf sedimentären Ursprung als auch auf tuffartige Ablagerung gedeutet werden kann. Auch der mächtige Rücken des Rooiberges bei Usakos und die Usakosberge selbst bieten auf den ersten Anblick geologisch allerlei Auffallendes. Eine sachliche Untersuchung durch geologisch und mineralogisch hinreichend gebildete Experten hat leider auch in diesem ganzen Gebiet noch nirgends stattgefunden. Alle solche Untersuchungen werden hier erschwert durch den großen Wassermangel und die Unbekanntheit des Geländes. Immerhin ist es möglich, daß sich eine Durchforschung des Khan-Gebirges und des ganzen Erongo-Gebietes noch als bergbaulich lohnend herausstellt. Südlich von Ubib, nahe der Trace der Otavibahn, liegen etwa bei Kilometer 90 bis 100 die sogenannte Palgrave- und die Ebony-Mine, wo englische Prospektoren in den 70 er Jahren des vorigen Jahrhunderts Kupfervorkommen festgestellt haben — damals allerdings nicht in abbauwürdiger Menge.

Bei Usakos, an der Mündung des Ameib-Riviers in den Khan, erreicht die Otavibahn das Weideland. Zirka 30 Kilometer weiter, bei Onguati, zweigt sich die Verbindungslinie zur Staatsbahn nach Karibib ab. Die ganze Gegend zwischen der Otavi- und der Staatsbahn eignet sich hier besonders zur Pferdezucht, sowohl wegen der relativen Sterbe-Sicherheit, als auch wegen des Reichtums an einem den Pferden besonders zusagenden Futterbusch, der übrigens

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch noch über Karibib hinaus nach Osten und Norden reichlich vorkommt. Während der Weiterfahrt von Onguati nach Norden behält man immer die Mauer des Erongo-Gebirges in nächster Nähe zur Linken, bis kurz vor Omaruru der runde, auf halber Höhe durch einen plötzlichen Steilabfall unterbrochenen Kranzberg als ein isolierter Vorposten des Erongomassivs an dessen Nordostecke in den Vordergrund tritt. Die Vorberge des Erongo sind hier ganz besonders zerrissen und sonderbar spitzgipflig gestaltet. Kurz bevor das grüne Band des Omaruru-Flusses in Sicht kommt, nimmt das Gelände, namentlich rechts von der Bahn, den Charakter eines granitenen Klippen- und Felsenmeeres an. Dies ist der Schauplatz des Gefechts beim Entsatz von Omaruru durch die Kompagnie Franke am 4. Februar 1904.

Jenseits Omaruru folgt längs der Bahn Epako am Fuß eines langgestreckten Rückens aus weißem, marmorähnlichem Kalkstein. Hier beginnt der lange Aufstieg zur Wasserscheide von Okowakuatjiwi, bis wohin die Bahn von Omaruru ca. 400 Meter steigt. Die ganze Szenerie auf der Höhe des wasserscheidenden Plateaus erinnert etwas an die berühmten Matoppos, südlich von Bulawayo in Rhodesien. Auch die Matoppos sind keine Gebirgslandschaft, sondern eine allmählich von allen Seiten ansteigende granitene Schwellung des Landes mit allerlei merkwürdigen, durch die Verwitterung entstandenen Blockformationen und einer sehr umfassenden Aussicht von dem höchsten Punkte der Gegend (worlds view), wo Cecil Rhodes begraben liegt. Nur sind die Formen hier im Hererolande kleiner und bescheidener, als bei Bulawayo.

Das Dreieck zwischen den Linien der Otavi- und der Staatsbahn mit den Eckpunkten bei Okahandja, Karibib und Okowakuatjiwi ist eins der besten und wertvollsten Stücke des einstigen Hererolandes. Es ist wasserreich und war vor dem Aufstande verhältnismäßig dicht bevölkert. Der südliche Teil dieses Gebietes war bereits vorher in ziemlich zusammenhängender Masse von den Hereros an weiße Ansiedler verkauft worden. Im Norden, im Bezirk Omaruru, war während des letzten Jahres vor dem Aufstande der Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kauf von Farmland an Ansiedler durch das Gouvernement gesperrt worden, um Bodenspekulationen mit Rücksicht auf den Bahnbau vorzubeugen. Auch westlich von der Bahnstrecke Omaruru-Okowakuatjiwi gibt es noch reichlich gutes Farmland. Die Hereros von Omaruru hatten dort zahlreiche Werften und Viehposten, die so ziemlich das ganze Gebiet zwischen dem Omaruru-Fluß und dem Otjomgoro-Rivier, das in den Ugab fließt, ausfüllten. Der Weg von Okowakuatjiwi über die frühere Werft des Hererokapitäns Banjo nach Kawab und Okombahe durchschneidet diesen Landstrich, der für die Ansiedelung jetzt durch die Otavibahn mit erschlossen ist, in seiner ganzen Ausdehnung.

Der Blick von der alten Heliographenstation Okowakuatjiwi nach Westen, Norden und Osten gewährt eine der charakteristischsten Aussichten, die es im ganzen westlichen Hereroland gibt. Mit typischer Deutlichkeit breitet sich das Bild der großen sandig-felsigen, mit gewaltigen Grasmassen und Buschflächen bedeckten Ebene, durchzogen von den grünen Bändern der Riviere und überall unterbrochen durch die vereinzelten dunklen Bergkegel, Kuppen und Rücken, vor dem Auge des Beschauers aus. Nach Süden lag der nächste Blitzpunkt auf der in Luftlinie 55 km entfernten spitzen Omarurukuppe; nach Norden auf dem etwas näher gelegenen inselförmigen Etaneno-Berg. Ringsum hat man den Eindruck, daß die zerstreuten Bergmassen, wie schroff geböschte Eilande eines großen Archipels im Meere, über der Ebene aufsteigen, und soweit das Auge in die Runde reicht, tauchen bis an den fernsten Horizont immer neue dunkle, von ihren Nachbarn isolierte Erhebungen auf. Auch dieses ganze Land bis gegen den Ugab, bis Outjo und bis zum Waterberg ist ein erstklassiges Weidegebiet und war vor dem Aufstande der Sitz einer bedeutenden Anzahl wohlhabender Hererokapitäne und Großleute mit ihren Werften und Posten.

Mit dem Hinabsteigen von der Wasserscheide nach Norden, Nordwesten und Nordosten betritt man das Flußgebiet des Ugab, dessen zwei bedeutendste südlichen Seitenriviere von der Plateauanschwellung von Okowakuatjiwi selbst oder aus ihrer unmittel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

barer Nachbarschaft bei Otjipaue und von den Okonjati-Bergen ihren Zufluß erhalten. Ein zweites starkes Quellgebiet für den Ugab bildet das hochaufragende, in zwei, fast getrennte Flügel gegliederte Paresisgebirge, südlich von Outjo. Die Otavi-Bahn geht einige 20 km östlich vorbei und erreicht bei Otjiwarongo, ziemlich genau in der Mitte zwischen den beiden Plätzen Waterberg und Outjo, einen wichtigen Abschnitt. Otjiwarongo wird voraussichtlich in Zukunft den Abzweigungspunkt für je eine Nebenlinie der Bahn nach Waterberg und Outjo bilden. Hier soll auch eine größere Militärpostierung eingerichtet werden, und man rechnet auf die Entwicklung des Platzes zu einem Hauptort des ganzen Nordens, falls es gelingt, genügend Wasser zu schaffen. Die Uslarschen Versuche haben hier lange Zeit hindurch versagt, insofern, als weder auf die mit der Rute angegebenen Tiefen noch überhaupt Wasser erbohrt werden konnte, aber es wird noch weiter gearbeitet, und Zeitungsnachrichten zufolge soll neuerdings Wasser gefunden sein.

Noch eine kleine Strecke weiter liegen an der Bahn die beiden Plätze Okaputa und Omarassa, unmittelbar an der Grenze des alten Hererolandes. Jenseits beginnt dann das Gebiet der South-West-African-Company.

Der Weg von Otjiwarongo nach Outjo, dessen jetzigem Verlauf im Wesentlichen auch die projektierte Zweiglinie der Otavi-Bahn folgen soll, führt zuerst in nordwestlicher Richtung auf die Farm Oketoweni, zweieinhalb Stunden vor Outjo. Oketoweni liegt bereits am Ugab, der ungefähr in der Höhe von Otavi in den westlich von dort gelegenen Gabus-Bergen entspringt. Outjo selbst ist nicht am Ugab, sondern etwas nördlich davon an einer Quelle im Grunde eines flachen Kessels erbaut, in militärisch sehr ungünstiger Lage, da die umliegenden Höhen beinahe von allen Seiten ein gedecktes Herankommen bis auf wirksame Gewehrschußweite ermöglichen. Zwei Stunden südlich bei der Farm Palafontein lag die alte Hererogrenze. Bis hierher reicht der alte Distrikt Omaruru, dem man diese große Ausdehnung nach Norden gegeben hatte, um nicht noch ein Stück des Hererolandes zum Bezirk Outjo ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hören zu lassen und die Zersplitterung der Hereros unter verschiedene Verwaltungsbezirke damit zu vergrößern. Der Bezirk Outjo, amtlich früher „Nordwestbezirk" genannt, umfaßt das ganze Kaokofeld nördlich vom Ugab und die östlich davon bis zur Etoscha-Pfanne und zur Ovambogrenze hin gelegenen Striche. Das Paresisgebirge wurde noch zum Hereroland gerechnet, doch hielten die Hereros mit ihren Viehposten nur die Ränder dieses in mehrfacher Beziehung interessanten Bergmassivs besetzt. Das Innere war und ist noch heute von freien Bergdamaras bewohnt und gehört zu den noch unerforschten Gebieten Südwestafrikas. Es soll dort viele und starke, aber sehr versteckte Wasserstellen, Höhlen und sonstige Schlupfwinkel und großen Grasreichtum geben.

Das Ugab-Gebiet, unmittelbar westlich von Outjo, war bereits vor dem Herero-Aufstande verhältnismäßig gut besiedelt. Der Charakter des Landes ist dem des eigentlichen Hererogebietes noch ähnlich, aber die Dornbüsche treten zurück, und damit ist eine der wesentlichen Vorbedingungen für Wollschafzucht gegeben. Dagegen macht sich bereits eine starke Abnahme in der Zahl der vorhandenen natürlichen Wasserstellen im Vergleich zum Hererolande geltend, so daß es ohne künstliche Aufschließungsarbeiten zur Wassergewinnung von größerem Umfange nicht annähernd möglich sein wird, diesen Strich und vollends die noch weiter westlich gegen Franzfontein und Ojitambi zu belegenen Gebiete zu besiedeln. Die nächstfolgende Strecke des Ugab-Laufes ist nicht besiedelt. Auch die Hereros hatten ihre Posten nicht mehr soweit vorgeschoben, dagegen gibt es an versteckten Plätzen in der Nähe des Flußlaufes einzelne Bergdamara-Werften. Etwas weiter als halbwegs von Outjo zur Küste, bei der Wasserstelle Sorris-Sorris, liegt die südöstliche Ecke des Konzessionsgebietes der mit der South-West-African-Company verschmolzenen Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft. Das Gebiet von Sorris-Sorris ist bekannt wegen seiner Sicherheit vor der Pferdesterbe; hier befanden sich daher während der Sterbezeit die Pferdeposten der beiden Schutztruppenkompagnien von Omaruru und Outjo. Nördlich vom Ugab liegt in dieser Gegend

eine markierte Vegetationsgrenze. Der Dornbusch, der die Flächen des Hererolandes bedeckt, macht einem niederen Laubbusch Platz, der sich dann weiter nordwärts ins Kaokofeld hinein stellenweise zu einem Baumwuchs von 5—6 m Höhe entwickelt. Einige Kilometer südwestlich von dem Punkt, wo der Weg von Okambahe nach Sorris-Sorris das Flußbett kreuzt, befindet sich ein merkwürdiger Schlot innerhalb einer Region von schwarzem, schwammartig durchlöchertem Gestein, das schlackenartige Struktur zeigt. Der Durchmesser der Öffnung mag 6 m betragen, ihre Tiefe ist beträchtlich, sodaß ein hinuntergeworfener Stein eine merkliche Zeitspanne braucht, bis man ihn unten aufschlagen hört. Das Loch liegt inmitten einer Landschaft von niedrigen Kuppen und Hügeln aus rotbraunem stark zerklüftetem Gestein; große Stücke der schwarzen schlackenartigen Masse finden sich bis in größerer Entfernung von ihm zerstreut. Ich gebe die Schilderung nach dem Bericht eines früheren Unteroffiziers der Franke'schen Kompagnie, der dort auf Pferdeposten war. Eine nähere Untersuchung der jedenfalls eigentümlichen und geologisch wahrscheinlich interessanten Stelle sollte nicht verabsäumt werden. Etwas östlich von Sorris-Sorris an einem linksseitigen Zufluß des Ugab liegt die einsame Farm Ais, wo die englische Gesellschaft, die das Guanolager von Cap Cross ausbeutete, jahrelang ihren Viehposten hatte. Die Gegend dort gilt als gut geeignet für die Zucht von Merino-Schafen und Angoraziegen. Das Wasser ist aber sehr brackig.

Etwa 3 Reitstunden unterhalb Sorris-Sorris erhebt sich auf dem linken Ufer des Ugab ein kolossaler, in merkwürdig bunten Farben schillernder Bergstock: der Brandberg. Es ist nicht, wie der Name zu sagen scheint, ein einzelner Berg, sondern ein ganzes Massiv, wie das Erongo- oder das Naukluftgebirge. Ein Umritt um das Ganze soll mehrere Tage erfordern. Das Innere ist gänzlich unbekannt. Eine mächtige Schlucht, die jedenfalls einen Haupteingang bildet, öffnet sich auf der Ostseite. Die Bergdamaras, die am Brandberg leben, erzählen, daß man dieser Schlucht folgend auf der gegenüberliegenden Seite wieder aus dem Berge heraus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

käme. Der Brandberg ist von der Küste etwa 100 km in Luftlinie entfernt. Man sieht ihn bei klarem Wetter von den Schiffen aus, die nach Swakopmund fahren oder von dort kommen. Vom Brandberge gehen allerlei merkwürdige Erzählungen im Lande um. Im Innern der Eingangsschlucht, die sich auf der Ostseite öffnet, sollen sich allerlei in den Felsen gehauene Skulpturen befinden, und hoch oben auf dem Berge lägen Dinge, die wie Überreste von einem gestrandeten Schiff aussehen sollen. Wahrscheinlich wird es sich um irgendwelche auffallenden Felsformen handeln. Die Erzählung von den Felsskulpturen ist nicht unglaublich; am großen Omatakoberg sollen sich auch dergleichen Arbeiten an den Felsen befinden, und in der Nähe der Missionsstation Gaub, im Bezirk Grootfontein, habe ich selbst höchst merkwürdige Ausarbeitungen im Gestein, die augenscheinlich sehr alt sind, gefunden. Hiervon wird später noch etwas ausführlicher zu reden sein. Übrigens finden sich eingehauene Felszeichnungen auch im Erongo-Gebirge; diese aber sind als Spielerei englischer Bergleute aus den 60 er oder 70 er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Es ist auf jeden Fall bemerkenswert, daß die Buschleute in ganz Südafrika noch heutigen Tages Felszeichnungen machen. Allerdings sind die Bilder, die man kennt, nicht eingehauen, sondern mit Farbstoffen oder als bloße flüchtige Kritzelei angelegt. Wie es heißt, befindet sich ein solches besonders großes, rot ausgeführtes Buschmannsgemälde in der Namib, auf dem Wege von Spitzkoppjes nach Cap-Croß an einem überhängenden Felsen; ich habe aber nichts Zuverlässiges hierüber in Erfahrung bringen können. Eine gute Abbildung von Buschmannzeichnungen findet sich in dem bekannten Buche der Frau v. Eckenbrecher: „Was Afrika mir gab und nahm".

Der Ugab ist das längste, am weitesten nach Osten auf das innere Hochland hinaufgreifende Rivier der westlichen, atlantischen Abdachung. Seine Lauflänge beträgt über 500 km. Das nächste nach Norden folgende Kaokofeld-Rivier ist der Huab, der von Otjitambi ca. 100 km westlich von Outjo herkommt. Sein stark

verzweigtes oberes Zuflußgebiet schließt noch gutes, meist der Kaoko-Gesellschaft gehöriges Farmland ein. Otjitambi war noch Regierungsland; gleich östlich davon liegt die Kompagniegrenze. Früher war Otjitambi der Hauptplatz der nach dem Kaokofeld ausgewanderten Swartbooi-Hottentotten, doch wurden diese später auf ein kleines, jetzt gleichfalls aufgehobenes Reservat um das etwas südlicher gelegene Franzfontein beschränkt. Der nördliche Huab hat einen südlichen Parallel-Fluß von gleicher Stärke, den Awahuab. Beide vereinigen sich etwa 100 km vor der Mündung bei der Wasserstelle Atzawisis, wo das kleine, von dem sehr markanten Tsawisis-Tafelberge im Norden herabkommende Tsawisis-Rivier in den Hauptfluß mündet. Das Bett des südlicher fließenden Awahuab ist erfüllt von einem besonders schönen Waldstrich mit starken Bäumen, zwischen denen sich ein schmaler, nur wenige Meter breiter Sandstreifen als Andeutung dafür hinzieht, daß im Flußbett gelegentlich auch oberirdisch etwas Wasser abkommt. Der mit Bäumen bestandene Schwemmlandstreifen ist mehrere hundert Meter breit, und wenn man von dem Reichtum des Baumwuchses auf den unterirdischen Wasservorrat schließen will, so würden sich hier in dieser Beziehung sehr günstige Anbauverhältnisse ergeben. Das Gebiet zwischen dem Awahuab und dem Ugab bei Sorris-Sorris ist gutes Farmland, namentlich für Pferdezucht geeignet. In der Mitte zwischen den beiden genannten Flüssen zieht sich das schöne Goantegab-Rivier hin, das weiter unterhalb in den Ugab mündet. Hier wird es auch sehr wahrscheinlich möglich sein, Wasser aufzumachen. Das Flußbett ist baumreich und im Jahre 1903 hat die Kompagnie Franke dort bereits mit Erfolg nach Wasser gegraben. Am oberen Goantegab lagen früher auch mehrere starke Hererowerften. Am Wege von Sorris-Sorris zum Awahuab liegt jenseits des Goantegab ein einsamer gekerbter Spitzkegel, der Berg von Gaus (Goas). An seinem Fuße finden sich eine große Anzahl sogenannter Bänke, d. h. vom Regenwasser im Gestein ausgewaschene Vertiefungen, in denen sich das Wasser bei genügender Weite und Tiefe des Beckens sehr lange, oft bis zur

nächsten Regenzeit, hält. Die Bänke am Gaus-Berge liegen z. T. übereinander angeordnet in einer Schlucht, durch die das Regenwasser herabkommt. Diese Erscheinung, die in Südwestafrika häufig vorkommt, ist dadurch zu erklären, daß die kaskadenförmig herunterstürzenden Wassermassen jedesmal am Fuße eines Fallabschnittes eine Höhle im Gestein ausstrudeln. Das bekannteste und größte Beispiel einer solchen Bankbildung sind die Regensteinlöcher bei Aredareigas im Auas-Gebirge bei Windhuk. Vom Gausberge führt der Weg dann weiter über Groß- und Klein-Haobis, wo gleichfalls offenes Wasser und gute Weide vorhanden sind, nach der Wasserstelle Dimab, wo er das Bett des Awahuab erreicht. In Dimab zeigten im Jahre 1903 eine große Anzahl weit verstreuter Pontoks, daß hier gleichfalls anscheinend Hereros in größerer Menge gewohnt haben. Einige Stunden weiter nordwestlich liegt die Brackwasserquelle Bethanis. Hier hört das Weideland auf, und gewaltige, stundenweit ausgeschüttete Geröllmassen, zwischen denen nur einzelne spärliche Grashalme wachsen, bedecken die ganze Gegend bis zum Huab hin. Übrigens ist für den Farmbetrieb zu erwähnen, daß im ganzen Kaokofeld das Raubzeug noch eine sehr große Rolle spielt, und zwar nicht nur Leoparden und Hyänen, wie im Hererolande, sondern auch Löwen. Zwischen den beiden Huabs sind z. B. breit ausgetretene Löwenpfade beobachtet worden, und solange nicht mindestens die Löwen gründlich abgeschossen sind, kann an keine Pferdezucht gedacht werden. Schon die Leoparden können durch Niederreißen der Fohlen den Pferdezüchtern sehr große Verluste verursachen.

Ein anderer Weg führt von Sorris-Sorris über Daweb-Ureb und die Quelle von Chorichas am oberen Awahuab nach Franzfontein. Auf dieser Fläche dehnen sich unabsehbare Grasflächen aus, die z. T. mit dem süßen, kurzen, sogenannten Pferdegras bestanden sind. Die Gegend gilt gleichfalls als sterbefrei, aber die Wasserverhältnisse sind noch wenig bekannt und unsicher. An der Quelle von Chorichas saßen vor dem Aufstand Hererowerften, im übrigen ist die ganze Gegend unbewohnt. Die Meereshöhe ist nach

den wenigen Barometermessungen, die hier von Reisenden gemacht worden sind, zwischen Ugab und Huab auffallend gering: Sorris-Sorris nur 800 m, Bethanis ca. 500 m. Es erscheint das merkwürdig, wenn man damit die Tatsachen zusammenhält, daß die Pferdesterbe tiefer im Innern des Landes nur in besonders hoch gelegenen Gebieten nicht vorkommt.

Nördlich vom Huab ist der hier beginnende mittlere Abschnitt des Kaoko-Feldes sehr wenig bekannt. Der Weg von Sorris-Sorris über Goantegab und Tsawisis, den man sich übrigens nicht als Weg im eigentlichen Sinne, sondern nur als einige verwischte Wagenspuren zwischen den Wasserstellen vorstellen muß, setzt sich jenseits Tsawisis bis Koichab, am Nordfuß des Tsawisis-Tafelberges, fort. Koichab liegt nahe der Quelle des Koichab-Riviers. Den Koichab abwärts gibt es noch eine Strecke weit etwas Weide, die aber bald aufhört. Dagegen hat der Koichab bis nahe an seiner Mündung reichlich Wasser, wie auf einer Rekognoszierung des Leutnants Helm im Jahre 1896 festgestellt wurde. Unmittelbar vor der Mündung liegt eine große Salzpfanne, die vom Meere durch eine schmale Nehrung getrennt ist. Die Mündung des Koichab ist als eine breite und flache Einsenkung darin zu erkennen. Diese Salzpfannenbildung setzt sich nach Süden mehrfach bis über den Huab hinaus fort. Wahrscheinlich sind es ursprüngliche, durch die Meeresströmung und die abkommenden Flüsse gebildete Lagunen. Auch der untere Huab hat noch eine Reihe guter Wasserstellen.

Von Koichab geht eine schwache Pad über Gui-Tsawisis nach Goabis und von da direkt nordwärts durch das Tal des oberen Ugab, der am Fuße eines schroffen Passes entspringt, über diesen Paß hinüber, zum Hoanib und nach Warmbad und Zesfontein. Östlich davon existiert gleichfalls eine Verbindung zwischen Bethanis und dem oberen Hoanib-Gebiet über den Grootberg, wo im Februar 1898 die aufständischen Swartbooi-Hottentotten geschlagen wurden. Mit Ausnahme dieser beiden von Norden nach Süden gerichteten bekannten Linien und der Flußtäler selbst, in denen Rekognoszierungspatrouillen mehrfach bis an die Küste vorgedrungen sind,

ist das mittlere Kaokofeld zumal in seinem höheren gebirgigen Teil unbekannt. Durch die Namib ist in einigem Abstand von der Küste Dr. Hartmann nordwärts gezogen, wobei er auch die Mündungsstellen des Uniab und des Hoanib untersuchte. Von dieser Route aus erschien der Rand des inneren Berglandes als eine in 50—60 km Entfernung der Küste parallel laufende, von Schluchten zerrissene schroffe Mauer. Auf eine wirtschaftliche Ausnutzung dieser Gebiete ist wegen der Weidearmut, der außerordentlich schlechten Beschaffenheit der Verbindungswege und der großen Entlegenheit von den übrigen bewohnten Teilen des Landes nicht zu rechnen.

Mit dem Hoanib beginnt ein wiederum etwas besser bekannter Abschnitt des Kaokofeldes, das zwei von Weißen bewohnte Plätze am Hoanib aufweist: die Farm Warmbad und die Militärstation Zesfontein. Der gewöhnliche Weg nach Zesfontein geht von Outjo über Otjitambi-Kamanjab (Okamanja) — Otjomirungo (Karoß-Vley) zum Hoanib, dessen Tal nahe seinem Ursprung erreicht wird. Ca. fünf Reitstunden vor Warmbad tritt das Rivier in eine wilde, sehr schwer passierbare Schlucht ein, in der es das nach Westen vorgelagerte Gebirge durchbricht. Dies Defilee ist die berüchtigte Gowarib-Schlucht. Sie ist vier Stunden lang. Beim Austritt aus dem Gebirge beträgt die Meereshöhe nur noch 670 Meter. Die Farm Warmbad ist begünstigt durch die reichlichen Quellen, die hier aus einem Berghange, eine Stunde weit nördlich vom Ufer des Hoanib-Riviers, austreten und eine umfangreiche Bewässerung für Tabak-, Mais- und Weinbau ermöglichen. Das Tal von Warmbad ist ein ringsum geschlossener, weiter und flacher Kessel, den der Hoanib durchfließt. An seinem Westende öffnet sich eine schmale Pforte in den Bergen; jenseits breitet sich dann die ähnlich geartete Zesfonteiner Ebene aus. Der Platz Zesfontein hat seinen Namen daher, daß hier in geringem Abstande von einander sechs Quellen entspringen. Die Ebene am Hoanib ist hier reich an großen Ana- und Kameeldorn-Bäumen, deren Vorkommen in solcher Menge im nördlichen Kaoko-Feld eine Seltenheit bildet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach Norden führt von Jesfontein ein schwieriger Fußpfad nach der von Hereros bewohnten Wasserstelle Kaoko-Otavi. Nach Westen setzt sich das Hoanib-Tal zwischen mäßig hohen Gebirgen in ziemlicher Breite fort. Für die früher geplante Eisenbahn von Port Alexander in Angola nach den Minen von Otavi war auch einmal eine Trace durch das Hoanib-Tal über Jesfontein und Warmbad neben einer anderen über Kaoko-Otavi in Frage gekommen. Der Eisenbahn-Ingenieur Tönnessen, der für jene Port-Alexander-Bahn die Vorstudien machte, ferner Dr. Hartmann, der das Kaoko-Feld für die South-West-African-Company untersuchte und Hauptmann Franke werden wohl die einzigen Kenner jenes ganz entlegenen Gebietes zwischen dem Hoanib und dem Kunene sein. Ihr Urteil stimmt dahin überein, daß es durch seine Unwegsamkeit und seinen Mangel an Regen und Weide für Besiedelungszwecke anscheinend dauernd außer Betracht bleiben wird. Eigentümlicherweise sind gerade diese ganz sterilen nördlichen Striche verhältnismäßig reich an Wasser, darunter nicht wenige fließende Quellen, während die als Weidefeld viel besser brauchbare Gegend zwischen Otjitambi und Warmbad an großem Wassermangel leidet. Die längste Durststrecke beträgt hier zwölf Reitstunden: drei Tage für einen Ochsenwagen!

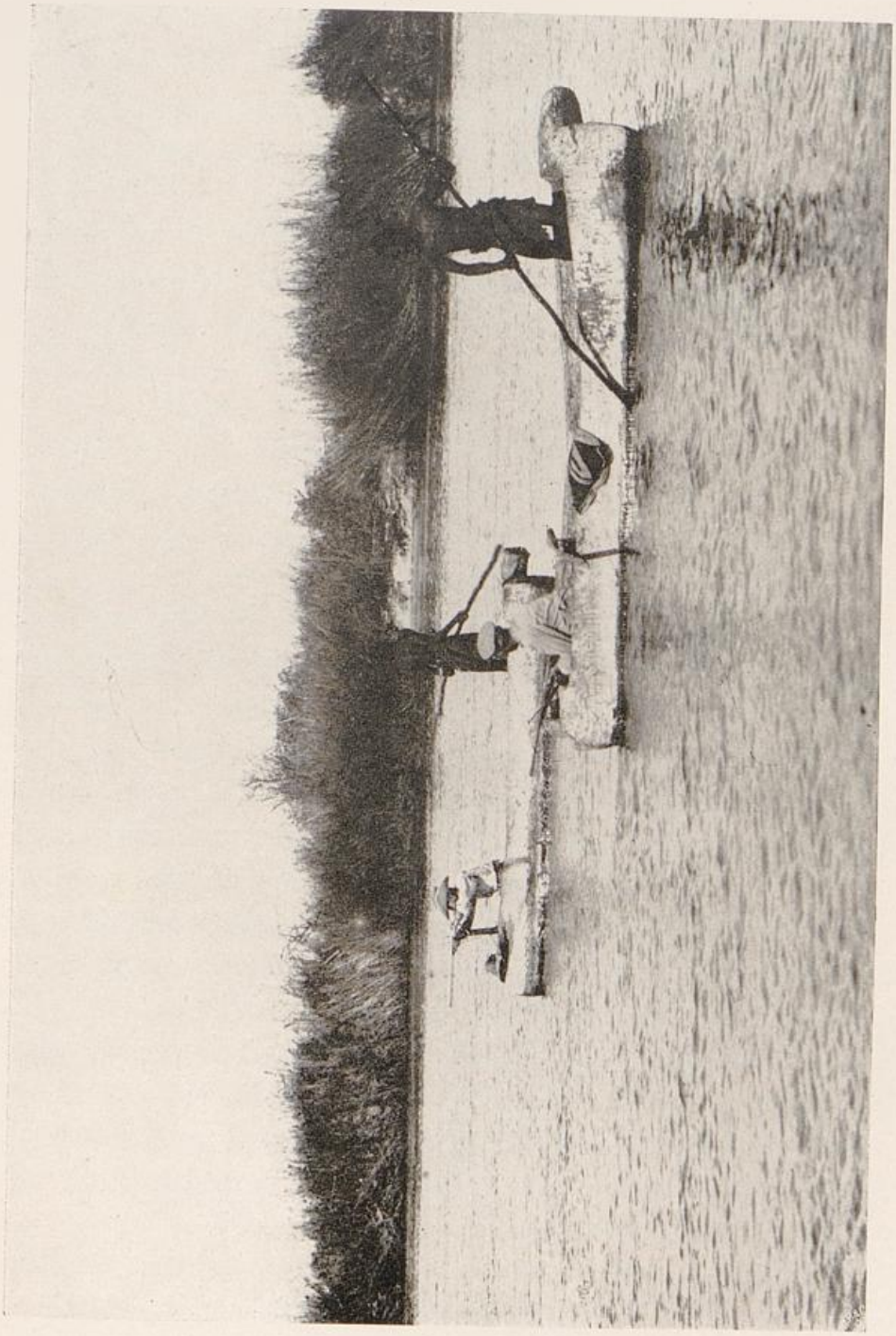
Von Jesfontein führt ein Weg nordwestlich nach Puros am Hoarusib, einem von den Hereros des Kaoko-Feldes, den sogenannten Owatjimbas, bewohnten Platz. Weiter den Hoarusib aufwärts gelangt man nach Überschreitung der schmalen Wasserscheide zwischen dem Hoarusib und dem nächsten der Küste zustrebenden Flußtal, dem des Kumib, nach Khorab, und dann den Kumib aufwärts nach Sanitatas. Das Gelände wird immer zerrissener und steiniger, und das Land steigt wieder beträchtlich an. Das Tal des Kumib setzt sich noch eine Strecke weit nach Norden fort; dann kommt ein steiniger Aufstieg und ein mühsamer Übergang über eine breite Wasserscheide, bis man das weit nach Westen herumgreifende Tal des oberen Hoarusib erreicht. Durch dieses führt eine zweite von Tönnessen erkundete Eisenbahntrace zwischen

dem Kunene und den Otavi-Minen. Vom Kunene an benutzt sie die breite Talebene des Marienflusses, übersteigt dann eine ziemlich bequeme Wasserscheide zum Hoarusib und geht von dort in ziemlich gerader Richtung nach Osten. Jenseits des oberen Hoarusib in direkter Richtung auf den Kunene zu ist der letzte bekannte, gleichfalls von Ovatjimba-Hereros bewohnte Platz Ombepera. Das Tal des oberen Hoarusib zwischen Omutati und Otju ist nach Franke mit einem undurchdringlichen urwaldartigen Baum- und Strauchwuchs erfüllt. Auch hier ist Ovatjimba-Gebiet. Ebenso gehört Kaoko-Otavi, weiter östlich, den Kaoko-Hereros. Bis hierher kommen von Norden her die Elefanten, von denen es im nördlichsten Teil des Kaoko-Feldes noch eine ziemliche Menge gibt. Leider werden sie von Wilderern aus Angola, meist Buren, rücksichtslos abgeschossen. Ende 1901 unternahm der Hauptmann Franke von Kaoko-Otavi aus eine sehr interessante Rekognoszierung zum Kunene, um die Einbruchsstelle der Wilddiebe in das Kaokofeld festzustellen. Kaoko-Otavi ist eine starke Quelle. Von hier führte eine alte Jägerpad nordöstlich nach Okarosawe, gleichfalls einem Platz mit reichlich fließendem Wasser. Die Entfernung betrug 25 km. Auch westlich von diesem Wege gibt es eine Anzahl starker Wasserstellen. Ca. 70 km weiter nordöstlich lag die Owatjimba-Werft Otjiurungo in einem Omuramba, wo die Eingeborenen Mais anbauten. Halbwegs zwischen Okarosawe und Otjiurungo kreuzt die Pad ein Rivier, in dem der Ingenieur Tönnessen bei seiner Rekognoszierung der Eisenbahntrace weiter aufwärts Wasser und Weide festgestellt hat. Jenseits Otjiurungo beginnt das unwegsame Kunenegebirge, in dem die breitere Talbildung aufhört und nur noch steinige Schluchten und schmale Rivier-Durchbrüche zwischen den Bergen sich öffnen. Außerdem, berichtet Franke, erschwert der dichte Dornbusch das Fortkommen zu Pferd so, daß man auf die Elefanten- und Quaggapfade angewiesen ist, oder sich den Weg mit der Axt schlagen muß. In der Gegend von Otjiurungo fanden sich auch noch andere kleinere Owatjimba-Werften, und gleichzeitig erfuhr man, daß noch vor kurzem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Jagdzug von Buren aus Humbe acht Elefanten dortselbst geschossen hatte. Anderthalb Tage jenseits Otjiurungo gelangte die Patrouille an den Kunene. Das Futter war überall sehr spärlich, Wasser dagegen in den Bergen reichlich vorhanden. Die Ufer des Kunene zeigten sich öde: Niedrige mit dürren Sträuchern bewachsene Höhen traten dicht an das Flußbett heran. Zwei Tagesritte stromabwärts wurde dann die Übergangsstelle der Wilderer über den Kunene, die „Jägerdrift", gefunden. Der Fluß erwies sich als passierbar; das Wasser reichte einem Mann bis zu den Schultern. Allerdings waren Krokodile darin. Der Kunene fließt hier in viele Arme mit dazwischen liegenden Inseln geteilt; nach Aussage der Eingeborenen soll die Jägerdrift weit und breit die einzige, ohne Fahrzeuge passierbare Übergangsstelle sein. Auf dem portugiesischen Ufer fand sich denn auch ein großer Ausspannplatz mit Riedhütten, Pontoks, Viehspuren und massenhaften Wagengeleisen; Franke legt die Jägerdrift an den Schnittpunkt des Kunene mit dem 13. Längengrad. Von hier versuchte er, den noch nie wieder aufgefundenen Platz Warmwater zu erreichen, der südwestlich von der angegebenen Stelle der Jägerdrift im Kunenegebirge liegen soll. In jener Gegend haben die Buren, die später unter Johannes Jordan von Humbe nach Grootfontein kamen, auf ihrem Zuge durch das Kaokofeld nach Angola eine große heiße Quelle gefunden. Es war aber nicht möglich, den Platz wieder aufzufinden. Nach mühseligem mehrtägigem Fußmarsch, zu dem die Beschaffenheit des Geländes und der angestrengte Zustand der Pferde zwangen, stieß die Abteilung wieder auf ihre alte zum Kunene führende Spur und erreichte, ihr folgend, wiederum Otjiurungo. Mit Ausnahme weniger Plätze zeigte sich auch der nördlichste Teil des Kaokofeldes als vollständig ungeeignet zur Niederlassung. Dagegen wurde sicher festgestellt, daß ein gewisser Reichtum an Elefanten dort noch zweifellos vorhanden ist. Allerdings wird es nicht mehr lange dauern, bis der letzte Elefant den wildernden Buren aus Humbe zum Opfer gefallen ist, wenn nicht ausreichende Maßnahmen gegen diesen Jagdfrevel getroffen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Auf dem Kunene.

Auf dem Kunene.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das wirksamste Mittel wäre jedenfalls die Besetzung der Jägerdrift.

Den Rückweg von Otjiurungo schlug die Patrouille auf einem östlicheren Wege ein, der außerhalb der Berge durch die Ebene nach Kowares, am Ursprung des Hoanib-Riviers, führt, d. h. also bereits durch den äußersten Weststrich des Ambolandes. Das Kaokofeld-Gebirge steigt hier in einer langen Linie schroff aus der Ebene von Amboland auf; von seiner Höhe öffnet sich ein weiter Blick nach Osten über die flache Savanne. In der Ebene am Rande des Gebirges wohnen aber noch nicht Ovambos, sondern gleichfalls Owatjimba-Hereros.

Wir kehren nun wieder nach dem Ausgangspunkt für die Skizzierung des Kaokofeldes zurück: Outjo. Dieser Platz ist ein wichtiger Wegeknotenpunkt im Nordwesten. Von Süden und Südosten her treffen sich hier die Wege von Omaruru und Waterberg, die sich jetzt nach Erbauung der Eisenbahn schon bei Otjiwarongo vereinigen. Outjo ist einerseits Ausgangspunkt für die Routen nach Westen und Nordwesten ins Kaokofeld und nach Norden ins Amboland. Der Weg über Outjo ist bei weitem der wichtigste und begangenste zu den Ovambos. Früher, bevor die Bahn erbaut war, führte auch eine bedeutende Verkehrslinie ostwärts über Naidaus und Otavi nach Grootfontein; jetzt gibt auch hierfür Otjiwarongo den Aufnahmepunkt ab.

Die alte Hauptpad nach dem Amboland geht über Okaukwejo am Westende der Etoscha-Pfanne. Zwischen Outjo und Okaukwejo bietet das Land im Durchschnitt ein gutes, stellenweise ein vortreffliches Weidefeld dar, und wenn nicht auch hier die Zahl der offenen Wasserstellen so gering wäre, so hätte die Besiedelung schon vor dem Aufstande zweifellos ähnliche Fortschritte gemacht, wie im benachbarten Grootfonteiner Bezirk. Das Gebiet nördlich von Outjo gehört aber seiner Natur nach überwiegend bereits zu dem gesondert zu besprechenden Nordgebiet, das sowohl durch seine geologische Formation und die dadurch bedingten Zu- und Abflußverhältnisse, als auch in anderer Beziehung von dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

südlicher gelegenen Hererolande wie auch vom Kaokofeld sehr verschieden ist. Im Zusammenhange mit diesem bisher behandelten Gebiet muß nur noch die Gegend am oberen Ugab, durch die der Weg von Outjo nach Otavi führt, kurz besprochen werden, weil sie gleichfalls noch zu der großen westlichen Abdachung des ganzen Landes gehört, wenn auch streng genommen nicht mehr zum Hererolande.

Die alte, jetzt durch den Umweg über Otjiwarongo und von da durch die Eisenbahn ersetzte Pad von Outjo nach dem Otavi-Gebiet hält sich immer in der Nähe des Ugab, bis zu der großen Wasserstelle Naidaus, die in einer Niederung mit jungen Kalkablagerungen liegt, sehr ergiebig und von dichtem Dornbusch umgeben ist. Hier stand vor dem Kriege eine große Buschmannswerft unter dem „Kapitän" Aribib, einem ausgemachten Banditen. Kurz vor Naidaus betritt der Weg das Gebiet der South-West-African-Company, der auch die Gebäude der früheren Militärstation in Naidaus gehören. Sobald man nach Osten aus dem Busch von Naidaus hinaus ist, beginnt eine viele Stunden lange und breite baum- und buschlose Fläche, die eins der wunderbarsten Weidegebiete für Wollschafzucht in ganz Südafrika darstellt. Futterbüsche der besten Art, mit feinem Gras untermischt, bedecken die flachwellige, von einzelnen Schluchten und Talsenkungen durchzogenen Kalkgeröll-Landschaft so weit das Auge reicht. Erst jenseits der nächsten, nahezu 30 km entfernten Wasserstelle Aiams beginnt wieder etwas Busch. Auf Aiams ist eine sogenannte Kalkpütz, d. h. ein Wasserloch auf dem Grund einer kesselförmigen Einsenkung in jungem Kalkstein. Die nächste geologisch sehr interessante Wasserstelle ist Nunab, wo junger und alter Kalk, dichter Sandstein und massige Konglomerate dicht neben und übereinander liegen. An der Schichtengrenze zwischen Sand und Kalkstein entspringt eine schwache Quelle. Von Nunab an tritt die Pad ganz nahe an das Kalkgebirge heran und erreicht eine kurze Strecke weiter Goab, wo der Ugab seinen Ursprung nimmt. Gleich jenseits Goab liegt eine Wegegabel, von der es links nach Khorab

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und zum Otjikoto-See, rechts nach Otavi geht. Dieser Abschnitt des Nordgebietes soll indes hier noch nicht behandelt, sondern für ein späteres Kapitel vorbehalten bleiben. Auch der Weg von Outjo nach Otavi mit den Plätzen Naidaus — Aimas — Nunab usw. liegt, wie schon diese sämtlich der Buschmannssprache angehörigen Namen zeigen, größtenteils außerhalb des eigentlichen Hereroge-biets, aber er führt doch hart an dessen Grenze entlang und bildet einen natürlichen Abschnitt zwischen dem Hererolande und dem Buschmannsgebiet diesseits und jenseits der großen Pfanne, das sich als ein in manchen Beziehungen merkwürdiges, leider bisher nur zu unerforschtes Übergangsgebiet zwischen das Herero- und das Amboland einlagert.

Die nordöstliche Abdachung.

Der zweite große Abschnitt des Hererolandes wird gebildet durch die nordöstliche Abdachung, d. h. durch das Zufluß-gebiet des großen Omuramba oder Omuramba u Omatako*). Dieser längste Rivierlauf im Norden Südwestafrikas entspricht an Ausdehnung ungefähr der Oder. Seine hydrographische Bedeu-tung ist noch geringer als die des Swakop, des Ugab, und der übrigen großen Riviere der westlichen Abdachung, denn er kommt überhaupt nicht mehr, wie jene, auf größeren Strecken seines Laufes zu einem zusammenhängenden, wenn auch noch so kurz anhalten-den Fließen. Nahe an seinem Ursprung, in der Gegend des großen Omatako-Berges, haben der Omuramba und seine beiden von Süden und Norden her am Fuße des Berges zusammentreffenden Quell-arme noch ein sanderfülltes, breites Bett, gleich den Flüssen im südlichen und westlichen Hererolande, aber von Otjikurume, wo die große Pad von Okahandja nach Waterberg das Flußbett er-reicht, etwa 40 km östlich vom Omatako-Berg, hat das Flußbett

*) Man schreibt entweder Omuramba u Omatako oder Omuramba ua Matako. Das „u" entspricht einem Genetivpartikel; die Lautgesetze erfordern die Einschiebung des „a", falls das determinierende Präfix „o" bei „Omatako" fortgelassen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon den ausgesprochenen Omuramba-Charakter, d. h. nicht sandige, sondern lehmige Massen erfüllen das zusammenhängende, mit einem dichten und hohen Baumbestand bedeckte Grundwassergebiet. Innerhalb dieses Vegetationsgürtels zieht sich dann eine schmale steinige Rinne, einem trockenen Bachbett vergleichbar, hin. In diesem eigentlichen Bett fließt nach starkem Regen Wasser, aber es bildet nicht etwa eine zusammenhängende Laufrinne von der Quelle bis zur Mündung, sondern öfters verschwindet die mittlere Austiefung vollständig und das „Bett" des Omuramba erscheint dann als eine grüne, nach starkem Regen sumpfige, z. T. überschwemmte Wiesenlandschaft mit großen Kolken darin, die das Wasser noch monatelang über die Regenzeit hinaus halten. Die Wasserstellen im Omuramba-Gebiet sind meist tief ausgehobene trichterförmige Löcher, in denen die schöpfenden Leute zu zwei, drei, selbst bis zu sechs und acht Mann übereinander stehen und sich das Wasser zureichen müssen. Das Vieh im Omuramba kann daher gewöhnlich nicht selbst an das Wasser zum Trinken heran, sondern muß fortgesetzt auf die eben beschriebene Weise getränkt werden. Das Wasser wird in Eimern heraufgebracht und in hölzerne oder aus Steinen und Lehm gemauerte Tröge geschüttet. Ist niemand da, der die Tiere tränken kann, so stürzen die durstigen Rinder oft in die Löcher, kommen darin um und verpesten das Wasser. Das war auch der hauptsächlichste Grund, weshalb das Hererovieh nach den Gefechten am Waterberg im August 1904, als die Hereros flohen, zu vielen tausenden umkam: niemand war da, der es tränkte. Trotz dieser größeren Schwierigkeit des Tränkens bildet das Gebiet des großen Omuramba von seinem Ursprung an bis über den Waterberg hinaus das eigentliche Herzstück des alten Hererolandes. Neben den begünstigten Strichen im Bezirk von Omaruru enthielt es die dichteste Bevölkerung und den größten Weide- und Rinder-Reichtum.

Am oberen Omuramba und am Waterberg saßen die großen Kapitäne Uandja und Kambasembi, deren Reichtum sprichwörtlich war. Auch das Land zwischen Okahandja und dem Omuramba gehört zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den besten Stücken des Herero-Gebietes. Von Okahandja geht die große Pad nach dem Norden über die reichen Wasserstellen Otjimanangombe und Okandjose zum Omuramba und erreicht ihn an der Mündung des starken, von Owikokorero herkommenden Riviers. In Okandjose stand ein berühmtes mit hunderten von Schädeln und Hörnern geopferter Totenochsen geschmücktes Hererograb, in dem ein Verwandter Kambasembi's bestattet lag. Die Gegend ist abwechselnd sandig und klippig; die Bergbildung hat schon ziemlich aufgehört, und nur die mächtige Doppelpyramide des Omatako erscheint Tag um Tag im Westen des Reisenden. Dornbusch und weite Grasflächen wechseln in regelmäßiger Folge. Massenhafte rote Termitenhaufen erheben sich zu dreifacher Manneshöhe. Man sagt, daß die Termiten nur dort bauen können, wo der Boden soviel Feuchtigkeit enthält, daß sie das Material zu ihren Wohnungen verkitten können. Der Lehm der Termitenbauten gibt einen vortrefflichen Stoff für lufttrockene und gebrannte Ziegelarten. Die Kegel sind aber gewöhnlich so hart, daß man sie sprengen muß, um das Material zu bekommen. Wenn aber dann mit dem Lehm noch lebende Termiten in die Wände des Hauses geraten, so kann die Freude an dem Bau dann bald gering werden.

Von der Mündung des Owikokorero-Riviers läuft die Pad über Otjikurume bis Osire den Omuramba entlang. Bei Osire geht sie auf das linke Ufer über und wendet sich auf den Waterberg zu, dessen hohe blaue Mauer im Norden schon mehrere Tagereisen bevor man an ihren Fuß gelangt, sichtbar wird. Der Weg dem Omuramba abwärts war früher nur von Händlern befahren, die zu den Hereros ins Handelsfeld gingen. Die Verbindungslinien nach dem Norden, nach Otavi, Grootfontein und zur Etosha-Pfanne, führten alle über den Waterberg und umgingen dann das große Plateau entweder im Westen oder im Osten. Am Omuramba aber folgte weiter Werft auf Werft, abwärts bis Osondema, das kurz vor der Mündung des von links herkommenden Omuramba-Ondengaura in den großen Omuramba liegt. Der Ondengaura bildet ungefähr die Nordgrenze des von den Hereros zusammenhängend

bewohnten und beanspruchten Gebietes. Er kommt von den Otjenga-Bergen, nordwestlich von Waterberg. Von Otjenga, wo noch eine starke (christliche) Hererowerft unter dem Kapitän Saul, dem besten Schützen unter den Hereros, saß, ging die Grenze über Okaputa und Omarassa zum Ugab oder Omuramba ua Rundjiri, wie ihn die Hereros nennen, in die Nähe von Outjo. Im großen Omuramba selbst setzten sich die Hererowerften noch über Osondema und die Mündung des Ondengaura hinaus fort, bis in die Gegend von Otjituo, ca. 50 km östlich von Grootfontein. Auch zwischen diesem Stück des Flußlaufes und den Grootfonteiner Höhen selbst finden sich noch viele Plätze mit Hereronamen, aber das eigentliche Wohngebiet des Volkes reichte zu der Zeit, da die deutsche Schutzherrschaft errichtet wurde, schon lange nicht mehr bis in diese nördliche Landschaft, die von den Hereros nur vorübergehend auf der Wanderung vom Kaokofeld in ihre späteren Sitze eingenommen worden ist.

Wie eine gewaltige Festung erhebt sich über dem am stärksten bewohnten und reichsten Teil des Omuramba-Gebietes im Norden das rote Massiv des Waterberges. Die vorhandenen Karten geben von dem Gesamtbild dieses großen Plateaus insofern eine falsche Vorstellung, als sie den eigentlichen Waterberg, d. h. den östlich vom Omuveroume-Paß gelegenen Flügel in der Zeichnung unverhältnismäßig stark hervorheben, während die Fortsetzung nach Südwesten, der Okawaka-Berg, tatsächlich fast ebenso hoch und ebenso mauerartig steil aus der Omuramba-Ebene aufsteigt. Nach rückwärts allerdings erscheint dieser Flügel des Gesamtplateaus stärker abgesunken, so daß man, von Otjiwarongo herkommend, den eigentlichen Waterberg als die domierende Masse erblickt. Im Omuweroume-Paß, bereits etwas westlich des Durchganges, entspringt das Hamakari-Rivier. Es fließt in flachen Bogen in einer Entfernung von 1—2 Stunden dem Südabfall des Plateaus parallel und empfängt hintereinander eine Reihe von dem hohen Rand herabkommender Riviere: das von Waterberg oder Otjosondjupa (so nennen die Hereros den Platz), von Okamumbonde und von

Otjihewita, bis es sich kurz unterhalb von Ojondema mit dem großen Omuramba vereinigt. Im Gebiet des Hamakari-Flusses steht überall dichter Dornbusch, aber trotzdem auch viel Gras, und die Weide zwischen Waterberg und dem Omuramba gehört gleichfalls zu dem Besten, was das Hereroland bietet. Nach den Gefechten von Onjangira und Oviumbo zog sich fast die ganze Masse des Hererovolkes jenseits einer, nur wenige Stunden vom Fuß des Berges verlaufenden Linie zusammen, und auf diesem engen Raum haben zehntausende von Rindern und massenhaftes Kleinvieh monatelang existiert. Auch der Hamakari-Fluß bekommt bald unterhalb seines Ursprungs den Omuramba-Charakter. Im Paß von Omuveroume hat er noch das breite, typische Sandbett; bei Hamakari bereits nicht mehr. Nach der Vereinigung mit dem Waterberg-Rivier heißt das ganze Bett weiterhin Omuramba ua Tjosondjupa. Hier wie am großen Omuramba tritt entsprechend der Verschiedenartigkeit des Materials, mit dem das Bett ausgefüllt ist, eine Wasserstellenbildung auf, die in den Rivieren der westlichen Abdachung des Hererolandes selten ist: die sog. Vleys, von den Hereros Erindi genannt. Die tonige Bodenbeschaffenheit in den Omiramben hindert das Regenwasser, das sich in den zahlreichen, natürlichen Einsenkungen sammelt, am Versickern, und so bleibt es in flachen Tümpeln und Teichen, die nach der Regenzeit oft beträchtliche Ausdehnung haben, solange stehen, bis die Verdunstung es aufgezehrt hat. Manche großen Vleys halten fast das ganze Jahr hindurch Wasser. Auch weiter nach Westen im Hererolande kommt Vleybildung vor, und manche Gegenden sind sogar reich daran, aber die Vleys haben dann meist nichts mit den Flußbetten zu tun, sondern liegen in ringsum abgeschlossenen Niederungen, in die das zusammenfließende Regenwasser allmählich soviel tonige Niederschläge hineingeführt hat, daß eine undurchlässige Bodenschicht entstanden ist, die das Wasser am Versickern hindert.

Der Waterberg gilt im ganzen Hererolande, wie schon der Name andeutet, als besonders wasserreich. Man muß diesen Reich-

tum aber nicht nach europäischen, sondern nach südafrikanischem Maße messen. Wenn man sich der großen Bergmauer von Süden her nähert, so gewahrt man schon von ferne, namentlich während der Trockenzeit, auf der großen Schutthalde, die den Abhang des Massivs bis nahe an den oberen Steilrand heran einhüllt, eine Anzahl frischgrüner Stellen in verschiedener Höhenlage. Das sind die Wahrzeichen der austretenden Quellen. Manche, wie die Hauptquelle beim Orte Waterberg, entspringen ziemlich frei auf dem Abhang in kleinen kesselförmigen Einsenkungen, andere auf dem Boden oder am hinteren Ende von Schluchten, die tiefer in das Plateau hineinführen. Eine genauere Untersuchung zeigt, daß die Zahl dieser Einzelquellen im Ganzen größer ist, als früher bekannt war (namentlich auf der Südseite; die Nordseite des Berges ist verhältnismäßig wasserarm), aber die Gesamtmenge des Wassers wird trotzdem doch meistens sehr überschätzt — wenigstens soweit es sich um die jetzt zu Tage tretenden und für Berieselungszwecke verfügbaren Quantitäten handelt. Das Wasser der Hauptquelle ist im April 1906 am Fuße des Berges gemessen worden, um festzustellen, wieweit für Eisenbahnzwecke darauf zu rechnen sei. Der Zulauf betrug 130—140 cbm in 24 Stunden, d. h. etwas über $1^1/_2$ Sekunden-Liter. Ich habe im November 1903 oben am Berge, wo die Quelle entspringt, eine rohe Messung vorgenommen und bin auf 8—10 Sekundenliter gekommen. Der große Unterschied erklärt sich dadurch, daß der erheblichere Teil des Wassers auf dem langen Lauf vom Ursprung der Quelle bis an den Fuß des Berges teils wegen der Durchlässigkeit der Schutthalde, über die es hinabfließt, teils wegen der mangelhaften Regulierung des Ablaufs in den Boden versinkt. Eine Fassung und Leitung der Quelle in einem gemauerten Kanal oder durch metallene Röhren würde das ganze Wasser mit Ausnahme des nicht erheblichen Verbrauchs in dem alten Missionsgarten bis an den Fuß des Berges hinabbringen. Da aber für den Hektar Berieselungsland annähernd ein Sekundenliter erforderlich ist, so würde selbst bei sparsamem Wasserverbrauch die große Quelle äußersten Falles für zwei Heim-

stätten reichen, und unter Heranziehung der übrigen, weniger ergiebigen Quellen in unmittelbarer Nähe vielleicht für eine Kleinsiedelungsgruppe von vier oder fünf Wirtschaften. Welche Ergebnisse möglicherweise durch weitere Aufschließungsarbeiten im Gestein für den Wasserzufluß erreicht werden können, ist natürlich eine andere Frage. Wie die Dinge jetzt liegen, halte ich es aber für eine erhebliche Täuschung, wenn man den Wasservorrat der Quellen am Südabhang des Berges insgesamt als ausreichend zur Ansiedlung von 40 oder gar 50 Familien bezeichnet. Ich möchte an ein ähnliches Beispiel aus der ersten Zeit der Besiedelung erinnern. Damals schätzte der Hauptmann v. François die Quellen von Klein-Windhuk als genügend zur Bewässerung von 30—40 Heimstätten. Die erste exakte Messung, die Dr. Dove im Jahre 1893 vornahm, reduzierte dann diese Zahl auf 6—8, und die Erfahrung lehrte, daß auch das noch reichlich hoch gegriffen war. Der Nichtfachmann überschätzt regelmäßig die Stärke einer Quelle oder eines kleinen Wasserlaufs und unterschätzt ebenso regelmäßig das Quantum Wasser, welches ein Hektar Kulturland zur ausgiebigen Ernährung der auf ihm gezogenen Gewächse bei einem Klima, wie es in Südafrika herrscht, und bei der Durchlässigkeit der meisten dortigen Böden, bedarf. Bevor also zur Ansetzung von Kleinsiedlern am Waterberg geschritten wird, müßte mindestens eine genaue Messung der wirklich verfügbaren Wassermengen an den einzelnen Austrittsstellen vorgenommen werden.

Das Waterberg-Plateau, das zwischen Otjihewita und Omuweroume ca. 50 km lang und im Durchschnitt 10—15 km breit ist, senkt sich, wie es scheint der Neigung der Schichten entsprechend, allmählich von Südwesten nach Nordosten. Bei Otjihewita können bereits Wagen, wenn auch auf einem sehr schwierigen Wege, das Plateau überqueren. Weiter nach Norden und Osten verschwindet der Abbruchrand vollständig, und die Überschüttung des Bodens mit reichlichem, stark mit Gras und Busch bewachsenem Sand läßt es zeitweise vermuten, daß die Sandsteinformation überhaupt verschwunden ist. Ein Marsch bis an den Omuramba-Ondengaura be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrt aber bald eines anderen. Ich bin diesen etwa von Omambonde bis einige Stunden diesseits der Mündung in den großen Omuramba bei Koblenz abwärts gezogen und habe auf beiden Ufern den Waterberg-Sandstein in mächtigen Steilwänden anstehend gefunden. Der Omuramba-Ondengaura unterhalb der Wasserstelle Omambonde bietet eins der schönsten Landschaftsbilder dar, das es im ganzen Hererolande, ja in ganz Südwestafrika gibt. Der Boden des Tals ist ein nahezu 1000 Meter breiter, zur Regenzeit saftig-grüner Wiesenplan, von dem sich das tiefe Rot der hohen senkrechten Felsmauern an beiden Ufern in wunderbarem Kontrast abhebt. Noch eine erhebliche Strecke nördlich von diesem Omuramba trifft man auf ausgedehnte Entblößungen der Felsoberfläche, in denen gleichfalls der Sandstein zu Tage liegt. Näher gegen den Vereinigungspunkt mit dem großen Omuramba hin verschwindet der Sandstein auf dem rechten Ufer wie der Kalk auf dem linken Ufer unter Sand-Ablagerungen, aber noch weit unterhalb am großen Omuramba zwischen Ovissume und Otjituo tritt Sandstein im Flußbett wieder hervor. Dort sind es aber nicht mehr die roten, dichten Massen von Waterberg und Omambonde, sondern die Farbe ist rötlich-grau mit zahlreichen eingelagerten Rollstücken anderer Herkunft, so daß stellenweise direkt der Charakter des Konglomerats entsteht. Nach dieser Richtung hin habe ich den letzten zu Tage liegenden Sandstein von ähnlicher Beschaffenheit in der Schlucht des kleinen Riviers gesehen, das von der Wasserstelle Obochus, etwas unterhalb Otjomaware, von links her in den großen Omuramba mündet. Dort hat das Rivier die Decke von jungem Kalk durchgenagt und die Unterlage bloßgelegt.

Der Omuramba-Ondengaura, der auf den älteren Karten fälschlich als Omambonde bezeichnet wird, hat in seinem Oberlauf eine Stelle, wo sich nach starkem Regen das Wasser seeartig aufstaut. Hier soll man nach Angabe Sachverständiger im Stande sein, durch eine Sperrmauer ein sehr bedeutendes, dauerndes Wasserbecken zu schaffen. An den Otjenga-Bergen, wo dieser Flußlauf herkommt, gibt es gleichfalls sehr reichlich Wasser. Otjenga

selbst, die letzte Hererowerft auf dem Wege von Waterberg nach Otavi, hatte früher eine starkfließende Quelle. 1903, als ich den Platz besuchte, war nach mehreren Trockenjahren das Wasser in dem einzigen Quellbassin so zurückgegangen, daß es nicht mehr ausfloß, sondern geschöpft werden mußte.

Vor Otjenga tritt man, von Waterberg kommend, in ein ausgedehntes Kalkhügelgebiet ein: Die ersten Vorposten des großen zusammenhängenden Kalkgebietes im Norden. Der helle Kalk von Otjenga scheint aber, äußerlich wenigstens, etwas anderes zu sein, als die dunklen Otavi-Kalke. Nur würde sein Auftreten in ganzen Hügelketten doch nicht für die Verwandtschaft mit den jung abgelagerten, eben ausgebreiteten und wenig mächtigen sogenannten Kalahari-Kalken sprechen, denen sein Aussehen ähnelt. —

Wir verfolgen nun den Lauf des großen Omuramba über die nordöstliche Abdachung weiter, obschon wir damit die Grenzen des eigentlichen Hererolandes verlassen. Ähnlich wie bei dem Kaokofeld, das gleichfalls nicht mehr zum Hererolande gehört, nötigt aber auch hier der natürliche Zusammenhang dazu, die Beschreibung des zusammengehörigen Gebietes nicht um der bloßen Stammesgrenze willen zu unterbrechen. Der große Omuramba unterhalb Koblenz ist eins der merkwürdigsten und wechselvollsten Gebilde, welche die Oberfläche Südwestafrikas aufweist. Schon von Osomdema abwärts bis Owissume erscheint er als eine breite, lichte Parklandschaft mit hohem Graswuchs und schönen alten Kameeldornbäumen und anderen Akazienarten. Die Uferhöhen auf beiden Seiten bilden mäßige Anstiege auf eine kalkig-sandige, mit undurchdringlichem Dornbusch bedeckte Hochfläche. Etwas weiter abwärts ändert sich das Bild. Der hohe Baumwuchs zieht sich mehr auf die Ufer hinauf und im Flußbett herrschen Dornsträucher und Grasflächen. Von einer zusammenhängenden Wasserrinne ist nichts zu sehen; nur in einzelnen großen Kolken, die tief in den weichen Alluvialboden der Flußsohle ausgespült sind, hält sich Wasser während der Regenzeit und kurz darnach. Dann ändert sich der Charakter unterhalb Otjimaware wiederum vollständig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Omuramba ist eine flache Rinne im harten Sandsteinkonglomerat; die Parklandschaft ist verschwunden und statt dessen begleitet eine dünenähnliche Formation den Flußlauf. Ich glaube zwar nicht, daß die mit Sand überdeckten Uferhöhen auf der linken Seite des Omuramba zwischen Otjomaware und Otjomikambo wirkliche, von Grund auf aus Sand aufgeschüttete Dünen sind. Sie werden durchweg so genannt, aber ihr Aussehen deutet mehr darauf hin, daß die Masse der Höhenzüge aus Gestein besteht und der Sand nur oberflächlich angeweht ist. Bei Otjituo, nur wenige Stunden weiter, ist der Omuramba plötzlich ein mächtiges tiefes Tal mit bedeutenden Uferhöhen, zwischen denen der Rhein bei Bingen vollauf Platz hätte. Aber auch diesen Charakter behält er nicht lange, sondern bald verflacht sich das Tal wieder bis zum vollständigen Inanderfließen mit der Umgebung. Ungeheure Sandmassen erfüllen das Bett derart, daß es in der Park- und Buschlandschaft, die allein den Flußlauf noch bezeichnet, zeitweilig überhaupt nicht mehr zu finden ist. Dieser Abschnitt des Omuramba reicht bis zur Wasserstelle Karakovisa, reichlich 160 km abwärts von Otjituo. Zwischen beiden Plätzen gibt es ca. 40 km abwärts von Otjituo nur eine einzige unsichere Wasserstelle, Erikson's Pütz.

Eigentümlich sind die Gabelungen, die der Omuramba auf seinem Unterlaufe nach Osten entsendet. Die erste findet sich eine Stunde oberhalb Otjituo. Von dem großen Omuramba-Tal zweigt sich an einer rechtwinkligen Biegung desselben ein Seitental von geringeren Dimensionen ab. Die Buschleute gaben von jeher an, daß dieses Tal sich weit in das Sandfeld hinein fortsetze. Nach den Gefälle-Verhältnissen scheint es sich nicht um die Mündung eines Neben-Omuramba, sondern um eine Bifurkation des Haupttales zu handeln. Während des Hererofeldzuges 1905 sind zwei Patrouillen hier eingedrungen. Die erste berichtet, daß schon nach ca. 30 km der rechte Talarm in einer weiten, flachen Niederung ende; die zweite dagegen stellte fest, daß doch noch eine von der ersten Abteilung übersehene Fortsetzung des Tales selbst nach Osten vorhanden ist, über deren Ausdehnung ins Sandfeld hinein aller-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dings nichts feststeht. Die zweite Gabelung bildet der Omuramba oberhalb Erikson's Pütz. Der rechts abgehende Talarm heißt der Apato (mit dem Hereronamen: Okaluombe). Angeblich ist dies dasselbe Tal, das 300 km weiter nach Osten auf der Grenze zwischen dem deutschen und englischem Gebiet im Betschuanaland von den Karten gleichfalls als Apato oder Denib bezeichnet wird. Auch hierüber ist noch keine exakte Feststellung erfolgt. Die dritte Gabelung liegt bei Karakovisa. Hier handelt es sich aber tatsächlich nur um einen kurzen blind endenden Seitenschlauch. Von Karakovisa an wird das Bild wieder ein ganz anderes. Bis hierher läuft der Omuramba, Passarge zufolge, am Fuß einer Bodenschwelle entlang, die sein linkes Ufer begleitet und ihm die innegehaltene nordöstliche Richtung vorschreibt. Bei Karakovisa aber wendet sich sein Lauf plötzlich nach Norden, und während das Flußbett, wenn man diesen Namen überhaupt noch anwenden kann, bis dahin vollkommen verwischt war, von mächtigen Sandmassen verstopft und von einzelnen Dünen quer durchsetzt, so daß die Neigung der Talsohle stellenweise direkt rückläufig wird, zeigt sich von Karakovisa an wiederum ein normales, in felsigen Untergrund eingeschnittenes Flußtal mit gelegentlichen offenen Wasserstellen. So soll der Omuramba von hier ab auch weiter bis zu seiner Mündung in den Okavango bleiben. Auf der nördlich gerichteten Strecke, unterhalb Karakovisa, münden von beiden Seiten mehrere Seiten-Omiramben, von denen der kleine Blockfontein-Omuramba ungemein wasserreich ist. Vom Blockfontein-Omuramba geht ein Weg nach Norden hinüber zu dem noch wasserreicheren Fontein-Omuramba, der direkt nordwärts gerichtet in den Okavango mündet. Das Okavango-Gebiet indes erfordert, da es in keinem organischen Zusammenhange mehr mit den bisher behandelten Landstrichen steht, eine besondere Behandlung im Anschluß an die eigentlichen Nordlandschaften.

Über die Oberflächen-Verhältnisse im Gebiet des unteren Omuramba, über die Entstehung der dortigen Sandmassen und die Ursachen der Stromrichtung und der Talabzweigungen hat Passarge

in seinem vorzüglichen Buche über die Kalahari eine Reihe interessanter Beobachtungen und Vermutungen angestellt. Er geht von der Annahme aus, daß der Omuramba in einer früheren regenreicheren Periode große Wassermassen geführt haben müsse und dann mit dem allmählichen Nachlassen der Niederschläge immer weniger im Stande gewesen sei, die mitgeführten und in seinem Bett aufgehäuften Sandmassen zu bewältigen. Ich kenne den Flußlauf unterhalb Otjituo nicht mehr aus eigener Anschauung und kann daher über die näheren Ausführungen Passarge's nur auf das Werk selber verweisen. Nur nach einer Richtung hin möchte ich versuchen, die Ausführungen Passarge's im Anschluß an eine bestimmte Beobachtung, die ich weiter im Süden unserer Kolonie gemacht habe, zu ergänzen: nämlich was das mutmaßliche innere Verhältnis zwischen dem Sandfeld und dem großen Omuramba betrifft. Das ausgedehnte Sanddünengebiet östlich von Gibeon, am Auob und Nosob, ist nämlich, wie weiter unten zu zeigen sein wird, ganz augenscheinlich als ein Produkt des fortgesetzten Sandtransports durch die Flüsse in einer früheren Zeit stärkerer Niederschläge und der meist vorherrschenden annähernd westlichen Winde anzusehen. Der Beweis dafür, daß die Sandmassen in jener Südwestecke der großen Kalahariregion tatsächlich durch fortgesetzte Ausblasung der Flußsande während der Periode niedrigen Wasserstandes angehäuft worden sind, kann dort insofern exakt geführt werden, als nach der Beschaffenheit des untergelagerten und benachbarten Gesteins eine Entstehung des Sandes an Ort und Stelle ausgeschlossen ist, während die Flußsysteme sämtlich aus einem Verbreitungsgebiet stark quarzhaltiger Gesteine herabkommen. Ebenso aber wird man mit hinreichender Wahrscheinlichkeit dem großen Sandfeld im Nordosten von Deutsch-Südafrika eine ähnliche Entstehung zuschreiben können, und zwar aus folgenden Erwägungen.

Daß die Flußbetten Südafrikas in früherer Zeit sehr viel größere Wassermassen geführt haben müssen, als heutzutage, geht deutlich genug aus einer Reihe von Beobachtungen hervor. Ein Flußlauf wie der große Omuramba, wie der Omambonde, wie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kañonähnlichen Schluchten des Kuiseb und des Swakop, wie die kilometerbreit in den Kalk hineingewaschenen tiefen Täler des Auob und Nosob, wie die Rinne des Tsauchab in dem harten Konglomeratgestein am Fuße des Naukluftgebirges, und noch viele andere Talbildungen, sind nur zu erklären, wenn man annimmt, daß diese jetzt entweder garnicht oder nur in großen Zwischenräumen kurze Zeit fließenden Riviere früher einmal wasserreiche Flüsse gewesen sind. Auch Passarge in seinem bereits erwähnten Werk über die Kalahari nimmt an, daß in einer nicht näher bestimmbaren, aber geologisch kaum weit entfernten Vergangenheit eine Periode stärkeren Regenfalls, eine Pluvialzeit, in Südafrika geherrscht habe. Während dieser Pluvialperiode haben natürlich auch diejenigen Flüsse, welche der östlichen Abdachung des heutigen deutschen Gebiets folgen und ihre Laufrichtung auf das Kalaharibecken zu nehmen, entsprechenden Wasserreichtum besessen und zur Bildung des einstigen sogenannten Kalaharimeeres oder des Systems von Brackwasserbecken, das möglicherweise noch eher anzunehmen ist, beigetragen. Passarge ist selbst der Meinung, daß die großen dünenartigen Sandanhäufungen an diesen Kalahariflüssen, wie z. B. am Epukiro und am großen Omuramba, auf jene Pluvialzeit zurückgehen. Ich glaube, man kann noch einen Schritt weiter tun und sagen: das ganze Sandfeld stammt von daher. Walther in seinem bereits eingangserwähnten Buch über das „Gesetz der Wüstenbildung", erklärt im Einverständnis mit russischen Forschern auf zweifellos einleuchtende Weise die großen Sandwüsten Turkestans, Kisil-Kum und Kara-Kum, als Produkte der Flüsse Syr-Darja und Amu-Darja. Beide führen zur Hochwasserzeit ganz enorme Massen von Sedimenten mit sich und überschwemmen weithin ihre Ufer, wobei sie eine Menge Sand und Schlamm zurücklassen. Sobald das Wasser fällt, trocknet der Wind diese Rückstände auf, führt zuerst die oberen schlammigen und tonigen Teile als Staub davon und bläst den übrigbleibenden gereinigten Sand aus den trocken gelegten Teilen des Flußbettes und dem Überschwemmungsgebiet aus, indem er ihn am Ufer zu hohen Dünen aufschüttet. Diese Dünen wandern

dann, dem Druck der herrschenden nordöstlichen Windrichtung folgend, nach Südwesten — „und aus dem Ufergelände steigt die Sandwüste Kisil-Kum hervor." Entsprechend ist das Verhältnis zwischen dem Amu-Darja und der Wüste Kara-Kum. Was dort in Turkestan noch gegenwärtig unter den Augen des Forschers vor sich geht, das ist in Südwestafrika in der Vorzeit geschehen. Der große Omuramba und seine Nebenflüsse brachten aus ihren granitischen Quellgebieten im Innern des Hererolandes und vom Waterberg Massen ebensolcher sandreicher Sedimente mit sich, wie der Amu- und der Syr-Darja. Wie jene Flüsse, so überschwemmte auch der Omuramba zur Hochwasserzeit weithin seine Ufer und lagerte den mitgeführten Sand ab. Dann fiel das Wasser, das Überschwemmungsgebiet wurde trocken und der Wind begann sein Spiel mit dem Sande. Die herrschende Windrichtung muß damals dieselbe gewesen sein wie heute: vorwiegend von Westen und Südwesten. Die östliche Gegenströmung, die mit dem Eintritt der Regenzeit die Niederschläge heraufführt, ist zeitlich wie ihrer Intensität nach die schwächere. So wanderte der Sand aus dem Omuramba nach Osten und überdeckte allmählich das Land weithin bis tief in die heutige Kalahari hinein. Soweit die Kalahari selbst nur eine Art Sandfeld ist, wird sie in diesem Sinne überhaupt als ein Produkt der von Westen her in dieses Becken einmündenden Flußläufe anzusehen sein. Im einzelnen werden sich die Vorgänge hier natürlich vielfach anders gestaltet haben, als in Mittel-Asien. Die Wüsten in Turan sind fast vegetationslos; das spärliche Gras und die Saxaulbüsche halten das Wandern der Dünen garnicht oder nur unbedeutend und vorübergehend auf. Das Sandfeld von Südwestafrika und auch die sandigen Teile der eigentlichen Kalahari sind gleich den südlichen Dünen am Auob und Nosob reichlich mit hohem Gras bewachsen und zeigen stellenweise selbst einen ausgedehnten hochwaldähnlichen Baumwuchs. Der Sand liegt hier im wesentlichen fest. Wahrscheinlich wird dieser Unterschied daher rühen, daß auch die Kalaharidepression gleich den übrigen Teilen Südafrikas eine regelmäßige mehrmonatliche Regenzeit hat und daß

Flußbett im Hererolande zur Trockenzeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Flußbett im Hererolande zur Trockenzeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Niederschläge ausreichen, um eine dauernde Vegetation zu schaffen und zu erhalten. In der turanischen Wüste ist das nicht der Fall; die Sanddünen bleiben daher so gut wie vegetationslos und damit in dauernder Bewegung. Die Frage nach der Art des Gesteins, das im Sandfeld unter dem Sande liegt, ist noch unbeantwortet. Nach einzelnen Aufschlüssen in verschiedenen Teilen des Gebietes könnte man Kalk als durchgehende Unterlage vermuten. Die alten Flußtäler in den Systemen des Eiseb und des Epukiro zeigen stellenweise ziemlich hohe und dicke Kalkränder und auch die großen Kalkpfannen im südlichen Teile des Kaukaufeldes sollen den Eindruck machen, als ob es sich bei ihnen nicht um lokal beschränkte, sondern um regional ausgedehnte Kalkablagerungen handelt. Das große Sandfeld greift übrigens unterhalb von Otjitno auch noch auf das linke Omurambaufer über. In diesem Teil, wo die Kalkunterlage gleichfalls wahrscheinlich ist, würden nach der oben porgetragenen Annahme über die Entstehung der ganzen Bildung die verschiedenen, gleichfalls annähernd senkrecht zur herrschenden Windrichtung verlaufenden Flußtäler als die Wiege des Sandes anzusehen sein. Das Sandfeld dehnt sich dort mit einem Allgemeincharakter, der dem Teil östlich des Omuramba ziemlich ähnlich ist, bis in die Nähe des Okavango und bis ans Otjimpolofeld aus. Es ist nirgends eine Wüste, sondern eine endlose Folge von flachgewellten, mit Busch und Laubwald bedeckten Dünenzügen, in denen stellenweise auch reichlich Gras vorhanden ist.

Bei Karakovisa zweigt östlich ein Weg nach dem Kaukaufeld (nicht zu verwechseln mit dem Kaokofeld) ab. Dieses Kaukaufeld ist in den Grundzügen bereits von Passarge auf seiner großen Kalahari-Expedition erkundet worden. Genauere Nachrichten über das merkwürdige Gebiet haben aber erst einige militärische Unternehmungen zur Verfolgung der in das Sandfeld geflüchteten Hereros im Jahre 1905 gebracht. Der Weg von Karakovisa nach dem Kaukaufeld führt zunächst im tiefen Sande durch hohen Laubwald hin mit zwischeneingesprengten Buschflächen, bis zu der ersten ausdauernden Wasserstelle Kauara. Diese Entfernung beträgt ca.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

80 km. Schon vor Kauara beginnt das Kaukaufeld. Es dehnt sich von Norden nach Süden etwas über 100 und von Osten nach Westen 80—90 km weit aus und stellt ein Gebiet dar, in dem das Sandfeld eine besonders reiche Baumvegetation aufweist und von zahlreichen Wasserstellen unterbrochen ist. Einzelne Wasserstellen, wie z. B. Kauara und Gukuding, sind Sandpützen, d. h. Löcher in einer sandigen Niederung, die meist das Bett eines Riviers darstellt. Auch im Kaukaufeld ist stellenweise noch eine Art von Omurambabildung zu erkennen, aber bei dem kurzen Aufenthalt und dem militärischen Zweck der Abteilungen, die 1905 dorthin vorstießen, konnten über die Frage der Rivierläufe und des Zusammenhanges der einzeln beobachteten Partien mit Rivier-Charakter keine endgültigen Feststellungen gemacht werden. Es hatte nicht den Anschein, als ob der auf der sog. Kriegskarte eingezeichnete Tsoanadum das einzige Rivier und in seinem Verlaufe auf der Karte richtig wiedergegeben sei. Die Zahl der Wasserstellen, darunter solche von außerordentlicher Reichhaltigkeit, ist bedeutend. Mit Ausnahme der wenigen Sandpützen sind sie an die Kalkpfannen und Kalklöcher gebunden. Wir werden diesem Vorkommen im östlichen Hererolande noch durchweg begegnen. Die Nähe solcher Kalklöcher kündigt sich meistens durch einen Gürtel von besonders dichtem und mächtigem Dornbusch an. Lose verstreutes Kalkgeröll beginnt auf dem Sandboden umherzuliegen, und bald tritt der kompakte helle Kalkfelsen in zusammenhängend sichtbarer Lagerung und frei von Sand auf. Der Kalk senkt sich von allen Seiten konzentrisch zu einer in seiner Mitte gelegenen Vertiefung. Gewöhnlich ist es ein mit steilen Rändern versehener länglicher oder rundlicher Kessel, von sehr verschiedener Weite, meist aber nicht über 50—100 Meter im Durchmesser und 2—3 Meter nach der Tiefe haltend. Diese Steilränder, die den inneren Pfannenkern umgeben, sind für das Auftreten der Bildung charakteristisch. Auf dem Grund der Pfanne pflegen dann die Wasserlöcher zu liegen, bisweilen nur eins, oft auch eine ziemliche Menge. Meist liegt das Wasser selbst nicht im harten Gestein, sondern in einem fast schwarzen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weichen Kalktuff, der aber im Freien gleichfalls hell wird und erhärtet. Kalkgeröll, hineingespülter weicher Boden und häufig eine frischgrüne Grasvegetation bedecken den Boden der Pfannenhöhlung. Eine Strecke weit ist gewöhnlich der Steilrand der Umfassung unterbrochen und durch eine bequeme Böschung ersetzt. Nach der Meinung Passarges sind diese Art Pfannen, die auch in der inneren Kalahari den herrschenden Typus der Wasserstellen bilden, die Überbleibsel größerer Wasserflächen, und die eigentümliche Hohlform mit dem stellenweis wie niedergetreten aussehenden Rande ist dadurch entstanden, daß die ungeheuren Massen von Wild, die früher die Kalahari bevölkerten, hier dauernd zur Tränke kamen. Das größte Kalkbecken dieser Art im Kaukaufeld ist Guru im Süden des Gebiets, von gewaltigem Umfang und mit außergewöhnlich viel Wasser. Noch weiter südlich liegt eine große Brackpfanne, Gautscha, mit mehreren Kalklöchern am Rande, die reichlich Wasser halten. Der wasserreichste Teil des Kaukaufeldes scheint der südliche und südwestliche zu sein.

Die Bodenbedeckung im Kaukaufeld wird abwechselnd durch weite Flächen guten Weidegrases, Laubwald, Laubbusch und — um die Wasserstellen — durch dichten Dornbusch (Hackiesdorn) gebildet. Besonders auffallend sind die großen Affenbrotbäume, von denen bei der Wasserstelle Guru fünfzehn Stück beisammen stehen. Das mächtigste Exemplar dort hat einen unteren Stammumfang von 21 Metern. Bewohnt ist das Gebiet von Buschleuten. Während des Aufstandes hatte ein kleiner Teil der Hereros im Kaukaufelde Zuflucht gesucht, darunter der Kapitän Uandja von Otjikurume, einer der Hauptanstifter des Aufstandes. Er fiel im Gefecht mit einer deutschen Patrouille unter dem Oberleutnant Graeff. Eine etwas größere Menge von Hereros scheint das Feld als Stützpunkt beim Durchzuge nach Britisch-Betschuana-Land benutzt zu haben. Von Guru bis Kaua, der ersten Wasserstelle im Osten, die etwa auf der deutsch-englischen Grenze liegen könnte, sollen die Hereros $2^1/_2$ Tage ohne Wasser gezogen sein, nachdem sie zuvor bei den Betschuanen angefragt hatten, ob sie kommen dürften.

An sich ist das ganze Gebiet zweifellos zum Farmland brauchbar. Nur die große Entfernung und der Mangel einer Verbindung mit der Außenwelt beeinträchtigt die wirtschaftliche Nutzbarkeit. Außerdem erschwert die große Durststrecke im Omuramba zwischen Otjituo und Karakovisa (ca. 160 km) den Zugang während der Trockenzeit in hohem Grade.

Die östliche Abdachung.

Die Gabelungen des großen Omuramba nach Osten bezeichnen den Übergang von der nordöstlichen zu der rein östlichen Abdachung, der die Flüsse von Betschuanaland, die dem System des Ngami-Sees zustreben und auch der Okavango selbst, folgen. Wenn die Annahme richtig ist, daß der Apato, der sich unterhalb von Otjituo vom großen Omuramba abzweigt, mit dem Apato der Karten südlich des Kaukaufeldes identisch ist, so hätte demnach in früherer Zeit eine vollständige Wasserverbindung zwischen dem Omuramba u Omatako und dem Eiseb bestanden, der mit seinen Ursprüngen übrigens auch bis nahe an die Zuflüsse des oberen Omuramba und sogar bis an die Onjati-Berge heranreicht. Der Eiseb ist das eigentliche Rivier des Sandfeldes. Mit seinen Nebenrivieren, dem Omuramba von Otjosondjou (links) und dem Omuramba von Erindi Rombahe (rechts) bildet er eine zusammengehörige Gruppe, ähnlich dem ausgedehnten System des Epukiro. Beide Riviere, Epukiro und Eiseb, scheinen sehr merkwürdige Verzweigungen im Sandfeld aufzuweisen, über die aber noch keine Klarheit besteht. Das obere Eiseb-Gebiet ist in Bezug auf seine Bodengestaltung den westlich daran grenzenden Landschaften von Owikokorero und Otjire, die zum Zuflußbereich des großen Omuramba gehören, verwandt. Nördlich von den Onjati-Bergen erheben sich aus dem westlichen Teil des Sandfeldes, der Omaheke der Hereros, noch eine Reihe vereinzelter Berge: bei Owikokorero, Okaharui, Otjiruse. Sie stehen noch mit dem Onjati-Bergland selbst in Verbindung. Noch weiter nordwärts ragen isoliert die Okongava-Berge und der Okotjongolo-Berg auf. Dieser letztere liegt in der Mitte zwischen den beiden

Quellflüssen des Eisebsystems, dem Eiseb selbst und dem Otjosongombe-Rivier. Diese Erhöhungen sollen gleichfalls granitischer Natur und teilweise stark profiliert sein. Sie liegen wie Inseln im Meere, rings vom Sandfeld und unabsehbaren Dornbuschmassen umgeben, aber diese eigentliche Omaheke der Hereros war trotz Sand und Dorn vor dem Aufstande doch reich an Vieh. Zwar saßen die großen und führenden Häuptlinge nicht hier, sondern in den bevorzugteren westlicheren Gegenden, aber sie hatten in der Omaheke große Viehposten, und außerdem wohnten dort zahlreiche Feldhereros als Viehwächter wohlhabenderer Stammesgenossen. Auch die Ostthereros oder Ovambandjerus, zu deren Gebiet übrigens westwärts auch noch Owikokorero gehörte, hatten viel Vieh im Sandfeld, und der Feldzug von 1904/05 hat für diesen Teil der Omaheke, der zwischen der Südwärtsbiegung des schwarzen Nosob bei Kehoro und der Mündung des Waterberg-Omuramba in den Großen Omuramba liegt, das Vorhandensein einer großen Anzahl bisher unbekannten Wasserstellen und reichlicher Weide, wovon man bisher nur durch allgemeine Händlerangaben etwas wußte, festgestellt. Der östlichste von früher her bekannte Hereroplatz am Eiseb ist Epata. Von dort ging die Grenze des bewohnten Sandfeldes über Otjosondjou westwärts zum Großen Omuramba hinüber. Parallel dem Eiseb läuft der Omuramba von Otjosondjou, der einige Stunden oberhalb der Wasserstelle Otjosondjou seinen Ursprung nimmt und bei Osombuja-Kambonde in den Eiseb mündet. Beide Riviere aber haben eine stärker nach Norden gerichtete Laufrichtung, als die Karten angeben, und es scheint, als ob sich das merkwürdige System der Gabelungen, das wir bereits beim großen Omuramba beobachteten, hier wiederholt. Die Aufklärung über den Lauf des Otjosondjou-Omuramba und des Eiseb verdanken wir hauptsächlich zwei Patrouillen aus dem Feldzugsjahr 1905: der des Leutnants Degenkolb und der des Hauptmanns Rembe mit den Leutnants Meinardus und Rausch. Die Patrouille Degenkolb ging Anfang Januar 1905 von Otjosondjou ca. 50 km weit im Bett des Omuramba in der Hauptrichtung Nordnordost vor, während die Karte irrtümlich als

Laufrichtung Ostnordost angibt. Das Bett ist abwechselnd breit und flach, dann wieder schmal und tief eingeschnitten. Etwa 40 km von Otjosondjou kreuzte ein Fußpfad den Omuramba rechtwinklig. Nach Aussage der Hereros führte er links, also westwärts, nach dem Omuramba u Omatako (Entfernung vielleicht zwischen 50 und 80 km) und rechts, östlich, nach Osombuwindimbe am Eiseb, das etwas unterhalb von Epata liegt. Die Überreste von Menschen und Tieren zeigten, daß dieses Tal einen der Rückzugswege der Hereros gebildet hatte. Stellenweise trat der Kalkfels an den Uferhängen zu Tage. Etwa 50 km unterhalb von Otjosondjou, berichtet Leutnant Degenkolb, teilt sich der Omuramba. Kurz vorher lagen einige (damals trockene) Wasserlöcher und ein ausgetrocknetes Vley. Diese Stelle nannten die Hereros Ondorwu. Die beiden Arme der Gabelung gingen nach Südosten und Nordwesten. Der rechte, erstere, führt zum Eiseb und ist offenbar identisch mit dem Tal, das bei Osombuja-Kambonde in diesen mündet. Der linke sollte nach den Angaben der Eingeborenen zum Okavango führen, und einen Tagemarsch zu Pferde oder zwei Tagemärsche zu Fuß abwärts sollte in ihm eine Wasserstelle Okatuwe liegen. Über die Entfernungen waren die Angaben der eingeborenen Führer anscheinend allerdings nicht recht zuverlässig. Die Angabe, daß der linke Arm zum Okavango führen solle, wird wohl nicht so zu verstehen sein, daß sich ein zusammenhängendes Flußbett direkt bis dorthin verfolgen lasse, sondern so, daß man ihm folgend schließlich an den Okavango gelangt. Es ist nicht unmöglich, daß dieser linke Arm des Otjosondjou-Omuramba identisch ist mit dem Tal, das sich kurz unterhalb von Otjituo vom großen Omuramba, der seinerseits ja in den Okavango mündet, abzweigt. Die Entfernung ist bei der Unsicherheit aller Ortslagen im Sandfeld schwer zu bestimmen; sie mag 80 km betragen. Es bliebe dann allerdings die Frage übrig, ob die Laufrichtung vom Otjosondjou-Omuramba zum großen Omuramba geht oder, wie wahrscheinlich, umgekehrt? Jedenfalls ließ der Charakter des Flußlaufes darauf schließen, daß die Austiefung seinerzeit durch

erhebliche fließende Wassermassen verursacht war, also in der früheren Pluvialperiode Südwestafrikas.

Im Eiseb liegt, wie wir oben sahen, etwa 10 km abwärts von Epata, die Wasserstelle Osombowindimbe. Hier fand der letzte schwache Widerstand der Hereros statt, bevor sie das eigentliche Durstfeld betraten. Die Verfolgung der deutschen Truppen unter General von Trotha ging noch einige Stunden weiter, bis sie am 29. September 1904 wegen Wassermangel abgebrochen werden mußte. Den Eiseb abwärts ist Samuel Maharero selbst mit der ihm nächststehenden Gruppe von Großleuten geflohen. Nach den Aussagen von Gefangenen aus dem Dezember 1904 ist Samuel auf seiner Flucht schließlich an eine Wasserstelle Onjainai gelangt. Dieser Platz scheint identisch zu sein mit der Wasserstelle Neinei, und dieses Neinei wiederum mit dem auf den Karten eingezeichneten Debra im südlichen Kaukaufeld. Dorthin und nicht ostwärts, wie die Kriegskarte zeigt, führt auch die Verlängerung der tatsächlichen Laufrichtung des Eiseb, soweit sie beobachtet ist. Dasjenige auf der Karte eingezeichnete Stück des Eiseb-Laufes, das zwischen der Mündung der rechten Abzweigung des Omuramba von Otjosondjou (Osombuja-Kambonde) und des Omuramba von Erindi-Rombahe liegt, ist niemals rekognosziert worden. Wenn die als Fortsetzung des Eiseb auf der Kriegskarte gezeichnete Rooibock-Laagte mit der Blaubusch-Pfanne wirklich die angegebene Lage hat, so ist sie möglicherweise nur die Fortsetzung des Omuramba von Rombahe (auf der Karte, die dem Buche des Generalstabes beigegeben ist, als kleiner Omuramba bezeichnet), während der Eiseb sich vielleicht, wie gesagt, nordostwärts nach Neinei und dem Kaukaufeld wendet. Der Hauptübelstand für die Aufstellung bestimmter Vermutungen über die Lage der Flußläufe im östlichen Sandfeld ist das Fehlen von Ortsbestimmungen, durch welche wenigstens einige Richt- und Ausgangspunkte nach Länge und Breite festgelegt wären. Leider konnte die Truppe bei ihren entbehrungsreichen Verfolgungsmärschen und Patrouillen nicht auch noch astronomische

Instrumente mitnehmen und ebenso schwierige wie zeitraubende Beobachtungen anstellen.

Während der Regenzeit, Ende Februar, 1905 ging einmal eine Patrouille unter Oberleutnant Graf v. Schweinitz den Omuramba von Otjosondjou abwärts vor. Leider geht aus der Mitteilung in dem Buche des Generalstabes nicht hervor, wie sich die Beobachtungen dieser Abteilung über den Lauf des Omuramba zu denen der Patrouille Degenkolb verhielten. Nach längerem Marsche, den Omuramba entlang, wandte sich aber Graf Schweinitz querfeldein nach Nordwesten, um das Sandfeld zum großen Omuramba hin in der Richtung auf Otjituo zu kreuzen. Die Durststrecke betrug nach den Angaben der Patrouille 116 km; nicht weit vor dem Omuramba wurde in einer Vley etwas Regenwasser gefunden. Die Angabe der Entfernung, die in nicht ganz drei Tagen, fast ausschließlich Nachts, zurückgelegt wurde, beruht auf der Schätzung der stündlich zurückgelegten Distanz. Das ganze Sandfeld zwischen den beiden Omiramben erwies sich als eine tatsächlich in ihrer vollen Ausdehnung mit rotem Sand überschüttete Ebene, die teils mit Laubbusch, teils mit lichtem Laubwald bedeckt war und ohne alle merklichen Erhöhungen sich hindehnte, so daß keine andere Orientierung als nach den Himmelsgegenden möglich war. Der Grasbestand war wechselnd, zum Teil reichlich, an anderen Stellen spärlich. Öfters zeigte sich auch unter den Bäumen nur der absolut nackte, rote Sand. Beobachtungen über den Gesteinsuntergrund, die Dicke der Sandbedeckung und dergleichen konnten natürlich nicht gemacht werden. Wirtschaftlich kann man diesen Teil des Sandfeldes für absehbare Zukunft wohl als wertlos bezeichnen. Allerdings wäre der größere Teil der von jener Patrouille durchzogenen Strecke als Weideland brauchbar gewesen, aber es ist immerhin anzunehmen, daß die Wasserbeschaffung auf zu große Schwierigkeiten stoßen wird.

Wichtiger noch und interessanter, als das Eiseb-System, ist das des südlichen Parallel-Flusses, des Epukiro. Auch dieses bietet wie der Eiseb und die Nebenriviere beider, in seiner Talbildung den

deutlichsten Beweis dafür, daß das Land früher zeitweilig ein viel regenreicheres Klima gehabt haben muß, denn eine Austiefung solcher Täler, wie sie die genannten Riviere aufweisen, ist ohne die Wirkung starker fließender Wassermassen keinesfalls möglich. Das Eiseb- wie das Epukiro-Tal zeigen, daß die Gesteinsunterlage des Sandfeldes in dieser Gegend Kalk, und zwar dem Anschein nach der sogenannten Kalahari-Kalk ist. Wenigstens besteht das Gestein der Talränder an denjenigen Stellen, wo es anstehend sichtbar wird, aus solchem. Ich selbst habe die Felsränder rivieraufwärts von Epukiro und ebenso in dem nördlichen Parallel-Tal, dem Sturmfeld- oder Ganas-Omuramba, häufig gesehen. Auch bei Erinda-Rombahe, zwischen dem Sturmfeld-Omuramba und dem Eiseb, sind die Talränder felsig; ebenso an der Mündung des Omuramba von Erindi Rombahe in den Eiseb und an der Vereinigung des Epukiro mit dem Ganas-Omuramba. Diese Auskünfte verdanke ich Hauptmann Rembe, der 1905 große Patrouillen in jener Gegend ausgeführt hat. Allerdings vermochte sich mein Gewährsmann nicht mehr zu entsinnen, ob die Felsränder, die er beobachtet hatte, gleichfalls aus Kalkstein bestanden, aber immerhin ist es wahrscheinlich. Im Übrigen sind die Riviere des östlichen Sandfeldes samt und sonders deutlich charakterisierte Mulden mit hartem, tonigem Grund; die Felsränder treten verhältnismäßig selten auf. Von Abkömmen, sei es auch in bescheidenstem Maße, ist nicht mehr die Rede. Meist steigen die Talränder sanft geböscht auf und sind wie der Boden der Mulde mit Gras bewachsen. Das Wasser findet sich an einzelnen Stellen unterhalb der Talsohle in einem weichen, tonig gebundenen Kalk, der in feuchtem Zustande fast schwarz aussieht, an der Luft aber grauweiß und hart wird. Bei Epukiro steht das Grundwasser nur 1—2 m unter der Talsohle und der Baumbestand ist infolgedessen reichlich und stattlich. In Epata am Eiseb dagegen sollen die Wasserlöcher in der trockenen Zeit bis zu 20 m tief sein, dabei aber auch in denselben feuchten Kalktuff eingebettet, wie bei Epukiro. Ähnlich wie bei Epukiro selbst sehen auch Kalkfontein und Otjimanangombe, das erste 30, das zweite 115 km abwärts am

Epukiro-Rivier, aus. Die letztere Durststrecke wurde von drei Kompagnien mit Geschützen Anfang Oktober 1905 unter Oberst von Deimling zurückgelegt, und zwar mit Hilfe von zwei im Voraus angelegten Wasserrelais. Auch unterhalb von Otjimanangombe gibt es noch Wasserstellen im Epukiro. Die eine, 45 km abwärts, wurde von den Truppen „Orlogs-Ende" genannt, weil die verfolgten Hereros sich hier das letzte Mal zum Widerstand aufrafften. Über den Lauf des Epukiro hat der Marsch der Abteilung Rembe im Mai und Juni 1905 folgende Ergebnisse festgestellt. Dem Verhältnis von Eiseb und Omuramba-Otjosondjou entspricht etwa das von Epukiro und Sturmfeld- oder Ganas-Omuramba. Dieser letztere mündet in den Epukiro bei Otjimanangombe oder Ganas. Unterhalb der bekannten Wasserstellen Sturmfeld (Otjunda) und Ombakaha gibt es im Sturmfeld-Omuramba noch verschiedene Pützen, von denen einige ausdauernd zu sein scheinen, oder doch, falls sie zugeschwemmt sind, wieder aufgemacht werden können. Die Abteilung Rembe fand das erste Wasser unterhalb Ombakaha in Osombu-Osotungondo, etwa 40 km abwärts, und nach weiteren 40—50 km wieder welches in Ombuatjumati, kurz vor Otjimanangombe, wo die beiden Riviere sich vereinigen und gleichfalls Wasser aufgemacht werden konnte. Von Ombuatjumati aus wurde ein Vorstoß zum Eiseb gemacht und die Rooibock-Laagte tatsächlich erreicht. Von einer Wasserstelle Gamsvley, die nach der Karte auf der zurückgelegten Strecke hätte liegen sollen, wurde nichts bemerkt. Ob die Patrouille tatsächlich am Eiseb war, oder, falls dieser doch nicht mit der Rooibock-Laagte identisch ist, in einem anderen Flußbett, ist die Frage. Einen starken Marsch abwärts in der Rooibock-Laagte stieß die Patrouille auf eine Buschmannswerft. Die Buschleute sagten aus, daß weiter abwärts im Rivier keine Wasserstellen seien; auch sie hatten kein Wasser, sondern nur Wasserwurzeln. Dagegen erzählten sie, weit nordwärts hätten sie gehört, befände sich ein Wasser. Wahrscheinlich ist damit Neinei gemeint gewesen. Daraufhin wurde nach Ombuatjumati umgekehrt und der Marsch über Otjimanangombe den Epukiro abwärts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angetreten. 40—50 km unterhalb von Otjimanangombe wurde die Wasserstelle „Orlogsende" erreicht. Bis hierher war am 9. Oktober 1904 Oberst Deimling auf der Verfolgung der Hereros von Epukiro aus über Kalkfontein vorgedrungen. Der Wassermangel verhinderte damals weiteres Vordringen, ebenso wie gleichzeitig General von Trotha am Eiseb jenseits Osombowindimbe die Verfolgung hatte aufgeben müssen. Von Orlogsende erfolgte der Weitermarsch Rembes bis zu einer Stelle, wo man die auf der Karte verzeichnete Gabelung des Epukiro in einen südöstlich, wie angenommen wird nach Rietfontein führenden, Arm und in einen nordöstlichen, die Groot-Laagte, vor sich zu haben glaubte. Die Patrouille schlug den Weg in die Groot-Laagte ein und folgte hier den Spuren des Marsches, den im Oktober des Vorjahres der Hauptmann Klein ausgeführt hatte, um die Hereros aufzusuchen, die sich nach dem letzten Gefecht mit der Abteilung Deimling talabwärts wieder gesammelt haben sollten. Hauptmann Klein hatte damals von Otjimanangombe, dem Laufe des Epukiro folgend, bis Rietfontein vordringen wollen und war soweit abwärts gelangt, daß er seiner Berechnung nach bereits auf englischem Gebiet sein mußte, als ihn der Wassermangel und die äußerste Erschöpfung seiner Leute und Tiere zur Umkehr zwangen. Jetzt zeigte sich der Abteilung Rembe, daß Klein, statt auf den Weg nach Rietfontein, in die Groot-Laagte geraten und in dieser nach einer ganz anderen Richtung hin vorgedrungen war. Hauptmann Rembe marschierte in der Groot-Laagte nach abwärts, bis er seiner Berechnung nach etwa 5 km jenseits der englischen Grenze war. Je weiter nach Osten, desto mehr verengte sich das Tal; die Ufer wurden steil und felsig, die Talsohle war an mehreren Stellen kaum 50 m breit, dazu tief eingeschnitten, während das Epukiro-Tal weiter oberhalb 1—1½ km breit ist, flache Böschungen und harten weißlich tonigen Grund aufwies. Die Uferhöhen zeigten sich durchweg mit Laubbusch bewachsen, bis in die Nähe der Grenze, wo hoher Dornbusch aufzutreten begann. Schließlich zwang der Wassermangel zur Umkehr. Wieder bei der angenommenen Epukiro-Grootlaagte-

Gabel angelangt, wollte die Patrouille nunmehr den Weg durch den anderen Arm nach Rietfontein einschlagen. Das Tal führte zunächst einige Kilometer südwärts, bog aber dann statt nach Osten oder Südosten entschieden nach Westen um und behielt diese Richtung andauernd bei. Hauptmann Rembe meint, daß die Laufrichtung des Tales sich tatsächlich in dieser merkwürdigen Weise änderte. Mir scheint das viel weniger wahrscheinlich zu sein, als daß der Epukiro hier einen einstigen von Westen herkommenden Zufluß aufnimmt und daß Hauptmann Rembe nicht talabwärts, sondern talaufwärts geritten ist, nachdem er bei der vermeintlichen Groot-Laagte-Gabel südwärts abgebogen war. Die Groot-Laagte wäre demnach nichts weiter als die eigentliche Fortsetzung des Epukiro, das Rivier von Rietfontein aber garnicht der Epukiro, sondern der Omuramba von Otjombinde, ein südliches Paralleltal des Epukiro, das, wenn überhaupt, erst weiter jenseits der Grenze in den Epukiro mündet. Darauf scheint mir auch der Name Omuramba Otjimbinde, d. h. Omuramba von Rietfontein, zu deuten, den dieser südliche Flußlauf führt. Die Grenzstation Rietfontein, wo in einem felsigen Tal große Quellen zu Tage treten, heißt mit ihrem Hereronamen Otjombinde.

Die Grenze des besiedelten Gebietes am Epukiro liegt bei Kalkfontein. Epukiro und Kalkfontein gehören zu der 30000 ha großen Farm Epukiro der Katholischen Mission, die dort eine Betschuanen-Gemeinde gesammelt hat. Die Betschuanen bauen sogenannte Ovambabohnen und Ovambokorn auf dem roten Sand der Uferhöhen und haben stattliche Mais- und Tabakgärten unten im Tal und um die Wasserstelle. Merkwürdigerweise genügt es zum Wachstum der Bohnen und der Hirse, wenn sie selbst nur zweimal einen ausgiebigen Regen bekommen, oder wenn das Feld vor der Aussaat gut durchgeregnet ist und es dann nach einiger Zeit noch einmal regnet. Man wird sich das kaum anders erklären können, als dadurch, daß der Sand viel Feuchtigkeit bindet und diese dann unter dem Einfluß der starken Bestrahlung allmählich wieder in die Höhe gezogen wird. Jedenfalls ist das Wachstum

der Früchte bei geringer Feuchtigkeitszufuhr Tatsache und von vielen zuverlässigen Beobachtungen bezeugt.

Nordwestlich von Epukiro liegen am Sturmfeld-Omuramba die beiden Farmen Otjunda oder Sturmfeld, wo 1896 die Hereros besiegt wurden, und Ombakaha. Am Epukiro liegt talaufwärts in der Nachbarschaft von Sturmfeld die Farm Kaunduwe. Weit jenseits des Omuramba von Sturmfeld, nahe am Eiseb, liegt die schöne Kalkpfanne von Okatambaka. Dies war vor dem Aufstande der äußerste von Weißen bewohnte Platz im Sandfeld.

Der Charakter dieser östlichen Landschaften, die bereits zur Kalahari gehören und den deutschen Anteil an diesem großen Steppengebiet bilden, ist durch dreierlei eigentümliche Kennzeichen bestimmt: Den Sand, den Laubbusch und die Kalkpfannen, wie wir diese letzteren bereits im Kaukaufelde kennen gelernt haben. Das Gebiet der Kalkpfannen beginnt etwa in der Gegend von Owikokorero. Diese Wasserstelle selbst ist eine große und typisch ausgeprägte Pfanne, und in der dichten Dornbuschzone, von der die Kalkfläche mit den Wasserlöchern umgeben ist, fand das bekannte verlustreiche Erkundungs-Gefecht unter Major von Glasenapp gegen den Tjetjo-Stamm der Hereros am 13. April 1904 statt. Von hier nach Norden und Osten kommt zwar neben den Kalkpfannen auch noch gewöhnliche Vley-Bildung vor, und ebenso gibt es noch einige wasserführende Riviere mit Sandpützen, aber die Kalkpfanne bildet sozusagen die Norm. (Übrigens muß man sich bei der Bezeichnung „Kalkpfanne" vor Augen halten, daß in Südwestafrika zwei unter Umständen stark voneinander verschiedene Typen unter demselben Ausdruck verstanden werden. Die „Kalkpfannen" des Südostens im Gebiet des Nosob und Auob und auf dem großen Gibeoner Kalkplateau, die wir bei der Beschreibung des Südens unserer Kolonie noch näher kennen lernen werden, sind ihrer äußeren Erscheinung nach etwas ganz anderes als die „Kalkpfannen" im Ostherero lande.) Der Laubbusch beginnt erst eine erhebliche Strecke weiter ostwärts herrschend zu werden, als die Kalkpfannen, eigentlich erst jenseits Epukiro und Gobabis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

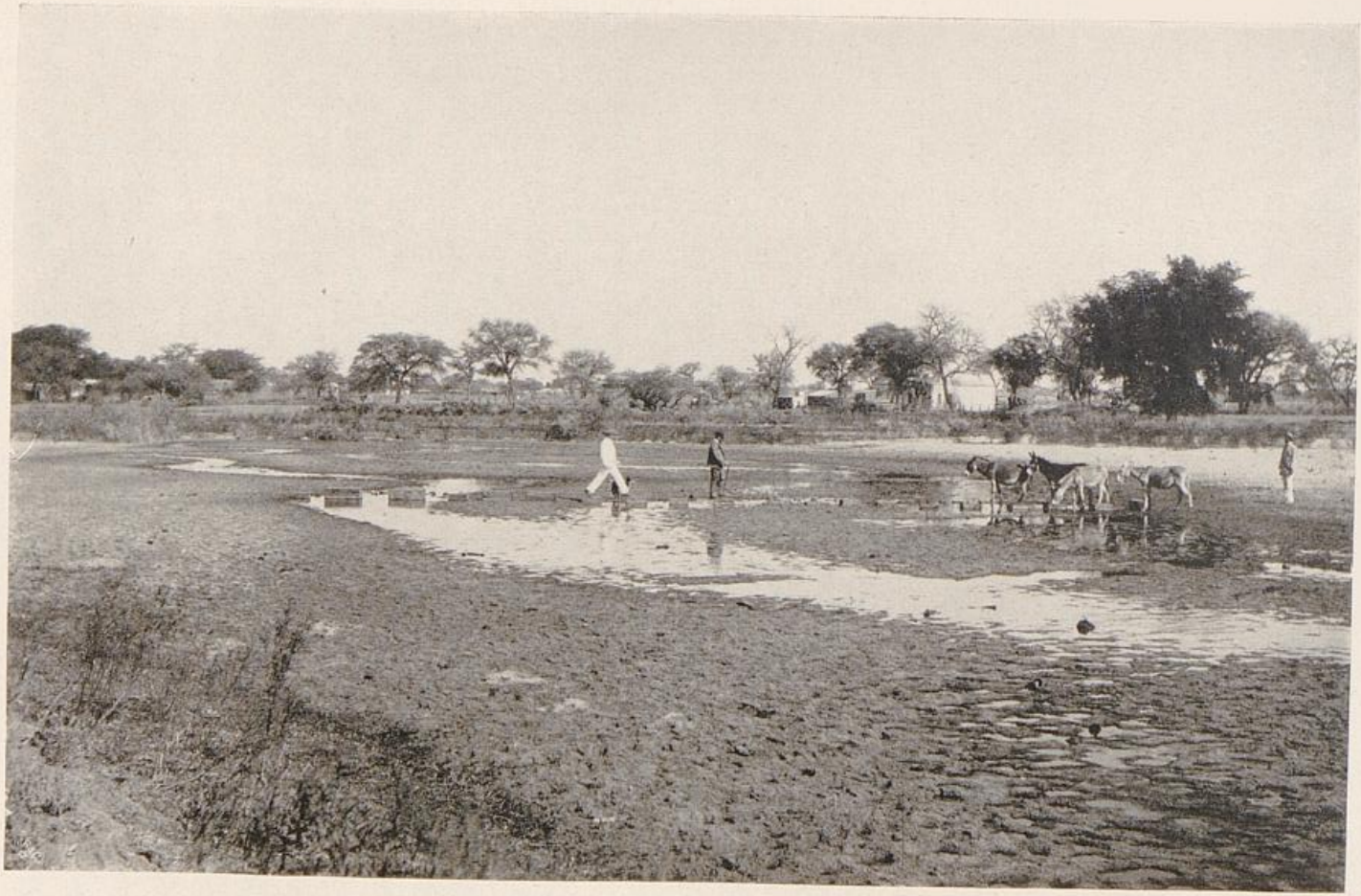
Eiseb und Epukiro setzen sich noch weit jenseits der deutsch-englischen Grenze in die Kalahari hinein fort und behalten dabei ihre östliche Richtung auf die zentrale Depression des Ngami-Sees hin. Anders dagegen das nächste nach Süden auf sie folgende Flußpaar: der schwarze und der weiße Nosob. Diese deuten nur mit ihrem Oberlauf noch auf das Vorhandensein der von Westen nach Osten gerichteten Abdachung hin, und biegen dann beide scharf nach Süden um. Der schwarze Nosob entspringt am Otjihangue-Berg an der Nordostecke der Onjati-Berge in nächster Nachbarschaft der Swakop-Quellen. Gleich dem großen Omuramba ist er nur auf einer kurzen Strecke seines Oberlaufs ein Sandrivier vom Typus der Flußbetten im mittleren und westlichen Hererolande. Dann wird auch er ein Omuramba, aber er unterscheidet sich von den anderen Omiramben des Ostens, dem Großen, dem Eiseb und dem Epukiro, dadurch, daß er innerhalb der von ihm angeschwemmten und abgelagerten Erdmassen ein zusammenhängendes Bett im eigentlichen Sinne behält und in diesem regelmäßig mit ziemlichem Wasserreichtum abkommt. An verschiedenen Stellen besitzt er auch ein deutlich in der Felsunterlage ausgehöhltes Tal. Dazwischen aber erscheint er auf weite Strecken seines Laufes nur als eine 10—20 Meter breite und einige Meter tiefe Rinne in einem mächtigen, tonigen Schwemmland, das in einer Breite von mehreren Kilometern den Flußlauf begleitet. Außerordentlich ist die Üppigkeit des Gras- und Baumwuchses am schwarzen Nosob. Die Fläche, die sich auf beiden Seiten des Riviers von Gobabis nach Norden bis jenseits der Biegung von Otjimukandi ausbreitet, ist die reichste Weide in ganz Südwest-, vielleicht in ganz Südafrika. Das volle, saftige Gras steht so dicht und hoch, daß man nicht mehr den Eindruck des büschelförmig zerstreuten Wachstums hat, wie sonst in diesen Ländern, sondern den einer Grasebene in Europa.

Die beiden wichtigsten Plätze am schwarzen Nosob sind Kehoro und Gobabis. Kehoro war der östlichste große Kapitänsplatz der Hereros, ähnlich wie Okahandja und Omaruru im Westen. Hier lag das Zentrum der Ostthereros oder des Tjetjo-Stammes. Kehoro

bildete mit seinem großen Wasserreichtum und seinem weiten erstklassigen Weidefeld den Hauptsitz des alten Tjetjo, dessen Stamm die Weidegebiete bis an die Onjati-Berge, bis Owikokorero, Epata und Epukiro besaß. Bei Kehoro ist die Talbildung im roten Sandstein deutlich. Die Wasserlöcher im Bett des Nosob sind großenteils in dieser Felsart selbst ausgesprengt. Weiter aufwärts ist die felsige Unterlage meist von einem mächtigen Alluvium, das manchmal einen urwaldähnlichen Baumwuchs trägt, überdeckt, aber an einzelnen Stellen tritt der Sandstein am Steilufer des Flußbettes doch hervor. Bemerkenswert sind einige harte Konglomeratriffe aus faust- und kopfgroßen Rollstücken, zwischen denen der Sandstein nur den Zement bildet. Ein solches Riff liegt eine halbe Stunde oberhalb von Kehoro auf dem rechten Ufer des Riviers. Der Nosob hat auf dieser Strecke seines Laufes ein tief in seine eigenen Ablagerungen gehöhltes, stark gewundenes Bett, in dem noch lange nach der Regenzeit bedeutende Wassermassen stehen bleiben. Diese wassergefüllten Kolke sind oft hunderte von Metern lang und täuschen mit dem üppigen Baumwuchs, der sie auf beiden Ufern beschattet, nicht selten das Bild eines zusammenhängenden wassergefüllten Flußlaufes vor. Auch die Gegend zwischen dem Schwarzen Nosob und dem Epukiro ist reich an Weide und Wasserstellen, die fast ausnahmslos als Kalkpfannen auftreten. Hier dehnt sich ein ganz ausgezeichnetes Siedelungsland weit über 100 Kilometer nach Norden bis über den Eiseb und nach Osten bis zum Omuramba von Otjombinde aus.

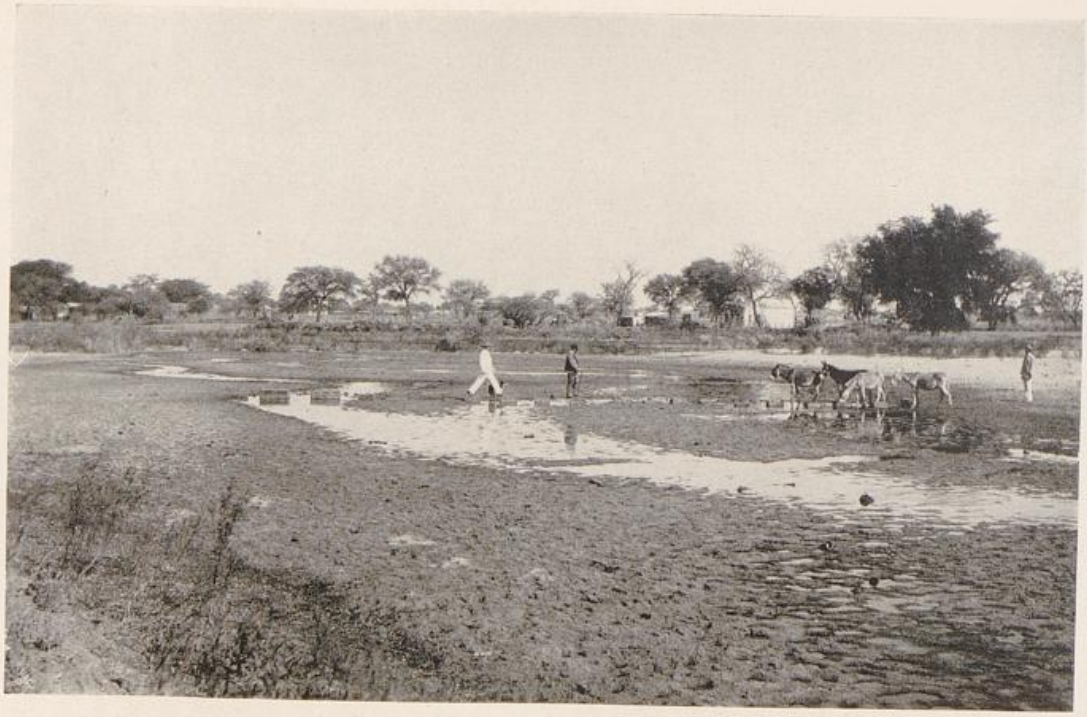
Anders geartet als der Schwarze Nosob ist der Weiße. Dieser entspringt in den Otjihavera-Bergen, nördlich von Windhuk, und empfängt seine obersten Zuflüsse rechts aus dem Eros-Gebirge und den Bergen von Neudamm, links aber aus dem Onjati-Gebirge. Bei Otjituesu, einige Stunden von seinem Ursprung, ist er bereits ein stattliches Rivier mit breitem Sandbett und massenhaftem tiefgründigem Schwemmland auf beiden Ufern. Er behält die westliche Laufrichtung bis Witvley; gleichzeitig auch den anfänglichen Charakter als typisches Sandrivier. Der weiße Nosob ist auf dieser

Strecke seines Laufes das grundwasserreichste Rivier im ganzen östlichen Hererolande. Von Otjituesu bis Witvley, ja darüber hinaus bis Kaukurus, wo er dem schwarzen Nosob bereits ganz nahe kommt, kann man so ziemlich an jeder beliebigen Stelle im Flußbett beim Nachgraben auf geringe Tiefe reichliches Wasser finden. Längs des Nosob zog sich daher auch eine lange Reihe großer Hereroplätze hin: Otjituesu, Okatumba, Omunjareke, Otjihaenena, Otjivero, Orumbo, Omitara, Okasewa. Bei Omitara durchbricht der Nosob in einer engen Felspforte einen von Südwest nach Nordost streichenden Gebirgszug, der seinen Lauf schon von Otjivero an begleitet. Ganz nahe dabei geht die große Straße von Windhuk nach dem Osten durch eine andere Lücke in dieser Bergkette hindurch. Die Pforte von Omitara ist die Grenze zwischen Windhuk und Gobabis. Von Otjihaenena bis Omitara kreuzt die Straße das Nosob-Bett viermal. Besonders schön ist der Blick von dem früheren Signalberg von Okuvaruminde, eine Stunde vor Okasewa, auf das schneeweiße, in reiche grüne Baummassen eingebettete, vielfach geschlängelte Flußbett. Der weiße Nosob sollte nach den Abkommen von 1894 und 1896 die Südgrenze des Hererogebietes gegen das Kronland bilden. Erst drängten trotz aller Abmachungen die Hereros auf das Südufer hinüber und beengten die dortigen Ansiedler mit ihren Heerden; dann nach der großen Rinderpest, als das enge Weideland mit einem Schlage nur zu weit geworden war, begann das Streben der Farmer, den Nosob auf beiden Ufern zu besetzen. Samuel Maharero in Okahandja verkaufte leichtsinnig Land auf Land und brachte die Hereros vom Nosob dadurch auf das Bitterste gegen sich auf. Namentlich bei Orumbo und Otjivero ist das Ufergelände von großer Fruchtbarkeit, und durch Pumpwerke kann es aus dem massenhaftem Grundwasser auf ziemlich bedeutende Strecken hin leicht bewässert werden. Nur für Kleinvieh ist der weiße Nosob nicht gut. Der Grundwasserreichtum bedingt eine starke Verdunstung in der ganzen Flußniederung und dadurch eine große Erniedrigung der Temperatur, namentlich während der Nacht. Infolgedessen sind die kleinen



„Laufende" Stelle in einem Rivier.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



„Laufende" Stelle in einem Rivier.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lämmer gefährdet und erfrieren manchmal in Menge. Die Nachtkälte am Weißen Nosob ist bei allen Reisenden und Frachtfahrern berüchtigt. Ebenso herrscht hier starke Pferdesterbe und gelegentlich auch Malaria. Dem Rindvieh aber schaden die Verhältnisse nicht und es gedeiht vorzüglich.

Von Witvley bis Kaukurus reicht der Bogen, in dem der Nosob aus der Ost- in die Südrichtung umbiegt. Witvley ist eine große Kalkpfanne vom Sandfeld-Typus; es liegt nicht im, sondern nahe beim Bett des Nosob. Kaukurus war vor dem Aufstand ein Viehposten der Siedelungsgesellschaft mit sehr reichem Wasser. Etwa 35 Kilometer unterhalb Kaukurus vereinigen sich der Schwarze und der Weiße Nosob in ein einziges, ca. ein Kilometer breites Tal. Das rechte, westliche Ufer ist noch flach, wie fast am ganzen Lauf des Weißen Nosob entlang; das linke Ufer ist ein hoher Rand, der von den einen als Kalk, von den anderen als Sandstein beschrieben wird. Der Aufstieg aus dem Tal soll so steil und hoch sein, daß beladene Frachtwagen nicht hinaufkommen können. Unterhalb der Vereinigung liegt die Wasserstelle Aais, wo der vereinigte oder „Große" Nosob das ganze Jahr hindurch eine lange Strecke weit, ähnlich wie der Omaruru-Fluß, offen laufendes Wasser führen soll.

Von Witvley führt die große Straße direkt östlich durch schweren Sand, der aber ein gutes Weidefeld darbietet, zum Schwarzen Nosob nach Gobabis hinüber. An der Witvley-Kuppe ist neuerdings ein Konglomerat gefunden worden (sogenanntes Banket), das äußerlich dem goldführenden Gestein bei Johannesburg sehr ähnlich sieht. Tatsächlich sind auch hier Spuren von Gold festgestellt worden, ohne daß bisher ein Urteil darüber möglich wäre, ob der Goldgehalt an anderen Stellen vielleicht bis zur Abbauwürdigkeit steigen wird. Unmittelbar bevor man Gobabis erreicht, gelangt man an einen ähnlichen, langgestreckten aber flachen Höhenrücken, wie ihn die sogenannte Witvley-Kuppe bildet. Diesen durchbricht in einem engen Tal der Schwarze Nosob. Der Bergflügel auf dem linken Ufer heißt der Nikodemus-Berg, der auf dem rechten der

Lampe-Berg mit dem Spitzkopf. Am Spitzkopf und am Lampe-Berg fand das Gefecht im ersten Hereroaufstand gegen die Ost-hereros und Kauas-Hottentotten am 6. April 1896 statt, in dem auf deutscher Seite der tapfere Leutnant Lampe fiel und der damalige Hauptmann v. Estorff die bereits kritisch gewordene Lage dadurch entschied, daß er mit 8 Mann von der Schutztruppe zu Pferde mit aufgepflanztem Seitengewehr den 300 Gewehre starken Gegner attackierte und durch die plötzliche Überraschung warf. Sobald man den Paß, durch den der Nosob einen großen Teil des Jahres hindurch mit offenem Wasser fließt, durchschritten hat, kommt ein kurzer Aufstieg auf das linke Ufer und man steht vor der stattlichen Feste von Gobabis. Das ganze Plateau, auf dem die Feste gebaut ist, besteht aus weichem Kalktuff, der so wasserreich ist, daß das Grundwasser bei der ersten Anlage der Station bis hoch in die Fundamente stieg und das Gebäude dadurch höchst ungesund wurde. Gobabis ist der wichtigste Wegeknotenpunkt im Osten. Hier treffen die große Straße von Windhuk über Witvley, der Weg aus dem Bastardlande über Kaukurus, der von Kehoro am Schwarzen Nosob entlang, schließlich die Pads von Epukiro und aus dem Betschuanaland über Rietfontein und Oas zusammen. Nach Norden den Nosob entlang und am Wege nach Epukiro hatte sich hier bereits eine ganze Anzahl von Farmern angesiedelt; ebenso ostwärts in der Richtung auf Oas zu. Östlich von Gobabis beginnt die deutsche Kalahari: tiefer Sand, leichte Dünenbildung, vorherrschender Laubbusch. Die Wasserstellen sind Kalkpfannen vom Sandfeldtypus. Das Gelände ist eben bis gegen Oas, wo ein stark gewelltes Sandstein-Hügelland mit Rivierbildung nach Art der Flußläufe im westlichen Hererolande beginnt. Das Rivier von Oas ist das Chapman-Rivier der Karte; an ihm liegt etwas über zwei Stunden abwärts von Oas die östlichste deutsche Farm im Norden der Kolonie: Stampriet. Das Sandsteingebirge von Oas bildet auch in Bezug auf Weide und Vegetation eine dem westlichen Hererolande ähnlich geartete Insel in dem großen östlichen Sandfeld. Von Oas geht der Weg ins Betschuanaland zunächst auf Dabis, das hart

an der Grenze noch auf deutschem Gebiet liegt; dann nach dem englischen Olifantskloof, einer Quelle, die nach den Beschreibungen auf dem Grunde einer Schlucht im Sandstein austritt. Von Olifantskloof wechselt der Weg wieder auf deutsches Gebiet nach Rietfontein hinüber, das in der äußersten Ecke des ausspringenden Winkels liegt, den hier das deutsche Territorium nach Betschuanaland hin macht.

Südlich des Sandsteingebietes von Gas beginnt die große Kalk- und Dünenwelt des Südostens. Der nördlichste Ausläufer dieser Region ist die fälschlich sogenannte Umab-Wüste. Diese ist in Wirklichkeit keine Wüste, sondern eine große Steppe, sehr reich an Kalkpfannen, die nach der Regenzeit lange Wasser halten. Vereinzelte, niedrige, dichtbewaldete Dünen durchziehen die Umab-Steppe, die im übrigen ein sandig-kalkiges Grasland ist und ausgezeichnete Weide darbietet. Manche der dortigen Vleys soll einen mächtigen Umfang haben und noch monatelang nach der Regenzeit wahre Seen bilden: so Araroams, am Wege, der von Gas südwärts über die gleichfalls wasserreiche Pfanne von Nuis nach Aminuis führt. Dieses letztere liegt in baumloser Gegend an einer gewaltigen Pfanne, die große Mengen von Salz ausscheidet, das im ganzen Osten, namentlich für das Vieh sehr begehrt ist und von weither geholt wird. Bei Aminuis beginnt das eigentliche Dünengebiet, das wir bei der Besprechung des Namalandes noch genauer kennen lernen werden. Von hier führt ein Weg direkt ostwärts über Gubuoms jenseits des Kleinen Nosob nach Lehutitu im Betschuanaland-Protektorat, und ein anderer über Naosanabis am Großen Nosob, Springbockvley und Kowas am oberen Elefantenfluß nach Hohewarte und Windhuk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drittes Kapitel.

Das Etoschabecken.

Wir kehren nun, nachdem wir den gesamten Umfang des Hererolandes und der im Westen und Osten angelagerten Grenzgebiete (Kaokofeld und Sandfeld) durchmessen haben, wieder in den Norden zurück und wenden uns als einem besonderen Abschnitt der rings um die abflußlose zentrale Einsenkung der Etoscha-Pfanne gelegenen Region zu. Die merkwürdige Depression der Etoscha-Pfanne bildet das Zentrum eines an Ausdehnung dem Hererolande mindestens gleichkommenden Gebietes, das zum größten Teil zu keiner der großen Abdachungsrichtungen Südwestafrikas gehört, sondern, soweit überhaupt von einem Gefälle gesprochen werden kann, sich von allen Seiten zu der Pfanne hin senkt. So befinden sich die Etoscha-Pfanne und der Kunene, wenn dieser Fluß Hochwasser führt, manchmal in Verbindung miteinander und zwar so, daß das Wasser des Kunene durch ein vielfach verzweigtes System von flachen Omiramben südwärts zur Pfanne hin strömt. Ebenso findet von Westen, vom Gebirgsland des Kaokofeldes her, eine Senkung des Terrains nach der Pfanne zu statt. Im Osten sind die Niveau-Unterschiede so gering, daß es noch nicht fest ausgemacht ist, ob der Omuramba u Ovambo ein alter Abfluß oder ein Zufluß der Etoscha-Pfanne ist. Wahrscheinlich ist er, wie wir späterhin sehen werden, das letztere. Am stärksten ist die Senkung zum Mittelpunkt des Beckens von Süden her. Von Outjo bis Okaukwejo beträgt der Höhenunterschied 200 m. Wegen seiner Zugehörigkeit zu dem Gebiet konzentrischer Neigung gegen die Pfanne hin gehört aber bei der Darstellung des Nordens auch das Gebiet von Otavi-Grootfontein mit hierher. Übrigens wird dieses trotz

seiner besonderen, zum Teil gebirgigen Beschaffenheit auch noch durch eine weitere Eigentümlichkeit innerlich an das Pfannengebiet angegliedert, nämlich durch das fast vollständige Fehlen einer Rivierbildung. Wahrscheinlich besteht das ganze Becken der Etoscha-Pfanne im Grunde aus altem Otavi-Kalk, der aber weiter nach Norden hin unter einer mächtigen Decke von jüngeren Ablagerungen begraben liegt. Im Süden der Pfanne tritt er indes hervor und erhebt sich bei Tsumeb und Otavi an einzelnen Stellen zu Bergketten von Mittelgebirgscharakter. Dieser Otavi-Kalk ist so wasserdurchlässig, daß er die niedergehenden, hier im Norden bereits beträchtlichen Regenmassen wie ein Schwamm in sich schluckt und es überhaupt nicht zum längeren Ablauf des Wassers nach irgend einer Richtung und zur deutlichen Tal- oder Rivierbildung kommen läßt. Dagegen hat das in den Kalk eingedrungene Wasser unterirdisch durch seine auflösende und ausspülende Wirksamkeit ein großes Einsturz- und Höhlengebiet von ausgesprochenem Karstcharakter geschaffen, das freilich in seiner Ausdehnung und in seinen Einzelheiten noch sehr unvollkommen erforscht ist. Eine ganze Reihe interessanter Vorkommnisse sind bekannt; andere werden noch fortlaufend neu entdeckt.

Der Südrand und das Grootfonteiner Gebiet. (Okavango und Caprivizipfel).

Soweit bis jetzt beobachtet, beginnt die Karstformation im Westen nicht weit von Outjo. Zahlreiche, teils offene, teils unterirdische Einstürze, Trichter, Schlote, Dolinen, die ähnlich wie in Krain und Istrien auf ihrem Grunde stehende und fließende Wassermassen oft von beträchtlicher Ausdehnung enthalten, bezeichnen sie. Die größte Anzahl dieser Erscheinungen ist bisher in der Gegend westlich der Minen von Tsumeb bekannt, aber da die gleiche Formation von hier in zusammenhängender Masse nach Südwesten zieht und sich wahrscheinlich noch über Outjo hinaus erstreckt, so ist es wahrscheinlich, daß bei näherer Erforschung noch eine ganze Menge solcher Stellen bekannt werden wird. Auf den älteren

Karten ist eine zusammenhängende Bergmauer, die „Outjo-Sandstein-Terrasse", in einer Ausdehnung beinahe von Franzfontein bis zu den Otavibergen hin gezeichnet. Dieses vermeintliche Gebilde existiert nicht. Die Bergkette, die vermutlich beim ersten Anblick aus großer Entfernung zu der irrigen Auffassung verleitet hat, besteht in Wirklichkeit aus Kalk und ist keine Terrasse, sondern ein steil aufgerichtetes, stark zerklüftetes und zerbrochenes Gebirge, das auf längere Strecken in seinem sichtbaren Verlauf überhaupt unterbrochen ist und breite ebene Lücken und Durchgänge aufweist. Das Gebiet zwischen diesen Bergen, zwischen der Pad von Outjo nach Okaukuejo und dem Südrand der Etoscha-Pfanne, gehört, namentlich in seinem östlicheren Teile, noch zu den unbekanntesten Stücken von Südwestafrika. Es wird ausschließlich von vagierenden Buschmannhorden bewohnt, soll aber, soviel gelegentlichere Rekognoszierungen, Aussagen von Jägern u. dgl. ergeben haben, ein gutes und vor allem auch ein wasserreiches Weideland sein.

Nach den Erzählungen der Eingeborenen scheint es, als ob karstartige Erscheinungen auch im Innern dieses wenig erforschten Fleckes vorhanden sind, und der sogenannte unterirdische See von Gamkarob bei Outjo wäre demnach, wie schon die ganze Art dieser Bildung nahelegt, nicht als ein vereinzeltes Vorkommen, sondern als eine Bildung aufzufassen, die mit zu der Gruppe der östlicher gelegenen Einsturzbecken, Otjikato, Guinas, Hoais, Gorogoab usw. gehört, von denen noch die Rede sein wird.

Es ist bezeichnend dafür, wie viel wir in Südwestafrika noch zu entdecken haben, daß das Wasser von Gamkarob, obwohl es kaum 4 Reitstunden von Outjo liegt und bequem zu erreichen ist, erst im Dezember 1905 zum erstenmal von einer Patrouille aufgesucht worden ist. Bis dahin wußte man nur durch Eingeborene und andere ganz unsichere Angaben davon. Ich gebe die Beschreibung nach dem Bericht des Patrouillenführers, Leutnants Burtin, und einer späteren Patrouille unter Leutnant Frhr. von Brand. Von Ekotoweni am Ugab zweigt sich eine Pad ab, die erst nordöstlich, dann nördlich führt und nach etwa 30 Kilometern

Gamkarob erreicht. Zwischen Kalksteinblöcken zeigt sich ein enges Loch, durch das ein Mann nur mit Mühe hindurchschlüpfen kann. Dieses Loch erweitert sich nach innen bald zu einem steil abwärts führenden, immer breiter werdenden Schlot. Etwa 35 Meter unterhalb des Eingangs liegt der Wasserspiegel, zu dem man aber nicht direkt hinabgelangen kann, weil die Wände des Spaltes zu glatt und zu steil sind. Einige Meter oberhalb des Wasserspiegels ist ein Absatz vorhanden, auf dem ein Mann stehen und sich bewegen kann. Bis hierher kann man mit Hilfe eines Seiles oder zusammengeknoteter Zügelriemen hinuntergelangen und von hier aus Wasser schöpfen. Die Länge des Spaltes vom oberen Mündungsloch bis zum Wasser ist mit ca. 50 Metern gemessen worden. Die Buschleute, die hier Wasser schöpfen (wegen der Gefahr beim Hinabgelangen tun sie es im allgemeinen nicht gerne), behaupten, das Wasser sei so groß wie der ganze Platz Outjo, also jedenfalls mehrere Hektar. Daß zunächst am Eingang jedenfalls nur eine viel kleinere Wasserfläche übersehbar ist, haben die Untersuchungen der beiden Offiziere festgestellt. Zufluß und Abfluß konnten bei den bisher nur oberflächlichen Rekognoszierungen nicht bemerkt werden. Die Buschleute behaupten, daß viele der ihrigen im Laufe der Zeit dort unten beim Wasserholen ertrunken sind. Eine Aufschließung dieses Sees wäre mit leichter Mühe durch Erweiterung des Einganges und Einhauen von Stufen in dem Zugangsschlot möglich; ebenso die Hinablassung eines tragfähigen Flosses oder noch einfacher eines kleinen Faltbootes zur Befahrung und Aufnahme des Wasserspiegels mit Magnesiumfackeln. Wahrscheinlich steht hier wie auch bei Otjikato und Guinas das ganze Kalkgebirge in der Höhe des Seespiegels voll Wasser, sodaß mit einem kräftigen Windmotor beliebige Mengen davon zu Tränk- und Berieselungszwecken an die Oberfläche geschafft werden könnten. In einer Seitenhöhlung der Zugangsspalte findet sich eine Ablagerung von Eisenstein. Wie die Eingeborenen erzählen, hätten die Ovambos von hier früher Eisenerz für ihre Schmiedearbeiten geholt. Ohne genaue Untersuchung läßt sich

natürlich über dieses Vorkommen nichts sagen. Auch das große Kupfererzlager von Tsumeb soll nichts anderes sein, als die Ausfüllung eines mächtigen Hohlraumes in demselben Kalkgebirge mit Erzmassen, über deren Hineingelangen allerdings noch nichts Sicheres feststeht.

Einige 30 km nördlich von Gamkarob liegt die starke Wasserstelle Chorab. Die ganze Gegend zeigt überwiegend Laubbusch und lichten Laubwald; darunter lange Strecken lehmigen Bodens, in dem zur Regenzeit die Wagen versinken: das ist der sogenannte „Durchschlag". Von Chorab wendet sich der Weg nach Nordwesten, passiert den einzigen vor dem Aufstand in dieser Gegend von Weißen besiedelt gewesenen Platz Gub, und erreicht kurz darauf Garusis. Hier findet sich eine mehrere hundert Meter breite, flache Senkung, in der das Grundwasser teils dicht unter der Erdoberfläche steht, teils in kleinen natürlichen Vertiefungen zu Tage liegt. Binsen und Ried deuten gleichfalls in weitem Umkreise reichliches Wasser an. Ein geringes Steigen des Grundwasserspiegels würde aus der ganzen Pfanne einen offenen Weiher machen. Von Garusis gelangt man nach einigen Stunden kurz vor Okaukwejo auf den großen Weg vom Outjo nach dem Amboland. Diese Route, die im Durchschnitt nur einen Tagemarsch östlich von der ebengenannten großen und allbekannten Verbindungslinie abliegt, ist also bis vor kurzem mit allen an ihr enthaltenen Wasserstellen, nur ausgenommen die unmittelbar vor dem Aufstand bezogene Farm Gub, so gut wie unbekannt gewesen, wenngleich man die Namen der meisten Plätze und ihre ungefähre Lage durch die Auskünfte der Eingeborenen und einzelner Weiße, die gelegentlich auf Jagdzügen oder bei Patrouillen hingekommen waren, gehört hatte. Diese Art Kenntnis ist aber für die allgemeine Landeskunde von Deutsch-Südwestafrika nutzlos, weil sie sich nicht über den Kreis der nächsten Nachbarschaft hinaus erstreckt und nirgends dem allgemeinen Wissen zugänglich gemacht wird. Tönnessen's und Dr. Hartmann's Routen sind die einzigen, die das Gebiet im Süden der Etoscha-Pfanne kreuzen, aber auch sie haben sehr wenig Auskunft über seine Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaffenheit gebracht. Gut bekannt und durch Aufnahmen festgelegt ist nur das Gelände unmittelbar am Südrand der Pfanne.

Kalkhöhlen und unterirdische Gewässer sind auf der großen Hartmannschen Karte des Nordens noch an einer ganzen Reihe von Stellen westlich und nordwestlich von Outjo angegeben, und zwar durchweg nördlich von dem Gebirgszug, der den alten Weg von Outjo nach Otavi zur Linken begleitet. So ist eine Höhle im Kalk bei Awachab auf der Grenze zwischen den Bezirken Outjo und Grootfontein verzeichnet; südlich davon bei Aigab ein unterirdisches Wasserloch und östlich von beiden bei Owab eine unterirdische Höhle im Kalk mit Stalaktiten und Stalagmiten. Nicht weit westlich von diesem letzteren Platz liegt Hoais, das ich selbst besucht habe. Man hat eine gleich einer großen Arena rings geschlossene Einsenkung von länglicher Form, Durchmesser vielleicht 600 zu 900 oder 1000 Metern, vor sich, die am oberen Rande steil im Kalkfels einbricht, weiter nach unten zu aber ganz allmählich sich senkt und einen vollkommen flachen, wie zur Rennbahn geebneten Grund aufweist. Der Höhenunterschied zwischen dem oberen Kalkrand und der Sohle des Zirkus mag 10 m oder etwas darüber betragen. Exzentrisch gegen Südwesten liegt ein tiefes Loch, das direkt in den kompakten Kalkfels hineinführt. Von allen Seiten laufen strahlenförmig stark ausgetretene Fußpfade darauf zu, als Beweis dafür, daß hier Wasser zugänglich ist. Die Buschleute erzählen, daß ein langer, vielfach geknickter, bald enger, bald weiter Schlot (also ähnlich wie in Gamkarob) zu dem Wasser führe und daß mehr als 40 Mann hintereinander in das Loch hinunter müßten, um sich einen Eimer Wasser von unten bis an die Oberfläche zureichen zu können. Offenbar ist auch dieser eigentümliche Kessel von Hoais durch einen Einsturz entstanden. Wie weit sich das unterirdische Wasser ausdehnt, darüber habe ich leider nichts in Erfahrung bringen können. Anderthalb Stunden südöstlich von Hoais liegt Guinas: gleichfalls ein tiefer wassergefüllter Einsturz. Der imposante Schlot, auf dessen Grunde das Wasser steht, ist nicht breiter, als daß ein kräftiger Arm einen Stein darüber hinweg werfen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnte, die Länge des oval geformten Trichters mag das doppelte Maß betragen. Vom oberen Felsrand bis zum Wasserspiegel schätze ich die Höhe auf 30 Meter oder etwas mehr. Die Tiefe des Wassers ist unbekannt; an einer Stelle, wo von oben herab gelotet werden konnte, gingen 80 Meter Leine ins Wasser, ohne daß man Grund fand. Oberleutnant (jetzt Hauptmann) Volkmann, damals Distriktschef von Grootfontein, hat 1903 die Messung angestellt, aber die vorhandene Leine reichte nicht weit genug. Die Wände des Einsturzes über dem Wasserspiegel sind zum größten Teil ganz oder beinahe senkrecht; nur von einer Seite ist es für einen geschickten Kletterer möglich, mit nackten Füßen zum Wasser herunterzukommen. Dort steigen die Buschleute der Umgegend, die einzigen eingeborenen Bewohner des ganzen Landes südlich und östlich von der Etoscha-Pfanne, hinunter, um Wasser zu holen. Ein gelbbrauner Streifen an der Felswand bezeichnet diesen gefährlichen Kletterpfad. Die Füße und Hände der Buschleute, die hier wahrscheinlich seit Jahrtausenden zum Wasser gegangen sind, haben ihn im Laufe einer unbekannten, aber jedenfalls sehr langen Zeit ausgeprägt. Am Ostende der Wasserfläche sieht man zwei Höhlungen nebeneinander wie ein dunkles Doppeltor in das Innere des Kalkfelsens hineinführen. Mit einem kleinen Faltboot könnte man wahrscheinlich ohne Schwierigkeit in jene wassergefüllte unterirdische Fortsetzung des Beckens eindringen.

Von Guinas sind es $2^1/_2$—3 Stunden nach Ostnordost zum Otjikoto-See. Auch dieser ist nichts anderes, als ein offener, wassergefüllter Einsturz im Kalk. Der Zugang ist bequemer; an einer Stelle können Ziegen und an einer anderen kann zur Not sogar Großvieh ans Wasser. Dort hatte die South-West-African-Company früher eine Tränkvorrichtung aufgestellt. Jetzt steht dort eine Dampfmaschine, die das Wasser nach der 18 km entfernten und mehr als 100 m höher gelegenen Mine von Tsumeb pumpt. Meist fallen die 15—20 m hohen heller Kalkfelswände auch hier senkrecht zum Wasserspiegel ab. Der größere Durchmesser des Beckens beträgt 200—250 m, der kleine etwas weniger. Der Otji-

koto-See macht mit seinen hellen Felsfarben, der hellblauen Wasserfläche und der grünen Umrahmung von kletternden Feigenbäumen, Kandelaber-Euphorbien und hohem dichtem Busch einen freundlichen Eindruck, während das Wasser in dem tiefen, düsteren Schlot von Guinas meist im Schatten liegt und fast schwarz aussieht.

Das Gebiet der unterirdischen Höhlungen setzt sich noch weiter nach Osten fort. Der letzte Platz dieser Art, den ich kenne, ist Gorogoab, etwas südlich von Tsintsabis am Wege von Grootfontein nach dem Okavango. Hier geht der Weg nach den Farmen im Gebiet des oberen Omuramba u Ovambo östlich ab. Das Loch bei Gorogoab ist so eng, daß nur ein schmächtiger Buschmann hineinkriechen kann, und es soll mehrere Minuten dauern, bis er mit dem Wasser wieder herauf kommt. Auch am Wege von Grootfontein über Gaub nach Tsumeb finden sich zahlreiche Karsterscheinungen: Dolinen, Ausspülungen und Höhlen im Kalk. Außerdem sind hier auch sogenannte geologische Orgeln häufig. Eine ziemlich große Tropfsteinhöhle liegt etwas jenseits der Wasserstelle Nusib, am Wege von Gaub nach Tsumeb. Zweifellos werden nähere Nachforschungen noch eine große Menge ähnlicher Vorkommnisse nachweisen.

Das Gestein, in dem alle diese Höhlungen liegen, der sogenannte Otavi-Kalk, ist ein dunkler harter Kalkstein von ganz unbestimmbarem Alter. Bisher haben sich keine Fossilien darin auffinden lassen. Wahrscheinlich ist es Urkalk. So lautet wenigstens die Meinung der Bergwerksexperten, die das Gebirge gesehen haben. Auch das große Kupfererzlager von Tsumeb ist, wie bereits bemerkt, nach dem Urteil des Bergassessors Pasel in Windhuk eine nachträgliche Ausfüllung eines glocken- oder domförmigen Hohlraums im Kalkgebirge mit kupferhaltigen Verbindungen.

Äußerlich fällt in dem ganzen Nordgebiet ein Unterschied in der Oberflächenerscheinung stark ins Auge: Die Scheidung zwischen den Partien mit Sandbedeckung und solchen, in denen der Kalk offen zutage liegt oder nur so dünne Sandablagerungen aufweist, daß keine den Untergrund einhüllende Decke zustande kommt. Bei

dem Kalk wiederum muß unterschieden werden zwischen dem älteren, massigen und gebirgsbildenden Otavi-Kalk, ferner dem sogenannten Kalaharikalk und der Kalkbildung, die jetzt noch in den Quellgebieten mit kalkhaltigem Wasser, wie z. B. in Grootfontein und Gaub, fortdauernd vor sich geht. Zu diesen jüngsten Bildungen gehört wahrscheinlich auch der Kalk an den wasserhaltigen Kalkpfannen, die hier im Norden genau denselben Typus tragen, wie im östlichen Hererolande und im Sandfeld. Allerdings muß zu dieser gewöhnlich noch angenommenen Unterscheidung bemerkt werden, daß neuerdings auch die ganze sog. Kalaharikalk-Formation nach demselben Prinzip erklärt wird, wie der gewöhnliche Pfannenkalk: als Ausscheidung, die aus dem allgemein kalkhaltigen Boden an Ort und Stelle selbst mit Hilfe des Wassers zustande gekommen ist, das Kalk in Lösung emporbringt.

Klimatisch unterscheidet sich das Nordgebiet von dem Hererolande und vollends vom Süden vor allen Dingen durch seinen stärkeren Regenfall. Jahreszeitlich sind freilich auch hier die trockene und die Regen-Periode ebenso streng geschieden, wie weiter im Süden, aber der Regen beginnt auch, abgesehen von seiner größeren Reichhaltigkeit, etwas früher und hört etwas später auf. Die Regenmenge nimmt von Südosten nach Nordwesten zu. Outjo unterscheidet sich erst wenig von den Regenverhältnissen des Hererolandes, Otavi und Grootfontein dagegen bedeutend, und ebenso das Amboland. Bei den Ovambos kommt das am deutlichsten darin zum Ausdruck, daß diese in erster Linie nicht mehr ein viehzüchtendes, sondern ein ackerbauendes Volk sind und hauptsächlich von Feldfrüchten leben. Die Gegend von Grootfontein und Otavi bildet in dieser Beziehung ein Übergangsgebiet. Man kann dort den Ackerbau auf Regenfall hin bereits betreiben, aber der Regenfall ist noch nicht in allen Jahren reichlich genug oder, besser gesagt, nicht gleichmäßig genug über die Monate des Wachstums verteilt, um eine vollkommene Sicherheit des Ackerbaubetriebes zu gewährleisten. Dem Wechsel des Klimas im Nordgebiet entspricht auch der Wechsel der Vegetation. Der gewöhnliche mannigfaltige Dornbusch und einzelne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arten von Dornbäumen kommen noch vor, aber sie sind nicht mehr herrschend; an ihre Stelle tritt sehr verschiedenartiger Laubbusch, von dem einzelne Arten allerdings auch mit recht kräftigen Stacheln bewehrt sind. Ein Laubbaum, der äußerlich dem wilden deutschen Birnbaum ähnlich ist und von den Afrikanern „Tamboti" genannt wird, ist jenseits Grootfontein sehr häufig, ebenso der Marula-Baum, der Ähnlichkeit mit einem Walnußbaum hat und eine abblätternde Rinde besitzt, wie die Platane. Wissenschaftlich beschrieben und mit ihren botanischen Namen aufgeführt sind diese Baumarten des Nordens sämtlich in dem Schinzschen Buche über Südwestafrika. Im Osten von Grootfontein, diesseits des großen Omuramba, steht als eine vorgeschobene Insel der großen Palmenregion im Ambolande ein lichter Hain von Hyphaene-Palmen, der ca. 50 km lang und 20 km breit ist. Andere Palmenbestände finden sich östlich von Tsumeb und am Ostende der Etoscha-Pfanne. Auf dem Kalkrücken bei Grootfontein wachsen wilde Ölbäume, die wahrscheinlich die Veredelung durch Pfropfen gestatten und schwerlich in ihrem Vorkommen auf die eine Stelle, wo ich sie gesehen habe, beschränkt sein werden.

Obgleich die Gebirge im Grootfonteiner Gebiet nicht, wie im Hererolande, aus Granit und Gneis aufgebaut sind, herrscht doch überwiegend eine ähnliche Art der Verwitterung vor. Auch hier erscheinen die Berge und Bergzüge vielfach als isolierte, inselartig in der Ebene zerstreute Gebilde herausgearbeitet. Typisch für die äußere Form des Grootfonteiner Kalkgebirges ist z. B. der Anblick des Otavi-Tals oder der Berge zu beiden Seiten des Tales, durch das der Weg von Grootfontein nach Gaub führt. Wie bereits bei früherer Gelegenheit bemerkt, tritt der Kalk, wenn man von Süden her über die Waterberger-Straße kommt, zum erstenmal in den Bergen von Otjenga auf. Einige Stunden weiter nach Norden betritt man durch eine Pforte zwischen zwei stattlichen Hügelrücken das Gebiet des Otavi-Gebirges. Das erste, was hier im Vergleich zum Hererolande auffällt, ist die Bewaldung der Berge. Es ist kein Hochwald im deutschen Sinne, aber ein für südafrika-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nische Sinne ganz leidlicher Baumwuchs, der die Hänge bedeckt und die Berge des Nordens, namentlich zur Regenzeit, vollkommen grün erscheinen läßt. Jenseits der Pforte beginnt ein deutlicher Wechsel in der Bodenbedeckung. Wir haben nicht mehr die sandigen Massen vor uns, wie sie als Verwitterungsprodukt der Gesteine im Hererolande herrschend sind, sondern einen bedeutend dunkleren, tonhaltigen, auch mit Humus angereicherten Boden. Allerdings sind sandige Bestandteile auch reichlich darin vorhanden, aber sie geben dem Ganzen nicht den Charakter. Diese Art Grund herrscht in verschiedenen Variationen überall vor, soweit die Otavikalk-Formation reicht. Sie bedeckt den Felsboden in verschiedener Mächtigkeit, von wenigen Zentimetern bis zu mehreren Metern; sie neigt bald mehr zur sandigen, bald mehr zur tonigen Struktur und weist namentlich dort eine starke Veränderung auf, wo infolge der Gras- und Buschbrände starke Aschenmassen hinzugetreten sind. Dieser tonige Boden ist in erster Linie Verwitterungsprodukt des Kalksteins, sog. terra rossa. Solche Partien, die während der Regenzeit besonders stark- und tiefgründig aufweichen und dann dem Verkehr mit beladenen Wagen einen stellenweise fast unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen, heißen Khobab-Grund; sie verursachen den sogenannten Durchschlag, d. h. das Einsinken und Steckenbleiben der Wagenräder und Zugtiere. Ganz ausgeprägter Khobab-Grund ist auch zur Trockenzeit weich und rissig; er macht fast den Eindruck eines scharf getrockneten backigen Torfs. Zur Regenzeit sind solche Strecken grundlose Moräste.

Otavi liegt am Westende einer stattlichen, hübsch bewaldeten Kalksteinkette, die am meisten unter allen Erhebungen dieser Gegend den Eindruck eines wirklichen Gebirges macht. Die große Quelle, eine der stärksten in Südwestafrika, scheint ein Abfluß ähnlicher wassergefüllter unterirdischer Hohlräume zu sein, wie wir sie bereits mehrfach im Gebiete des Otavi-Kalkes kennen gelernt haben. Früher war an dieser Stelle ein großer Sumpf mit ganz schwachem Sickerabfluß, der den Platz höchst ungesund machte. Nach der Besetzung von Otavi durch die Truppe wurde der Moorboden und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlamm fortgeräumt, und es zeigte sich ein unregelmäßig gestaltetes, einige Meter tiefes, geräumiges Becken im Kalkstein, auf dessen Grund das Wasser kräftig austrat, ohne aber einen Abfluß über den rings geschlossenen Rand zu gewinnen. Als dagegen in diesen Rand ein Graben hineingesprengt wurde, der bis auf die Sohle des Beckens durchging und einen Abfluß eröffnete (die Stelle des Wasseraustritts liegt nach mehreren Seiten höher als die Umgebung), dauerte der Zufluß trotz des ständigen Abströmens der Quelle in einer Stärke von ca. 30 Litern in der Sekunde fort. Eine ganz ähnliche Erfahrung hat man später bei Namutoni am Ostende der Etoscha-Pfanne gemacht. Dort liegt ein vollständig versumpftes Quellbecken, das bis 1903 keinen Abfluß hatte, direkt auf der Höhe eines flachen Kalksinterhügels, der wahrscheinlich in früherer Zeit von der Quelle selbst abgesetzt worden ist. Als dann das Becken durch zwei seitwärts herangeführte, im zähen Gestein mit viel Mühe ausgesprengte Gräben angeschlagen wurde, ergab sich gleichfalls ein kräftiger und fortdauernder Abfluß ohne merkliches Sinken des Wasserstandes in dem Moor. Diese Tatsachen lassen mit Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß ein bestimmter Druck an den betreffenden Stellen das Wasser dauernd in der jetzt vorhandenen Ausflußhöhe hält, und es ist schwer, dies anders zu erklären, als dadurch, daß dieser Druck und zugleich die stete Ergänzung des Wassers von großen Wasseransammlungen in unterirdischen Hohlräumen herrühren, deren Niveauoberfläche in der Höhe jener quellenähnlichen Austrittsstellen liegt. Das Wasser von Otavi reicht hin, um mehr als 20 Hektar Land für Gartenbau zu bewässern. Es ist zur Hälfte zwischen der Regierung und der South-West-African-Company geteilt. Die Truppe und die Gesellschaft unterhalten davon je einen großen Garten, und auf dem Gesellschaftslande sollen jetzt sogar Baumwollpflanzungen versucht werden. Die verhältnismäßig doch sehr geringe Menge des bewässerten Landes wird es quantitativ jedenfalls nicht zu einem für den Markt ins Gewicht fallenden Ergebnis kommen lassen. Die Eisenbahnstation Otavi liegt ca. 5 Kilometer westlich von dem Platz

Otavifontein, wo das alte Haus der South-West-African-Company und die Militärstation steht.

Von Otavifontein führt der Weg nach Osten durch eine enge Bergpforte in das sogenannte Otavi-Tal, das wie ein ungefähr 25 Kilometer langer, im Osten offener, im Westen bis auf die ebengenannte Pforte geschlossener Schlauch gestaltet ist. Das Otavi-Tal ist ein besonders merkwürdiges und typisches Beispiel für die auffallenden Verwitterungs- und Entwässerungs-Verhältnisse in diesem ganzen Kalkgebiet. Die Neigung der Talsohle in der Längsachse von Osten nach Westen ist ziemlich stark; die Bergketten zu beiden Seiten sind nur wenige Kilometer voneinander entfernt und zur Regenzeit stürzen ganz bedeutende Wassermassen von ihnen herab. Unter diesen Umständen sollte man ein tief eingegrabenes Flußbett in der Mitte des Tals und ein System von seitlich einmündenden, aus den Bergen herabkommenden Schluchten erwarten. Von alledem ist aber nichts vorhanden. Weder unten an den seitlichen Hängen noch in der Mittellinie des Tals zeigt sich eine merkliche Bildung von Wasserrinnen. Der allergrößte Teil der Gewässer, die hier niedergehen (im Jahresdurchschnitt über 500 mm) wird von dem Kalkfels direkt aufgeschluckt. Nur in der Pforte braust nach heftigem Regen eine kurze Zeit lang ein Wasserstrom, der es aber auch nicht einmal bis zur Auswaschung eines deutlichen Bettes im Felsboden gebracht hat. Die Sohle des Otavi-Tales ist bedeckt mit einem rötlichen, stark erdigen Lehm, der meist nur so dünn auf der Felsunterlage aufliegt, daß ihn die in den ausgefahrenen Wagengeleisen entlang spülenden Regengewässer sehr bald bis auf den nackten Stein durchwaschen. Infolgedessen müssen die Wege fortgesetzt verlegt werden, und neben der frisch befahrenen Pad zieht sich eine ganze Anzahl alter, schlotartig tief ausgespülter Geleise hin, in die im Dunkeln hineinzugeraten Reitern und Wagen schlecht bekommen kann. Am Fuß der Berghänge erstrecken sich lange Geröllhalden von herabgestürztem grobem und feinem Verwitterungsschutt, der unglaubliche Mengen von Wasser scheinbar spurlos in sich aufzunehmen imstande ist. Wahrscheinlich steht das ganze

Ojisfoto-See.

Otjikoto-See.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kalkgebirge in verschiedenen nach ihrer Höhenlage lokal bedingten Horizonten voll von Grundwasser, dessen Spiegel in den offenen Einstürzen, wie beim Otjikoto-See und dem Schlot von Guinas, zu Tage tritt. Die chemische Wirkung des Regenwassers zerfrißt den Otavikalk an seiner Oberfläche zu einer so rauhen und scharfkantigen Rippelung, daß man sich beim Klettern, wenn man viel nach den Steinen fassen muß, die Hände förmlich zerschneidet. Im übrigen geht der Verwitterungsprozeß an den Bergen in ganz ähnlicher Weise vor sich, wie im Hererolande, nur mit dem Unterschied, daß die Endprodukte nicht sandig, sondern tonig sind. In der Trockenzeit wird aber auch dieses tonige Material in Staubform massenhaft durch den Wind aufgehoben und weithin transportiert. Namentlich geschieht das in der Zeit nach den großen Grasbränden.

Ähnlich geartet wie das Otavi-Tal sind auch die übrigen Talbildungen im Grootfonteiner Gebiet. Fast unmittelbar an den Fuß der Bergketten legt sich die Talsohle an, die als Ganzes eben erscheint, im Einzelnen aber zahllose spitze und knollige Höcker als Produkte der Auswitterung und chemischen Zerstörung des Kalks aufweist. Der rote erdige Ton gleicht, wo er dick genug liegt, diese Unebenheiten oberflächlich aus; in dünner Schicht aber ist er dazu nicht imstande, und es ist kein Vergnügen, stundenlang auf der Vorkiste eines Ochsenwagens zu sitzen, der über einen solchen höckerigen Grund hinstolpern muß, wie z. B. in der großen Talebene zwischen Grootfontein und Gaub. Auch hier fehlt trotz des massenhaften Wasserzuflusses von den Bergen in der Regenzeit jede Rivierbildung, bis auf einige Kolke, die an Stellen, wo die weiche Ablagerung besonders tiefgründig ist, ausgespült sind.

Im Otavi-Tal liegen hintereinander die beiden, übrigens wasserlosen, Kupferfundstellen Groß- und Klein-Otavi (Asis und Nageib). In der Fortsetzung des linken nördlichen Gebirgszuges liegt die, wie es heißt vielversprechende, Guchab-Kupfermine, und etwas weiter in der Fläche zur Rechten die große Quelle von Rietfontein. Diese bewässert einen der South-West-African-Company gehörigen bedeutenden Farmgarten, wo gleichfalls etwas Baumwolle gepflanzt

werden soll. Von Rietfontein führt der Weg über die mit fließenden Quellen versehenen Farmen Urupupa und Uitkomst nach Grootfontein. Schon lange vorher hebt sich ein weithin gedehnter flacher Höhenrücken am Horizont ab. Er besteht, wie es scheint, nur aus jungem Kalk, und an seinem Fuß entspringt eine Reihe von Quellen. Über der stärksten liegt auf der Höhe die Station. Von dort aus hat man einen weiten Rundblick über die Ebene nach Osten und Nordosten mit dem großen Palmenwald, dessen Baum-Silhouetten sich in zwanzig Kilometern Entfernung wie feine schwarze Pinselstriche gegen den Himmel abzeichnen. Weit in der Ferne im Osten zeigt sich am Horizont eine langgestreckte bläuliche Höhenlinie. Das rechte erhöhte Ufer des großen Omuramba.

Grootfontein selbst liegt noch im Gebiet der South-West-African-Company, deren Grenze hier in einem spitzen Dreieck weit nach Osten vorspringt. Die meisten Farmen in der Umgegend gehören Buren. Als Ansiedelungsland ist das ganze Gebiet von Otavi an bis in die Nähe des großen Omuramba erstklassig. Der Graswuchs ist hier höher und derber, als im Hererolande, und das Herero-Vieh hält sich zunächst bei diesem Futter schlecht. Man muß die Rinder für die Zucht im Grootfonteiner Bezirk durch Zufuhr von Ovambo- oder Betschuana-Vieh, das an ähnliche Weideverhältnisse gewöhnt ist, kreuzen; dann wird es vortrefflich. Für Kleinvieh sind die großen Grasflächen mit weichem Grund nicht geeignet; dagegen findet sich viel gutes Ackerland. Gegen Westen, wo die Gegend bergig wird, liegt es vorzugsweise in den Niederungen, wo oft hunderte von Hektaren tiefgründiger, stark mit Asche vermengter Dammerde von bedeutender Stärke zusammengeschwemmt sind. Mehr gegen den Omuramba zu wird die Sandbeimischung stärker und der Boden lockerer, aber dadurch auch leichter mit dem Pflug zu bearbeiten. Wenn man genug Arbeitskräfte und Aussaat hat, kann man die Maisfelder hier sehr groß machen, aber eben die Arbeitskräfte sind meist recht knapp. Im Ganzen wird die Rechnung der Grootfonteiner Farmer stimmen, daß von drei Wirtschaftsjahren im Durchschnitt eines reichlichen

und gut verteilten Regen bringt und damit eine gute Maisernte, eins einen mäßigen und eins einen schlechten Ertrag, sei es wegen quantitativ ungenügenden, sei es wegen schlecht verteilten Regens. Überall liegt unter der zusammengeschwemmten und zusammengewehten Verwitterungskrume derselbe weißliche Kalkstein, der mehr nach der Tiefe zu bläulich und dann, wie es nach einigen Proben scheint, immer dunkler wird. Jede noch so flache Erhebung des Bodens tritt sofort in Gestalt einer klippigen Entblößung der Felsunterlage zu Tage. Diese Klippenfelder sind manchmal recht ausgedehnt und tragen ein feineres Gras, das mehr dem des Hererolandes ähnelt. An solchen Stellen kann auch Kleinvieh gut weiden.

Von dem langen Kalkrücken von Grootfontein aus folgt nach Osten erst eine überwiegend offene Fläche, dann eine Zone von dichtem Buschwald und dann das Palmengebiet. Dieses zieht sich mit seinen Vorposten stellenweise bis auf eine halbe Stunde an den großen Omuramba heran. Der Omuramba ist hier auf seinem rechten wie auf seinem linken Ufer von einem breiten Gürtel schwer durchdringlichen Dornbusches nach Art der Dornbuschfelder im Hererolande begleitet. Nach Südosten, nach der Gegend hin, wo sich der Große Omuramba und der von Ondengaura vereinigen, wird der Boden immer sandiger, bis er schließlich Dünencharakter annimmt. Das Palmengebiet ist arm an ursprünglichen Wasserstellen, doch haben Bohrungen kürzlich an mehreren Punkten auf geringe Tiefe guten Erfolg gehabt.

Besonders interessant und für die Besiedelung wichtig ist derjenige Abschnitt, der zwischen der Linie Grootfontein-Otjituo und der Verlängerung des Omuramba u Ovambo nach Osten liegt. Hier beginnt sogenannte Parklandschaft vorzuherrschen. Der Verwitterungsboden bildet eine tiefgründige Dammerde, von deren Fruchtbarkeit der reiche Baumwuchs zeugt. Offene Grasflächen wechseln mit kräftigen lichten Beständen edler Laubbäume, unter denen außer den Marula-Bäumen, deren Stamm bis zu einem Meter dick wird, und einzelnen Palmen, namentlich ein wilder Feigenbaum hervorragt. Einzelne Exemplare, wie z. B. bei der

Wasserstelle Aboib, am Wege von Tsintsabis nach Tsumeb, haben einen gewaltigen Umfang und eine so große Krone, daß mehrere Gespanne Ochsen darunter lagern können. Rivierbildung ist nicht vorhanden, bis man etwa 70 Kilometer von Grootfontein bei Tsintsabis an den Omuramba u Ovambo gelangt. Ich erwähnte schon bei der Besprechung der Etoscha-Depression die Streitfrage, ob dieser Omuramba seinen ursprünglichen Lauf nach Osten oder nach Westen richtet.

Im Westen der Onandowa-Pfanne, die durch den sogenannten Onsila-Kanal mit der großen Etoscha-Pfanne zusammenhängt, ist das Bett des Omuramba deutlich und tief in die Kalkfelsufer der Pfanne eingeschnitten und setzt sich in dieser Weise auch noch eine Strecke weit nach Westen fort. Dann wird es immer flacher und weniger ausgeprägt und besteht schließlich nur noch aus einem grundwasserhaltigen Schwemmlandstreifen von großer Breite und Mächtigkeit, mit üppigem dichtem Baumwuchs. Bei Tsintsabis sind die Uferhöhen noch zu erkennen; weiter nach Osten verlieren sie sich ganz. Ich vermute daher, daß diese östliche Gegend, in der bei der Farm Guntsas verschiedene Arme des Schwemmlandgebietes zu erkennen sind, das Ursprungsgebiet des Omuramba bildet und daß der ausgeprägte Taleinschnitt an der Onandowa-Pfanne die einstige Mündung darstellt. Abkommen tut der Omuramba u Ovambo nie mehr, so daß man den Fall des Geländes aus der Flußrichtung des Wassers nicht feststellen kann. Da aber die Senkung des Landes von allen übrigen Seiten nach der großen Pfanne zu feststeht und diese überhaupt in allen Stücken den Charakter einer zentralen, abflußlosen Depression trägt, so ist es nicht anzunehmen, daß sie früher an ihrem Westende einen Auslauf gehabt haben sollte, dessen unterer Teil alsdann vollständig verschwunden sein müßte, denn wie gesagt, läßt sich östlich von Guntsas kein Flußlauf mehr feststellen, während ein solcher je weiter nach Westen desto deutlicher erkennbar ist.

Bei Tsintsabis gabeln sich die Wege: nach Westen den Omuramba entlang zur Etoscha-Pfanne, nach Norden über Tschitschib

zum Okavango und nach Osten über Auuns, Guntsas, Aitsas und Neitsas zum Großen Omuramba. Auf der Strecke nach Osten soll es in dem ganzen Schwemmlandstreifen überall reichlich Grundwasser und sehr reichen Wald geben. Das Gelände südlich vom Omuramba soll teils kalkiges Klippenfeld, teils Dammerde-Bedeckung mit großen Beständen von Tamboti-Bäumen aufweisen, die ein brauchbares Bau- und Grubenholz liefern. Auf der Nordseite des Omuramba ist die Beschaffenheit des Geländes unbekannt. Östlich von Tsintsabis aber bis gegen den großen Omuramba hin breitet sich eine der schönsten und zukunftsreichsten Landschaften von Südwestafrika aus. Hier ist der Charakter des Landes bereits sehr ähnlich dem des Sambesigebiets in Süd-Rhodesien. Der Regenfall ist reichlich; große fruchtbare Ackerflächen liegen zum Pflügen bereit, und ein stellenweise geradezu üppiger Baumbestand wartet auf Verwertung. Der ganze Strich Farmen von Tsintsabis über Koantsas bis Neitsas, dem sich nördlich und südlich ein ähnlich geartetes Gelände weithin anschließt, wird wahrscheinlich durch die Möglichkeit der Anpflanzung verschiedener dem Klima angepaßter Kulturgewächse, wie z. B. Agaven und Rhizinus, bei genügender Kapitalzufuhr eine wirtschaftlich hervorragende Entwickelung nehmen. Für Baumwolle wird der Regenfall allerdings nicht ausreichen. Die Wasserstellen in diesem Gebiet sind teils Pützen im Omuramba u Ovambo, wie Tsintsabis, teils Kalkpfannen vom Typus des Sandfeldes, wie z. B. Tsebib, etwas südlich davon auf dem Wege nach Grootfontein.

Nördlich vom Omuramba u Ovambo bildet das Land den nordwestlichen Abschnitt des Großen Sandfeldes, der östlich durch den großen Omuramba, westlich durch das Otjimpolo-Feld begrenzt wird. Auch dies Land ist wasserlos, außer zur Regenzeit, wo zahlreiche Vleys existieren. Eigentümlich sind die vielen flachen, dicht mit hohem Wald bestandenen Sanddünen, die es erfüllen. Durch dieses Sandfeld sind zwei Wege bekannt: der eine führt von Neitsas nordostwärts nach Numkaub, einer Wasserstelle am großen Omuramba unterhalb von Karakovisa. Von da geht er

durch den Omuramba einige Stunden nordwärts bis zur Mündung (links) des Blockfontein-Omuramba. Dort verläßt er das große Flußtal und geht direkt nordwärts zum Fontein-Omuramba hinüber, den er bei Grootfontein erreicht. Dieses Grootfontein, das nur noch ca. 40 km vom Okavango entfernt liegt, ist ein See mit schlammigen Ufern, mitten zwischen den bewaldeten Dünen gelegen. Den Okavango erreicht dieser Weg etwa 80 km oberhalb der Mündung des großen Omuramba. Von Neitsas bis Numkaub ist er nur in der Regenzeit zu passieren und fast durchweg tief sandig. Der zweite Weg zum Okavango führt von Tsintsabis aus direkt nach Norden. In der Trockenzeit sind auf dieser Route bis zum Ombungo- oder Hyänen-Omuramba ca. 160 km Durststrecke zu überwinden, doch würde sich vielleicht bei Tschitschib oder an einer anderen benachbarten Stelle im Löwen-Omuramba, ca. 90 km jenseits Tsintsabis, bei gehörig tiefer Grabung ein ausdauernder Brunnen anlegen lassen. Der Löwen- und der Hyänen-Omuramba gehören zu einer Gruppe bisher nur wenig bekannter alter Flußläufe, die parallel von West nach Ost durch das Sandfeld nach dem Okavango zu laufen. Das Sandfeld selbst weist auch auf dieser Strecke flache Dünen mit starker und dichter Bewaldung auf. Vom Hyänen-Omuramba bis zum Okavango bei Okambombo ist dann nur noch eine Strecke von etwa 30 km zu überwinden.

Der Okavango bildet auf einer Strecke von über 350 km, von Omuganga bis Andara, die deutsch-portugiesische Grenze. Die dichteste Besiedelung weist das Flußtal in der Landschaft von Okambombo auf, wo der Weg von Tsintsabis und Tschitschib her es erreicht; danach in der Gegend der Mündung des großen Omuramba und bei Andara. Der Fluß ist nach allem, was bisher darüber bekannt geworden ist, von Okambombo bis Andara auch in der Trockenzeit für flachgehende Dampfer schiffbar und mehrere hundert Meter breit. Auf dieser ganzen Strecke weist das Tal meistens eine breite, flache, zur Regenzeit vorübergehend überschwemmte Sohle, die sehr fruchtbar ist und für den subtropischen Plantagenbau mit Vorteilen nutzbar gemacht wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den könnte, sobald eine Eisenbahnverbindung mit der Otavi-Bahn existiert. Nähere Angaben über diese Verhältnisse werden noch in dem Kapitel über den Eisenbahnbau in Südwestafrika zu machen sein.

Bei Andara, das noch über 1000 m hoch liegen soll, beginnt der sogenannte Caprivizipfel — jener eigentümliche über 400 km lange, im Durchschnitt kaum 50 km breite Verbindungsstreifen zwischen der Hauptmasse unserer Kolonie und dem Sambesi. Über dieses Gebiet läßt sich nicht viel sagen, weil es bisher noch von keiner Seite her erforscht ist. Namentlich das Stück zwischen dem Okavango und dem Kwando oder Tschobe, die westliche Hälfte des „Zipfels", ist völlig unbekannt. Es soll auch ganz wasserloses Sandfeld sein. Im östlichsten Teil zwischen Tschobe und Sambesi sind einige deutsche und englische Reisende gewesen und haben festgestellt, daß er reich an Wald und Wild ist, zum Teil auch gut bevölkert und anbaufähig. Die Einwohner sind Barotses und sollen reichlich Vieh besitzen. Auf der Insel Litlaka in den Tschobe-Sümpfen soll es angeblich diamantenhaltige Blaugrundstellen geben, und auch von Kohle- und Kupfervorkommen im Tschobe-Gebiet wird allerlei erzählt. An sich ist beides nicht unmöglich, denn in dem benachbarten Süd-Rhodesien werden Kohlenfelder abgebaut und in Nordwest-Rhodesien, das gleichfalls an den Caprivizipfel grenzt, gibt es sehr ausgedehnte und reiche Kupferlager. In geographischer Hinsicht ist das interessanteste Problem in jener Gegend die Verbindung, die zwischen dem Tschobe und Sambesi einerseits, dem Okavango und dem Tschobe andererseits besteht.

Die Ostspitze des deutschen Gebietes wird durch den Winkel zwischen Tschobe und Sambesi bei Kasungula gebildet. Die Tschobe-Insel Mpalera, auf der sich englische Ansiedler niedergelassen haben und die dicht an der Mündung des Tschobe in den Sambesi liegt, ist deutsch. Von hier bis zu den Viktoriafällen, wo die Rhodesia-Bahn den Sambesi überschreitet, soll die Entfernung, über die übrigens verschiedene Angaben gemacht werden, nur höchstens 50 km betragen. Der Sambesi bildet die deutsch-englische Grenze

auf einer Strecke von ca. 150 km seines Laufes, von den Katima-Molilo-Fällen bis Kasungula.

Wir kehren nun nach dieser Abschweifung in den äußersten Nordosten wieder nach dem Gebiet um Grootfontein zurück und wenden uns jetzt der Gegend westlich der Linie Grootfontein—Tsintsabis zu. Die beiden Hauptverbindungswege innerhalb desselben gehen in einer Entfernung von 20—30 km dem Omuramba u Ovambo parallel und enden bei Namutoni. Sie vereinigen sich bei der Wasserstelle Dinaib. Von Otjikoto zweigt sich ein weiterer Weg westlich über Guinas und Sissekab nach Naidaus an der Pad von Outjo nach Otavi ab. Der nördliche Weg von Grootfontein nach Namutoni führt jenseits der großen Kalkpfanne von Tsebib durch ein kleineres Palmengebiet und berührt dann die Farmen Guigab und Aboib mit schönem Wasser in großen Kalklöchern und mächtigen Feigenbäumen. Jenseits der Vereinigung mit dem südlichen, über Otjikoto kommenden Wege liegen die Wasserstellen Sandhub und Nagusib, mit den nördlichsten zur Zeit bewirtschafteten Farmen in der Kolonie (ausgenommen das ganz isoliert ins Kaokofeld vorgeschobene Warmbad bei Zesfontein). Kurz vor der Etoscha-Pfanne beginnt ein neuer Baumtypus aufzutreten: die Mopane oder der Copaiva-Balsambaum. Noch weiter gegen Norden bildet dieser schöne und reichbelaubte Baum große zusammenhängende Bestände. Ausgedehnte Mopane-Wälder finden sich auch zwischen der Farm Nagusib und dem Einbruchskessel von Hoais. Jene Strecke gehört, was Baumwuchs anbetrifft, überhaupt zu den reichsten, die ich in Südwestafrika kenne.

Jenseits der Farm Nagusib wird der Buschwald, der das Land weithin bedeckt, so dicht, daß man zu Pferde nicht mehr durchkommen kann und selbst Fußgänger nur mühsam in dem urwaldähnlichen Gewirr vordringen können. Der Fahrweg von Nagusib nach Namutoni führt fortgesetzt durch diesen Busch über entblößte Kalkklippen und Höcker und ist einer der schlechtesten im ganzen Lande.

Kurz bevor man die Pfanne erreicht, passiert man die starke

Wasserstelle Klein-Namutoni, ein rundes mit Schilf und Ried erfülltes Becken ohne Abfluß. Auch das bereits früher besprochene Wasser von Groß-Namutoni sieht ebenso aus, nur daß es auf der Höhe eines flachen Sinter-Hügels liegt, der durch die Kalkausscheidungen der Quelle, die früher einen offenen Abfluß gehabt haben muß, aufgebaut ist. Noch vor 20 Jahren soll das Quellbecken vollkommen frei von den Schilfmassen gewesen sein, die es heute so dicht erfüllen, daß man das Wasser kaum sieht. Die Station Namutoni liegt direkt vor dem Wasser und litt früher sehr unter der Moskitoplage, die aber nachgelassen haben soll, seit die beiden Abzugskanäle auf der Ostseite des Beckens angelegt worden sind. Man wollte ihre Sohle bis auf den Boden des Bassins auf dem Hügel vertiefen und auf diese Weise, ähnlich wie in Otavi, den Wasserspiegel soweit senken, daß aller Schlamm trocken gelegt werden und mit der ganzen Schilfmasse ausgeräumt werden konnte. Eine Strecke weit hinter der Station öffnet sich der Blick auf das Ostende der großen Pfanne, die auf dieser Seite noch ein besonderes Anhängsel in der „kleinen" oder Onandowa-Pfanne hat. Die Verbindung zwischen der großen und kleinen Pfanne wird durch eine in die Kalkfelsunterlage einige Meter tief eingeschnittene Rinne von ca. 100 Schritt Breite hergestellt, die ganz den Eindruck eines Flußbettes macht und augenscheinlich in früherer Zeit durch fließendes Wasser ausgehöhlt worden ist. Dieser Kanal, der stellenweise deutliche Kalkfelsufer zeigt, heißt Onsila und ist 7—8 km lang. Sowohl die Onandowa-Pfanne als auch das Ostende der großen Pfanne zeigen ringsum hohe Ufer, meist von mäßiger, bisweilen aber auch von ziemlich steiler Böschung. Den Boden der eigentlichen Pfanne bildet grauer, salzhaltiger Ton, ohne jeden Pflanzenwuchs. Auf der kleinen Pfanne erhärtet er in der Trockenzeit soweit, daß man hinüberreiten kann; auf der großen Pfanne bleibt er in einiger Entfernung vom Ufer dauernd so weich, daß man ihn nicht betreten kann. Zur Regenzeit ist die ganze Pfanne eine zusammenhängende Fläche von trübem, bittersalzigem Wasser. Der Südrand ist reich an Wasserstellen, die einen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doppelten Typus aufweisen: entweder sumpfige, schilferfüllte Becken von der Art, wie Groß-Namutoni, oder Kalkpfannen wie die im östlichen Sandfeld und im Grootfonteiner Gebiet. Am Ostende der kleinen Pfanne, wo der Omuramba u Ovambo mündet, liegt eine Reihe besonders starker Wasser, die zum Farmgebiet von Koantsab gehören. Diese Gegend verspricht durch ihren Wasserreichtum, durch den Brackgehalt des Bodens an der Pfanne, den das Vieh zur Abwechselung sehr liebt und durch das süße Weidefeld am Omuramba eine gute Entwicklung. Ebenso ist das Land weiter nach Osten am Omuramba von vorzüglicher Beschaffenheit. Auf Koantsab und in der Nachbarschaft findet sich auch ein umfangreicher Palmenbestand von der Art, wie in dem Palmengebiet östlich von Grootfontein.

Die Station Namutoni ist berühmt geworden durch den Ovambo-Sturm am 28. Januar 1904, an welchem Tage mehrere hundert Leute des Häuptlings Nechale von Ost-Ondango mit 300 Gewehren die Station angriffen und in einem fünfstündigen Gefecht gegen die nur sieben Mann starke Besatzung, die sich auf einen Turm zurückgezogen hatte, 108 Tote verloren. Am Nachmittag zogen die Ovambos sich zurück, und die Besatzung, die ihren kleinen Patronenvorrat fast ganz verschossen hatte, räumte die Station unter Mitnahme eines Kranken, der 50 km weit bis zur Farm Sandhub getragen werden mußte. Der Posten Namutoni beherrscht die beiden Wege nach Nordwesten ins Amboland über Otjohama und nach Westen, am Südrande der Pfanne entlang, nach Okaukwejo. Gegenüber dem Wege über Ontjo und Okaukwejo ist dieser östlichere Zugang zu den Ovambostämmen über Namutoni weniger benutzt und weniger wichtig. Beide leiden für den Verkehr an demselben Übelstande, daß die Wasserverhältnisse sehr knapp sind.

Der südliche Weg von Grootfontein nach Namutoni führt, wie gesagt, über Gaub. Hier befindet sich eine Station der Rheinischen Missionsgesellschaft mit größerer Ackerwirtschaft, die durch einen besonderen Missionsökonomen betrieben wird. Das Tal von Gaub ist landschaftlich schön und sehr wasserreich. Hier treten zwischen

dem Otavi-Kalk hellrötliche und hellgraue, klingend harte Sandsteine, Quarzite, und stellenweise im unmittelbaren Anschluß daran starke Konglomeratbildungen auf. An einem Fußweg, der nach dem Otjikoto-See hinüber führt, sieht man, etwa eine Stunde von Gaub entfernt, eine Menge künstlich in den Stein gehauener Tierspuren: von Kudus, Gemsböcken, Giraffen, Elefanten, Pavianen usw. Auch einige Menschenspuren sind darunter. Von anderen Einmeißelungen habe ich nur das etwa 15 cm lange Bild eines Nilpferdes gefunden. Die Tierspuren sind alle in natürlicher Größe ausgeführt, ziemlich flach, aber mit einer erstaunlichen Naturtreue gearbeitet. Das Gestein ist hellgrauer Sandstein, der im Innern ziemlich weich ist, an der Oberfläche aber eine außerordentlich harte schwarzgraue Rinde aufweist. In diese sind die Spuren hineingearbeitet. Einige, über die gerade der erwähnte Fußpfad hinwegführt, sind bereits fast ganz abgeschliffen, und bei der Geringfügigkeit des Verkehrs, der sich auf die wenigen Buschmanns- und Klippkaffer-Horden der Gegend beschränkte, muß es eine sehr lange Zeit gedauert haben, bis diese nackten Füße die harte Gesteinsoberfläche auf dem betretenen Pfade soweit wegschliffen. Eine zweite Stelle, an der sich zahlreiche ähnliche Arbeiten befinden, liegt eine Viertelstunde von der ersten entfernt in einer Felsschlucht. Dort sind die Spuren auf den heruntergestürzten Blöcken zerstreut angebracht, und zwar manche in der Weise, als ob das Tier beim Klettern ausgerutscht ist. Namentlich an dieser zweiten Stelle ist das Gestein so hart, daß man sich die Ausführung der Arbeit ohne ein eisernes Werkzeug schwer denken kann. Die Buschleute und Bergdamaras aber, die jetzt dort leben, besaßen vor der Ankunft der Weißen im Lande kein Eisen. In der Nähe von Gaub soll es auch eine Höhle geben, in der „Bilder" von ähnlicher Art und Ausführung wie jene Fußspuren angebracht sind. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, den Platz zu ermitteln.

Der Fußpfad nach Otjikoto führt dann weiter von Gaub auf den sogenannten Buschmannspaß am Fuß des Bubos-Berges zu, wo auch die Otavi-Bahn die Bergkette zwischen Gaub und Tsumeb

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überschreitet. Diese Pforte zwischen den Bergen war durch eine alte Befestigung, einen rohen Wall von zusammengetragenen Steinen, gesperrt. Eine ähnliche Anlage findet sich zwischen Otavi und Chorab, gleichfalls an einem kleinen Paßübergang an der Bahn. Diese beiden Stellen sind die einzigen, an denen in Südwestafrika meines Wissens vorgeschichtliche Anlagen der Eingeborenen existieren, die darauf schließen lassen, daß früher einmal auch in diesem Nordgebiet Stämme von einer Organisation gelebt haben, daß sie imstande waren, solche Arbeiten auszuführen. Die jetzigen, familien- und hordenweise ohne Stammeszusammengehörigkeit dort lebenden Buschleute und Klippkaffern kommen für dergleichen nicht in Frage. Jedenfalls wäre es erwünscht, wenn all diesen vorgeschichtlichen Spuren im Gebiet von Gaub noch einmal systematisch nachgegangen würde.

Jenseits des Buschmannspasses betritt man eine wunderbare, geradezu ideale Parklandschaft, die sich einige Stunden weit bis an den Otjikoto-See hinzieht. Das Gelände bleibt etwas gebirgig, und die grünbewaldeten Höhen, der Reichtum an mächtigen Marula- und Omumborombonga-Bäumen mit weit ausladenden Kronen auf den fruchtbaren Talböden, das üppige Gras und das grün belaubte Unterholz, lassen es hier fast vergessen, daß man sich inmitten des südafrikanischen Steppenlandes befindet. Nur die Wasserlosigkeit erinnert daran, denn auch in diesem schönen Naturpark rauscht nirgends ein Bach, sprudelt nirgends eine Quelle. Mit Ausnahme eines kleinen Kolkes unmittelbar vor dem Aufstieg zum Buschmanns-Paß, wo sich etwas Regenwasser auch noch eine Weile nach der nassen Jahreszeit hält, ist dieser ganze Weg von Gaub bis zum Otjikoto-See ohne Wasser.

Das Amboland.

Wir kehren nun von neuem zur Etoscha-Pfanne zurück, um uns darnach noch kurz mit den im Norden davon gelegenen Ambo-Landschaften zu beschäftigen. Die Etoscha-Pfanne ist an ihrem Südrande, von Okaukwejo bis zur Mündung des Omuramba u Ovambo

in die Onandowa-Pfanne, etwa 130 km lang. Die größte Breite liegt am Westufer, zwischen Okaukwejo und der Mündung des Ekuma-Omuramba, wo sie etwa 80 km beträgt. Die Grundform der Pfanne ist ein nach Osten sich zuspitzendes Dreieck. Das Ostende ist reich gegliedert, hat viele Buchten und auch einige hohe Inseln, die mit ihrem dunklen Vegetationsbestand ziemlich hoch über die graue Schlickfläche aufragen. Wenn man von Namutoni westwärts bis an den Rand der Pfanne reitet, so hat man von dem hohen Ufer aus den Eindruck, als ob das Becken der Pfanne ein großer Einbruch ist. Die Höhe vom Boden der Pfanne bis auf die obere Kante des Randes, der hier ihre eigentliche Uferlinie ausmacht, wechselt etwa zwischen 15 bis 25 Metern. Auf der Höhe steht Busch und Wald; unten dehnt sich zunächst noch ein fester mit Gras bewachsener Streifen aus, auf dem allerlei von oben herabgekommene Geröllstücke liegen; dann beginnt allmählich der graue vegetationslose Salzton, der je weiter nach der Mitte zu, desto weicher wird und schließlich eine unergründliche Masse zähen und übelriechenden Schlicks bildet, der mit allen möglichen Salzausscheidungen übersättigt ist. Der Steilrand der Pfanne setzt sich aber auf dem Südufer nicht sehr weit über Namutoni hinaus nach Westen fort, vielmehr geht er in eine allmähliche, langsame Erhebung des ganzen Geländes nach Süden zu über. Zwischen Namutoni und Okaukwejo ist daher das Pfannenufer selbst niedrig, und erst in einiger Entfernung steigt der Boden in Gestalt flacher Böschungen und Bänke an, die aus einer Ablagerung von jungem Kalktuff bestehen sollen. Die Südwestecke und das ganze Westufer zeigen dann wieder einen ausgesprochenen Steilrand von wechselnder, im Durchschnitt zwischen 10 und 30 m betragender Höhe. In der Nordwestecke liegen eine Anzahl Inseln, davon eine umfangreiche hohe Felsinsel, auf der sich nach Angabe der Eingeborenen eine Süßwasserquelle finden soll. Gegenüber der Insel am Ufer der Pfanne soll im Kalkfels eine Höhle sein. Die Ovambos behaupten, daß der Ekuma-Omuramba, der vom Kunene her kommt, in diese Höhle münde und von dort aus unterirdisch zum Otjikoto-

See laufe! So kindlich diese Vorstellung an sich auch ist, so scheint sie doch dafür zu sprechen, daß die Eingeborenen etwas von dem unterirdischen System der Spalten und Hohlräume in dem Karstgebiet des Nordens wissen. Leider ist, soviel bekannt, noch kein Weißer an diese interessante Stelle an der Mündung des Ekuma in die Pfanne gelangt. Auch das ganze Nordufer der Pfanne ist noch nicht besucht worden. Es soll flach sein, aber diese Angabe bedarf jedenfalls noch näherer Prüfung. Ebenso wäre es wichtig, zu wissen, ob das Gestein jener Felsinseln und der Höhle an der Ekuma-Mündung noch derselbe Otavi-Kalk ist, wie er im Süden der Pfanne herrscht. Rund um die ganze Pfanne wird der Boden in größerer oder geringerer Entfernung stark brackig. Schon auf der Farm Nagusib, einige zwanzig Kilometer vor Namutoni, ist der Brackgehalt der Erdkrume an vielen Stellen so stark, daß Mais und Gartenpflanzen nicht gedeihen wollen. Von den Wasserstellen sind diejenigen am Ostende der Pfanne meistens süß, die am Süd- und Westrande meistens brackig, öfters sogar stark salzig. Im Osten und Nordosten liegen eine große Menge Salzpfannen, von denen einige mit einer dicken Schicht brauchbaren Salzes bedeckt sind. Von der Salzpfanne bei Otjivalunda holen die Ansiedler im Norden, namentlich die Buren, ganze Wagenfrachten voll Salz, das ohne weitere Reinigung nicht nur für das Vieh, sondern auch für den menschlichen Bedarf brauchbar ist.

Die Etoscha-Pfanne ist jedenfalls als das Überbleibsel eines großen Binnensees aufzufassen, der früher durch die Gewässer der Regenzeit und durch den Zufluß aus dem Kunene und dem Omuramba u Ovambo wahrscheinlich dauernd gefüllt gehalten wurde, aber abflußlos war. Hierdurch mußte naturgemäß Versalzung eintreten. Möglicherweise hat sich der Wasserspiegel früher auch noch erheblich weiter ausgedehnt, als das jetzige Bassin der Pfanne tut. Im Ganzen sind die Verhältnisse dieses eigentümlichen Gebiets noch sehr wenig exakt beobachtet und beschrieben, und eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung der ganzen Pfanne und

ihrer Umgebung würde wahrscheinlich in mehr als einer Beziehung interessante Ergebnisse haben.

Der Weg am Westende der Pfanne von Okaukwejo nach Norden ist die große Straße ins Amboland. Nördlich von Okaukwejo beginnt ein vollkommen ebener Strich, in dem auch die Busch- und Baumvegetation sehr spärlich wird. Hauptmann Franke berichtet, daß man schon eine Reitstunde nördlich von Okaukwejo keinen Stein mehr findet und daß bis zum Kunene hinauf im ganzen Lande kein Steinchen von der Größe einer Erbse auf der Oberfläche des grauweißen Sandbodens liegt. Schinz erzählt gleichfalls von einem kleinen Quarzitblock in der Landschaft Ondonga, der als einziger Stein weit und breit religiöse Bedeutung bei den Eingeborenen hatte. Weiter nach Norden ist das Amboland bewaldet; es weist zahlreiche schöne Laubhölzer und namentlich große Bestände von Hyphaene-Palmen auf. Im Süden, in der Nähe der Pfanne, herrscht die Grassteppe mit hohem, aber saurem Grase vor. Zunächst kommt von Okaukwejo an eine sehr lange Durststrecke bis Ekuma, wo der Weg das vom Kunene kommende breite, in der Regenzeit durch die vollständige Aufweichung des Bodens fast unpassierbare Rivier überschreitet. Die Entfernung von Okaukwejo bis Ekuma beträgt ca. 80 km. Die dazwischen gelegenen kleinen Wasserstellen führen nur Salzwasser. Auch jenseits Ekuma sind die Wasserverhältnisse schwierig, denn das nächste sichere Wasser findet sich erst in dem ca. 50 km weiter nördlich beginnenden Kulturgebiet von Olukonda, einem der Hauptplätze von West-Ondonga, das unter dem Häuptling Kambonde steht. Ost-Ondonga gehört dem Bruder Kambondes, Nechale, der den Überfall auf Namutoni veranlaßte.

Vom Ambolande sagt man, daß man vier Monate darin ertrinkt, vier Monate lang verdurstet und nur vier Monate gute Zeit hat. Die zahllosen alten Flußverzweigungen, die den ganzen mittleren Teil des Landes zwischen der Etoscha-Pfanne und dem Kunene erfüllen, stehen in der Regenzeit voll Wasser. In diesem Zustande hindern sie aber den Verkehr noch nicht einmal so sehr,

wie später, wenn das Wasser in den Boden eingedrungen ist und diesen derart durchweicht hat, daß ein Passieren des Riviers unmöglich ist. Das Land sieht nach Eintritt der Regenzeit in dieser Flußregion aus, wie eine Ansammlung von Inseln mitten zwischen den Wasserläufen. Solange das Wasser steht, kann man ohne große Schwierigkeit durchkommen; nachher entsteht ein Durchschlag, der für Frachtwagen die Passage ausschließt. Für den Reisenden, der von Süden her kommt, erscheint der Beginn des bewohnten Landes nach dem tagelangen Marsch über die endlose Grassteppe nördlich und südlich vom Ekuma als eine lange, dunkle Waldlinie, die den Horizont im Norden begrenzt. Je näher man kommt, desto mehr löst sie sich in ihre einzelnen Bestandteile, Palmen, Mopanes und andere Laubbäume, auf, und fast gleichzeitig mit dem Betreten des Waldgebietes gewahrt man auch schon zwischen den Bäumen die Palisadenwände der ersten Werften der Landschaft Ondonga. Die Ovambos haben in der Befestigung ihrer Wohnplätze durch dieses Palisadensystem eine große Geschicklichkeit, und die Häuptlingswerften bilden ein wahres Labyrinth mit einander in Verbindung stehender Irrgänge, Höfe und Hütten. Im Ganzen kann man sich den bewohnten Teil des Ambolandes als eine Aufeinanderfolge von Lichtungen in einem großen Waldgebiet vorstellen. In den am dichtesten bevölkerten Teilen, wie z. B. in Ondonga, ist das Bild zum Teil umgekehrt, d. h. der Waldbestand steht wie eine Gruppe zerstreuter großer Inseln auf dem Rodungsgebiet. Ursprünglich ist auch das jetzt und früher angebaute Land Wald gewesen. Zur Bodenbestellung wird der Wald niedergehauen und verbrannt, und dann werden die Feldfrüchte, hauptsächlich sogenanntes Ovambokorn (eine Art Riesenhirse) und Bohnen, darauf angebaut. Wenn nach einer Reihe von Jahren die Ertragsfähigkeit des Bodens an der einen Stelle erschöpft ist, so wird ein weiteres Stück Wald umgeschlagen und urbar gemacht. Auf diese Weise ist in Ondonga allmählich ein gelichtetes Gebiet von über 50 km Ausdehnung von Ost nach West und ca. 25 km von Norden nach Süden ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ovambos.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ovambos.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen. Im Westen, Norden und Osten umschließt es der große Wald wie eine Mauer; nach Süden geht es in eine offene Fläche über, die wahrscheinlich von jeher Grassteppe war. Wenn man sich von dieser Seite her Ondonga nähert, so erscheinen die Palmenhaine und die Laubwaldgruppen, die auf der mächtigen Rodung zerstreut stehen, aus der Ferne gleichfalls wie ein zusammenhängender Waldhorizont, bis sie sich beim Näherkommen in einer Reihenfolge von größeren und kleineren Waldinseln auflösen.

Die Hauptwerften von Ondonga sind Olukonda und Okaloko im Westen, Omulonga und Onajena im Osten. Es gibt im Lande eine ganze Reihe von Stationen der finnischen Mission, die dort seit über 30 Jahren arbeitet und durch ihr ruhiges und systematisches Erziehungsprinzip zum Teil sehr beachtliche Erfolge unter den Eingeborenen erzielt hat. Außer den vier genannten Hauptwerften gibt es in Ondonga noch eine große Menge andere, und die ganze Bevölkerung der Landschaft mag gegen 30000 Seelen betragen. Andere Berichte schätzen die Zahl allerdings bedeutend höher und geben die Zahl der Waffenfähigen allein auf mehr als 20000 an. Die Missionare, die besten Kenner des Landes, halten das aber für viel zu hoch gegriffen. Der Grund für die im Vergleich zum Hererolande starke Bevölkerungsdichte liegt darin, daß die Hauptnahrung des Volkes nicht von der Viehzucht kommt, die immer für eine geringe Menschenzahl große Weideflächen verlangt, sondern vom Ackerbau. Der Boden wird nicht mit dem Pflug, sondern mit der Hacke bearbeitet. Unter der Schicht grauweißen Sandes, der die Oberfläche des Landes bedeckt, kommt eine weitere, allerdings nicht sehr mächtige Schicht von gutem Humusboden, auf der die Erträge der Felder beruhen. Unter dem Humus folgen wiederum sandige Massen von kolossaler Mächtigkeit. Bisher soll man noch nirgends im Ambolande, auch in den tiefsten Brunnen nicht, durch diese Sandablagerung hindurchgedrungen sein.

Die Grundwasserverhältnisse sind sehr eigentümlich. In ganz

Ondonga, das am genauesten bekannt ist, stehen im Boden zwei Wasserschichten von verschiedener Beschaffenheit übereinander: eine obere süße und eine untere brackige. Die erstere wird als das während der nassen Jahreszeit eingedrungene Regenwasser angesehen, die zweite als das eigentliche Grundwasser, das also abflußlos sein muß, da sonst eine Aussüßung sicher stattfände oder der Salzgehalt überhaupt nicht zustande käme. Während der Monate nach der Regenzeit trifft man durchweg bei einigen Metern Grabung auf die obere Süßwasserschicht und kann innerhalb derselben überall Brunnen machen, die von den Ovambos meist in Form flacher, länglicher Gruben angelegt werden. Der Wasserzulauf in der oberen Schicht ist aber immer ziemlich gering, und er wird um so spärlicher, je weiter die trockene Jahreszeit vorschreitet. Die Hauptregenzeit dauert von Januar bis März; im April und Mai trocknet das Wasser in den Rivieren und Vleys auf, und diese Jahreszeit ist sehr ungesund. April und Mai sind die schlimmsten Fiebermonate. Für militärische Operationen bietet das Amboland daher in mehr als einer Beziehung große Schwierigkeiten dar. Vor allen Dingen müßten sich etwaige Unternehmungen auf die Monate zwischen dem Auftrocknen der Überschwemmung und dem Wiederbeginn des Regens beschränken. Die zweite Hälfte dieser Zeit vom August bis zum November ist aber zugleich die Periode der größten Trockenheit, wo das Süßwasser im Erdboden zum größten Teil verschwunden ist und fast nirgends im Lande ein Brunnen existiert, aus denen größere Abteilungen mit ihren Gespannen sich auf einmal versorgen könnten. Schon der Einmarsch würde wegen der großen Durststrecken, von Okaukwejo wie von Namutoni aus, für die Truppen auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Gelänge es nicht, während der wenigen zur Verfügung stehenden Monate die Expedition zu beendigen, so bliebe nichts anderes übrig, als vor dem Eintritt der Regenzeit wieder nach dem Hererolande zurückzukehren, da sonst schwere Verluste durch Fieber und wahrscheinlich auch Ruhr entstehen würden. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß Pferde im ganzen Ambo-

lande nur in den kalten und trockenen Monaten existieren können; während des größten Teils des Jahres werden sie bis auf einen ganz geringen Prozentsatz, der von Natur oder durch früheres Überstehen der Krankheit „gesalzen" ist, durch die Sterbe weggerafft. Auf der anderen Seite kommt allerdings in Betracht, daß die Ovambos nicht, wie die Hereros, mit ihren Viehherden ins Unbestimmte hinein zurückweichen können, sondern für ihre Existenz an das Ackerland gebunden sind. Die Besetzung der angebauten Teile des Landes würde daher die Eingeborenen früher oder später zur Unterwerfung bringen. Wenn aber auch die kultivierten Flächen gegenüber den mit Wald, Busch und Steppengras bestandenen Teilen des ganzen Landes einen viel kleineren Raum einnehmen, so sind sie doch als Ganzes ziemlich ausgedehnt. Außer dem Ondonga-Gebiet kommen noch in Frage das nicht viel kleinere Gebiet des Uukuambi-Stammes, nordwestlich von Ondonga, und noch weiter nach Westen die beiden Stämme der Ongandjera- und Uukualutsi, die zusammengenommen etwas kleiner sind, als die Uukuambis allein. Bei weitem die stärksten Ovambo-Stämme sind die Uukuanjamas und Ombandjas, von denen jeder einzelne beinahe soviel waffenfähige Männer zählt, wie die vier vorher genannten zusammen. Die Ombandjas wohnen ganz, die Uukuanjamas etwa zu drei Vierteln auf portugiesischem Gebiet. Die Zahl der Waffenfähigen unter den Ovambos auf deutschem Gebiet wird auf 20000 bis höchstens 25000 Mann geschätzt; bei den Stämmen auf portugiesischem Gebiet wird sie eher höher als niedriger sein. Einige hundert Hinterladegewehre besitzt jeder der kräftigeren Stämme sicher. Nechale allein, der nur Ost-Ondonja beherrscht, konnte für den Überfall auf Namutoni an 300 Mann mit Henry Martinis bewaffnen. Bei dem Feldzug ins Amboland würden die angegriffenen Stämme das erstemal vielleicht noch einen Widerstand in ihren durch Palliſaden geschützten Werften versuchen, bei dem es möglicherweise zu einem gar nicht leichten Kampf mit der blanken Waffe, Mann gegen Mann, kommen könnte; dann aber würden sie vermutlich unter Mitnahme alles vorhandenen Viehes und aller

sonstigen transportablen Lebensmittel in den Wald oder zu einem benachbarten Stamm fliehen. Weder auf die eine, noch auf die andere Weise können sie allerdings auf die Dauer existieren, aber wer die Reibungen eines afrikanischen Feldzuges kennt und dazu bedenkt, daß nicht nur die Ambo-Stämme im ganzen, sondern speziell ihr stärkster Bestandteil, die Uukuanjamas, zu beiden Seiten der portugiesischen Grenze wohnen, der wird billig an der Wahrscheinlichkeit zweifeln, die Expedition innerhalb einer Trockenperiode zum erfolgreichen Abschluß zu bringen. Wenn das aber nicht geschieht, dann kann im nächsten Jahre das ganze Spiel ungefähr mit denselben Chancen für beide Teile von neuem beginnen.

Im übrigen kommt es für die Entscheidung über die Notwendigkeit einer militärischen Unterwerfung und Besetzung des Ambolandes vor allen Dingen doch darauf an, ob die dort vorhandenen wirtschaftlichen und sonstigen Werte zu ihrer vollen Aufschließung und Ausnutzung eines solchen Vorgehens bedürfen. Das aber muß einstweilen in Abrede gestellt werden. Das Amboland kommt als Ansiedlungsgebiet für weiße Einwanderer überhaupt nicht in Betracht. Die Notwendigkeit, hier eines Tages unter den bisherigen eingeborenen Besitzern Platz für den weißen Mann zu schaffen, wie vordem im Hererolande, fällt hier also weg. Sein Nutzungswert ist für uns nur gleichbedeutend mit dem Nutzungswert, den die Arbeit seiner Bewohner für unser eigentliches Wirtschaftsgebiet hat. Die Ovambos sind ausgesprochene Sachsengänger und verlassen ihre Heimat alljährlich truppweise, um bei den Farmern und Gesellschaften im deutschen Siedlungsgebiet oder auch bei öffentlichen Arbeiten, wie z. B. beim Eisenbahnbau und bei der Swakopmunder Mole, Verdienst zu suchen. Einen Teil dieses Erwerbs müssen sie zu Hause an ihren Häuptling abliefern, dem eine despotische Gewalt sowohl über Leben und Eigentum seiner Untertanen zusteht; einen Teil behalten sie aber und verwenden ihn zum Ankauf von Weibern, Waffen und andern Gegenständen ihres Bedarfs. Bisweilen schickt aber auch ein Häuptling irgend einem weißen Unternehmer gegen Bezahlung einen ganzen Trupp Arbeiter, oder er schickt Leute aus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ganz und gar für ihn, als ihren Herrn, arbeiten sollen. Der Ovambo ist kein besonders geschickter und anstelliger, aber ein ausdauernder und kräftiger Arbeiter. Mit den Hereros hat er das Verständnis für Erdarbeiten gemein, denn im Amboland wie im Hereroland müssen für das Vieh große und oft schwierige Brunnen- und Tränkanlagen ausgeführt werden. Dadurch aber, daß er überhaupt im wesentlichen ein Ackerbauer ist und als solcher an dauernde schwere Arbeit gewöhnt, ist er dem Herero, der nur die Sorge für sein Vieh kennt, an allgemeiner Arbeitstüchtigkeit oft überlegen. Namentlich jetzt, wo durch den Aufstand grade die Zahl der arbeitsfähigen Männer unter den übrigen Eingeborenen unserer Kolonie so sehr verringert ist, kommt viel darauf an, daß wir uns den Zufluß aus dem seiner Abgabefähigkeit nach ohnehin garnicht so sehr leistungsfähigen Reservoir des Ambolandes nicht stören. Dies würde sicher geschehen durch kriegerische oder sonst beunruhigende Operationen gegen die Ovambostämme. Es ist natürlich für uns peinlich, auf die energische Bestrafung des Häuptlings Nechale für seinen Überfall auf Namutoni im Januar 1904 zu verzichten, aber eine Expedition gegen Nechale würde sehr wahrscheinlich die ganze Ovambofrage in Bewegung bringen, und es ist nichts weniger als sicher, daß ein solches Unternehmen erstens sich auf die einfache Bestrafung Nechales würde beschränken lassen und zweitens, daß es auch nur diesen nächsten Zweck in befriedigender Weise erreicht. Außerdem ist Nechale ein kranker Mann, der schwerlich mehr lange leben wird. Einstweilen tun wir am besten, wenn wir die ganze Ovambofrage ruhig liegen lassen und uns auf Maßnahmen beschränken, die den Zufluß von Arbeitern aus dem Amboland sichern und die Beunruhigung der dortigen Eingeborenen durch Händler und andere ungeeignete weiße Elemente verhindern. Diesem Zweck entspricht auch die gegenwärtige Politik des Windhuker Gouvernements. Für die Zukunft wird es wahrscheinlich das beste sein, an einem geeigneten Platz im Amboland, etwa in Ondonga, einen Residenten mit einer farbigen Truppenabteilung, wie bei den Sultanen im Hinterland von Kamerun, einzusetzen, dessen Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

gabe nicht Verwaltungsmaßnahmen irgendwelcher Art sein würden, sondern nur die allgemeine Überwachung der Verhältnisse bei den Ambostämmen auf friedlichem Wege und die Aufrechterhaltung eines positiven deutschen Einflusses bei den Häuptlingen. Die dauernde Verwendung einer weißen Truppe im Ambolande ist aus den bereits charakterisierten klimatischen Gründen ausgeschlossen.

Ein besonderes Eingehen erfordert noch in Kürze die Frage nach der wirtschaftlichen Verwertbarkeit des Ambolandes. Hierüber bestehen im allgemeinen recht unklare und durchschnittlich stark übertriebene Vorstellungen. Das deutsche Ovambogebiet umfaßt ungefähr 20 000 qkm. Irrtümlicherweise wird nicht selten auch noch alles Land nordöstlich von der Etoschapfanne, zwischen dem eigentlichen Wohngebiet der Ovambos und dem Wege von Tsintsabis nach dem Okawango, als zum Amboland gehörig angesehen; ja man begegnet gelegentlich Zeitungsnotizen, die sogar von den Stämmen am Okavango bei Andara schlechtweg als von Ovambos sprechen. Das ist ein Irrtum. Das Land östlich des 16½. Längengrades ist mit Ausnahme einiger von Buschleuten besetzter Wasserstellen am Wege von Namutoni über Otsohama nach Ondonga garnicht mehr von Ovambos besiedelt und mit Ausnahme vereinzelter Buschmannshorden überhaupt unbevölkert. Es gehört seinem physikalischen Charakter nach in seinem südlichen und östlichen Teil zu dem großen Sandfeld des Hererolandes. Der nördliche Teil ist etwas anders geartet, hat zahlreiche Vleybildungen und stellenweise reichlichen Palmenbestand und wird das Otjimpolofeld genannt. Erforscht sind diese Landstriche nur erst sehr mangelhaft; seit den Tagen des Schweden Anderssson, der im Jahre 1859 ausgedehnte Kreuz- und Querzüge zwischen der Etoschapfanne und dem Okavango unternahm, ist meines Wissens außer gelegentlich durchtreckenden Händlern und Buren nur der frühere Forstreferent beim Gouvernement von Windhuk, Dr. Gerber, mit seinem Begleiter Gaß im Jahre 1903 im Otjimpolofeld gewesen. Sind so schon die räumlichen Grenzen des bevölkerten Ambolandes um ein vielfaches geringer, als das Hererogebiet, so ist auch die andere

Vorstellung irrig, daß es sich um einen Landstrich von besonderer Fruchtbarkeit und von bestimmt gesicherten Regenverhältnissen handle. Der Acker wird von den Ovambos gedüngt, indem sie den Mist aus den Viehkrälen auf dem Felde vor der Bestellung ausbreiten. Ohne diese Düngung ist der Ernteertrag gering. Das beweist schon, daß es nicht möglich ist, hier gut tragende Ackerfelder von beliebiger Ausdehnung einfach in den Waldbestand hineinzuroden. Ist das Feld hergestellt, so muß vor allen Dingen der Regen abgewartet werden. Dieser setzt sehr unregelmäßig ein, manchmal früher, manchmal später, als erwartet wird, und wenn die ersten reichlichen Regengüsse niedergegangen und die Saaten in den Boden gebracht sind, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß nun die Ernte gesichert ist. Nicht selten folgt auf den ersten Regen wieder eine so lange Dürre, daß die aufgekeimten jungen Pflanzen absterben. Dann muß von neuem gesät werden, wenn der Regen wieder einsetzt. Auf diese Weise kann man zwar die besonderen, dem eigentümlichen Klima angepaßten Nahrungspflanzen der Ovambos bauen, Bohnen und Kafferkorn (Sorghum), aber keine Kulturpflanzen, wie Baumwolle, ja nicht einmal Erdnüsse, deren Nordgrenze ein erhebliches Stück jenseits des Ambolandes verläuft. Die Ovambos kennen teilweise den Mais, bauen ihn aber auch nicht an, weil er empfindlicher ist, als ihre Hirse. Für die Hirse wie für die Ovambobohnen genügt es, wenn sie bei der Aussaat in ein gehörig durchfeuchtetes Feld kommen und dann noch einige Male in nicht zu langen Zwischenräumen Regen erhalten. Abgesehen von diesen Schwierigkeiten wäre eine Eröffnung des Ambolandes für irgendwelche pflanzlichen Exportkulturen nur möglich, wenn eine Eisenbahn mindestens bis Ondonga geführt und die Arbeiterfrage in befriedigendem Sinne gelöst würde. Einstweilen sind die bei den Ovambos vorhandenen Arbeitskräfte ihrer Zahl nach zu beschränkt, um noch besondere Kulturen von nennenswertem Umfang zu leisten. Was nicht auf Saisonarbeit nach Süden zu den Weißen geht, das ist zu Hause nötig zur Feldbestellung und zur Viehwartung. Wollte man weitere Arbeitskräfte im Lande selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, so wäre das einzige Mittel dazu, die Sachsengängerei zu unterbinden, was eine Maßregel von sehr zweischneidiger Bedeutung wäre. Außerdem müßte allen derartigen Versuchen die unbedingte militärische Pazifikation des gesamten deutschen Ambolandes vorangehen. Es wird mehr als zweifelhaft sein, ob die hierfür erforderlichen Kosten, selbst im Falle des Gelingens der erstrebten Kulturen, sich in absehbarer Zeit verlohnen würden. Gerade dies Gelingen aber, dessen Sicherheit allein etwa den kriegerischen Aufwand rechtfertigen könnte, wird durch die klimatischen wie durch die allgemein wirtschaftlichen Voraussetzungen von vornherein gleichmäßig unwahrscheinlich gemacht. Die Baumwolle und die andern Dinge, die man fälschlich im Ambolande kultivieren und von dort zur Ausfuhr bringen zu können meint, wachsen viel sicherer und lohnender in anderen deutschen Kolonien, und die Versuche, die z. B. in Togo und Ostafrika hiermit gemacht worden sind, lassen die Hoffnung als berechtigt erscheinen, daß die dort heranwachsende Produktion einmal eine Rolle auf dem Weltmarkt spielen wird. Für das Amboland bedeuten alle solche Pläne von vornherein verlorene Mühe und verlorenes Geld. Das politische und wirtschaftliche Ziel, das wir uns in der Beherrschung und Ausnutzung der Ovambos zu stellen haben, ist und bleibt im wesentlichen nur die regelmäßige und gesicherte Bereitstellung einer Anzahl von Arbeitskräften für den Bedarf unserer südwestafrikanischen Kolonie. In dieser Richtung haben sich alle unsere praktischen Maßnahmen in der Ovambofrage bis auf weiteres zu bewegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viertes Kapitel.

Windhuk und das Bastardland.

Wir haben bereits bei der Besprechung des südlichen Hererolandes das Gebiet auf der Nordseite des Auasgebirges, auf das die breite und tiefe Talsenkung zwischen dem Khomashochland und dem Otjihaveragebirge unmittelbar hinführt, im Vorbeigehen kurz berührt. Bevor wir uns der Beschreibung des Namalandes und des Überganggebiets südlich vom Auasgebirge zuwenden, sei aber jenem kleinen, durch seine Lage besonders bedeutsamen Strich diesseits der Scheidemauer der Auasberge mit der Landeshauptstadt Windhuk noch besonders eine kurze Beschreibung gewidmet. Das Gebiet von Windhuk gehört, historisch und politisch betrachtet, bereits in den Bereich der Namastämme hinein. Jan Jonker, der letzte Häuptling des einstigen herrschenden Stammes unter den Hottentotten, der Afrikanernation, hatte eine Zeitlang hindurch seinen Sitz in Windhuk, das außer diesem holländischen Namen noch ursprünglich die Namabezeichnung Aikams (heißes Wasser, nach den dort zu Tage tretenden warmen Quellen) führte. Die Ansprüche der Hereros auf dies Grenzgebiet sind immer nur unsicher gewesen, und der Protest des alten Kamaherero gegen die Festsetzung der Truppe unter Hauptmann von François an dem nach Jan Jonkers Tod herrenlos und unbewohnt gewordenen Platz Windhuk war ebensowenig ein Ausfluß wirklicher Besitzrechte, wie vorher seine Abtretung von halb Südwestafrika als zukünftiges Kronland an den britischen Kommissar Palgrave.

Die Wichtigkeit von Windhuk für den Verkehr und die politische Beherrschung des Landes ist durch seine Lage gerade an dem Punkte bedingt, wo von Norden her die Wege auf den Paß

über das Auasgebirge zusammentreffen, während von Süden her dieselbe Paßstraße den Verkehr des ganzen Namalandes bei Aris aufgenommen hat und auf einer einzigen Route nordwärts über das Gebirge leitet. In dem zusammenhängenden langen Schlauch, der durch die Straße über das Auasgebirge und den langen Taleinbruch zwischen dem Khomashochland und den Otjihaverabergen gebildet wird, öffnet sich nun grade bei Windhuk auch ostwärts und westwärts je eine Lücke, durch die wichtige Verkehrslinien ihren Weg nehmen. Nach Osten bleibt zwischen den schroff wie die Wellenkämme eines erstarrten Meeres gebrochenen Vorhöhen des Auasgebirges und den Erosbergen, an deren Fuß Windhuk liegt, eine Einsenkung, durch die in stundenlangem lebhaftem Auf- und Abstieg die Straße nach dem Osten, nach Seeis, Gobabis und zur englischen Grenze, hinausführt. Auf ähnliche Weise kann man auf der Westseite zwischen dem Auasgebirge und dem Khomashochland durch sehr koupiertes Gelände über einen etwa 2000 m hohen Sattel hinweg, der die beiden Gebirgsmassen an ihrer Basis verbindet, ins Kuisebgebiet und weiter entweder über Hoornkrans nach Nauchas oder über Gurumanas ins Bastardland kommen. An der Straße nach Osten liegt teils direkt, teils in geringer Entfernung eine Reihe von Farmen, die vor dem Hereroaufstand bereits zu blühender Entwicklung gelangt waren: Hoffnung, Abrahamsfarm, Voigtland, Ondekaremba und die Regierungsfarm Neudamm, mit einem größeren Sperrdamm. Von Neudamm führt eine Pad über den alten Hereroplatz Otjituesu weiter in die Onjatiberge; von Voigtland aus führt ein namentlich während der letzten Aufstandszeit wichtig gewordener Weg über Hohewarte und Farm Koanus nach Hoachanas und von dort weiter in das Kalk- und Dünengebiet des Südens. Auch an der westlichen Straße liegt jenseits des Sattels zwischen dem Auasgebirge und dem Khomashochland eine Reihe vor dem Aufstand blühender Farmen: Haris, Claratal, Vaalgras und andere. Diese nach Osten und Westen an Windhuk angegliederte Farmengruppe repräsentierte zusammen mit einigen gegen Nordwesten im Vorgelände des Khomashochlan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des gelegenen Plätzen das am weitesten vorgeschrittene Wirtschaftsgebiet im Lande, und es hätte noch viel ausgedehnter und blühender entwickelt sein können, wenn nicht die unglückliche Landpolitik zu Beginn der neunziger Jahre der Siedlungsgesellschaft von Südwestafrika grade in unmittelbarer Nähe von Windhuk ein umfangreiches Gebiet zur Nichtbesiedlung und zur Verzögerung der Ansiedlung ausgeliefert hätte.

Die zentrale Lage Windhuks mußte, politisch wie wirtschaftlich, von dem Augenblick an besonders hervortreten, wo eine einheitliche Obergewalt über ganz Südwestafrika ins Leben trat. Von hieraus beherrschte man die Wege nach dem Süden vollständig und hielt gleichzeitig die Hereros im Norden unter unmittelbarer Kontrolle. Sobald sich die deutsche Herrschaft in Windhuk etabliert, und vollends nachdem die Eisenbahn hier ihren vorläufigen Endpunkt erreicht hatte, mußte auch der ganze Verkehr nach dem Osten ausschließlich über Windhuk seinen Weg nehmen und Okahandja, das vordem eine Art natürliches Gegenzentrum am Nordausgang des großen Otjihaveratales bildete, behielt nur noch die Bedeutung eines Vororts von Windhuk und Ausgangspunktes für den Wagenverkehr in das mittlere und nördliche Hereroland. Die Gründung von Windhuk als Sitz der deutschen Verwaltung und als Basis für die militärische Beherrschung der Kolonie zeugt von dem Verständnis, das der erste Landeshauptmann C. von François in der Wahl dieses Platzes besaß. François' Scharfblick in der Beurteilung der natürlichen Verkehrsverhältnisse und der militärisch wie wirtschaftlich wichtigen Punkte und Verbindungslinien war überhaupt bemerkenswert. Als er Windhuk gründete, sah die Gegend allerdings noch sehr anders aus, als heute. Die beiden Hyphaenepalmen im Garten des Gouverneurshauses, die heute auf den ersten Blick auffallen, standen damals in einem so hohen urwaldähnlichem Dickicht, daß sie lange Zeit nicht wiedergefunden werden konnten, nachdem ein Reiter zufällig einmal auf sie gestoßen war und von ihrem Vorhandensein erzählt hatte. Das Tal, in dem heute die sogenannte Store- oder Kaiser Wilhelmstraße entlang

geht, und der Abhang, der von hier in den oberen Stadtteil hinaufführt, waren ein undurchdringliches Sumpfgebiet, das erst durch Entwässerungsgräben trocken gelegt werden mußte. In dem Sumpf fanden sich noch frische Knochen vom Flußpferd und vom Rhinozeros. Die heißen Quellen auf der Höhe des östlichen Abhangs, die heute gefaßt sind und durch ein Netz von Röhren in die Reservoire der Wasserleitung zusammengelenkt werden, rieselten frei herab und waren die Veranlassung zur Sumpfbildung. Oben auf dem Berge ist die in nordsüdlicher Richtung verlaufende Quellenspalte noch durch die rötliche Färbung des Gesteins, mit dem sie sich allmählich gefüllt hat, weithin bis an den Kasinogarten, wo sie sich etwas nach rechts in die Berge hineinwendet, erkennbar. Charakteristisch für ganz Windhuk ist der massenhafte weißgraue Staub als Zerreibungsprodukt des Sinterkalks, den die Quellen bergabwärts in Menge ausgeschieden haben. Die Temperatur des Wassers beträgt bei allen Quellen über 70 ° C., was auf ein Aufsteigen aus sehr großen Erdtiefen schließen läßt. Das Wasser enthält etwas Schwefelwasserstoff und einige andere, die Verdauung namentlich bei Kindern beeinflussende chemische Verbindungen, so daß in dieser Beziehung die Verhältnisse in Windhuk nicht unbedingt günstig liegen. Auf Erwachsene hat das Wasser keinerlei schädliche Wirkungen.

Die Bevölkerungszahl Windhuks betrug vor dem Eingeborenenaufstand von 1904, außer dem Militär, nach der damaligen Schätzung nur zwischen 600 und 800 Weiße und einige Tausend Eingeborene. Jetzt nach dem Kriege wird sie (eine Zählung hat noch nicht stattgefunden) auf 1500—2000 Weiße angenommen. An Eingeborenen befanden sich zeitweilig in den Werften und Gefangenenlagern über 10000 Köpfe. Auf etwa 5000 wird wohl die Zahl auch nach Auflösung der Lager mindestens stehen bleiben. Die Eingeborenenwerften liegen zum größten Teil jenseits des Groß-Windhuker Riviers auf den Höhen, die die linke Seite des Tals begleiten; die Werft der früher kriegsgefangenen Swartboois liegt auf der diesseitigen Höhe unmittelbar hinter der Feste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Ansiedlungsbild gibt Windhuk einen der hübschesten Blicke in ganz Südafrika.

Ein Übergangsgebiet von besonderer Art zwischen dem Herero- und dem Namaland bildet das Bastardland, in das man von Windhuk südwärts durch die große Scharte im Auasgebirge gelangt. Es macht in der politischen Einteilung von Südwestafrika die Hauptmasse des Distrikts von Rehoboth aus und erstreckt sich in nord-südlicher Richtung vom Auasgebirge bis an den Oberlauf des Fischflusses, in ost-westlicher von dem einstigen Gebiet der roten Nation um Hoachanas bis gegen die Namib hin. Das Dünengebiet diesseits Hoachanas bezeichnet indes bereits den Beginn eines physikalisch vollkommen anders gearteten Landesteils, und wenn auch die Rehobother Bastards innerhalb der Dünen einzelne Viehposten besitzen und das dortige Weidefeld als ihren „Grund" beanspruchen, so erfordert der natürliche Zusammenhang doch die Behandlung jener Landschaft im Anschluß an das zum eigentlichen Namalande gehörige Auob-Nosobgebiet. Im Westen betrachten die Bastards das Gebirge, das sich vom Gansberg über Nauchas nach Süden zieht, als die Grenze ihres Besitzes, aber hier ist es wiederum der physikalische Zusammenhang zwischen dem Bastardgrund im engern Sinne und den Landschaften weiter gegen Westen bis an die Namibdünen, der die zusammenhängende Betrachtung des Ganzen verlangt.

Wenn man den allgemeinen Typus der Landschaft als das bestimmende Kennzeichen für die Scheidung ansehen will, so geht die natürliche Grenze zwischen Nord und Süd in Deutsch-Südafrika quer durch das Bastardland, etwa in der Höhe von Awasab, einige Stunden südlich von Rehoboth. Bis dahin herrscht von Norden her noch ungefähr dasselbe Bild, das auch sonst innerhalb des großen zentralen Erhebungsgebiets um das Auasgebirge herum vorherrscht. Steil aufgerichtete, nackte oder nur mit einer schwachen Buschvegetation bedeckte Bergzüge und vereinzelte Gebirgsstöcke geben dem Lande im ganzen ein starkes Relief, aber zwischen den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhebungen gibt es große Ebenen und weite Talzüge und scharf ausgearbeitete Riviere durchbrechen, oft unter charakteristischer Pfortenbildung, das Gebirge. An das Auasgebirge schließt sich nach Süden ein sehr stark koupiertes Vorland an, durch dessen Ostflügel die Zuflußriviere des Schaffluſses und des oberen Elefantenfluſses ihren Lauf nehmen. Das Tal des Elefantenfluſses, an dessen Ursprung die Polizeistation und Farm Hohewarte liegt, erweitert sich bei Kowas-Neuhof zu einer weiten, von Dornwald erfüllten Fläche, in die weiter oberhalb auch der Seeisfluß eintritt. Der Schaffluß geht bei Hatsamas, etwa 60 km von seinem Ursprung entfernt, durch eine enge Felsenpforte, wo der Ingenieur Rehbock die Anlage einer großen Sperrmauer zum Auffangen des Wassers während der Regenzeit vorgeschlagen hat. In der Tat wäre diese Stelle besser als viele andere dazu geeignet, um einmal die Frage nach dem Nutzen und der Rentabilität solcher großen Staubecken durch einen praktischen Versuch zu beantworten. Rehbock veranschlagt den Umfang des bewässerungsfähigen Landes unterhalb der Durchbruchsstelle auf 2000 ha und stellt die Qualität des Bodens besonders hoch. Die Menge des mittleren jährlichen Wasserabflusses bei Hatsamas schätzt er auf 25 Mill. Kubikmeter. Bei einer Höhe der Stauwerksmauer von 16 m und einer Länge an der Oberkante von 155 m würden die Kosten nach dem von Rehbock im Jahre 1897 gemachten Anschlage etwa 1½ Mill. Mk., die Menge des aufgestauten Wassers beinahe 16 Millionen Kubikmeter betragen. Wenn man annimmt, daß die Kostenberechnung Rehbocks vom damaligen Standpunkt aus in allen Einzelheiten richtig ist, so würde sich der Betrag heute, nachdem die Tonne Zement durch die Erbauung der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk sich sehr verbilligt hat, erheblich niedriger zu stehen kommen. Rehbock rechnet auf den Kubikmeter Mauerwerk bei Hatsamas noch 85 Mk. Bei der Staumauer von Neudamm, bis wohin von Windhuk aus der Ochsenwagentransport für den Zement etwas weniger beträgt, als bis Hatsamas, haben die Kosten für den Kubikmeter nach Erbauung der Eisenbahn aber nur

noch 35 Mk. betragen. Selbst wenn man einen gehörigen Zuschlag für die größere Transportentfernung mit Ochsenwagen machen will, würde sich hiernach der Kubikmeter bei dem projektierten Hatsamasdamm für 40 bis höchstens 45 Mk. herstellen lassen, und wenn man noch einen gehörigen Sicherheitskoeffizienten vorsieht, so käme man vielleicht auf eine Million Mark als erforderlichen Aufwand für die Mauer. Damit würde dieses Werk das billigste im Verhältnis zu der Menge des aufgestauten Wassers wie zu der Größe und Qualität des Bewässerungslandes in den nördlichen und mittleren Landesteilen von Südwestafrika sein. Dazu kommt die nicht allzu große Entfernung von Windhuk und von der jetzigen Eisenbahn: ca. 85 km. Die Entfernung von Rehoboth ist ungefähr dieselbe. Über das ganze Problem der Stauwerksanlagen wird aber später noch in Verbindung mit der Frage der Kleinsiedlung in einem besonderen Kapitel genauer zu handeln sein.

Das Schafflußgebiet gehört nur teilweise zum Bastardland, dessen Grenzpfeiler auf der Wasserscheide des Auasgebirges an der Straße zwischen Windhuk und Aris steht. Die östlichen Schafflußfarmen wurden bereits zu Anfang der neunziger Jahre als erstes Regierungsland von der damaligen Landeshauptmannschaft an einwandernde Farmer zum Verkauf gestellt. Einige besonders gute Farmen gehören Engländer und Buren, die damals als erste Land von der Regierung erwarben.

Bald hinter der Wasserstelle Aub, etwa halbwegs zwischen Windhuk und Rehoboth, beginnt der berüchtigte Plattsand, eine über 30 km lange und breite, tief sandige Fläche ohne Wasser, die dem Ochsenwagenverkehr eine bedeutende Schwierigkeit entgegensetzt und für sehr ermüdete Tiere manchmal verderblich wird. Vielfach umgeht man daher trotz der entstehenden großen Umwege den Plattsand auf der rechten oder linken Seite. Schwer beladene Wagen kommen mit vielen Auf- und Abstiegen selbst über Haris und Gurumanas westlich um das Auasgebirge herum besser fort, als über den Plattsand. Nicht weit von Haris entspringt das Rivier von Rehoboth, der Ganob. Dieser nimmt an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fangs eine Richtung, als ob er dem Kuiseb westwärts zufließen wollte, wendet dann aber plötzlich im rechten Winkel nach Südosten und fließt nahe am östlichen Fuß des Hakosgebirges vorbei auf Rehoboth zu, wo er, breit und stattlich mit einem reichen Bestand von Kameldorn- und Weißdornbäumen, einen ausgezeichneten Anblick darbietet. Etwa 60 Kilometer unterhalb Rehoboth vereinigt sich der Oanob mit dem von Hatsamas kommenden Schaffluß, doch liegt diese Stelle bereits in dem Dünengürtel, der das Bastardland nach Osten zu von dem Gebiet von Hoachanas trennt. Die Flußläufe sollen zwar in den Dünen noch an dem reicheren Baumbestand zu erkennen sein, aber auch zur Regenzeit kein oberirdisch laufendes Wasser mehr führen. Die Wasserstelle Lekkerwater, unterhalb der Vereinigung von Oanob und Schaffluß in der Richtung des weiteren Grundwasserverlaufs gelegen, ist nur in der Regenzeit benutzbar, und auch dann unsicher.

Die Bastardniederlassung von Rehoboth liegt diesseits des Oanobriviers an einer Gruppe warmer Quellen, die jetzt sämtlich gefaßt und zum größten Teil überdeckt sind. Der Platz gehörte früher den Swartbooi-Hottentotten, diese aber überließen ihn den von Süden her aus der Kapkolonie einwandernden Bastards — worüber das nähere in dem historischen Abschnitt dieses Buches zu sagen sein wird. Die Auswahl des Rehobother Gebiets für die Niederlassung macht den Führern der Bastards, zu denen auch ihr Missionar von dem kapländischen Pella her, Heidmann, gehörte — derselbe, der noch bis vor kurzem den Stamm als Seelsorger geleitet hat — alle Ehre. Nicht wenige Kenner Südwestafrikas erklären das Bastardland im ganzen genommen für das beste Weidegebiet der Kolonie, namentlich wenn man nicht nur auf die reichliche Quantität, sondern auch auf die Qualität des Weidegrases und auf die gute Verteilung der Wasserstellen sieht. Als Volk stehen die Bastards sowohl nach ihrer körperlichen, wie nach ihrer geistigen Eigenart in der Mitte zwischen Buren und Hottentotten. Von den Weißen trennt sie immerhin, abgesehen von der äußeren Erscheinung, der ausgesprochen leichtsinnige Zug gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über dem „morgen", der allen südafrikanischen Eingeborenen gleichmäßig eigen ist, aber darum wäre es doch eine Ungerechtigkeit, ihnen die durchschnittliche Überlegenheit über die eigentlichen Namastämme abzusprechen. Die militärisch ausgebildeten jungen Bastards haben sich unter geeigneter Führung immer ganz gut gemacht. Urteile von Befehlshabern, die mit ihnen nicht von lange her vertraut waren, können in dieser Beziehung nicht maßgebend sein, denn der Eingeborene entwickelt seine guten Eigenschaften immer nur in der Hand dessen, den er kennt und der ihn kennt. Die Viehzuchtergebnisse einzelner wohlhabender Bastards sind ganz bedeutend. Bastardbullen vom echten Afrikanerschlag aus der Zucht der wohlhabenden Bastardfamilien sind in ganz Südwestafrika berühmt und gesucht.

Die Bastards haben ihr Land fast ganz unter die einzelnen Familien aufgeteilt; nur etwas Gemeindeland ist rund um Rehoboth reserviert, für die ärmeren „Bürger", die nur wenig Vieh haben und dieses auf dem Gemeindeland zur Weide treiben. Zur Regenzeit machen sie dort auch Gärten. Die Bastardfarmen sind durchschnittlich 7000 ha groß, aber sehr ungleich mit Vieh bestanden und verschieden gut bewirtschaftet. Die Zahl der alten ursprünglichen Familien, die vor nun beinahe 40 Jahren von jenseits des Oranje heraufzogen, ist ziemlich klein, aber im Laufe dieser Zeit haben sie sich in eine Menge von Verzweigungen gespalten, die zwar alle noch die alten Namen, Campbell, van Wyk, Cloete usw. tragen, aber in Wirklichkeit schon weit auseinander gegangen sind. Es gibt kaum ein Dutzend ursprüngliche Stammfamilien der Bastards, aber jede von diesen zählt jetzt, mit Ausnahme einiger weniger, die sich schwach fortgepflanzt haben, zwischen 10 und 40 Unterfamilien. Jeder selbständige Bürger des Bastardstammes soll eigentlich seinen eignen zur Farmwirtschaft ausreichenden Grundbesitz haben; tatsächlich gibt es aber eine ganze Menge minderbemittelter Leute, die als Beiwohner, Postenhalter usw. in Abhängigkeit von den wohlhabenden Stammesgenossen leben. Die Zahl

der Rinder im Bastardland wird mindestens 20000 betragen; die des Kleinviehs ist vielleicht zehnmal so groß.

Von Rehoboth aus geht die große Straße nach Gibeon und Keetmanshoop südwärts weiter. Bei Awasab tritt sie aus der bergigen und verhältnismäßig baumreichen, noch ganz dem nördlichen Typus angehörigen Landschaft mit einemmal auf eine weite, abseits der Flußtäler nur noch mit niedrigem Buschwerk bestandene steinige Fläche hinaus. Hier hat man zum erstenmal den Eindruck des „Südens", in dem die ausgedehnten baumlosen Plateaus vorherrschen und reicherer Baumwuchs sich nur noch in den tief eingeschnittenen Flußtälern findet. Die nächste Wasserstelle südlich von Awasab ist Tsumis, ein wichtiger Tränkplatz auf dem Wege nach Gibeon, denn von hier an findet sich bis nach Kub am Fischfluß kein ausreichendes Wasser mehr. Bei Sendlingsgrab, wo einer der ersten Pioniere im Namalande, der Missionar Schöller, auf einsamer Höhe an der Straße begraben liegt, ist das Wasser unzuverlässig und für größere Menge von Zugtieren nicht ausreichend.

Östlich von dem großen Weg von Rehoboth nach Kub dehnt sich in einiger Entfernung ein großes Dünengebiet aus, das durchschritten werden muß, wenn man von dieser Seite her nach Hoachanas gelangen will. Von Rehoboth dorthin führen 2 Wege: der eine geht nordwärts direkt über Lekkerwater, der andere, südlichere, zweigt vor Sendlingsgrab links ab. Der Weg über Lekkerwater ist kürzer und hat nur etwa 20 Dünen zu überwinden, aber er ist wasserlos und schneidet die Dünen schräg, wodurch sich die schweren Sandstrecken für die Ochsenwagen sehr verlängern. Die Ochsen brauchen zur Überwindung dieser etwa 100 km langen Strecke meistens drei Nächte. Tagsüber kann wegen der Hitze, von der die Tiere schlapp und durstig werden, garnicht oder nur mit Vorsicht gefahren werden. Der südlichere Weg ist weiter, hat aber bald nach der Abzweigung vom Hauptwege in Gas dauerndes und sicheres Wasser. Allerdings sind über Gas einige 50 Dünen zu schneiden, aber der Schnitt ist rechtwinkelig und daher für die Ochsen leichter. Die Dünen liegen fest und sind gut bewachsen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teilweise sogar mit hohen Bäumen. Zwischen Lekkerwater und Gas dehnt sich von Norden nach Süden ein vorzügliches Weidegebiet aus, das auch als Jagdfeld berühmt ist, aber es gibt kein Wasser darin. Nur zur Regenzeit bilden sich vorübergehend Vleys zwischen den Dünen und außerdem gibt es einige Monate im Jahre wilde Melonen, Tschammas, von deren Saft Menschen und Tiere ihren Durst löschen können. In dem Dünengebiet südlich von Lekkerwater verschwindet auch der vereinigte Lauf des Ganob und des Schaflusses.

Das Bastardland wird im Westen begrenzt von einer Anzahl wilder und öder Gebirgszüge und zerrissener Hochplateaus, deren Inneres noch erst wenig bekannt ist. Das Hakosgebirge im Norden, die Groote Doden-Berge (so genannt nach einem untergegangenen Hottentottenstamm) in der Mitte und das Urihuib-Gebirge im Süden sind die bedeutendsten Glieder dieser zusammenhängenden Erhebung, der Wasserscheide zwischen dem Ganobgebiet und dem Fischfluß im Osten, dem Kuisebgebiet im Westen. Im Hakosgebirge leben noch wilde Bergdamaras oder Klippkaffern, die sich während des Hereroaufstandes und noch bis in die jüngste Zeit hinein durch Raubzüge und Viehdiebstahl auf den wieder in Betrieb genommenen Farmen am Rande des Auasgebirges, und selbst noch bis Harris und Rehoboth, unangenehm bemerkbar gemacht haben. Zwischen dem Hakosgebirge und den Groote Doden liegt Hoornkrans, das berühmte Raubnest Hendrik Witboois während der letzten Jahre vor seiner Unterwerfung durch Major Leutwein. Am 12. April 1893 überfiel der damalige Landeshauptmann von François mit der Schutztruppe vollkommen unvermutet den Platz und eröffnete dadurch die Kämpfe mit Witbooi, die erst in dem Frieden nach Erstürmung der Naukluft im September 1894 ein vorläufiges Ende fanden. Seitdem ist Hoornkrans von den Eingeborenen verlassen, aber die alte Befestigung der Witboois und die verfallene Kirche, in der Hendrik seinem Stamm gepredigt und ihn durch die Erzählung seiner angeblichen himmlischen Gesichte zu den Raubzügen gegen die Hereros und zu dem Kampf gegen die Deutschen begeistert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat, sind noch vorhanden. Etwas westlich von Hoornkrans ragt das hohe schroffe Massiv des Gansberges als weithin sichtbare Landmarke auf, und südlich von diesem liegt das Regierungsgestüt von Nauchas. Von Windhuk her zieht sich über Hoornkrans und Nauchas ein schmaler Landstreifen zwischen dem Bastardlande und dem Gebiet der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hin, der von Anfang an ein Stück des schmal bemessenen Regierungseigentums bildete. Auf diesem Strich Kronland entstanden in der Nähe von Windhuk die ersten, von deutschen Ansiedlern in Angriff genommenen Farmwirtschaften. Um Nauchas herum ist ein sehr ausgedehntes Weidegebiet für die Zwecke des Gestüts reserviert. Nauchas und die Gegend südlich davon sind frei von der Pferdesterbe und haben ein Weidefeld, dessen Grasarten das beste Futter für die Pferdezucht abgeben. Aus diesem Grunde bemühen sich auch die benachbarten Farmer durchweg, einen gewissen Pferdebestand zu unterhalten. Jenseits des Hakosgebirges sind gleichfalls noch Weide und Wasser vorhanden, aber die Weide ist für Großvieh nicht mehr nahrhaft genug. Dagegen gibt es dort gewaltige Mengen von Wild. Die sogenannte Ganswüste, zwischen den Groote Doden und dem Kuiseb, und die benachbarte Gegend von Groß- und Klein-Tinkas sind von alten Zeiten her ein halb sagenhaftes Jägerparadies. Landschaftlich sollen sich jene Gegenden durch eine wilde Großartigkeit auszeichnen. Die Riviere sind bis zu 100 m tief eingeschnitten, und der berühmte Cañon des Kuiseb bei Hudaub (Teufelshöhle) wird auf fast 200 m senkrechter Absturztiefe geschätzt. Von der Höhe sieht man direkt auf die mächtigen grünen Kronen der Anabäume im Flußbett hinunter, und zwischen den Dünen der Namib, die hier bis dicht an die Kuisebschlucht herantreten, und dem jähen Absturz in die Tiefe bleibt nur ein ganz schmaler, für einen Ochsenwagen grade fahrbarer Weg frei. Zwei Reitstunden westlich vom Gansberg beginnen die Namibdünen.

Das südwestliche Bastardland ist das Gebiet des aus den Grote Doden kommenden wasserreichen Kamriviers und des ihm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

parallel in den oberen Fischfluß oder Bloomfisch fließenden Gaunabibriviers. An diesem letzteren liegt der bekannte Bastardplatz Schlip; am Kamrivier liegt das reiche Campbells-Aub. Auch das Kamkaurivier, das die große Heerstraße nach dem Süden bei Tsumis kreuzt, kommt aus den Vorbergen der Groote Doden. Es ist sehr wasserreich; in der Nähe seines Ursprungs liegt der Bastardplatz Kobus, der gleichfalls zu den wichtigsten im Bastardlande gehört.

Die Südgrenze des Bastardlandes und der Beginn des eigentlichen Südens werden durch das Tal des großen Fischflusses bezeichnet, der hier in seinem Oberlauf von Dirichas bis Kub ostwärts gerichtet fließt. Der Fischfluß entsteht aus dem fächerförmigen Zusammenlauf einer Anzahl wasserreicher Riviere in der Gegend von Dirichas. Diese Quellriviere kommen teils von Norden aus dem Urihuibgebirge, wie der Achaub, teils von Süden aus dem Berglande diesseits der Naukluft. Von Anfang an zeichnet sich der Fischfluß durch bedeutenden Wasserreichtum aus. Er fließt bereits in seinem Oberlauf manchmal mehrere Monate im Jahre zusammenhängend und hat schon zwischen Dirichas und Kub zahlreiche Stellen, an denen auch in der Trockenzeit Wasser oberirdisch zutage tritt, entweder in der Form von Tümpeln, die durch Felsenbänke unter dem Sande angestaut sind, oder längerer, in den Sandmassen des eigentlichen Bettes streckenweis zum Fließen kommender Wasserrinnsale. Der Name „Fischfluß" stammt von dem Reichtum an Welsen und Weißfischen her, die zur Regenzeit, wenn der ganze Fluß läuft, aus dem Oranje stromaufwärts eintreten und bis in das Quellgebiet und die Nebenriviere eindringen. Hier bleibt ein Teil auch während der Trockenzeit in den stehengebliebenen Wasseransammlungen am Leben. Bei eintretendem Nahrungsmangel in den engen von einander getrennten Pfützen fressen die größeren Fische die kleinen auf. Der Fischfang wird in der Trockenzeit meist so betrieben, daß man in dem Fischtümpel eine Dynamitpatrone zum Explodieren bringt und die dadurch getöteten Fische herausholt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der weitere Lauf des Fischflusses, der Hauptader des Südens, ist ebenso wie der seiner bedeutendsten Zuflüsse so eng mit dem allgemeinen Aufbau des Namalandes verbunden und durch diesen bedingt, daß wir vorerst über diese eigentümlichen Verhältnisse einen Überblick gewinnen müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fünftes Kapitel.

Das Namaland.

Zwei lange, grabenartig eingetiefte Talbildungen durchziehen das Namaland von Norden nach Süden: eine westliche, die vom Quellgebiet des Fischflusses bis südlich Bethanien reicht, und eine östliche, durch die das Leberrivier und später der Fischfluß ihren Weg nehmen. Was die Entstehung und den inneren Zusammenhang dieser beiden auffallenden Bildungen anlangt, so herrscht seit den ersten Lüderitzschen Aufschließungsexpeditionen ins Namaland, an denen als geologischer Sachverständiger A. Schenck teilnahm*), bisher die Auffassung, daß es sich sowohl bei dem östlichen als beim westlichen sog. Graben um große geologische Bruchlinien handle. Nach brieflichen und persönlichen Mitteilungen des bisherigen Landesgeologen beim Gouvernement von Südwestafrika, Dr. Lotz, ist diese Anschauung aber nicht an allen Punkten zutreffend; vielmehr liegen zum Teil bloße Plateauabbrüche nach Art der Schwäbischen Alb vor. Im Einzelnen sind hierüber Veröffentlichungen von Dr. Lotz zu erwarten. Wenn also in den nachstehenden Ausführungen öfters von den beiden großen Längstalbildungen im Namalande als von „Gräben" gesprochen wird — dem westlichen „Bethanier" und dem östlichen „Bersabaer" Graben — so soll damit ausdrücklich keine Theorie über die Entstehung dieser Täler zum Ausdruck gebracht, sondern nur um der Kürze willen der bisher übliche Sprachgebrauch befolgt werden.

Zwischen den beiden sog. Gräben ragt als mächtige Tafel die Hochfläche des Hanamiplateaus, auch Zwiebelhochebene oder

*) Schenck, Gebirgsbau und Bodengestaltung in Deutsch-Südwest-Afrika, Berlin 1893.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwarzrand genannt, in die Höhe. Im Westen vom Hanamiplateau, jenseits des Bethanier Grabens, liegt eine Reihe durch scharf ausgeprägte Täler, sogenannte „Pforten", von einander geschiedener plateauartiger Massengebirge, von denen im einzelnen noch zu handeln sein wird: das Naukluft-, das Zaris- und das Tirasgebirge. Westlich von diesen Gebirgen beginnt das große Dünengebiet der südlichen Namib. Im Osten liegt dem Schwarzrandgebirge, jenseits des Bersebaer Grabens, der sogenannte Weißrand gegenüber: der Abbruch eines Kalkplateaus, das dem roten Sandstein, aus dem der Schwarzrand und die Sohle des Grabens bestehen, aufgelagert ist.

Durch die beiden großen Taleinsenkungen nehmen die Hauptriviere des Namalandes ihren Lauf nach Süden: durch den Bethanier Graben der Konkip, durch den Bersebaer Graben der große Fischfluß. Der nördliche Teil des Bethanier Grabens gehört nicht zum Konkipsystem, sondern wird auf doppelte Weise zum Fischfluß hin entwässert: direkt nordwärts durch den Harachaub, der zu den Quellrevieren des großen Fischflusses gehört, und außerdem noch ostwärts durch den Hudup, der sich in einem interessanten Erosionstal nach rückwärts durch das ganze Hanamiplateau hindurch genagt hat und seinen Hauptzufluß jetzt von der nördlichen Abdachung des Bethanier Grabens aus dem Gebiet von Grootfontein (Süd) erhält. Die Wasserscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Abflußgebiet des Grabens wird durch einen breiten und hohen Riegel gebildet, der mit dem Burenausdruck De Hoogte, oder die Höhe von Kosis heißt. Dem östlichen Graben fehlt dagegen eine solche querdurchziehende Wasserscheide, und in seinem nördlichsten Teil enthält er noch nicht das Bett des Fischflusses selbst, sondern das eines seiner wichtigsten Seitenriviere, des Leberflusses. Dieser kommt von Haribes, wo sich die große Straße von Rehoboth über Kub bei der alten Heliographenstation „Pforte" von Norden her in das obere Ende des Grabens hinabsenkt. Der Fischfluß dagegen holt von Kub aus noch in einem Bogen nach Osten aus, wendet sich erst bei der Farm

Hardab nach Süden, fließt dann bei Gibeon vorbei und tritt zwei Stunden unterhalb von Gibeon bei der Farm Hanaus durch eine ziemlich schmale und tief eingeschnittene Talöffnung in den großen Graben ein, auf dessen Sohle er sich dann weiter unterhalb mit dem Lebenfluß vereinigt. Südlich von der Vereinigungsstelle erhebt sich von der Sohle des Grabens etwa 700 m hoch (absolute Höhe 1740 m) der Porphyrtuff-Stock des großen Brokkaros oder Geitsigubib. Der Brokkaros ist nach allen Seiten hin vollkommen isoliert und überragt mit seinem Gipfel die beiden Grabenränder erheblich. Bis zur Vereinigungsstelle von Fischfluß und Leberfluß sind der östliche und westliche Grabenrand annähernd gleich scharf ausgeprägt, von da ab nach Süden verwischt sich der östliche Rand stellenweise stark, um dann jenseits Berseba wieder deutlicher hervorzutreten. Der westliche dagegen, der eigentliche Schwarzrand, von dem das Hanamiplateau seinen anderen Namen hat, bildet eine ununterbrochene, in lebhaftem und malerischem Wechsel aus- und einspringende steile Mauer, deren dunkler Ton im Gegensatz zu dem weißlich hellen Kalkrand im Osten die Bezeichnung als Schwarzrand veranlaßt hat.

Gegen Süden wird die Breite des Hanamiplateaus, die am Hudup und auf der Höhe von Berseba 70—80 km beträgt, immer geringer und die beiden Talzüge nähern sich immer mehr. Das Gestein des Hanamiplateaus ist ein roter, sehr dichter, stellenweise quarzitähnlicher Sandstein, der manchmal einen Stich ins Gelblichbraune oder selbst Violette hat. Im Namalande nennt man dies Gestein Torro. Über die Herkunft des Ausdrucks habe ich nichts ermitteln können. Die älteren Karten bezeichnen den Sandstein als silurisch, aber bei dem Fehlen von Versteinerungen wird sich für diesen Ansatz einstweilen wohl ebensowenig ein exakter Beweis beibringen lassen, wie für die Datierung des gleichfalls bisher versteinerungsleeren Waterbergsandes im Norden.

In geologischer Hinsicht besteht zwischen dem größeren Teile des Namalandes und den nördlicher gelegenen Gebieten ein starker Unterschied, der auch wirtschaftlich insofern von Bedeutung ist, als

mit ihm die Verschiedenheit der Wasserverhältnisse und der Methoden zur Wassererschließung zusammenhängt. Es drückt sich das auch in dem Unterschied der Ergebnisse aus, welche die Bohrungen nach Wasser im Süden und in der Mitte der Kolonie gehabt haben. Die von dem damaligen Landesgeologen beim Gouvernement von Südwestafrika, Dr. Lotz, bearbeitete und in Anlage zu meinem Ansiedlungsbericht vom 16. August 1904 beigefügte Tabelle der Bohrungen *) zeigt, daß in der geologisch stark gebrochenen Mitte nur 15 % der Bohrungen erfolgreich gewesen sind, im Süden dagegen, wo die zu Tage liegenden Sedimentgesteine relativ wagerecht gelagert sind, 65—70 %. Das rührt daher, daß im südlichen Hererolande, im Gebiet von Windhuk und im nördlichen Bastardlande, das Wasser, dem Bau der stark schräg oder senkrecht gestellten Schichten folgend, sowohl in größere Tiefen hinabsinkt, als auch hauptsächlich in Form einzelner sogenannter Adern den Schichtfugen, Klüftungen und Spalten der stark verworfenen, gefalteten und gebrochenen Gesteine folgt. Im Süden dagegen, wo die Schichten noch über große Strecken hin wenig gestört und wagerecht gelagert sind, liegen die Dinge in dieser Beziehung ähnlich wie in der Kapkolonie, wo die horizontale Schichtenfolge bei der Durchbohrung von oben nach unten öfters sogar eine Reihe von Wasserhorizonten übereinander aufweist. Auch im Norden von Südwestafrika wiederholt sich dieselbe Erscheinung beim Bohren nach Wasser, sobald wir im nördlichen Hererolande und im Gebiet von Otavi wieder auf den nur schwach geneigt oder ganz wagerecht liegenden Waterberg-Sandstein stoßen. Die Tatsache, daß der sogenannte Otavikalk in einer wechselnden aber nirgends sehr bedeutenden Tiefe reichlich voll Wasser steht, nötigte uns auch dort zu dem Schluß, daß entweder der Waterberg-Sandstein selbst oder eine ähnlich geartete horizontal liegende Gesteinsschicht sich unter dem Kalk hin ausdehnt und ein Versinken des Wassers in größere Tiefen verhindert. Der weitere Fortgang der Bohrungen in Südwestafrika wird uns

*) Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete für 1903—1904, Nr. 540, Anlageband Seite 275, 298, 299.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

voraussichtlich eine noch ausgiebigere Bestätigung dieser Beobachtungen bringen.

Der Westen und das Hanami-Plateau.

Die beiden großen Längstäler von Bethanien und Berseba schreiben naturgemäß auch den Hauptstraßenzügen des Südens ihre Richtung vor. Bei Sendlingsgrab, an der Straße von Rehoboth nach Kub, trennen sich die Wege in das westliche und östliche Grabengebiet. Der westliche Weg erreicht den Fischfluß bei Dirichas, der östliche bei Kub. Zwischen beiden Plätzen bildet das tiefe und meist annähernd senkrecht eingeschnittene Tal des Fischflusses die Nordgrenze des Hanamiplateaus. Die Talränder sind so steil, daß man den Fischfluß auf dieser Strecke nur mit Mühe kreuzen kann. Ochsengespanne können ihn meines Wissens nur an einer einzigen Stelle, bei der Farm Gras, wo sich unter einer steilen Felswand ein ausdauerndes großes Wasserbecken befindet, passieren. Auch die von Norden her in den Fischfluß mündenden Riviere, namentlich der Kam, haben an vielen Stellen hohe und steile Felsufer. Der Abfall des Hanamiplateaus macht sich schon hier beim Marsch nach Westen als ein deutlich markierter, wenn auch noch nicht besonders hoher Rand zur Linken bemerkbar. Je weiter man allmählich nach Südwest und Süden herumbiegt, desto deutlicher und steiler wird er. Bei Nomtsas ist er schon hoch und scharf sichtbar. Nomtsas ist ein wichtiger Gabelungs- und Vereinigungspunkt für die Wege im westlichen Namaland. Hier trifft die Straße, die aus dem Bastardland von Sendlingsgrab und Kub über Dirichas kommt, mit der von Windhuk über Hoornkrans und Nauchas zusammen. Der Weg nach Nauchas führt von Nomtsas aus erst westwärts über die Farmen Urusis und Lahnstein, dann nordwestlich durch ein langes und für Wagen schwer passierbares Defilee, die Haruchasschlucht, über die Farm Haruchas auf eine schmale Lücke zwischen der Nordwestseite des Naukluftgebirges und dem Urihuibgebirge zu. Diese sehr charakteristische Paßöffnung heißt Büllspoort, die Bullenpforte. Sie führt in ein mehrere Stunden langes, enges, auf beiden

Seiten von hohen Bergen eingeschlossenes Tal, an dessen jenseitigem Ausgang die Farm Ababis liegt. Durch dieses Tal zwischen Büllspoort und Ababis nimmt der Tsondab seinen Lauf, um dann weiter westwärts sich in den Sanddünen der Namib zu verlieren. Ababis ist der letzte Vorposten der Besiedelung gegen die Wüste hin. Die Lage des Platzes im Angesicht der dunkelen Masse des Naukluftgebirges im Süden und des gewaltigen Sandmeeres im Westen, am Tsondab, dessen Bett hier einen reichen Bestand uralter großer Dornbäume enthält, ist eigentümlich eindrucksvoll. Das Weidefeld ist gut für Pferdezucht, wenn auch das häufige Vorkommen von Leoparden (in Südwestafrika mit dem Burenausdruck allgemein Tiger genannt) die Aufzucht der Fohlen gefährdet. Zwischen Ababis und Nauchas liegt die öde menschenleere Steinwildnis der Groote Doden, durch die ein selten begangener wasserloser Pfad direkt hindurchführt.

Bereits in der Gegend von Nomtsas gewahrt man von einzelnen Punkten aus im Westen in der Ferne als niedrigen dunklen Rand die Mauer des Naukluftgebirges. Die Landschaft nimmt je weiter gegen die Naukluft, desto deutlicher den Charakter der Tafelberge und Spitzkuppen an, die durch die Verwitterung aus einem ursprünglichen Plateau herausgearbeitet sind. Auffallend ist ein eigentümlich geformter doppelter Tafelberg, der nach der Form des Plateaus auf seiner Höhe die „Hohe Acht" genannt wird. Hinter Haruchas übersteigt man, nachdem der Weg schon lange durch eine ausgesprochene Gebirgslandschaft mit grasreichen Weidetälern geführt hat, zum letztenmal einen ziemlich hohen Riegel und hat dann auf der Höhe plötzlich den Ostabfall des Naukluftgebirges als eine 5 km lange Mauer in kaum einer Stunde Entfernung unmittelbar vor sich. Dies Bild ist eine der imposantesten Landschaftsszenerien in ganz Südwestafrika. Durch das breite Tal zwischen den Haruchasbergen und der Naukluft schlängelt sich das Bett des Tsauchab, an seinem reichen grünen Baumbestand kenntlich, nach Süden. Der gewöhnliche Ausgangspunkt zum Besuch der Naukluft ist die Farm Unis, die unmittelbar vor dem Haupteingang

des Gebirges liegt. Hier erfolgte auch am 27. August 1894 der Hauptangriff unserer Truppen unter Major Leutwein gegen die Stellung Hendrik Witboois im Innern des Gebirges. Man reitet von Unis etwa eine halbe Stunde bis an den Punkt, wo sich hinter einer koulissenartig vortretenden Bergnase ein anfangs noch ziemlich breites und bequemes Tal ins Gebirge hinein öffnet. Auf dem Grunde fließt — eine Seltenheit für Südwestafrika — ein kleiner Bach, der auch in der Trockenzeit immer noch etwas Wasser führt. Gesträuch, Binsen, Ebenholzbüsche und anderer Baumwuchs erfüllen die Talsohle stellenweise mit einem solchen Dickicht, daß man nur schwer auf dem schmalen und selten betretenen Pfade vorwärts kommt. Die Schlucht verengert sich bald und mündet dann auf einem kleinen bereits ziemlich hoch gelegenen und von allen Seiten von Bergen eingeschlossenen Kessel. Hier stand unter einem niedrigen, halb verkrüppeltem Kameldornbaum der Pontok des alten Witbooi und rings um ihn das Lager seines Volkes, das er zum Widerstand gegen die Deutschen an diesen Zufluchtsort geführt hatte. Von der alten Witbooiwerft aus führen verschiedene Schluchten weiter ins Gebirge hinein. Der Hauptzugang folgt immer dem Lauf des vorher genannten Rinnsals. Die Szenerie wird immer großartiger. Ungeheure grellbunte Felswände schließen die Talschluchten ein. Zwischen dem Gestein wurzeln die merkwürdigen Kandelaber-Euphorbien und andere seltsame Gewächse dieser Übergangsregion zwischen der Wüste und dem Weideland. Die Naukluftgegend weist in botanischer Hinsicht besonders viele Merkwürdigkeiten auf. So habe ich selbst bald hinter der Witbooiwerft am südlichen Talrand einen echten kleinen Affenbrotbaum gefunden. Hier und am ganzen Tsauchab kommen auch die großen wilden Feigenbäume, die sonst nur weiter nach Norden wachsen, in Menge vor, und ebenso verschiedene andere nördliche Gewächse. Die Naukluft scheint eine besonders warme Klimainsel im Namalande zu bilden, denn der südlichste Affenbrotbaum, den man sonst im Lande kennt, steht mehrere hundert Kilometer nördlich, in der Gegend von Tsintsabis am Omuramba u Ovambo. Bald hört der Pfad auf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für Reiter gangbar zu sein; man muß absitzen und die Tiere am Zügel hinter sich her ziehen. Über diese zum Teil ganz unglaubliche Kletterpartie sind während der Naukluftgefechte gegen die Witboois von den Mannschaften sogar Kanonen in die Höhe gezogen worden. Merkwürdige Bildungen von Sinterkalk, die zum Teil als hohe Felsmassen an dem Wasserlauf auf dem Boden der Schlucht aufragen, zeigen, daß in früherer Zeit auch hier die Feuchtigsverhältnisse bedeutend reicher gewesen sein müssen. Einige Stunden oberhalb des Eingangs in die Naukluft bildet der Bach in dem von ihm abgelagerten Kalksinter mehrere Becken in einiger Entfernung übereinander, die von wunderbar klarem, leuchtend blau-grünem Wasser erfüllt sind und herrliche Badeplätze abgeben. An einzelnen Stellen führen schwer erklimmbare Pfade vom Grunde des Schluchtengewirrs auf die Höhe hinauf. Dort bildet das Gebirge ein von vielen Mulden und Schründen durchfurchtes, durch die tief eingenagten Schluchtensysteme beinahe in der Form einer gewaltigen Spinne zerrissenes Plateau, auf dem es Weide gibt und wo an manchen Stellen auch Wasser vorkommen soll. Von der Eingangsschlucht hat das ganze Gebirge seinen Namen (Nauwkloof — enge Kluft). Man kann auf verschiedenen Pfaden, die während der Kämpfe im August und September 1894 von den Witboois wie von unseren Truppen benutzt wurden, sowohl nach Norden, als auch nach Westen und Süden wieder hinauskommen, aber ohne Führer ist es unmöglich, sich in den Abgründen und Aufstiegen zurecht zu finden. Im Westen eröffnet sich von der Höhe der Naukluft ein weiter Blick über das Dünenmeer der Namib. Von dort oben soll man den Lauf des Tsondab wie den des Tsauchab an den dunkeln Buschstreifen, die den Zug des Grundwassers andeuten, bis weit in die Dünen hinein verfolgen können. Nach Mitteilungen, die der Farmer Sauber in Haruchas von seinen Eingeborenen erhalten hat, soll das Tsauchabwasser in südwestlicher Richtung noch bis 10 oder 12 Stunden jenseits Seßriem gelangen. Dort soll eine große, bis zum Juni Wasser haltende Pfanne das sichtbare Ende des Flußlaufs bilden. Das würde mit der Beobachtung

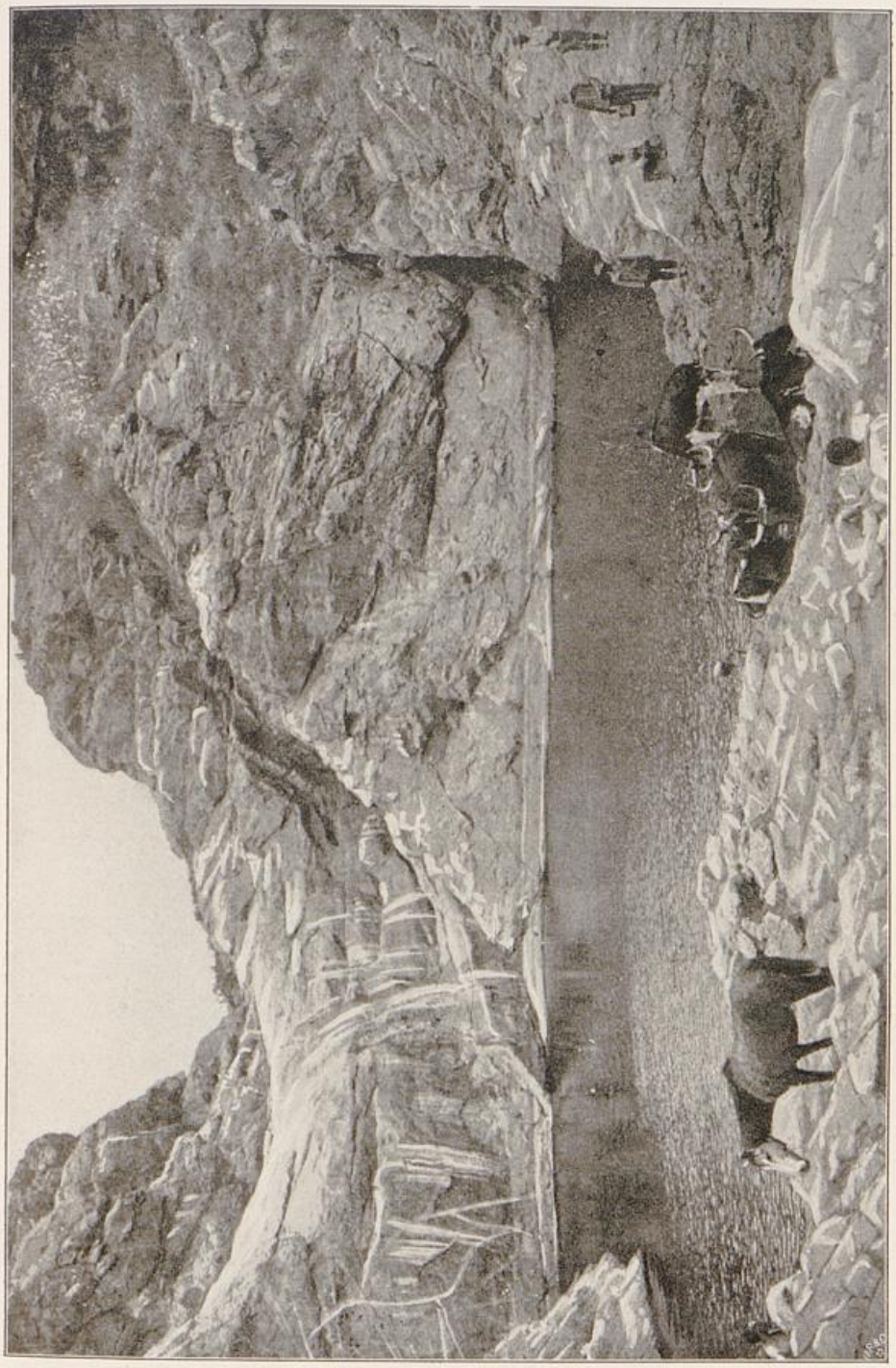
des Majors Maercker, die ein Umbiegen des Tsauchab in der Wüste in südlicher Richtung wahrnahm, in Einklang zu bringen sein.

Der Tsauchab umfließt das Naukluftgebirge erst von Norden nach Süden, dann scharf umbiegend von Osten nach Westen. Bei der Farm Urikos tritt das Zarisgebirge mit seinem Fuß bis unmittelbar an die Vorhöhen der Naukluft heran, so daß nur der Tsauchab in einem Tal, das noch keinen Büchsenschuß breit ist, hindurchtreten kann. Diese von beiden Seiten her weithin sichtbare, scharf eingeschnittene Öffnung zwischen dem Naukluft- und dem Zarisgebirge ist die Maerckerpforte. Gleich jenseits des Durchgangs liegen im Bett des Tsauchab die Johann-Albrechtsquellen, eine Reihe kräftiger Sprudel mit stark brackigem Wasser, das aus den gewaltigen Konglomeratmassen hervorbricht, in die der Tsauchab seine eigentliche Hochwasserrinne scharf eingenagt hat. Diese Konglomerate, die aus abgerundeten Rollstöcken und einem sehr harten zementartigen Kitt zusammengebacken sind, begleiten den ganzen Ostfuß des Naukluftgebirges und stehen auch am Anfang des Haupteingangtales, bei Unis, zu beiden Seiten hoch hinauf an. Sie bilden auch einen Beweis dafür, daß in der Vorzeit hier mächtige Regenfluten niedergegangen und gewaltige Ströme, die ganze Steinmassen mit fortwälzten, aus dem Gebirge hervorgebrochen sind. In der Maerckerpforte selbst führt das Bett des Tsauchab einige hundert Meter weit dauernd oberirdisch laufendes Wasser. Von hier geht ein Weg am Westfuß des Zarisgebirges um dieses ganze Massiv herum nach Zaris.

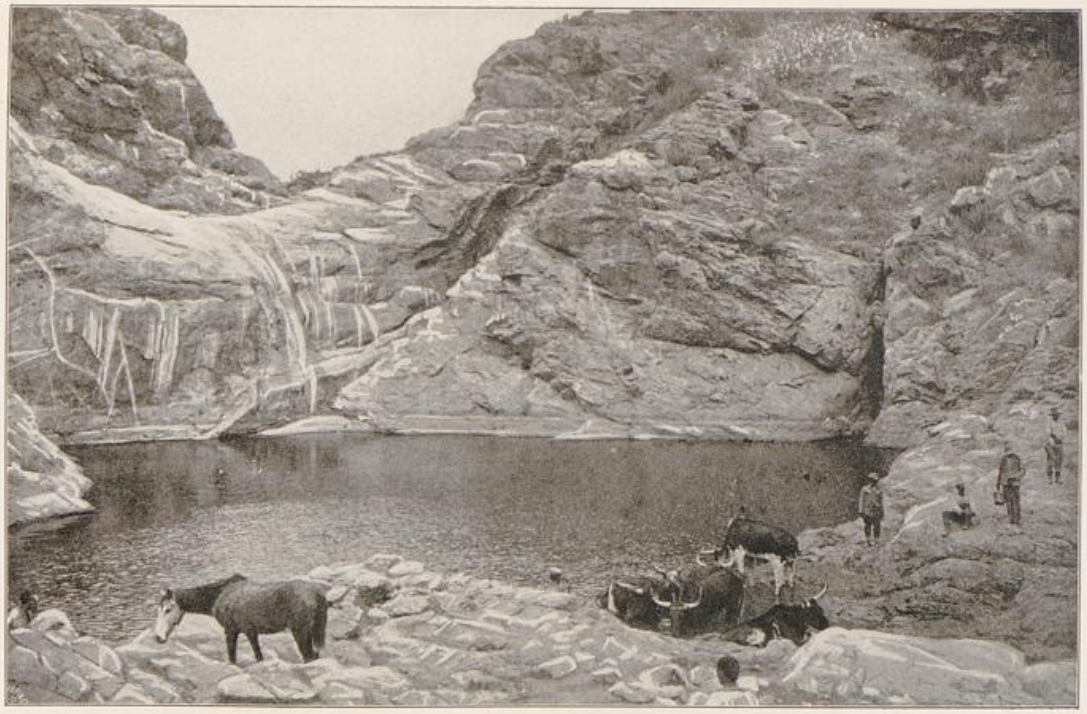
Das Zarisgebirge bietet im Gegensatz zu dem porphyrischen Gestein der Naukluft das Bild einer Tafelbergformation dar. An Umfang übertrifft es das Naukluftgebirge, und es soll im Innern stellenweise auch Wasser und gute Weide besitzen, aber abgesehen von vereinzelten Patrouillen des Majors Maercker, die während des Aufstandes dort auf der Spur flüchtiger Hottentotten waren, ist kein Weißer in das Innere hinein vorgedrungen. Es soll ein unbeschreibliches Gewirr von Talschluchten sein, die auf ihrem Grunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reichen Baumbestand tragen, von steilwandig eingegrabenen Cañons, senkrechten, oben tafelförmig abgeschnittenen Felsmassen und hoch aufragenden klotzartig gebauten Plateaus. Nach Osten tritt die Masse des Zarisgebirges etwas weiter in der Richtung auf den Bethanier Graben vor, als das Naukluftmassiv. Den auf diese Weise gebildeten einspringenden Winkel füllt eine stark erodierte Tafelgebirgslandschaft aus, die nach Norden hin in das Bergland zwischen Nomtsas und Haruchas übergeht. Sie ist gegen das eigentliche Zarisgebirge in einer deutlichen Stufe abgesetzt, und man hat den Eindruck, als ob es sich hier um eine tiefer abgesunkene und stärker verwitterte Vorstufe desselben handelt. Infolgedessen sind die Höhen an manchen Stellen stark abgetragen und es haben sich zwischen den tief verzweigten Talsystemen einzelne bequeme, für Wagen passierbare Übergänge gebildet. Der Hauptweg nördlich des Zarisgebirges führt von Urikos über die schöne Farm Neuras (Heuras) in südöstlicher Richtung nach Namseb und Maltahöhe. Die Station Maltahöhe, Sitz eines unter Gibeon stehenden Distriktsamts, war ursprünglich etwas weiter südlich, unmittelbar am Fuß des Schwarzrandes, angelegt worden, aber es erwies sich, daß dort während der Trockenzeit kein Wasser zu beschaffen war. Man mußte daher an den Hudup selbst herangehen und wählte einen Platz etwa eine halbe Stunde unterhalb des Punktes, wo das Flußbett aus der großen Grabenebene in einem scharf markierten Tal in das große Plateau eintritt. Diese Stelle ist geographisch deswegen interessant, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach ein Beispiel für die rückwärts greifende Erosion eines Flußtales durch eine Hochebene hindurch darbietet. Die Abdachung des Hanamiplateaus ist fast durchweg von Westen nach Osten gerichtet, und die Reviere, die das Plateau in tief eingenagten, stellenweise unpassierbaren Talschluchten durchziehen, gehen daher alle zum Leberfluß und zum Fischfluß. Sie entspringen oben auf der Höhe ganz in der Nähe des westlichen Abbruchs, und ihr reißendes Gefälle hat während der, wie schon erwähnt aus mehrfachen Gründen anzunehmenden früheren Pluvialperiode eine sehr starke Erosion



Wasserstelle Jaris.



Wasserstelle Zaris.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verursacht. Diese griff, da sich das Tal bereits an seiner Ursprungsstelle sehr stark austiefte und unter dem Einfluß der Verwitterung und der Regengüsse fortwährende Nachstürze des Gesteins erfolgten, schließlich bei dem stärksten Fluß, dem Hudup, so weit rückwärts, daß der westliche Rand des Plateaus angenagt und allmählich bis auf den Grund durchsägt wurde. Auf diese Weise erhielt der Hudup zuletzt sogar einen Teil der vom Zarisgebirge in die Grabenebene herabkommenden Gewässer samt dem nordwärts gerichteten Ablauf von der Bethanier Wasserscheide, dem Hasawabrivier, als Zulauf — wenn nicht, wovon gleich noch die Rede sein wird, dieser Teil des großen westlichen Grabens ursprünglich überhaupt einen durch den rückwärtigen Hudupdurchbruch entwässerten Binnensee ähnlich der einstigen Gestalt der Rheinebene zwischen Vogesen und Schwarzwald, gebildet hat. Durch die Hudūppforte führt der Weg quer über das Hanamiplateau von Namseb und Maltahöhe nach Gibeon. Da das Flußtal selbst unterhalb Maltahöhe bald unpassierbar wird, so muß der Weg hier nordwärts auf die Höhe und diese etwa zwei Stunden lang bis zur Farm Karichab, wo er wieder ins Tal hinabsteigt, überqueren. Auf dieser Strecke kann man eine Vorstellung von der Natur des eigentlichen Hanamiplateaus gewinnen. Die ganze Hochfläche ist derart mit Felstrümmern, großen und kleinen Steinen und Brocken bedeckt, daß ein Wagenverkehr erst möglich wurde, nachdem man in mühsamer Arbeit durch Wegwälzen und Sprengen der Steine eine gradlinige Bahn durch das Gelände markiert und auf dieser alsdann die noch vorhandenen Unebenheiten mit einer festen Packung aus kleinen Steinbrocken vollgefüllt hatte. Trotz dieser steinigen Oberfläche ist aber das Weidefeld auf dem Plateau meist gut, denn zwischen den Steinen wächst vortreffliches Gras und an manchen Stellen auch ein guter Futterbusch. Von Karichab bleibt der Weg bis hinter die schöne Wasserstelle Breckhorn noch im Flußtal, muß es dann aber wiederum verlassen, um ostwärts in das Talgebiet eines anderen Riviers, des Tsub, der gleichfalls über das Plateau zum Ceberfluß fließt, zu gelangen. Am Tsub liegt an einer

sehr reichen und schönen Wasserstelle die große Farm Tsub-Garis. Die Straße geht dann in vielfachem Auf- und Abstieg zunächst nach Satansplatz an einer Brackwasserstelle im Satansrivier, das in den Tsub mündet, und man erreicht von dort aus den jenseitigen Abstieg vom Plateau und das Tal des Leberflusses entweder direkt östlich bei Seßkamelbaum oder südwärts bei Tsubgaus an der Vereinigung des Tsubriviers mit dem Leberfluß.

Bei Namseb, wo wir die westliche große Senkung verließen, um dem Lauf des Hudup und der Straße über das Hanamiplateau zu folgen, treffen die Wege von Nomtsas, von der Naukluft durch das Vorland des Zarisgebirges und von Grootfontein (Süd) zusammen. Dieses südliche Grootfontein liegt inmitten einer großen, 7—8 Stunden langen und 4—5 Stunden breiten Ebene, die hier den Boden der westlichen Senkung bildet. Sie heißt die Grootfonteiner Fläche und wird ihrer ganzen Länge nach von Süden nach Norden vom Hasawabrivier durchzogen. Der Boden besteht durchweg aus einer tonigen Ablagerung, die keinen ordentlichen Graswuchs, sondern nur eine ziemlich dürftige Brackbuschvegetation aufkommen läßt. Schon nach mäßigem Regen weicht die Oberfläche derartig auf, daß es fast unmöglich ist, mit schweren Wagen die Fläche zu passieren. Das Niveau der Ebene ist fast vollkommen horizontal. Wahrscheinlich handelt es sich um den Boden eines früheren großen, mit Wasser gefüllten Beckens, das im Norden durch einen flachen Riegel geschlossen und abflußlos war. Zur Regenzeit ergossen sich die Gewässer vom Schwarzrand-, vom Zarisgebirge und von der Bethanier Wasserscheide her mit Gewalt in diesen See, indem sie eine Menge Gebirgstrümmer und Schutt mitbrachten. Allmählich füllte sich die ganze Hohlform mit diesem Material an und wurde so aus einem Seebecken zu einer flachen Pfanne. War das Wasser im Laufe der Trockenzeit verdunstet, so blies der Wind von dem aufgetrockneten Boden die sandigen Bestandteile aus, während die tonigen Massen aneinander backten und, allmählich immer noch in die Höhe wachsend, liegen blieben. Auf diese Weise füllte sich schließlich das ganze Becken bis an

den Rand an, so daß der Hasawab sich ein zusammenhängendes Bett durch die ganze Fläche bis zur jetzigen Huduppforte ausgraben konnte. Auch der obere Hudup innerhalb der Grabenebene liegt noch ganz und gar in ähnliche Tonmassen eingebettet, wie sie die eigentliche Grootfonteiner Fläche darbietet, und wahrscheinlich hat sich der alte Grootfonteiner See nach Norden bis an die heutige Wasserscheide zwischen dem Hudup und dem Quellgebiet der südlichen Fischflußzuflüsse ausgedehnt. Die Abflußlosigkeit hätte alsdann zu der Zeit aufgehört, als der Hudup die rückwärtige Durchnagung des Schwarzrands vollzogen hatte und mit dem oberen Ende seines Erosionstals den Boden der Grabenebene erreichte. Damit begann dann auch die allmähliche aber noch keineswegs vollkommene Aussüßung des einstigen Pfannenbodens. Der Sand, der von ihm während der Trockenzeiten ausgeblasen wurde, liegt heute noch in einer langgestreckten und breiten Dünenzone am Ostrand der Grootfonteiner Fläche, unmittelbar am Fuß des Plateauabbruchs, aufgeschüttet. Diese Ablagerungsstelle entspricht der vorherrschenden westlichen und südwestlichen Windrichtung. Ein ähnliches Beispiel von Dünenaufschüttung durch den Südwestwind werden wir bei der Betrachtung des östlichen Namalandes noch in weit größerem Maßstabe kennen lernen. Die Grootfonteiner Dünen bilden wirtschaftlich mit der Fläche eine zusammengehörige Einheit, denn von dem Brackbusch auf der salzigen Tonebene kann kein Tier dauernd existieren, wenn er auch als Zukost für Klein- und Großvieh vortrefflich ist. Die Dünen dagegen sind gut mit hohem und nahrhaftem Grase bestanden. Eine Schwierigkeit für die Bewirtschaftung des ganzen sehr ausgedehnten Gebietes liegt nur in der Spärlichkeit des Wassers. Die Dünen haben gar kein Wasser, und in der Fläche ist nach der geschilderten Art ihrer Entstehung natürlich auch wenig Aussicht, in bequemer Tiefe Wasser zu erlangen. Wenn die vorgetragene Meinung über ihre Entstehung richtig ist, so müssen sich allerdings in einer vorläufig unbestimmbaren, aber wahrscheinlich recht bedeutenden Tiefe große wasserhaltige Sand- und Schottermassen

finden. Gegenwärtig ist in der Fläche nur bei dem Platz Grootfontein, drei Stunden südlich von Namseb, reichlich Wasser vorhanden. Hier treten Kalkhügel auf und an ihrem Fuß liegen verschiedene starke Quellen, von denen der Ort seinen Namen hat und die den Kalk wahrscheinlich abgesetzt haben. Früher wohnte hier ein Zweig der Bastards, die gegen Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus der Kapkolonie einwanderten und deren Hauptmasse sich in Rehoboth niederließ. Die Grootfonteiner Bastards hatten ihre Häuser und Gärten bei den Quellen, wo sie auch ihr Vieh tränkten; ihr Weideland aber war in den Dünen. Aus Anlaß einer Pferderegistrierung widersetzten sie sich im Jahre 1901 den Anweisungen des Gouvernements mit der Waffe und verloren infolgedessen ihr Gebiet, das als Kronland eingezogen wurde. Seitdem ist der Platz, an dem noch die alten Bastardhäuser und die Kirche in verfallenem Zustande stehen, unbewohnt geblieben, mit Ausnahme einer vorübergehenden Okkupation durch einen deutschen Farmer. Für eine einzelne Farmwirtschaft ist das ganze Gebiet eigentlich zu groß; andererseits gehören die Fläche und die Dünen für die Bewirtschaftung untrennbar zusammen. Vielleicht wäre es angezeigt, an den Quellen, deren Wasserreichtum durch geeignete Aufschließungsarbeiten wahrscheinlich noch sehr vermehrt werden kann, eine Luzernepflanzung in größerem Maßstabe anzulegen, um auf diese Weise die Futterverhältnisse der Fläche zu verbessern. Wenn dies Unternehmen, wie wahrscheinlich, glückt, so könnte auf dem ganzen ca. 70000 ha umfassenden Grootfonteiner Areal eine kombinierte Straußen- und Kleinviehzucht in großem Maßstabe mit voraussichtlich gutem Erfolge betrieben werden.

Von Grootfontein aus öffnet sich westlich ein Weg durch das Zarisgebirge. Er führt zunächst nach den Farmen Plattfontein und Tourlosie, die am Rande einer eigentümlichen, flachen, aber ausgedehnten Kalkstufe liegen, die sich hier zwischen das Zaris-Sandsteingebirge und die Grootfonteiner Fläche einschiebt. Von Tourlosie führt ein fahrbarer Weg südwärts über Gorab nach Nam, einer Farm im Tal des oberen Zarisriviers. Außerdem kann man

direkt auf einem landschaftlich sehr schönen und romantischen aber beschwerlichen Reitpfade quer durch das Gebirge von Tourlosie nach Nam gelangen. Zwei Stunden weiter unterhalb liegt am Zarisrivier die wunderschöne Wasserstelle Zaris, mit einer Quelle und einem großen wassergefüllten Felsenbecken, einer sogenannten Bank, das durch Ausspülung des in hohem Sturz während der Regenzeit herabschießenden Wassers entstanden ist. Das Zaristal gehört mit seinen für südafrikanische Verhältnisse geradezu üppigen Grasreichtum, mit seinem schönen Baumbestande und der romantischen, in leuchtend bunten Farben schillernden Felsenlandschaft, in die es eingebettet liegt, zu den schönsten Punkten Südwestafrikas. Von der Höhe, auf der das im Aufstande zerstörte Farmhaus steht, blickt man nach Westen über das Tal hinweg grade auf die dunkle zackige Mauer des Achabgebirges. Hier hörte vor dem Aufstande die Kenntnis des Landes auf. Zaris war die letzte Farm gegen die Wüste hin, und im Achabgebirge war überhaupt nie ein Weißer gewesen. Nur von den Buschleuten hörte man, daß es dort Wasser gäbe. Hierher hatten sich im August 1905 verfolgte Hottentotten und eine Abteilung versprengter Hereros vor den deutschen Truppen zurückgezogen und glaubten sich in dem unbekannten Gelände am Rande der Namib sicher. Trotzdem gelang es der Erkundung des Majors Maercker, ihren Aufenthalt an der Wasserstelle Nubib jenseits des Gebirgskammes hart an der Namib festzustellen und das ganze Gelände soweit zu rekognoszieren, daß am 13. September der deutsche Angriff unter Führung Maerckers auf das Glänzendste gelang. Die Truppe passierte das Achabgebirge in einem quer hindurch führenden Engpaß, der Haruchasschlucht (nicht zu verwechseln mit dem Haruchastal vor der Naukluft), in der tatsächlich Wasser gefunden wurde. Jenseits des Gebirges, auf dessen westlichen Höhen die Stellung der Aufständischen lag, zeigte sich die Randzone der Namib als ein grasreiches Weideland mit zahlreichen baumerfüllten, aber trockenen Tälern, die aus dem Gebirge herabkamen. Dahinter in der Ferne leuchtete der rote Sand des Dünenmeeres, und aus ihm erhoben

sich inselgleich im Westen und Südwesten schroffe, nackte Gebirgszüge. Von Nubib sind es nach den Maerckerschen Skizzen in der Luftlinie nur noch etwas über 100 Kilometer bis an die Küste, und es ist daher wohl glaublich, wenn Major Maercker die von der Höhe des Achabgebirges aus gegen Westen wahrgenommene dunkle Färbung des Horizonts als sogenannten Wasserhimmel, der die offene Meeresfläche darunter kennzeichnete, auffassen zu sollen glaubte. Von Zaris führt dann ein zwei Tage langer, landschaftlich wie es heißt sehr schöner Weg durch reiche Weidegründe am Westrande des Gebirges entlang nach Aub (Auros), wo er auf den Weg trifft, der zwischen dem Zaris- und dem Naukluftgebirge von Urikos und den Johann Albrechtsquellen her durch die Maerckerpforte nach Seßriem führt, wo der Tsauchab in die Dünen eintritt. Ein anderer Weg, der während des Krieges durch die Truppe ausgebaut worden ist, führt von Zaris über die nahe gelegene und schöne Wasserstelle Rietfontein quer über das Gebirge hinüber auf das Kalkplateau, das sich nördlich von Tourlosie nach Norden hin erstreckt.

Südlich von Grootfontein dehnt sich die Fläche noch etwa zwei Stunden weiter bis an den Roten Berg, an dessen Fuß die beiden Farmen von Kleinfontein liegen. Dahinter verengert sich die Talsenkung zwischen dem Hanamiplateau und dem Zarisgebirge bis auf ein nur wenige Kilometer breites Tal, jenseits dessen der Hasawab nicht weit von der Farm Amhub seinen Ursprung nimmt. Von Amhub südwärts bietet sich wieder das Bild eines breiten, grabenartig ausgeprägten Tals. Drei Stunden südlich von Amhub, bei der Farm Aukam, liegt die Wasserscheide im Bethanier Graben, ca. 1500 m über dem Meer. Von hier beginnt der Abstieg nach Bethanien und zugleich das Quellgebiet des Konkip. Die Entfernung von Aukam bis nach Bethanien beträgt noch etwas über hundert Kilometer; der Fall der Grabensohle auf dieser Strecke nahezu 600 m. Den Westrand des Grabens bildet von Aukam an nicht mehr das Zaris-, sondern das Tirasgebirge, eine ähnlich geartete, am Rande in viele Tafelberge zernagte Masse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch das Tiasgebirge führt ein direkter Weg von der Farm Kosis, einige Stunden südlich von Aukam, über die im südlichen Namaland viel genannte schöne Farm Kunjas direkt nach Aus und Kubub am südlichen Baiweg. Bald hinter Kunjas passiert man auf dieser Route eine Bergschlucht, die Aribamsaspforte, die in den Kämpfen mit dem Häuptling Cornelius von Bethanien während des Aufstandes 1905 und 1906 verschiedentlich eine Rolle gespielt hat. Vor der Aribamsaspforte zweigt ein Weg nordwestlich durch das Gebirge nach der Sinclairmine ab, einer Kupferfundstelle unmittelbar am Rande der Namib, die früher vorübergehend ausgebeutet wurde, aber wegen der Schwierigkeiten des Erztransportes wieder verlassen worden ist. Der Westrand des Tirasgebirges gegen die Wüste hin soll sich nach Angabe der Eingeborenen durch großen Wasserreichtum, gute Weide und viel Holz auszeichnen. Es ist nicht unmöglich, daß eine nähere Untersuchung dieser Gebiete tatsächlich die Möglichkeit einer weiteren Ausdehnung der Farmwirtschaft gegen die Namib hin, als früher geglaubt wurde, erweist. Abseits von den beiden Wegen von Kosis über Kunjas nach Kubub und nach der Sinclairmine ist das Innere des Tirasgebirges, das mit dem nördlicher gelegenen Zarisgebirge durch eine von Weißen überhaupt noch nicht betretene etwas niedrigere Berglandschaft zusammenhängt, ganz unbekannt.

Unterhalb von Kosis verbreitert sich der Boden des Bethanier Grabens bedeutend. Er bildet hier keine Ebene, wie bei Grootfontein, sondern eine ziemlich stark profilierte, bergige Landschaft. Hier liegen am Konkip und seinen Seitenrivieren eine Anzahl guter Farmen: Goais, Ausis, Kawab und andere, sowie kurz vor Bethanien der Truppenposten Umub. Bethanien selbst verdankt seine Anlage nur seinem reichlichen Quellwasser; die Umgegend ist vollkommen steril, und während die vom Wasser gespeisten Gärten, namentlich der schöne und große Missionsgarten, dem ganzen Fleck das Ansehen einer Oase in der Wüste geben, muß das Vieh weit weg bis auf die Höhe des Hanamiplateaus getrieben werden, um Weide zu finden. In Bethanien wurde am 28. Oktober 1884 der

erste Schutzvertrag zwischen dem Generalkonsul Dr. Nachtigal und dem Kapitän Joseph Fredericks abgeschlossen. Durch diesen Vertrag wurde der Kaufkontrakt über den südlichen Streifen des Namalandes, den Lüderitz schon vorher mit dem Kapitän zu stande gebracht hatte, genehmigt und damit der tatsächliche Anfang der deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika gemacht. Von Bethanien sind es noch zirka zwei Stunden südwärts zu zu dem Punkt, wo die Straße von Keetmannshoop nach Lüderitzbucht, der südliche Baiweg, den Konkip kreuzt.

Unmittelbar östlich von Bethanien erhebt sich hoch und steil der Rand des Hanamiplateaus. Auf der Höhe hat dieses hier denselben überaus steinigen, schwer passierbaren Charakter, wie wir ihn bereits auf dem Wege zwischen Maltahöhe und Karichab bemerkt haben. Besonders schwer ist das Passieren der tief eingeschnittenen Flußbetten. Während des Aufstandes haben unsere Truppen bei der Verfolgung der Hottentotten dieses stellenweis wahrhaft unmögliche Gelände bis zur Erschöpfung kennen gelernt. Trotz dieser Schwierigkeit ist es wirtschaftlich nicht unbrauchbar. Die Höhen tragen zwischen den Steinen genügend Gras und Futterbüsche, und in den Talschluchten findet sich reichlich und häufig Wasser. Die Täler des Kutip, des Keitsub, des Hudup und die zahllosen übrigen Schluchten, deren Vorhandensein erst während des Feldzuges festgestellt wurde, bieten durch ihren Wasserreichtum eine genügende Basis für die wirtschaftliche Nutzbarmachung des größten Teiles der Hochebene. Der einzige wirkliche Verkehrsweg, der außer der Straße von Maltahöhe nach Gibeon das Plateau noch überschreitet, ist der von Bethanien nach Berseba. Der Aufstieg erfolgt durch ein Tal, in dessen Umgebung die Felsenlandschaft stellenweise wahrhaft großartige Züge annimmt: die Löwenpforte, mit dem Namawort „Chamaob". Von dort wendet sich der Weg nach Besondermaid am Goabrivier, das sich von der Plateauhöhe zum großen Fischfluß hinabwindet. Bald hinter Besondermaid kommt der Abstieg in die östliche Senke nach Berseba, das ähnlich wie Bethanien mit schönen durch den Wasserreichtum

bedingten Gartenanlagen in einer sonst fast vegetationslosen weiten Fläche liegt. In der Nachbarschaft von Berseba und in dem Gebiet nördlich bis Gibeon, nordöstlich bis Mukorob am Weißrand, finden sich zahlreiche Blaugrundstellen, die in ihrem Vorkommen denselben Typus zeigen, wie der diamanthaltige Blaugrund von Kimberley. Es sind trichterförmig in das Gesteinsinnere hinabführende Schlote, die mit einer bläulich-grünen oder gelb aussehenden harten Masse, vulkanischen Ursprungs, ausgefüllt sind, eben dem sogenannten Blaugrund. Im Blaugrund eingesprengt finden sich allerlei kristallisierte farbige Minerale, vor allen Dingen Granaten, und daneben als kostbarste Beimengung der Diamant. Es ist aber nicht gesagt, daß jede Blaugrundstelle diamanthaltig ist; man kennt auch im englischen Südafrika nicht wenige Stellen, wo keine Diamanten darin vorkommen. Bisher ist es noch in keinem einzigen Falle zweifelsfrei festgestellt worden, daß der Blaugrund bei Berseba und Gibeon tatsächlich Diamanten enthält, wenngleich von verschiedenen, teils in Südwestafrika aufgetauchten, teils in Deutschland befindlichen Steinen behauptet worden ist, sie stammten von daher. Ohne gut vorbereitete, tiefgreifende und kostspielige Untersuchungen wird sich die Frage, ob hier Diamanten in abbauwürdiger Menge und Qualität vorkommen, überhaupt nicht entscheiden lassen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß die Arbeiten des bereits vor dem Aufstand gegründeten sogenannten Gibeon-Syndikats, einer Gesellschaft, die sowohl Schürf- oder auch Handelszwecke verfolgt, endlich soweit gefördert würden, daß Klarheit in diese für die Gesamtentwicklung der Kolonie so wichtige Frage kommt. Die Behauptung, daß auf dem unmittelbar nördlich von Berseba aufragenden großen Brokkaros ein „Kraterschlot" und in diesem vermeintlichen Schlot Blaugrund mit Diamanten vorhanden sei, gehört in das Reich der Fabel.

Am Nordfuß des großen Brokkaros zieht sich das vielgewundene Kanibebrivier zum Fischfluß. Es kommt vom Hanamiplateau und sein Oberlauf vereinigt sich dortselbst mit dem tief eingeschnittenen Kutip oder Hammerrivier, dessen Verzweigungen auf der Hochfläche

ein unbeschreibliches Gewirr walderfüllter Schluchten mit zahlreichen Wasserstellen bilden. Hier, sowie in den nördlicher gelegenen Schluchtsystemen des Keitsub und Hudup, zu denen noch eine Menge anderer treten, die erst durch die Kriegszeit während des Aufstandes bekannt geworden sind und auf den Karten noch garnicht verzeichnet stehen, fanden die Hottentotten bei ihrem öfteren Wechsel von Ost nach West und umgekehrt regelmäßig eine schwer auffindbare Zuflucht. Auch das Gelände zwischen dem unteren Kanibebtal und dem parallel laufenden Stück des großen Fischflusses ist außerordentlich zerrissen und schwer passierbar. Dem Kanibebrivier gegenüber bei der warmen Quelle von Ganikobis mündet das Asabrivier von links her in den Fischfluß, dessen weit verästeltes fächerförmig ausgebreitetes Zuflußsystem mit seinem oberen Ende bereits dem großen östlichen Kalkplateau, dem Weißrand, entstammt und das wir bei der Besprechung dieses Gebietes näher kennen lernen werden. Etwa einen Tagemarsch aufwärts von der Stelle, wo der Kanibeb und der Asab in den Fischfluß münden, liegt die Stelle, wo der Fischfluß und sein bedeutendes Seitenrivier, der Leberfluß, sich vereinigen. Von der Höhe von Hanaus ab, wo der Fischfluß in die östliche Grabensenkung eintritt, fließen beide Riviere auf der Sohle des Grabens parallel miteinander, aber durch einen stehen gebliebenen kleinen Rücken voneinander getrennt. Gegenüber der Vereinigungsstelle erhebt sich eine auffallende Bergkuppe, der kleine Brokkaros. Das Fischfluß- und das Leberflußtal sind beide reich an schönen Wasserstellen. Am Leberfluß liegen Fahlgras, Gelwater, Kawieis, Keitsub und am Einfluß des Hudup die schöne Farm Rietkuil; etwas weiter oberhalb, an der Mündung des Tsub, Tsubgaus; noch höher hinauf, wo die große Straße von Kub her den Leberfluß von Gibeon aus zum erstenmal kreuzt, Farm Bergmann (von dem Besitzer de Wet nach dem berühmten deutschen Chirurgen so genannt), dann in einem kleinen Seitental Geitsabis, das vor dem großen Aufstande dem Unterkapitän der Witboois Samuel Isaack gehörte und einer der besten Farmplätze im ganzen Namalande ist; und schließlich

ganz am oberen Ende des Leberflusses Haribes, Geiaus und Aunas (Boeckhs Farm). Hier kommt die große Straße von Kub durch die „Pforte" von der nördlichen Höhe in das Anfangsgebiet der großen Senke herab. Etwas westlich davon sammeln sich die nördlichsten Zuflüsse des Leberriviers in einer großen Brackpfanne am Fuß des Plateaus.

Im Fischflußtal liegen oberhalb des kleinen Brokkaros Dürkrib, die Farm „deutsche Erde", Aroam, Nauroroams und dann das bereits öfters genannte Hanaus mit umfangreichen Blaugrundstellen, in denen man eine Menge frei umherliegender, aber für den Schliff nur selten brauchbare Granaten auflesen kann. Von Hanaus bis Gibeon bietet das Fischflußtal mit seinem von beiden Seiten steil abfallenden Felswänden und dem urwaldähnlichen Dickicht auf seinem Grunde, in dem namentlich die großen, unserem sogenannten Lebensbaum ähnlichen Dawebbüsche auffallen, einen interessanten und stellenweise romantischen Anblick dar. Bei Gibeon erweitert es sich nach Osten hin zu einem flachen Kessel, dessen Wände in langsamen Anstieg allmählich eine ziemlich bedeutende Höhe erreichen. Auf einer Vorhöhe gegen Osten liegt an einer die ganze Talweitung beherrschenden Stelle die alte Station Gibeon, die mit ihren verwetterten Zinnen und ihren langgestreckten Mauern von außen einen malerischen Eindruck macht, aber wegen des schlechten Materials (lufttrockene Lehmsteine) aus dem sie gebaut ist, eigentlich eine halbe Ruine ist. Als der Witbooiaufstand ausbrach, war die ganze Besatzung von Gibeon nur vier Mann stark. Auf der Station zogen sich dann die weißen Einwohner des ganzen Platzes Gibeon und die Farmer aus der Umgegend, denen es gelungen war, sich zu retten, mit ihren Familien zusammen. Das Wohnhaus Witboois und die alte Witbooikirche unterhalb der Station wurden im Oktober 1904 gesprengt, damit sie den Hottentotten bei einem Angriff auf die Feste nicht als Stützpunkt dienten. Unmittelbar am Fuße des Stationsberges liegt ein durch alte Schürfarbeiten teilweise aufgeschlossener, aber dann wieder halb verschütteter Blaugrundtrichter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei Gibeon treffen die beiden von Keetmannshop nordwärts ausgehenden Straßenzüge, der eine über Berseba und Hanaus westlich, der andere über Tses und Gründorn östlich des Fischflusses, wieder zusammen. Nördlich von Gibeon führt die große Straße nach dem Norden erst ein Stück weit im Fischflußtal entlang und wendet sich dann nach Osten in einem langen und steilen Anstieg auf den hohen Ostrand des Leberflußgrabens hinauf, um sich dann nach Überschreitung dieses Bergrückens, des Nunaib, nach Farm Bergmann (Seßkamelbaum) hinabzusenken. Der Weg durch das Fischflußtal führt weiter nach der Veterinärstation Kranzplatz. Hier verläßt er das mit einem undurchdringlichen hohen Urwalddickicht erfüllte Flußtal und biegt auf dem linken östlichen Ufer seitwärts in ein flachwelliges Gelände aus. Zur Rechten im Osten erscheint jetzt nicht mehr fern der helle Rand des großen Kalkplateaus. Bei Jakalsfontein, dreieinhalb Reitstunden von Gibeon, biegt man rechts in eine Schlucht hinein, die auf das Kalkplateau hinaufführt; gradeaus nach Norden führt die große Straße nach Mariental und dem einstigen Hauptsitz der Witboois Rietmond; westlich geht es nach der großen Farm der südwestafrikanischen Schäfereigesellschaft Grab, deren prächtige Gebäude mehrere Monate nach Ausbruch des Aufstandes, während das Hauptquartier schon in Gibeon lag, durch eine marodierende Hottentottenbande verbrannt wurden. Das Unternehmen der Schäfereigesellschaft, dem außer Grab noch verschiedene andere Farmen mit einem Gesamtareal von über 60000 ha gehören, verfügt über ein ausgesucht gutes Weideland mit zahlreichen Wasserstellen und repräsentiert unter einer sachverständigen und energischen Leitung einen der entwicklungsfähigsten und zukunftsreichsten Werte in der ganzen Kolonie. Zu Grab gehören auch die gewaltigen Quellen, die etwas oberhalb bei Garis in dem felsigen Bett des Fischflusses aufbrechen und auch zur Trockenzeit einen starken, aber schon nach kurzer Zeit wieder im Gestein verschwindenden Bach bildet. Das Fischflußbett besteht hier zu beiden Seiten der Stromrinne aus einem kilometerbreiten tiefgründigem Alluvium, das von einem üppigen Dickicht

von Weißdorn- und Dawebbäumen, Tamarisken und anderm Gesträuch erfüllt ist. Diese Grundwasservegetation ist so undurchdringlich dicht, daß man sich streckenweise nur beinahe kriechend hindurcharbeiten kann. Weiter oberhalb wird der Waldbestand im Flußbett lichter, aber durch die Höhe der frei wachsenden uralten Dornbäume nur umso stattlicher. Überall ist Wasser durch Graben leicht zu erhalten, und nicht selten stehen am Fuß der steilen Uferwände frei spiegelnde Lachen und Tümpel an. Auf der Höhe von Mariental münden mehrere tief in den ursprünglichen Rand des Kalkplateaus eingenagte Riviere von Osten her. Kurz oberhalb liegt in felsiger Landschaft, die den Eingeborenen während des Aufstandes viele Schlupfwinkel bot, die Farm Hardab. Oberhalb Hardap fließt der Fischfluß ein ziemlich langes Stück am Rand der Weißfläche (Urigab), der nördlichen Fortsetzung des Kalkplateaus entlang, von der in scharf markierten Schluchttälern eine große Anzahl kleiner Seitenriviere herabkommt. Etwas oberhalb Narib mündet von Westen her der Packriem, eine walderfüllte, vielgewundene düstere Talschlucht, in der während des Aufstandes zahlreiche Überfälle der Hottentotten auf deutsche Patrouillen und marschierende Abteilungen stattfanden. Kurz darauf bei Kuis erreicht die von Süden kommende große Gibeoner Straße wieder das Fischflußtal, um den Fluß bei Kub zum letztenmal zu kreuzen und ihn dann endgültig nordwärts zu verlassen.

Die Gliederung durch die beiden großen Talzüge zu beiden Seiten des Schwarzrandplateaus beherrscht, wie wir in der bisherigen Schilderung gesehen haben, das äußere Relief des mittleren und westlichen Namalandes in hohem Grade. Wir haben dabei, wie schon zu Eingang dieses Abschnittes betont, der Kürze halber und dem in der Beschreibung Südwestafrikas herrschenden Sprachgebrauch folgend, immer den Ausdruck Graben, Grabensohle usw. angewendet, auch wo in Wirklichkeit das geologische Entstehungsverhältnis möglicherweise kein Grabenbruch ist. Die genauere geologische Forschung des Namalandes, zu der bisher nur einige wenige bruchstückweise Anfänge existieren, wird in Zukunft auch noch näher

erkennen lehren, wie die Bildung des Hanamiplataus und der beiden großen Einsenkungslinien im einzelnen aufzufassen ist. Sehr viel einfacher als die Beschreibung der beiden Grabengebiete, des zwischenliegenden Plateaus und der westlich gegen die Wüste hin vorgelagerten Gebirgsstöcke gestaltet sich jedenfalls das Bild des Ost-Namalandes, dessen Skizierung wir uns nunmehr zuwenden.

Der Osten. Kalk und Dünen.

Als auffallendste Erscheinung tritt uns, — sobald wir das Fischflußgebiet ostwärts verlassen, eine Parallelbildung zu dem großen Sandfeld im Osten des Hererolandes in Gestalt einer ausgedehnten Dünenregion entgegen, die beinahe den ganzen Osten des Namalandes ausfüllt. Etwa in der Höhe von Windhuk und Gobabis geht die östliche Abdachung, der die Riviere des Herero-Sandfeldes, des Eiseb und des Epukiro mit ihren zahlreichen Seitentälern folgen, erst in eine südöstliche dann in eine direkt südliche über. Der schwarze Nosob, der weiße Nosob und der Seeisfluß, die sämtlich in ihrem oberen Laufe von Westen nach Osten fließen, drehen auf der angegebenen Höhe, wie wir bereits bei der Beschreibung des Hererolandes sahen, mehr oder weniger scharf nach Süden ab. Wir vergegenwärtigen uns noch einmal kurz die Verhältnisse. Der schwarze und der weiße Nosob vereinigen sich etwa in der Breite von Rehoboth bei Aais. Der Seeisfluß fließt bei Kowas mit dem von Hohewarte herkommenden Elefantenfluß zusammen. Das obere Stück des Elefantenflusses zwischen Kowas und Hohewarte wird Udaob genannt; unterhalb Kowas nennen ihn die Hottentotten Koaeib. Noch weiter nach Westen fließt der Schaffluß, der nach dem Durchbruch durch die Enge von Hatsamas sich gleichfalls aus der östlichen in die südliche Laufrichtung wendet und sich in den Dünen zwischen Hoachanas und Rehoboth mit dem Rivier von Rehoboth, dem Ganob, vereinigt. Weiterhin gegen Süden ist dann in den Dünen kein Flußlauf mehr erkennbar. Zwischen dem Ganob und dem Elefanten-

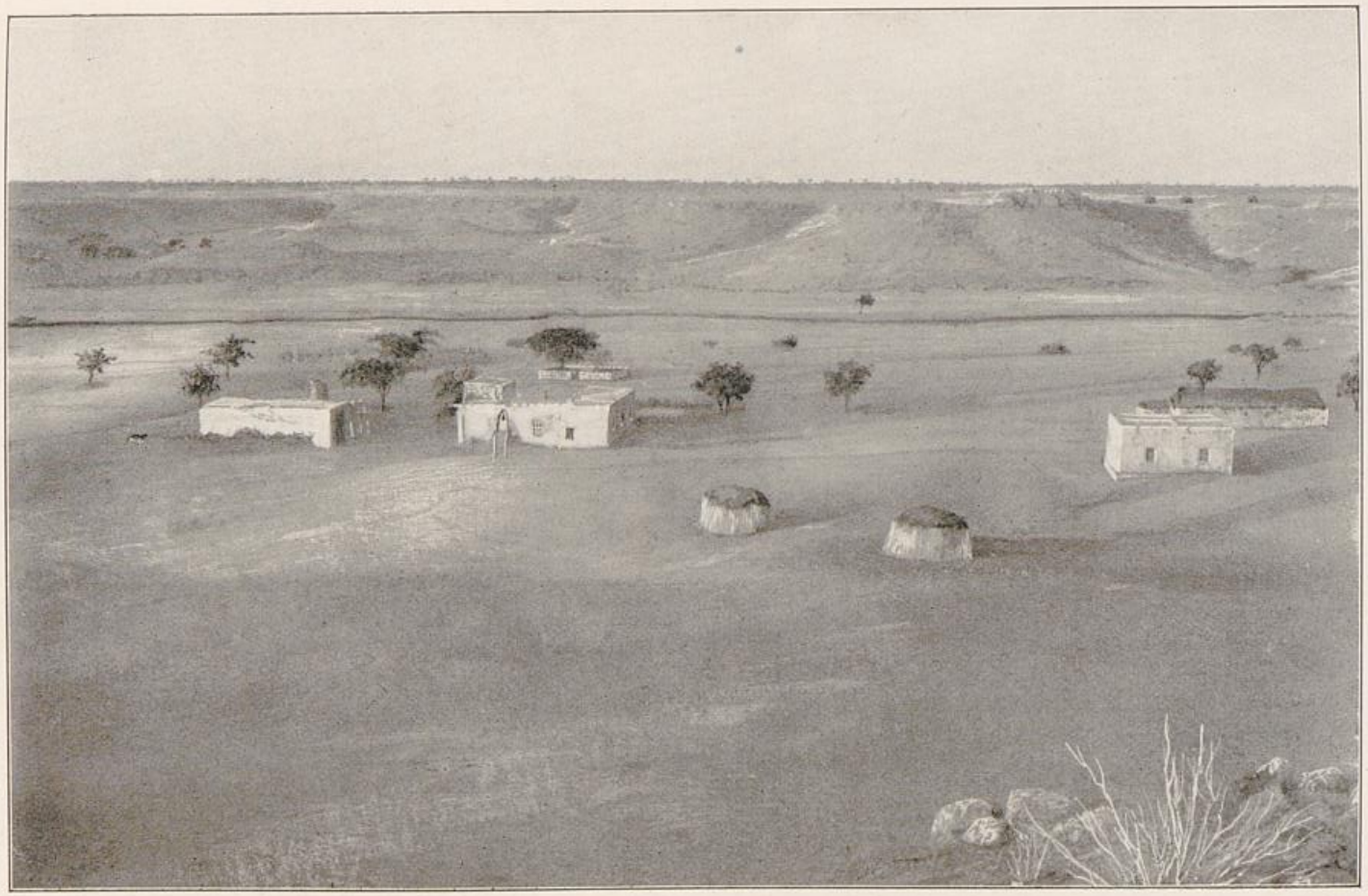
fluß fließen aber noch zwei parallele Riviere nach Süden: der Uriab oder Weißfluß, der von Lekkerwater am Wege von Rehoboth nach Hoachanas kommt, und der Auob. Der Uriab und der Auob vereinigen sich in der großen Pfanne von Kalkfontein. Von Kalkfontein abwärts heißt das ganze Rivier der Auob. 200 km weiter abwärts vereinigen sich Auob und Elefantenfluß. Auob, Elefantenfluß und der vereinigte oder „große" Nosob fließen auf dieser ca. 200 km langen Strecke fast parallel nach Südsüdwest. Wie sich aber der weitere Verlauf der Täler des Auob und Nosob gestaltet, ist nicht mit Sicherheit bekannt. Nach der gewöhnlichen Kartendarstellung geht der Auob in den Nosob und dieser weiter südlich in das von Mafeking am Ostrand des Kalahari kommende, seinerseits in den Oranje mündenden Molopo-Rivier. Nach den Berichten von Jägern und Eingeborenen aus der Kalahari vereinigen sich aber Auob und Nosob garnicht, sondern der Nosob wendet sich allmählich immer mehr nach Osten und sein Bett verläuft sich schließlich in die Kalahari. Demnach wäre es möglich, daß nicht der Nosob, sondern der Auob östlich von Rietfontein direkt in den Molopo mündet. Der Nosob hat seinerseits einen aus der Gegend östlich Gobabis kommenden, wenig bekannten Zufluß, den kleinen Nosob, der von links her auf der Höhe von Gochas in den Hauptfluß mündet. Der Nosob läuft in gewöhnlichen Regenjahren in der Stärke eines Baches bis etwas unterhalb Arahoab. Im Jahre 1895 lief er ausnahmsweise bedeutend weiter, bis Geiab. Dort hat ein alter Farmer und Händler, Duncan, einen 100 Fuß tiefen Brunnen gegraben, aber ohne Grundwasser zu finden. Im Auob läuft das Wasser gewöhnlich bis in die Höhe von Persip. Die Talbildung all dieser Riviere des Ost-Namalandes ist sehr eigentümlich, und offenbar hängt mit ihr auch die Gestaltung der Dünen, die dieses ganze Gebiet beherrschen, enge zusammen. Die Dünen ihrerseits müssen wiederum im Zusammenhang mit der großen Kalkablagerung betrachtet werden, die sich unter ihnen hinzieht.

Am deutlichsten ausgeprägt ist die Grenze des Kalkes im Süden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

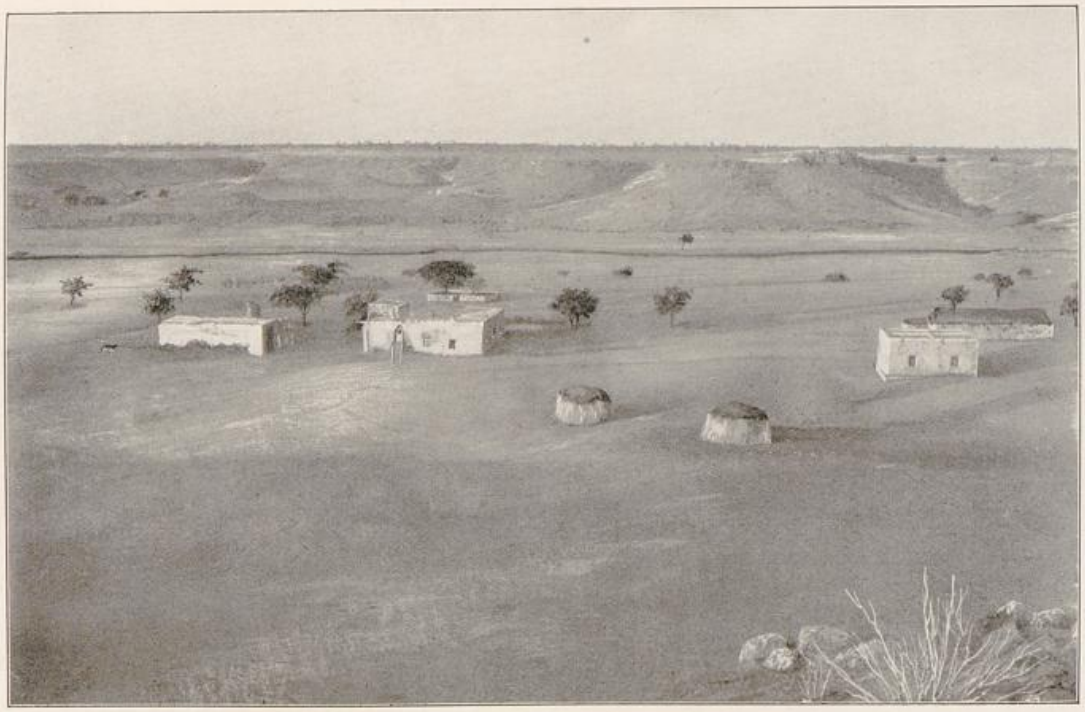
Bei Tses, etwa 80 Kilometer nördlich von Keetmanshoop, tritt zum ersten Mal ein deutlich ausgeprägter Steilabfall im Osten auf. Beim Näherherankommen sieht man sich am Fuß einer ziemlich hohen Wand aus hellem Kalkstein, und wenn man sie erstiegen hat, so breitet sich ostwärts eine weite, mit Geröll und bröckligem Gestein bedeckte Fläche aus, die meistens recht guten Graswuchs zeigt. Dieser Abfall des Kalkplateaus, der sogenannte Weißrand, setzt sich gegen Norden mehrere hundert Kilometer weit in verschieden scharfer Ausprägung fort. Östlich von Gibeon hat ein weitverzweigtes System von Rivieren sich, mit seinem Quellgebiet rückwärts fressend, in tiefen Schluchten weit in den Kalkrand hineingenagt, so daß der Rand hier außerordentlich stark ausgebuchtet und zernagt erscheint. Von Gibeon an verläuft er dann sehr deutlich und in ziemlich gerader Linie nach Norden bis Mariental. Hier findet sich wieder eine starke, durch ein Netz von kleinen Rivieren nach Osten hineingenagte Ausbuchtung. Nördlich von Mariental scheint es, daß das Kalkplateau sich zu einer ziemlich schmalen Zunge zwischen dem Uriabrivier und dem Fischfluß verengert. Der Abfall zum Fischfluß ist noch eine Strecke weit zu erkennen, dann aber verschwindet weiter nach Norden die ganze Gesteinsunterlage völlig unter den gewaltigen, dünenförmig angeordneten Sandmassen, die fast das ganze Gebiet zwischen der großen Straße von Rehoboth nach Kub und Hoachanas erfüllen. Die Grenze der Sandaufschüttung auf dem Kalk läuft von der Gegend südöstlich von Rehoboth über Rietmond, Mariental, Karaam (östlich Gochas) und Amadab immer weiter nach Südosten — in einer gewissen Entfernung dem Auob parallel. Persip und Koes liegen noch außerhalb der großen Dünenwelt. Kiriis, etwas nordöstlich von Hasuur, liegt dicht am Rande; das englische Rietfontein liegt diesseits der Dünen. Den großen zusammenhängenden Dünenmassen sind an vielen, mitunter weit abliegenden Stellen einzelne dünenförmige Sandanhäufungen vorgelagert; im Ganzen aber ist die Grenze, von der ab der Kalk zusammenhängend mit Sand überschüttet ist, ziemlich scharf gezogen. Der Weg von Rietmond übr Noib, Karaam,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Missionsstation Gochas im Auobtal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Missionsstation Gochas im Auobtal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Amadab, Persip, Koes, Kiriis nach Rietfontein läuft immer an der Grenze des Dünengebiets entlang, ohne die Dünen zu berühren.

Eine geologische Untersuchung des Kalkgebiets in größerem Stil würde wahrscheinlich sehr lohnen. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die Kalktafel nicht dick ist. Auf dem Wege von Gibeon nach Gochas passiert man hintereinander die oberen Enden jenes Schluchtensystems, das sich weiter südlich zum Asabrivier vereinigt und von dem bereits mehrfach die Rede war. Hier zeigt sich der Kalk an verschiedenen Stellen bis auf den darunter liegenden Sandstein durchnagt. Unweit der Farm Nornaub liegen südlich vom Wege große versteinerte Baumstämme in den Sandstein eingebettet. Ein ganzer versteinerter Wald liegt auch ca. 50 Kilometer südlich am Mukorob-Kegel, hart auf der Grenze zwischen dem Kalkrand und der vorgelagerten Fläche. Bei Nornaub hat die Erosion bereits tief in den untergelagerten Sandstein hineingegriffen und ein Gewirr von Schluchten tief im Kalk erzeugt. Auf der Schichtengrenze zwischen Kalk und Sandstein treten öfters kleine Quellen auf, so bei Nornaub und Goamus, direkt östlich von Gibeon. Die Quelle von Goamus ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen. Die Sandsteinformation in dieser Gegend läßt nach dem Urteil des Anfang 1905 bei Groß-Nabas gefallenen Berginspektors Semper die Vermutung zu, daß sich hier, wenn auch wohl erst in größerer Tiefe, Kohlenlager finden könnten. Besonders interessant ist in mineralogischer Beziehung der Platz Mukorob. Hier finden sich hart am Rande des Kalks mehrere große Blaugrundstellen. Im Jahre 1897 ließ ein von dem Besitzer Routh gegründetes Minensyndikat einige Schächte abteufen, deren tiefster die Sohle von 90 m erreicht hat. Die Ausbeute an Mineralien war reich und mannigfaltig; die Erschöpfung der Geldmittel des Syndikats und das Verbot des Gouvernements, englisches Kapital in größerem Umfange heranzuziehen, hat aber die endgültige Aufschließung bis jetzt verhindert.

Es ist als sicher anzunehmen, daß der Kalk noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit viel weiter nach Westen gereicht hat, als jetzt,

denn der Abbruch des Randes und die Wegführung der abgebröckelten und verwitterten Massen geht noch fortgesetzt mit großer Schnelligkeit vor sich. Der ganze Rand ist nicht hoch; auf dem Wege von Gibeon nach Goamus z. B. wird die Höhe der Böschung nicht über 30 m betragen; bei Mukorob beträgt sie allerdings gegen 100 m. Die oberste Kante bricht vollkommen senkrecht oder gar überhängend ab und ist nur durch einzelne eingewitterte Breschen für Fußgänger und Pferde ersteigbar. Man kann oft stundenlang am Fuß des Kalkes hinziehen, ohne einen Aufgang zu finden. Unterhalb des Steilabbruchs setzt eine erst schroff, dann langsamer geböschte Schutthalte an, die sich allmählich in die vorliegende Ebene verliert. Verwitterung und Regengüsse arbeiten an der Zertrümmerung des Randes und an der Fortführung des losgebrochenen und zerkleinerten Materials zum Fischfluß. Die zahlreichen Schluchten fressen sich durch rückwärts schreitende Erosion immer tiefer in das Plateau hinein. Weiter nach Osten scheint die Dicke des Kalkes noch größer zu sein, als an dem stark abgetragenen Westrand. Wenigstens erreichen die mächtigen, tief eingeschnittenen Muldentäler des Auob und Nosob nicht den Grund der Ablagerung. Es wäre sehr interessant und zugleich praktisch wichtig, durch Bohrungen die Dicke des Kalkes, d. h. die Entfernung bis zu der auf seinem Grunde befindlichen Wasserschicht, festzustellen. Der Kalk ist ein gutes Weidegebiet, aber er leidet naturgemäß an Wassermangel, da das Gestein alles niederkommende Wasser vermöge seiner Durchlässigkeit sofort aufschluckt und bis auf den untergelagerten schwer durchlässigen Sandstein versickern läßt. Infolgedessen gibt es im Kalkgebiet hauptsächlich nur zwei Arten von Wasserstellen: Quellen, die auf der Schichtgrenze zwischen Kalk und Sandstein austreten und naturgemäß nur dort zugänglich sind, wo diese Schichtengrenze durch vollständige Verwitterung der darüber liegenden Kalkschicht aufgeschlossen ist, und sogenannte Pfannen. Die Pfannen sind merkwürdige und ihrer Entstehung nach nicht leicht zu erklärende Gebilde, die auf jeden Fall von den Kalkpfannen des Ostthererolandes verschieden sind. Es gibt Pfannen

von sehr mannigfaltiger Größe. Wenn man von der großen Etoschapfanne im Norden absieht, so liegen die größten Pfannenbildungen Südwestafrikas überhaupt auf dem Kalk oder in seiner unmittelbaren Nähe. Eine besonders auffallende Gruppe großer Pfannen liegt ganz im Süden des Kalkgebiets, westlich von Rietfontein. Der Weg von Keetmannshoop über Hasuur nach Rietfontein berührt sie eine nach der andern. Verschiedene sind mehrere Reitstunden lang und breit. Weiter nordwärts liegen: Rooipan, 3 Stunden südlich von Koes, dann die Pfannen von Koes, Daberas und Persip. Kleinere Pfannen gibt es auf dem Kalk unzählige, so z. B. bei Amadab, Aukam, Karaam und Noib. Auch viel weiter nordwärts in der Gegend von Hoachanas und im Osten bei Aminuis, zwischen dem großen und kleinen Nosob, tritt massenhafte Pfannenbildung auf. Man nennt diese Gebilde gewöhnlich Kalkpfannen; einige werden aber nach ihrer Beschaffenheit auch als Salz- oder Salpeterpfannen bezeichnet. Die Pfanne von Aminuis liefert ein Salz, das von ihr in großen Mengen weither für das Vieh geholt wird. Die Daberaspfanne ist ganz bitter; Oukas bei Hoachanas hat Salpeterboden.

Das äußere Bild, das alle Pfannen, große wie kleine, gemeinsam darbieten, ist das einer vollkommen ebenen, weißen, hellgrauen oder rötlichen, gegen die Umgebung leicht eingesenkte und vegetationslosen Fläche. Zur Regenzeit läuft das Wasser in diesen Senkungen zusammen und bildet flache, manchmal stundenbreite Seen, die aber bald austrocknen und erst eine feuchte Schlammschicht, darnach einen harten Grund zurücklassen, auf dem in der Trockenzeit Pferdehufe und Wagenräder kaum sichtbare Spuren hinterlassen. An einzelnen Pfannen ist man durch Brunnenarbeiten und Bohrungen etwas in die Tiefe gegangen und hat dabei festgestellt, daß es sich um ganz feingeschichtete Ablagerungen eines stark kalkhaltigen Tones von bedeutender Mächtigkeit handelt. Da nun viele Pfannen deutlich von einer Umrandung anstehenden Gesteines umgeben sind, so handelt es sich hier offenbar um Ausfüllungen von Hohlräumen, die vordem in der Gesteinsoberfläche

bestanden haben. Ich selbst habe eine Pfanne, die von Guikus im Distrikt Gobabis, etwas näher untersuchen können. Diese liegt nicht im Kalkstein, sondern in einer Umgebung von sehr dichtem rotem Sandstein, der rundum in hohen Klippen ansteht. Nur auf der einen Seite des einige hundert Meter im Durchmesser haltenden Beckens liegt heller junger Kalkstein. In der Mitte der Pfanne von Guikus liegt ein über 30 m tiefer Schacht, den der verstorbene Besitzer angelegt hat, weil er irrtümlicherweise glaubte, er würde in der Tiefe auf Kohlen stoßen. Das ganze Schachtloch ist durch eine Aufeinanderfolge von vielen tausenden papier- bis pappdeckeldünnen rötlichgelben Schichten von hartbröcklicher Konsistenz getrieben, die ganz dünne schwärzliche Einlagerungen offenbar pflanzlichen Ursprungs aufweisen. Die Farbe des Schichtungsmaterials ist durch das ringsum vorkommende Gestein bedingt. Der Inhalt der Pfanne ist tonig und sehr geeignet zur Herstellung von Pflaster- und Mosaikziegeln, wie ein Versuch bewiesen hat. Innerhalb des Kalkgebiets ist die Füllmasse der Pfannen in der Tiefe, soweit die wenigen gemachten Aufschlüsse ergeben, der Farbe des umgebenden Gesteins entsprechend, weißlich, hellgelblich oder hellgrau. Aller Pfannengrund aber, das kann als feste Regel aufgestellt werden, ist toniger Natur, wie schon daraus hervorgeht, daß die Regengewässer, die auf den Pfannen zusammenlaufen, nicht einsickern, sondern bis zu ihrer Verdunstung stehen bleiben.

Man kann sich aus den gegenwärtigen Vorgängen ein Bild davon machen, wie die Pfannenbildung in den Grundzügen allmählich vor sich gegangen ist. Zur Regenzeit, wenn das Wasser auf der Pfanne steht oder die Oberfläche noch feucht ist, jagt der Wind in Form von Staubwolken und Sandtreiben eine Menge fein zerkleinerter Verwitterungsprodukte über die Pfannen hin. Was dort niederfällt, sinkt im Wasser unter oder bleibt an der feuchten Oberfläche haften. Nachher, wenn der Boden austrocknet, werden die sandigen Bestandteile wieder ausgeblasen, die tonigen Teilchen aber backen mit der im Lauf der Zeit aufgehäuften gleichartigen Unterlage zusammen und bleiben als eine dünne Schicht

über die ganze Pfanne hin festhaftend liegen. So wächst der Boden der Pfannen mit jeder Regenzeit um ein unmerkliches in die Höhe, bis schließlich die vollständige Einebnung erfolgt ist. Solche ganz eingeebnete einstige Pfannenböden finden sich gleichfalls öfters. Sie sind immer noch an dem harten Tongrund und an der Vegetationslosigkeit zu erkennen. Diese ist zum Teil auch durch den starken Salzgehalt der Pfannenböden bedingt. Ganz Südafrika hat infolge seiner mangelhaften Abflußverhältnisse einen im Durchschnitt stark salzhaltigen Boden. Das Regenwasser löst die Salze zum Teil auf und führt sie im gelösten Zustande nach der Pfanne zusammen. Bei der Verdunstung bleiben die Salze dann als Rückstand mit dem Ton zusammen liegen. Ist der Salzgehalt auf diese Weise stärker angereichert, so scheidet sich das Salz entweder von selbst als reifähnliche Masse an einzelnen Stellen der Pfanne aus, oder es wird von Regenwasser bis in etwas größere Tiefe hinein bei der Durchweichung des Bodens ausgelaugt und bleibt alljährlich nach der Verdunstung als feste oder bröcklige Schicht auf dem Boden liegen. Es wäre sehr interessant, einmal durch wirkliche Bohrungen festzustellen, welche Ausfüllungstiefe die Pfannen besitzen. Wahrscheinlich sind wenigstens die größeren Pfannen bereits in dem alten Gestein, das unter dem Kalk liegt, als Hohlräume, Schluchten, Talkessel oder Einbrüche, vorgezeichnet. Diese Art von Kalkpfannen unterscheidet sich also wesentlich von den gleichfalls Kalkpfannen genannten Bildungen im östlichen Hererolande und im Sandfeld, die wir früher besprochen haben.

Bei den Pfannen des Kalkgebiets tritt nun das vorhandene Wasser in der Regel an den Rändern auf. Manchmal ist es süß, öfters brackig; bisweilen auch salzig oder bis zur Ungenießbarkeit bitter. An der Pfanne von Hasuur finden sich Brunnen mit brackigem und süßem Wasser wenige Schritte von einander. Die Art dieser Wasservorkommnisse an den Pfannen, namentlich die Richtung des Zuflusses, die Lagerung des Gesteins und das möglicherweise vorhandene Auftreten älterer undurchlässiger Schichten in der Nähe der Pfannenränder, ist noch nicht näher untersucht. An sich er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

scheint es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn die Pfannen ursprünglich stark profilierte Hohlräume in der Kalkdecke bildeten, die Ränder alsdann ringsherum schon früher eingestürzt und stärker abgetragen waren, so daß das darunter liegende Gestein im Randgebiet der Pfanne von Anfang an näher an die Oberfläche herantrat und das auf diesem Horizont zirkulierende, durch den Kalk hinabgesickerte Wasser an der Berührungsstelle zwischen dem alten Abbruch und der Ausfüllungsmasse hervortritt.

Unter diesen Umständen ist es nicht unwahrscheinlich, daß Bohrungen durch den Kalk hindurch überall auf Wasser führen werden, sobald die Unterlage, die wie gesagt in der Höhe von Gibeon aus dunklem dichten Sandstein besteht, erreicht ist. Das Gebiet, das auf diese Weise für die Bewirtschaftung zu erschließen wäre, ist sehr ausgedehnt. Etwa von der Linie Keetmanshoop-Hasuur an, wo die Kalkbildung nach Süden aufhört, dehnt sich nordwärts zwischen dem Rande des Dünengebiets und dem westlichen Abbruch des Kalks ein Gebiet von über 10 000 qkm Größe aus, das unter den jetzigen Verhältnissen nur in beschränktem Umkreise um die wenigen vorhandenen Wasserstellen ausgenutzt werden kann, während es nach Aufmachung von hinreichendem Wasser zusammenhängend in besiedelbares Farmland aufgeteilt werden könnte. Zwischen Hasuur und Koes, zwischen Koes und Persip, zwischen Fahlgras und Daberas und weiter nach Norden über Karaam hinaus bis gegen Mariental steht gute, stellenweise vorzügliche Weide. Bei Hasuur, Koes und Persip ist wegen der geringen Sterbegefahr auch Pferdezucht möglich; ebenso in dem ganzen Zwischengebiet. So wie die Wasserverhältnisse jetzt liegen, war dies ganze Gebiet während der zweiten Hälfte des Jahres 1905 ein Hauptschauplatz für die endlosen Verfolgungsmärsche der Abteilung Estorff hinter dem Witbooistamm her, die darauf abzielten, durch stete Aufscheuchung des Gegners und Besatzung der wenigen Wasserplätze den Widerstand des Feindes zu brechen. Die Strapazen, die Mann und Pferd auf unserer Seite durch die großen Durststrecken auferlegt wurden, waren ungeheuer, aber schließlich sind auf diese Weise

die Witbois doch niedergerungen worden. Der Durst war es, der schließlich den Widerstand brach.

Die Linie Rietmond—Persip—Koes—Hasuur bezeichnet, wie wir sahen, ungefähr den Rand des Dünengürtels. Die Dünen sind hier lauter parallel laufende Wälle aus rotem oder rötlichem Sand. Ihre Höhe wechselt von 3 oder 4 bis zu 10 oder 12 Metern. Wenigstens habe ich auf den beiden Routen, auf denen ich das Dünengebiet kreuzte, zwischen Karaam und Gochas und zwischen Kalkfontein und Rietmond, keine gesehen, die man auf viel mehr als 10 m hätte schätzen können. Die Dünen liegen im Unterschied zu denen der Namib nicht nur vollkommen fest, sondern sind auch mit reichlichem Gras und Busch, stellenweise sogar mit niedrigen Bäumen, bewachsen. Der Abstand der einzelnen Kämme voneinander ist sehr verschieden. Manchmal liegen sie so nahe beieinander, daß die vordersten Ochsen des Gespannes bereits den zweiten Sandwall zu ersteigen anfangen, während der Wagen noch von dem vorigen herabkommt. An anderen Stellen beträgt der Zwischenraum eine viertel bis eine halbe Stunde. In den Tälern zwischen den Dünen tritt der Kalkstein öfters deutlich hervor — durch Weißfärbung des Sandes, durch das Auftreten von festen Gesteinsbrocken, hier und da auch durch Sichtbarwerden der kompakten Felsunterlage. Vollkommen klar ersichtlich wird es an den großen Flußtälern, daß die Dünen nur ganz lose auf die östliche Fortsetzung des Kalkplateaus aufgeschüttet sind. Die Täler des Auob, des unteren Elefantenflusses und des Nosob sind mächtige, tief im Kalk ausgehöhlte Mulden. Wenn man die Talränder ersteigt, so stößt man im Osten wie im Westen nach kurzer Zeit auf den ersten Dünenwall. Zwischen Karaam und Gochas liegen auf einer Strecke von 30 km im ganzen etwa 70 Dünen, wovon über 30 große. Zwischen Rietmond und dem Weißfluß liegen nur etwa 10 von mittlerer Höhe, auf einer Strecke von etwa ebensoviel Kilometern. Dann folgt eine große Lücke in der Dünenregion, bis sie jenseits des Auob, wo ein neuer Kalkrand sich erhebt, wieder auftreten. Zwischen Hoachanas und Sendlingsgrab haben wir die Dünen bereits bei der Besprechung

des Bastardlandes kennen gelernt. Östlich von Hoachanas hören die Dünen für eine Weile auf, und man stößt erst wieder auf welche, wenn man den Nosob überschritten hat und sich Aminuis nähert. Jenseits des mittleren und unteren Auob aber ziehen sich die Dünen, Wall auf Wall, ins Endlose. Von Gochas aus ist eine Patrouille ostwärts während des Witbooifeldzuges, wenn ich mich an die Erzählung recht erinnere, bis zur 193ten Düne vorgestoßen. Man war weit jenseits des Elefantenflusses und hätte nach der Karte und nach der Schätzung der zurückgelegten Entfernung auch schon den Nosob lange erreicht haben müssen, aber vom Nosob war keine Spur zu finden — augenscheinlich auch ein Zeugnis dafür, daß er tatsächlich bereits oberhalb der Breite von Gochas nach Osten abbiegt. Wasser war keins vorhanden, und, um nicht in die Gefahr des Verdurstens zu kommen, mußte die Patrouille umkehren. Weit und breit zeigten sich die Dünen reichlich mit Gras und Busch bewachsen; in den Tälern zwischen ihnen stand mittlerer Baumwuchs. In der Breite von Gochas markiert sich auch der Elefantenfluß nur als ein solches Dünental mit besonders reichlichem und kräftigem Baumbestand. Die tiefe Aushöhlung seines Tales fängt erst etwas weiter südlich an. Ähnlich schwach ausgeprägt ist das Bett des Riviers bereits oben im Norden bei Kowas. Auch der Seeisfluß nördlich von Kowas markiert sich nur durch eine weite mit Wald bestandene Fläche, innerhalb derer ein eigentliches Bett überhaupt nicht zu finden ist. Wasserstellen hat der Elefantenfluß nur in seinem oberen Lauf. Das dortige Gebiet gehört mit Hoachanas noch zum Distrikt Rehoboth, wird aber nicht mehr von den Bastards bewohnt, sondern war bis zum Aufstand von 1904 Stammesgebiet der „Roten Nation", d. h. der Hottentotten von Hoachanas. Zwischen Hoachanas und dem Elefantenfluß liegt das sogenannte Omtjesfeld, ein dünenfreies Gebiet, in dem die kleinen zwiebelähnlichen Knollen, die sog. Omtjes, ein Hauptbestandteil der Feldkost der Eingeborenen, massenhaft vorkommen, das aber auch wasserlos ist, ebenso wie alles Land jenseits des Elefantenflusses bis zum Nosob. Auf dieser Strecke finden sich bereits wieder ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelte Dünen. Die letzten Ausläufer des großen Sandgebiets, das sich von Süden her heraufzieht und sich ostwärts über Aminuis bis in die Kalahari hinein erstreckt, reichen auf dem rechten Ufer des Nosob bis in die Höhe des Zusammenflusses bei Aais. Hier ist das linke Ufer felsig und soll aus Sandstein bestehen, das rechte flach. Im Flußbett steht sehr reicher Baumbestand und an verschiedenen Stellen befindet sich fließendes Wasser. Die Weide zwischen Dornfontein und Nugoais, den beiden letzten Wasserstellen am Elefantenfluß, und Aais am Nosob ist sowohl auf den Dünen als auch auf den dazwischen liegenden Flächen vorzüglich. Südlich von Aais folgen im Tal der vereinigten Nosob eine ganze Reihe Wasserstellen aufeinander. Etwa unter dem 24. Breitengrade, der Grenze zwischen dem Distrikt Gobabis und dem Bezirk Gibeon, liegen nahe beieinander die zum Teil bereits von Farmern besiedelten Plätze Awadaob, Nabus und Arahoab, mit reichlichem und ausdauerndem Wasser. Zwischen Awadaob und Aais liegt im Nosob die wichtige Wasserstelle Naossanabis oder Wesleyvale, wo der Weg aus dem Bastardlande über Hoachanas nach Gas und dem nördlichen Lidfontein das Rivier kreuzt. Auf dieser ganzen Strecke fließt der Nosob bereits in einem 20—30 m tief eingeschnittenen Muldental zwischen Felswänden, die größtenteils aus Kalk, stellenweise aber auch aus einem harten Sandstein, der sich zu Schleifsteinen verarbeiten läßt, bestehen. Das große Kalkplateau scheint demnach nordwärts bis in diese Gegend zu reichen, aber auch die Sandsteinunterlage bereits mehrfach hervorzutreten. Zu beiden Seiten des Flußbettes erstrecken sich unabsehbare wasserlose Dünenmassen, die alle in derselben Richtung von Nordwest nach Südost als parallele Wälle verlaufen und mit reichlichem Graswuchs bedeckt sind. Unterhalb Arahoab hören die ausdauernden Wasserstellen auf und ein weiteres Vordringen ist nur noch in der Regenzeit möglich, wie unsere Truppen während des Hottentottenfeldzuges genügsam erfahren haben. In Akanaus, an der Mündung des kleinen Nosob, ist ein sehr tiefer, gleichfalls durch den Händler Duncan angelegter Brunnen mit bitterem Wasser. Je

weiter abwärts, desto mächtiger und tiefer eingeschnitten wird die Aushöhlung des Nosobtales im Kalkplateau. Die Oberfläche des unter den Dünen abgelagerten Kalks ist so horizontal, daß sich auch von den höchsten Dünenkämmen aus nirgends eine weitere Aussicht ergibt. Es ist, als ob man über eine Meeresfläche mit Wegen aus Sand statt aus Wasser hinsieht.

In einer vollkommen gleichgearteten Mulde im Kalkplateau, wie der Nosob sie aufweist, zieht sich auch das Bett des Auob unterhalb Stamprietfontein hin. An dieser Stelle öffnet sich das Auobtal nach Norden zu einer weiten Fläche, in der die Kalkränder immer weiter auseinandertreten. An ihrem Fuße liegt sowohl nach Westen als auch nach Osten eine Reihe als Quellen auftretender Wasserstellen: Schürfpenz, Swartmodder u. andere. Weiter nach Norden in einer schmalen Verlängerung des Beckens, durch das der oberste Teil des Auob fließt, liegen die Quellen von Eidfontein, und schließlich am Ursprung des Flusses selbst das große Quellgebiet von Hoachanas. Wahrscheinlich haben wir auch hier eine ursprüngliche große Hohlform vor uns, die bereits existierte, bevor der Kalk sich ablagerte, und an deren Rändern, in der Fuge zwischen den aufeinanderliegenden verschiedenen Gesteinsarten das Wasser austritt. Die ausgezeichnete Weide hat eine Gruppe von Buren, die nach dem ersten Witbooikrieg in den Bezirk Gibeon einwanderten, dazu bewogen, sich in diesem Quellengebiet, das überall an den Wasserstellen reiche Ablagerungen von feucht durchtränkter Humuserde aufweist, niederzulassen. Im Oktober 1904 fiel die ganze männliche Bevölkerung dieser Farmen auf einen Schlag den Witboois zum Opfer.

Unterhalb Stamprietfontein folgen in kurzem Abstand im Flußtal einige unbedeutende und unsichere Wasserstellen, und dann der durch das Gefecht vom 1.—3. I. 05 berühmt gewordene Platz Groß-Nabas; weiter Swartfontein und Gochas, der Hauptsitz der Franzmann- oder Simon Copper-Hottentotten mit einer alten Missions- und Polizeistation, die jetzt zu einem größeren Militärposten ausgebaut ist. Der Auob bei Gochas ist wohl an 50 m tief in den

Kalk eingeschnitten, und der Abstand zwischen den oberen Rändern der Talwände beträgt über 1000 m. Auf beiden Seiten treten die Dünen ganz nahe an das Flußtal heran. Der Talgrund wird von einer kalk- und salzhaltigen, tonigen Erde gebildet. Etwa in der Mitte läuft eine wenige Meter breite flache Rinne, in der Grundwasser dauernd zutage steht. Ähnliche Stellen finden sich an verschiedenen Punkten im Auobtal. Unterhalb Gochas liegt noch eine Reihe von Wasserstellen, darunter der alte Handelsplatz Haruchas, und als letzter vor dem Aufstand von Weißen besiedelter Punkt Kowes. Weiter abwärts ist nur noch zur Regenzeit Wasser vorhanden.

Das ganze vom Auob, Elefantenfluß und Nosob durchzogene Dünengebiet wäre durch seinen Grasreichtum ein erstklassiges Weideland, wenn es nicht wasserlos wäre. In den Dünen südöstlich von Gochas soll es eine Anzahl Vleys geben, die längere Zeit nach dem Regen Wasser halten. Eins von ihnen, das große Gagamsvley, hat den Witboois bei ihrer Flucht in den Sand längere Zeit hindurch Zuflucht gewährt. Man wußte auf unsrer Seite, daß der Stamm irgendwo in den Dünen saß und kannte auch den Namen, aber nicht die Lage des Gagamsvleys. Später, als das Wasser ausgetrocknet war und die Hottentotten den Platz verlassen hatten, fand ihn schließlich eine deutsche Patrouille und sah noch die Pontoks, in denen die Witboois gehaust hatten. Das Gagamsvley erwies sich als eine ringsum von hohen roten Dünen umgebene ganz flache Pfanne. Übrigens ermöglicht eine wilde Melonenart, die sog. Tschammas, die Existenz in den Dünen bis zu einem gewissen Maße auch ohne Wasser. Die Tschammasfrucht hat einen so großen Gehalt an wässerigem Saft, daß Menschen und Tiere ihren Durst dauernd davon stillen können. Zur Not kann man von Tschammas auch Kaffee kochen. Man gewinnt das Wasser, indem man die Frucht zerschneidet und kocht. Das Wasser sondert sich dann ab und die Kerne bleiben auf dem Grund. Gestampft und mit Milch gekocht sind sie gleichfalls gut genießbar. Die Hottentotten pflegten zur Tschammaszeit mit ihrem ganzen Vieh in die Dünen zu

ziehen und brachten die Tiere nur gelegentlich ins Rivier um des Salzgehalts willen, den dort unten die Futterbüsche und das Wasser haben. Bei Gochas selbst ist das Auobwasser so bitter, daß man sich nur mit Mühe daran gewöhnen kann.

Für die Erklärung dieser ganzen Dünenbildung wird man jedenfalls von der Beobachtung ausgehen müssen, daß alle Dünen im Auob- und Nosob-Gebiet rechtwinklig zur herrschenden südwestlichen Windrichtung liegen. Weiter ist es deutlich, daß gegenwärtig nicht mehr diejenigen Verhältnisse bestehen, welche die Aufhäufung und regelmäßige Anordnung dieser Sandmassen vor sich gehen ließen. Wenn man fragt, wo denn das Material zu der immensen Aufschüttung, die ein Areal von mehr als der halben Größe Bayerns bedeckt, hergekommen ist, so steht man zunächst gleichfalls vor einem Rätsel. Die Dünen bestehen aus reinem feinkörnigen Quarzsand, können also nicht als ein Verwitterungsprodukt aus dem darunterliegenden quarzfreien Kalk erklärt werden, der sich nach Westen noch weit über das Verbreitungsgebiet der sandigen Aufschüttung hinaus erstreckt. Die starke Vegetationsbedeckung zeigt, daß der Prozeß der Dünenbildung seit lange zum Stehen gekommen ist. Auch die Beobachtung lehrt, daß gegenwärtig im Osten keine Ausdehnung der Dünen mehr stattfindet. Ich glaube, daß man die Erklärung nur in der Annahme wird finden können, daß die von Norden herkommenden Flüsse, der Ganob, der Uriab, der Auob und Nosob, vielleicht auch der Fischfluß in seinem oberen Lauf und der Elefantenfluß, in einer früheren Epoche, als sie noch bedeutende Wassermassen führten, mit diesen zusammen den Sand aus dem Norden, der an quarzhaltigem Gestein bekanntlich reich ist, herabgeführt haben. Dünenbildung in größtem Maßstabe bis zur Entstehung ganzer Wüsten durch fortgesetzte Ausblasungen von Flußsand wird auch an andern Stellen der Erdoberfläche beobachtet, und wir haben bereits im Norden von Deutsch-Südafrika bei der Besprechung des großen östlichen Sandfeldes eine Entstehung dieses Gebildes auf ähnliche Weise annehmen müssen: durch die Sandführung des großen Omuramba im Verein mit der Ausblasung

durch den West- und Südwestwind. Übrigens ist diese Windrichtung im östlichen Namalande zwar herrschend, aber nicht die allein vorkommende. Namentlich in der heißen Jahreszeit setzt mitunter auch eine direkt umgekehrte Luftströmung aus der Kalahari ein. Dem entspricht das Vorhandensein einer weniger entwickelten und nach Norden immer schmaler auskeilenden Dünenzone auf dem rechten westlichen Auobufer. In heutiger Zeit kommen weder der Nosob und Auob noch ein anderer der Flüsse des Dünengebiets soweit mehr ab, daß ein größerer Transport von Sinkstoffen, insbesondere von Sand, durch das Wasser erfolgen könnte. Daher hat auch die Dünenbildung jetzt lange aufgehört. Wenn man aber die mächtigen Aushöhlungen des Auob- und Nosobtals sieht, so wird man keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß in früheren Zeiten hier ganz bedeutende Wassermengen ihren Lauf genommen haben, die wohl im stande waren, Mengen von Sand aus dem Quellgebiet der Flüsse, wo die quarzreichen Gesteine des östlichen Hererolandes und des Bastardlandes liegen, herabzuführen. Auch die Dünen westlich von Hoachanas werden wir an der Hand dieser Erklärung in ähnlicher Weise als Produkte des Oanob und des Schafflusses aufzufassen haben, wie die großen Aufschüttungen auf dem Gibeoner Kalkplateau als Erzeugnisse des Auob und Nosob.

Die eigentliche Hauptmasse des Dünengebiets jenseits des Nosob ist in direkt östlicher Richtung nicht passierbar. Im Nosobtal führt ein selten begangener Weg von Arahoab über Akanaus an der Mündung des kleinen Nosob bis Geiab, dem äußersten Punkt, bis zu dem seit Menschengedenken jemals Wasser beim Abkommen des Riviers hinuntergelangt ist. Von Geiab soll man dann ostwärts über einige ihrer Lage nach nicht näher bekannten Vleys in die englische Kalahari und weiter nach Lehutitu gelangen können. Auf der Grenze soll ein Platz „Roikop", rote Kuppe, liegen. Dort soll es auch Wasser geben und der Ort soll öfters zum Patronenschmuggel benutzt worden sein. Der andere Weg nach Lehutitu führt vom Arahoab quer durch die Dünen in nordöstlicher Richtung, süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärts an Aminuis vorbei, durch ein Pfannengebiet, das bereits zur Umabsteppe gehört, die bei der Besprechung des Ostherero-landes erwähnt worden ist. Ganz kurz vor der Grenze, jenseits des kleinen Nosob, trifft man dann auf eine kleine Pfanne mit einem Kalkloch, das ein unerschöpfliches Wasser enthält. Das ist Gubuoms, ein alter Schmuggelplatz für den Patronenhandel aus der Kalahari. Namentlich in früherer Zeit kamen die Wagen der englischen Händler von Lehutitu hierher, von wo sie jederzeit schnell über die Grenze zurück konnten, und bis nach Gibeon hinunter pflegte man bei den Hottentotten zu wissen, wann es in Gubuoms Patronen zu kaufen gab. Ein dritter Platz für den verbotenen Patronenhandel war Aroroams in der Umabsteppe, nahe der Grenze nördlich von Gubuoms gelegen. Die Pfanne von Aroroams enthält zur Regenzeit außergewöhnlich viel Wasser, von dem in manchen Jahren ein Rest selbst bis zum nächsten Regen aushält. Überhaupt ist die ganze Umabsteppe sehr reich an Kalkpfannen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie lange Wasser halten — bis etwa August. Auch die Weide ist vorzüglich und vereinzelte niedrige, aber dicht bewaldete Dünen liegen hin und her auf dem Kalk.

Der äußerste Süden.

Jenseits einer Linie, die von Kubub über den mittleren Konkip nach Keetmanshoop und bis an den Rand der großen Karasberge verläuft, ändern sich die physikalischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes je weiter nach Süden desto mehr nach der ungünstigen Seite hin. Es gibt zwar auch noch in diesen Gebieten einzelne Strecken von besserer Beschaffenheit, und es wäre durchaus verkehrt, das ganze Land zwischen Keetmanshoop und dem Oranjefluß für wertlos zu erklären. So gut wie die nordwestlichen Distrikte der Kapkolonie, in denen gleichfalls Farmwirtschaft betrieben wird, ist es im Durchschnitt immer noch. An brauchbaren Wasserstellen ist es stellenweise sogar ziemlich reich, aber die Unsicherheit des Regenfalles, der manchmal mehrere Jahre hintereinander ganz oder fast

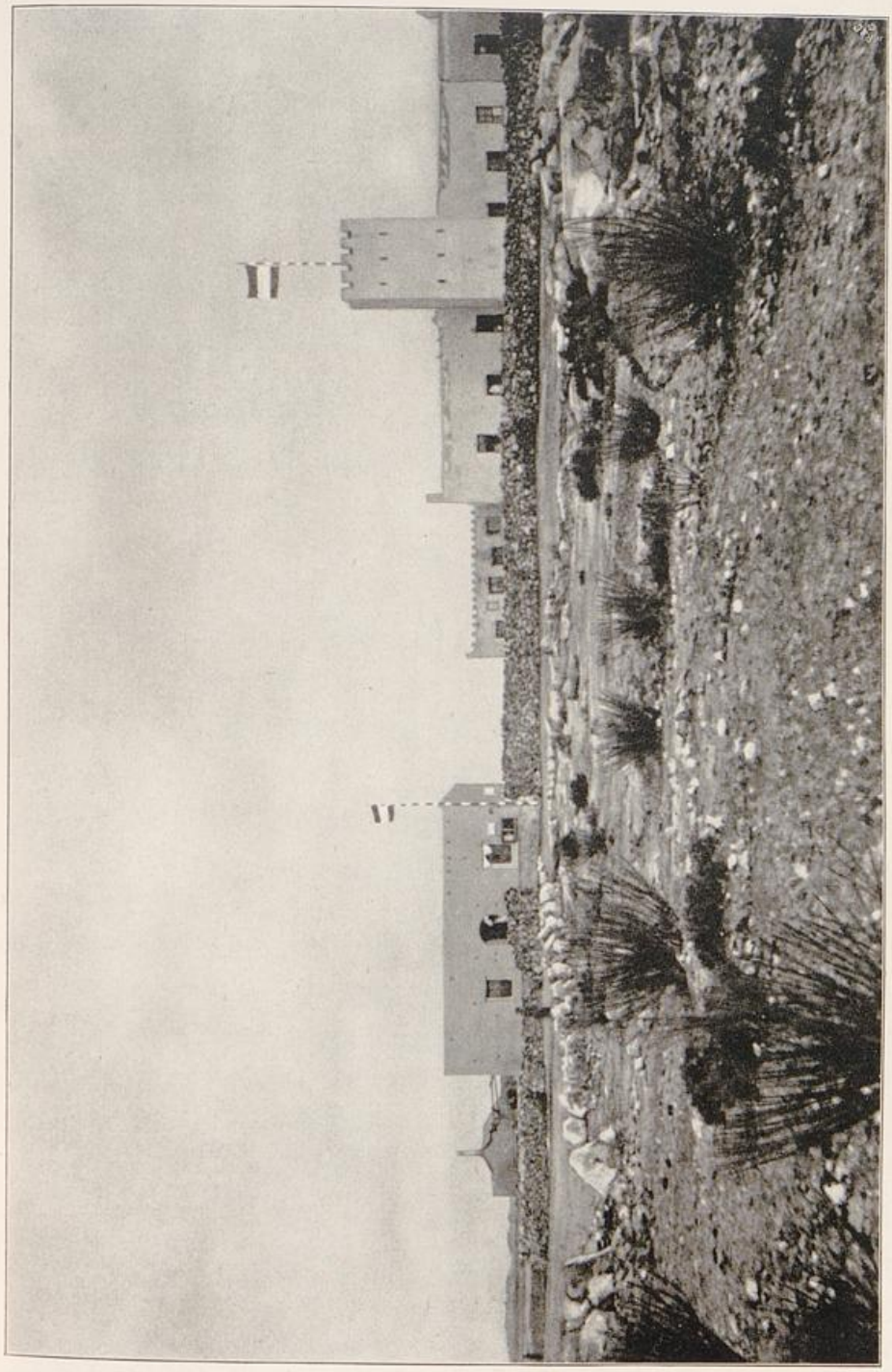
ganz ausbleiben kann, nötigt dazu, durchweg sehr große Landflächen für jeden einzelnen Wirtschaftsbetrieb in Benutzung zu nehmen.

Relativ am besten steht es mit Weide und Wasser im äußersten Osten und Südosten, zwischen den Karasbergen und der englischen Grenze. So gut wie unbrauchbar ist das Gebiet der an ihrem Westrand gegen die Namib zu in Gruppen von massenhaften Tafelbergen aufgelösten Huib-Hochebene. Zwischen der Tafelbergregion und der eigentlichen Wüste zieht sich dagegen ein schmaler Strich mit zum Teil recht reichlichem, feinem Graswuchs hin. Auch die Warmbader Gegend bietet nur an ganz vereinzelten Plätzen wirtschaftliche Möglichkeiten dar.

In geologischer Beziehung ist der äußerste Süden noch sehr mangelhaft bekannt. In dieser Beziehung wäre namentlich die Erforschung der Karasberge von Wert. Wenn man von Gibeon nach Keetmanshoop reitet und die hohe Ecke des Kalks bei Tses passiert hat, so beginnen im Süden Bergformen aufzutauchen, die die Annäherung an eine andere Welt erkennen lassen, als das große Kalkplateau im Osten und der Schwarzrand im mittleren Namaland sie darstellten. Über einem Gewirr niedriger Spitzen und Bergrücken erhebt sich in der Ferne eine mächtige blaue Masse und westlich davon eine andere von geringerer Abmessung: die großen und die kleinen Karasberge. An diese beiden Berglandschaften schließt sich, namentlich gegen Osten, eine stark durchfurchte und zerklüftete Berggegend an, die von zahlreichen, schwer zugänglichen und wenig bekannten Rivieren, Tälern und Schluchten durchzogen sind. Namentlich von den Großen Karasbergen strahlen die Täler nach allen Seiten aus und wenden sich auf der Ost- und Südseite in vielfach gewundenem Lauf direkt zum Oranje, während sie auf der Nord- und Westseite dem in den großen Fischfluß mündenden Löwenfluß zuströmen. Der Lauf des Löwenflusses selber deutet vielleicht eine geologische Scheidelinie an. Während das ganze nördlich von ihm gelegene Kalkgebiet in der Hauptsache eine konstante Abdachung von Nordwest nach Südost und durchweg nur geringe Niveauunterschiede zeigt, fließt der Löwenfluß direkt von Ost nach

West. Nördlich von ihm treten noch Kalkränder auf; von Hasuur westwärts bis Aub (Geiaub) ist es namentlich der Südabfall des großen Plateaus. Im übrigen ist die Gegend teils hüglig, teils flach und als Farmland gut brauchbar. Im Gebiete des mittleren Löwenflusses, durch das der Weg von Keetmanshoop nach Osten führt, gibt es zahlreiche gute Wasserstellen, die sich aber mit Ausnahme weniger Plätze sämtlich in der Hand der South-African-Territories-Gesellschaft befinden, des früheren Karaskoma-Syndikats, das jetzt im wesentlichen mit der South-West-African-Company, der das Otavi-Gebiet und das Kaokofeld gehören, verschmolzen ist. Ebenso hat die Gesellschaft das Land zu beiden Seiten des unteren Löwenflusses, das aber zu Farmzwecken weniger brauchbar ist, belegt. Östlich vom Quellgebiet des Löwenflusses fängt das bereits besprochene Pfannengebiet an, das nach seinem Charakter noch mehr zum Kalkgebiet gehört, wenn auch diese Pfannen meist rot gefärbt sind und nicht im Kalk selbst, sondern im unteren Gestein liegen.

Unmittelbar südlich vom Löwenfluß beginnt das mächtige Ausstrahlungsgebiet der Großen Karrasberge. Von diesem kommen ostwärts herab der Geitsaub und das Back-Rivier, die sich weiter abwärts miteinander vereinigen. Südwestwärts verläßt das Geiab-Rivier die Berge, südwärts das Ham- und das Houm-Rivier, südostwärts das Kameldorn-Rivier und das Kab-Rivier. Mit Ausnahme dieses letzteren, das in den Fischfluß mündet, gehen alle vorher genannten in den Oranje. Zwischen den wildzerrissenen Oranjebergen und den Vorbergen des Karrasgebirges dehnt sich ein verhältnismäßig ebenes Gebiet mit zahlreichen großen Flächen und kleineren Bergzügen aus. In besseren Regenjahren steht hier gutes Gras, aber die Regenverhältnisse sind hier bereits so unsicher, daß man sehr große Flächen für die Farmwirtschaft braucht, um durch eine Reihe trockener Jahre nicht in Not mit dem Vieh zu geraten. Das Tal des oberen Geiab ist die berühmte, wasserreiche, aber schwer zu passierende Fettkluft, in der früher zahlreiche Eingeborenen-Werften mit ihrem Vieh saßen, darunter auch solche



Station Warmbad.

Station Warmbad.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Bergdamaras. Von diesem Volk gab es auffallenderweise eine ziemliche Anzahl in den Karrasbergen. Es ist schwer zu sagen, ob die Bergdamaras hier sich von früherer Zeit her, bevor die Hottentotten das Namaland einnahmen, als Reste einer alten Bevölkerung gehalten haben, wie im Khomas-Hochland, in den Hakosbergen, im Erongo- und im Paresis-Gebirge weiter nach Norden, oder ob ein Splitter von ihnen durch irgend welche Schicksale von dort her so tief in den Süden geraten ist. Im östlichen und südöstlichen Vorgelände der großen Karrasberge, das vorher wenig bekannt war, hatten sich während des letzten Jahres vor dem Aufstand verschiedene Buren als Farmer niedergelassen und Land gekauft. Eine stärkere Burenkolonie bestand besonders in Kalkfontein im Süden des Gebirges, wo Anfang 1904 nach dem Ausbruch des Hereroaufstandes der Friede mit den rebellischen Bondelzwarts geschlossen wurde. Das Karrasgebirge selbst dagegen und die völlig unwegsamen Oranjeberge, durch die der Fluß seinen Weg nimmt und wo die vorhin genannten Riviere in ihrem Unterlauf sich hindurchzwängen, sind vor dem Aufstande von Weißen kaum je betreten worden. Erst durch den Feldzug ist bekannt geworden, daß die großen Karrasberge, wenn man erst die Schwierigkeiten des Aufstiegs überwunden hat, in ihrem Innern viel gutes Weideland und große Wasservorräte enthalten, wenn auch das Gelände durchweg schwierig bleibt. Aus dem eigentlichen Gebirgsland sollen sich vier bis fünf große und gute Farmen machen lassen.

Eine besondere Betrachtung erfordert noch die Südostecke des Namalandes, das sog. Vilander-Gebiet. Es hat seinen Namen vom Stamme der Vilander- (eigentlich Vyrländer) Bastards, die gleichfalls, wie ihre Verwandten, die Bastards von Rehoboth, aus der Kapkolonie stammen und von dort über den Oranje gewandert sind, aber sich mehr mit Hottentottenblut vermischt haben. Die Vilanderbastards wohnten in Pella am Oranje und zogen von dort nach Has, das von ihnen den Namen Rietfontein erhielt. Dort ließen sie sich nieder, bevor Deutsche oder Engländer ein Augenmerk auf jene Gebiete geworfen hatten. Der Kapitän Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vid Vilander teilte mit seinem Rat in den Jahren 1883—1889 das ganze von dem Stamm besetzte Gebiet in 87 Plätze oder Farmen ein, jede etwa 15000 Cap'sche Morgen (Hektar) groß und wies jeder selbständigen Familie einen Platz zu. Als dann später der 20. Längengrad als Grenze zwischen dem deutschen Nama- und dem britischen Betschuanaland festgesetzt wurde, schnitt diese Grenzlinie den kleineren Teil des Vilandergebiets für Deutschland ab; der Hauptplatz Rietfontein kam etwa eine halbe Stunde weit ins Englische zu liegen. Das Vilandergebiet ist eben und wird gegen Westen durch das Backrivier nach dessen Austritt aus den Bergen begrenzt. Die Wasserstellen liegen meist nicht in Rivieren, sondern sind Brunnen, die teilweise in Pfannen angelegt sind. Die Gegend ist eine der wenigen in Südwestafrika, wo durchweg das Grundwasser so hoch steht, daß man ohne Rücksicht auf die Entfernung der von Natur offenen Wasserstellen Farm neben Farm legen und eine zusammenhängende Besiedlung vornehmen kann. Jetzt ist ein großes Teil der einstigen Bastardplätze durch Kauf in den Besitz von Weißen übergegangen, meist von Buren. Im Süden des Vilander-Gebiets am Backrivier war die Polizeistation Dawignab angelegt. Gleich oberhalb ist von einem Buren ein großer Staudamm durch das Bett des Backriviers aufgeführt, der eine der erfolgreichsten Wasseranlagen im Namalande darstellt. Zwei andere bedeutende Dämme liegen weiter oberhalb am Geitsaub auf der Farm Kais.

Südlich von Dawignab hört die Vilanderebene auf und das Land wird wieder bergig. Hier liegt etwa 25 Kilometer von der englischen Grenze die Station und Farm Ukamas, deren Besitzer gleichfalls eine Anzahl erfolgreicher Dämme, darunter einen von bedeutenden Dimensionen, aufgeführt hat. Jenseits Ukamas tritt der Weg in die Geiabschlucht ein, an deren Ausgang die Farmen Blydeverwacht und Jerusalem liegen. An der Mündung des Geiab in den Oranje, zwei Stunden von der englischen Grenze, liegt die Polizeistation Stolzenfels, wo das Bett des Oranje sich bereits nur noch 470 m über dem Meere befindet. Die tiefe Lage der Oranje-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlucht und die Einengung durch die Berge lassen die Hitze am ganzen untern Flußlauf außerordentlich groß werden. In der Gegend von Stolzenfels (Schuitdrift) und weiter abwärts hat der Oranje an einzelnen Stellen, namentlich bei Kais, auf dem deutschen Ufer etwas Schwemmland abgesetzt, wo von Buren Gartenbau getrieben wurde. Auch die Farmer in der Gegend von Ukamas und Blydeverwacht bauten vor dem Aufstand mit Hilfe künstlicher Bewässerung aus Brunnen und Dämmen sogar ziemliche Mengen von Weizen, so daß in den Jahren 1895/96 Keetmanshoop, Koes und andere Stationen von dort her verproviantiert wurden, weil der Sack Korn etwas billiger kam, als bei Bezug aus Kapstadt. Um Mehl daraus zu machen, mußten aber in Keetmanshoop teure Maschinen beschafft werden, die schließlich doch kein Mahlprodukt lieferten, aus dem man Brot backen konnte. Es wurde daher in der Folge wieder Mehl über Lüderitzbucht bezogen.

Von Ukamas führen zwei Wege nach Westen: einer über Blydeverwacht und Velloor nach Warmbad und Ramansdrift, der andere über Heirachabis und Amas nach Kanus, wo er auf den großen Postweg von Keetmanshoop nach Warmbad trifft. Heirachabis ist eine Niederlassung der katholischen Missionare von Pella. Die Missionsfarm umfaßt 200 000 ha und ist eine der größten von Südwestafrika.

Der Weg von Keetmanshoop nach Warmbad führt, sobald er das Gebiet des Löwenflusses passiert, durch einen der ödesten Striche des ganzen Südens, der oft unter Regenmangel leidet und dann weit und breit keinen Halm Gras aufweist. Der östliche oder „Postweg" geht zwischen den großen und kleinen Karrasbergen hindurch; der westliche führt westlich um die kleinen Karrasberge herum, überschreitet den Löwenfluß bei Nauebis, passiert am Südfuß des Gebirges Groendorn und vereinigt sich bei Kanus mit dem Postweg. Groendorn ist gleichfalls etwa 200 000 ha groß, wovon aber viel auf die kleinen Karrasberge fällt. Die sog. Groendorner Fläche, die sich nach Westen bis Hoolog an der Südwestecke des Gebirges hinzieht, hat einen verhältnismäßig guten Graswuchs,

leidet aber unter Wassermangel. Südlich von Groendorn, zwischen dem Keetmanshoop-Warmbader Weg und dem großen Fischfluß, ist die Gegend vollkommen öde, wasserlos, steinig und fast ohne Vegetation. Dieser Strich wird für die Besiedlung dauernd außer Betracht bleiben müssen. Auch der Hauptort des ganzen Süddistrikts, Warmbad, liegt in einer sterilen, mit zahllosen Klippen und Steinblöcken übersäeten Gegend etwas östlich vom Houmrivier an einer warmen Quelle, die in ihrer unmittelbaren Umgebung etwas Gartenbau ermöglicht. Von Warmbad gehen die Wege nach den Driften oder Furten des Oranje aus: südöstlich nach Velloordrift, südlich nach der Houmdrift, südwestlich nach dem Hauptübergang bei Ramansdrift und westlich über Uhabis nach der Violsdrift und nach Außenkehr. Uhabis ist Polizeistation für die Überwachung des Verkehrs über den Oranje und liegt gleichfalls in ganz öder, wirtschaftlich wertloser Gegend. In Außenkehr existierte früher auf dem Schwennland eine große Obstplantage, wo Apfelsinen, Feigen und andere Südfrüchte vorzüglich gediehen. Das Wasser wurde durch eine Dampfmaschine aus dem Oranje heraufgepumpt und man schickte die Früchte nach Keetmanshoop, sogar nach Kapstadt, aber die Unkosten des Betriebs erwiesen sich als zu groß, namentlich mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Transportverhältnisse. Außerdem fing es an, an Heizmaterial für die Dampfkessel zu fehlen, nachdem das Holz in der näheren Umgebung verbraucht war. Der Betrieb war schon eine Reihe von Jahren vor dem Aufstand eingestellt. Nördlich von Außenkehr liegen am Kameldornrivier die Marinkaquellen, warme Mineralsprudel, die von den Hottentotten gegen Geschlechts- und Hautkrankheiten aufgesucht werden.

Die Farmwirtschaft im ganzen Bondelszwartsgebiet, das mit dem der Veldschoendrager von Koes und dem der Berseba-Hottentotten den Verwaltungsbezirk Keetmanshoop bildet, ist hauptsächlich durch die Schwierigkeiten gedrückt, die mit dem unregelmäßigen Regenfall zusammenhängen. In guten Regenjahren erkennt man die Flächen überhaupt nicht wieder, die man während einer Dürre-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Periode gesehen hat und ebenso umgekehrt. Die Wasserverhältnisse sind namentlich um die Karrasberge herum und in der ganzen Südostecke nicht schlecht, namentlich treten verhältnismäßig häufig Quellen auf, die etwas Bewässerung von Gartenland ermöglichen. In schlechten Regenjahren aber, zumal wenn mehrere solche aufeinander folgen, kann das dem Farmer nicht viel helfen, denn sein Vieh braucht Gras und Futterbüsche, und diese sind vom Regen abhängig. Das einzige Mittel, um der Futternot zu begegnen, wenn der Regen ausbleibt, ist eine möglichst große Abmessung der Farm. Man kann sagen, daß so ziemlich alles brauchbare Farmland zwischen der Ostgrenze und dem Fischfluß im Bondelszwarts- und Veldschoendrager-Gebiet entweder bereits in festem Privatbesitz ist oder der englischen Landgesellschaft gehört. Wenn keine Maßnahmen getroffen werden, um diesen Gesellschaftsbesitz, der insgesamt über eine Million Hektar umfaßt und die beste Auslese aus dem ganzen Gebiet darstellt, für die Besiedlung in wirksamer Weise zu erschließen, so ist an eine wirtschaftliche Entwicklung und Ausnutzung des Südbezirks, wie sie sonst geschehen könnte, überhaupt nicht zu denken. Die englische Gesellschaft hat weder in ihrer früheren noch in ihrer späteren Verfassung als Filiale der großen nördlichen South West African Company etwas für die Entwicklung der Verhältnisse getan; vielmehr hat sie durch die Auswahl und Vermessung des besten Landes auf Grund ihrer früheren Konzessionsurkunden viel zur Erbitterung der Eingeborenen beigetragen.

Den Zugang zu diesem südlichsten Abschnitt des Landes bildet der sogenannte südliche Baiweg von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop, der jetzt durch die bis Aus-Kubub vollendete, von da ab im Bau begriffene, Eisenbahn ersetzt wird. Der alte Baiweg war eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Route, die es im Lande gab, und er hat auch in Friedenszeiten oft große Verluste an Gespannen gekostet. Jetzt, nachdem es nur noch eine kurze Zeitspanne dauern wird, bis die Schienen Keetmanshoop erreichen, erübrigt sich eine genauere Beschreibung der alten Straße von selbst. Abgesehen von der Gegend um Kubub und Aus, wo die bedeutende

Erhebung (über 1500 m) eine lokal begrenzte relative Verstärkung der Niederschläge hervorruft und dadurch eine Art wirtschaftliche Insel für den Farmbetrieb entsteht, beginnt das Weideland kurz vor Kuibis, diesseits des Konkip. Die häufigen Dürren machen die Wirtschaft aber hier noch sehr unsicher. Bei Brackwasser kreuzt die alte Straße das Konkip-Rivier, und kurz danach, in der Nähe der Farm Sandverhaar, kommt der außerordentlich steile Aufstieg auf den südlichen Teil des Schwarzrand-Plateaus. Südlich der Linie Kuibis—Sandverhaar liegt noch eine Gruppe bewirtschafteter Farmen: Haries, Tschakanabis, Aukam, Inachab und einige andere; dann fängt das vollkommen sterile Gebiet auf dem rechten Ufer des unteren Konkip bis gegen den Oranje hin an. Der schmale Rücken zwischen dem unteren Konkip und Fischfluß abwärts von Sonntagsbrunn und Ariamsas ist dagegen, von sehr schlechten Regenjahren abgesehen, als Weideland brauchbar. Der Unterlauf des Fischflusses von der Mündung des links einkommenden Hoamusriviers ab bildet eine zusammenhängende schmale Schlucht mit senkrechten Wänden. Auf der letzten Strecke vor seiner Mündung in den Oranje führt der Fischfluß das ganze Jahr hindurch Wasser, ist also ein wirklicher Fluß. Oberhalb der Mündung des Hoamusriviers kommt der Löwenfluß ein, an dem weiter nördlich eine enge Stelle des Bettes, die Löwenflußnaute liegt, wo durch eine Sperrmauer ein gewaltiger Stausee aufgedämmt werden könnte. Etwas nördlich der Löwenflußnaute, bei der Farm Seeheim, wo der Fluß für gewöhnlich gleichfalls eine lange, zusammenhängende Wasserfläche bildet, überschreitet die Eisenbahntrace das Stromtal. Wirtschaftlich hat das untere Fischflußtal wegen seines Charakters als enger, schwer zugänglicher felsiger Kañon ohne größere Schwemmland-Ablagerungen trotz seines Wasserreichtums nur eine geringe Bedeutung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweiter Teil.

Die Wirtschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sechstes Kapitel.

Aufschließungsversuche vor der deutschen Herrschaft.

Die eigentümlich isolierte Lage Südwestafrikas hat es bewirkt, daß dies Gebiet trotz seiner klimatischen und wirtschaftlichen Vorzüge, die es im Verhältnis zur durchschnittlichen Beschaffenheit des übrigen Südafrika in keiner Weise zurückstehen lassen, so spät von der Besiedelung durch die Weißen in Angriff genommen worden ist. Die trostlose Öde der Küste, die Schwierigkeit der Landung und die wasserlose Wüste dahinter haben von der Seeseite her vom Betreten des Landes von jeher abgeschreckt. Ebenso wirkt auf der Ostseite die Kalahari mit ihren großen Durststrecken als ein starkes Hindernis für die Annäherung. Im Süden gehören die Landstriche zu beiden Seiten des Oranjeflusses in Groß- wie in Klein-Namaland in einer Breite von mehreren Tagereisen zu den sterilsten und unwirtlichsten Gebieten, die es, von Jahren guten Regenfalls abgesehen, in Südafrika überhaupt gibt. Im Norden, wo die natürlichen Zugangsverhältnisse von dem portugiesischen Angola aus an sich leichter sind und wo das Gebiet der Ovambostämme, die bereits auf einer relativ vorgeschrittenen Stufe der Entwicklung stehen, von der heutigen Grenze mitten durchschnitten wird, gehörte das Gebiet des Kunene und des Okavango, von wo aus der Zugang sich eröffnet, selbst noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus zu den gänzlich unbekannten Teilen Innerafrikas.

Man glaubt, daß der Bur Jacob Coetzee der erste Weiße gewesen ist, der, im Jahre 1760, den Oranjefluß überschritt und auf einem Jagdzuge tiefer in das jetzige Groß-Namaland eindrang. Coetzees Berichte veranlaßten das Gouvernement von Kapstadt im nächsten Jahr unter Kapitän Hope eine gut ausgerüstete Expedition

zur Erforschung des Landes auszuschicken. Außerdem war ihr praktischer Zweck die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den Damaras, die nach Coetzees Bericht weiter gegen Norden wohnen und große Rinderherden besitzen sollten. Sehr wahrscheinlich ist dies die erste Erwähnung der Hereros, denn diese wurden früher und werden vielfach auch jetzt noch von den Hottentotten und Buren neben den sogenannten Klippkaffern oder Bergdamaras gleichfalls als Damaras bezeichnet, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß die später auf einem sehr niedrigen Entwicklungszustand vorgefundenen Bergkaffern damals Viehbesitzer gewesen sein sollen. Die Expedition endete ergebnislos; Dürre und schwierige Futterverhältnisse zwangen sie bereits in der Gegend von Keetmanshoop zur Umkehr. Erst 1792 drang ein gewisser Willem van Reenen mit seinem Gefährten Piet Brandt wirklich bis an die Hererogrenze vor. Brandt scheint tatsächlich bei den Hereros gewesen zu sein, die er Kommaka-Damara nennt, denn er und van Reenen erzählen von ihrem außerordentlichen Rinderreichtum und unterscheiden sie ausdrücklich von den armen viehlosen Bergkaffern. Ihr Bericht über den Kupferreichtum des Damaralandes wird sich wahrscheinlich auf die heutigen Fundstellen von Otjisonjati im Quellgebiet des Swakop beziehen, denn es ist nicht anzunehmen, daß Brandt bis nach Otavi gelangte oder von den dortigen Erzlagern zu hören bekam. Es folgten dann noch mehrere Versuche, die wirklichen und vermuteten Erzlager des Landes zu eröffnen und auszubeuten, aber sowohl die Vorstöße zu Lande als auch zur See von Walfischbai aus scheiterten an der schwierigen Zugänglichkeit des Innern.

Von Anfang an ist eins der Hauptziele für alle Versuche zur Aufschließung des Damaralandes der große Rinderreichtum der Hereros gewesen. Die Kenntnis von diesen Viehmassen im Innern erhielt sich bei den Holländern und Engländern am Kap dauernd, und im Jahre 1835 versuchte ein englischer Schiffskapitän, Alexander, einen regelmäßigen Ausfuhrhandel von Rindvieh über Walfischbai nach St. Helena zur Verproviantierung der dortigen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

satzung ins Leben zu rufen. Alexander ging von der Walfischbai nicht auf dem später üblichen, dem sogen. Baiweg, den Swakop entlang, sondern längs des Kuiseb ins Innere. Er fand die Hereros an Rindern so reich, wie die Rede ging, aber die mit den Weißen und ihren Waren noch völlig unbekannten Eingeborenen hatten überhaupt keine Lust, ihre Ochsen zu verkaufen, und außerdem stellte sich als unüberwindliches Hindernis für den Export von Vieh die futter- und wasserarme Namib in den Weg. Diese verhinderte es, daß die Tiere, wenn es überhaupt gelang, welche zu kaufen, in gutem Zustand an die Küste kamen, und waren sie wirklich da, so gab es in Walfischbai überhaupt keinen Halm Futter, um sie bis zur Einschiffung zu unterhalten. Außerdem konnten die Schiffe für St. Helena natürlich nur zu bestimmten Zeiten in Walfischbai erscheinen, und mit den Viehtransporten solche Termine inne zu halten, war vollends unmöglich, auch wenn die anderen Schwierigkeiten sich überwindbar gezeigt hätten.

Immer wieder von neuem zog aber der Viehreichtum der Hereros die Aufmerksamkeit der südafrikanischen Weißen auf sich. Das Damaraland war das gelobte Rinderparadies, und nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, es von Süden her auf dem Wege über den Oranje oder von der Seeseite her auszubeuten, versuchte man es mit dem Landtransport durch die mittlere oder südliche Kalahari. Außerdem eröffneten im Jahre 1855 einige Engländer einen Kupferbergbau, die sog. Matchleß-Mine in der Nähe von Windhuk, von wo das Erz durch als Frachtfahrer angeworbene Buren mit Ochsenwagen über Otjimbingue nach Walfischbai gebracht wurde. Freilich erwiesen sich die Transportschwierigkeiten auf die Dauer doch als zu groß und die Mine mußte nach einigen Jahren aufgegeben werden. Betriebsleiter war zuletzt ein schwedischer Naturforscher gewesen, der namentlich für die wissenschaftliche Erforschung der südafrikanischen Vogelwelt Grundlegendes geleistet hat, Namens Anderssson. Außer Anderssson kamen auch noch andere Jäger ins Land, von denen der Schwede Ericson als Nimrod und der Engländer Galton (1851) durch die Beschreibung sei-

ner das ganze Land umspannenden Züge Bedeutendes geleistet haben. Während die übrigen weißen Jäger es hauptsächlich auf die Erbeutung von Elfenbein, Straußenfedern und ähnlichen gewinnbringenden Handelsprodukten abgesehen hatten, faßte Anderssón zum erstenmal den Plan, eine politische Herrschaft der Weißen im Hererolande aufzurichten, wobei er zunächst an sich selbst als Haupt des Ganzen dachte. Er erkannte sehr richtig, daß es dazu vor allen Dingen der Erschließung einer fortdauernden Quelle bedeutender Geldmittel bedürfe, und daß diese Mittel auf die Dauer nicht durch die massenhafte Hinmordung des Wildes und die Verwertung der Jagderträge zu beschaffen seien. Der eigentliche solide Reichtum des Landes waren und blieben die Massen von Rindern, welche die Hereros züchteten; wenn es gelang, hierfür einen regelmäßigen und sicheren Transportweg nach der Kapkolonie zu eröffnen und die Fleischlieferung für den großen Bedarf Kapstadts, das damals noch Hauptstation für die gesamte Fahrt nach Indien und Ostasien war, zum erheblichen Teil in die Hand zu bekommen, so ergab sich daraus die Aussicht auf dauernden beträchtlichen Gewinn. Anderssón kaufte also die ganze Hinterlassenschaft der Matchleß-Mine an Wagenmaterial, Baulichkeiten, Proviant, Waffen, Munition und sonstigen Vorräten an und organisierte außerdem eine regelmäßige Warenzufuhr ins Hereroland durch kleine Segelschiffe, die zwischen Kapstadt und Walfischbai liefen. Die Kupfertransporte der Matchleß-Mine hatten den sogenannten Baiweg eröffnet, und auf halbem Weg zur Küste war am letzten Grenzplatz der Heroros in Otjimbingue, wo die heraufkommenden Wagen ins eigentliche Damaraland gelangten, eine Niederlassung von Weißen entstanden, an der übrigens auch die Mission einen starken Anteil hatte. Von dieser Zeit an wurde der Ochsenwagen im Hererolande bekannt und gebräuchlich. Damals entstand auch schon das heutige Wegenetz des Landes, indem die mit Waren beladenen Wagen, die von der Küste hinauffuhren, sich einfach zwischen den verschiedenen Plätzen, die zu versorgen waren, die Linie des geringsten natürlichen Terrainwiderstandes suchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Wegebesserungen brauchte für ein Gefährt wie der Ochsenwagen nicht die Rede zu sein. Die eigentümliche Natur des Hererolandes als einer im wesentlichen ebenen, meist sandüberdeckten Felsplatte erleichterte diese Art des Verkehrs von vornherein. Lief einmal ein Rivier besonders stark, so spannte der Frachtfahrer am Ufer aus, ließ seine Ochsen ein paar Tage fressen und legte sich selbst unter einen Baum oder ging auf die Jagd, bis das Wasser abgelaufen war. Kam schwerer Sand, eine steile Höhe, oder sogen. Durchschlag (aufgeweichter Boden), so hängte man noch ein zweites Gespann davor und schleppte die Wagen einen nach dem andern mit der doppelten Zugkraft durch. Auf diese Weise gehen die Transporte abseits von der Eisenbahn im wesentlichen auch noch heute vor sich.

Anderssson schloß mit den Hereros einen förmlichen Vertrag, der ihm eine Art Kapitänsstellung bei ihnen gab. Er bewaffnete sie in ausgiebiger Weise und war auch ihr Führer in dem Befreiungskampf gegen die Vormachtstellung der Hottentotten nach dem Tode von deren großem Führer, Jonker Afrikaner, 1860. Gegen Waffen, Munition, Branntwein, Tabak und andere Genußartikel erwarb er große Viehmengen von den Hereros und ließ sie durch das Namaland auf dem Transportwege über Rehoboth, Koes und den heutigen deutsch-englischen Grenzplatz Rietfontein nach dem Kaplande treiben. Dort sollten sie in Geld umgesetzt werden und die nötigen Waren zur Fortsetzung des Geschäfts von Kapstadt wieder nach Walfischbai gebracht werden. Die Durchführung dieses Gedankens scheiterte an der Anarchie, die nach dem Tode Jonker Afrikaners im Namalande einriß. Da nun die Autorität fehlte, die vordem alle Stämme vom Auasgebirge bis zum Oranje gleichmäßig respektiert hatten, so war es nicht möglich, die Transporte gegen die Raubgelüste der Hottentotten, die ohnehin von früher her jeden Damaraochsen als gute Beute für sich ansahen, hinreichend zu sichern. Anderssson warf sich daher, um die Hottentotten zu brechen, mit doppelter Energie in den Kampf gegen sie, erhielt aber 1864 in einem Gefecht bei

Rehoboth eine Kugel, die ihm das Bein zerschmetterte und ihn für die Folgezeit kampfunfähig machte. Er starb drei Jahre später auf einer Reise nach dem Norden, wo er neue Jagd- und Handelsgründe aufsuchen wollte, bei den Ovambos und wurde fast auf der heutigen deutsch-portugiesischen Grenze im Gebiet des Aukuambi-Stammes begraben. Damit endete dieser Versuch eines zweifellos kühnen und in mehr als einer Richtung bedeutenden Mannes, sich bei den Hereros eine Art Fürstentum zu gründen. Wäre er geglückt, so hätte der Ausgang natürlich nur eine politische Anlehnung an die Kapkolonie sein können, die den Absatzmarkt für den geplanten Viehgroßhandel bilden mußte.

Die große natürliche Abgeschlossenheit des Herero- und Namalandes, die eine direkte kolonisatorische oder politisch-militärische Beeinflussung vonseiten einer der umliegenden europäischen Mächte verhinderte, erwies sich aber auch nach Anderssons Untergang im Verein mit dem großen Viehreichtum dieser Gebiete als ein starkes Motiv zur Entstehung anderer Unternehmungen, die immer wieder darauf abzielten, die billige Einkaufsgelegenheit bei den Hereros auszunutzen und Schlachtvieh nach dem fleischbedürftigen Kapstadt zu bringen. Das Erbe Anderssons trat die 1868 gegründete Barmer Missions-Handelsgesellschaft an, die sich gleichfalls den Viehtransport nach der Kapkolonie zur Aufgabe setzte. Diese interessante geschäftliche Gründung einer religiösen Gesellschaft ist in ihrer Entstehungsgeschichte der beste Beweis dafür, mit welcher Naturnotwendigkeit die Verhältnisse im Damaralande zu einem Versuch drängten, den hier vorhandenen Reichtum an Vieh, der seinerseits wieder der in ganz Südafrika hervorragenden Weidequalität des Landes seinen Ursprung verdankte, durch die Eröffnung des Verkehrs mit einem aufnahmefähigen Markt zur Ausnutzung zu bringen.

Die Rheinische oder sogenannte Barmer Mission hatte sich bereits in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf englischem Gebiet in der Kapkolonie niedergelassen, um mit englischen Missionsgesellschaften gemeinsam an den dortigen Eingeborenen zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeiten. Die Engländer hatten sich unmittelbar nach der politischen Okkupation des Kaplandes auch der dortigen Missionsverhältnisse angenommen und sandten bereits im Jahre 1814 einen in ihrem Dienst befindlichen deutschen Missionar, Namens Schmelen, zu den Hottentottenstämmen jenseits des Oranje. Schmelen ließ sich beim Stamme der Aman im heutigen Bethanien nieder. Er heiratete, um eine Anknüpfung an das Volk zu gewinnen und seine Sprache und sein Wesen kennen zu lernen, eine Hottentottin, und seine Nachkommen leben heute noch in Südwestafrika. Er hat viel für die erste Bekanntschaft mit dem rätselhaften Volk getan und seine Briefe nach Deutschland waren die Veranlassung, daß die Barmer Mission im Jahre 1841 einige Missionare nach Südwestafrika sandte, und zwar nicht nur zu den Namas, sondern auch gleich zu den Hereros. Die Arbeit unter den Namastämmen war dadurch erleichtert, daß seit der Mitte des vorhergehenden Jahrhunderts verschiedene Hottentottenstämme, vor der Ausbreitung des weißen Elements im Kaplande weichend, von dort her in das freie Namaland nördlich vom Oranje eindrangen. Diese Stämme, die schon mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen waren und hin und her auch etwas europäisches Blut in sich aufgenommen hatten, wurden daher die Orlamhottentotten genannt (Orlam ist ein Afrikanerwort von unbekannter Herkunft und heißt so viel wie schlau, gerieben). Auch vom Christentum wußten sie einiges. Eine führende Rolle unter den Orlams spielte die Familie Afrikaner. Der Stammvater Jager Afrikaner floh um 1800 vor einem Buren, der ihn mißhandelt und an dem er Rache genommen hatte, über den Oranje und ließ sich im Grenzgebiet als Führer einer Räuberbande nieder. Dem Einfluß der englischen Missionare gelang es, ihn zum Christentum zu bekehren, und fortan hielt er Ruhe. Er starb 1823 und das Erbe in der Führung des Stammes trat sein Sohn Jonker Afrikaner an. Dieser Jonker, nicht zu verwechseln mit seinem Sohne Jan Jonker, war zweifellos der bedeutendste unter der nicht kleinen Zahl persönlich begabter und unter ihrem Volk hervorragender Hottentottenhäuptlinge, von denen das Namaland in Hendrik Wit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

booi und dem Bethanier Cornelius die letzten gesehen hat. Jonker überwarf sich persönlich mit der Mission, war aber soweit Politiker, um die Missionare trotzdem nicht nur im Lande zu dulden, sondern bis zu einem gewissen Grade auch zu schützen. Er war bald Herr des ganzen Namalandes, und auch die Hereros, mit derem einflußreichsten Häuptling Kamaharero Tjimuaha er ein von dessen Seite nicht ganz freiwilliges Freundschaftsverhältnis unterhielt, gehorchten ihm bis zu einem gewissen Grade. Die stramme Zucht, die er über ein Menschenalter (1823—1860) aufrecht erhielt, und der fortgesetzt wachsende kultivierende Einfluß der Missionare zogen allmählich immer mehr Weiße ins Namaland: größtenteils englische Händler, die den Hottentotten für Schnaps, Waffen, Kleidung, Putz und „Kost" das Vieh abkauften, das jene auf ihren Beutezügen bei den Hereros geraubt hatten. Auf diesem indirekten Wege gelangte tatsächlich schon damals eine große Menge Vieh aus dem großen Rinderreservoir des Damaralandes in die Kapkolonie. Diesen Handel gedachte die Rheinische Missionsgesellschaft für sich aufzunehmen und dadurch gleichzeitig das räuberische und gesetzlose Treiben der Händler und ihrer Helfershelfer nachdrücklich zu beeinflussen und einen Überschuß für die Missionskasse zu erzielen. Bereits kurz vorher hatte die Missionsgesellschaft durch die Aussendung von sogenannten Kolonisten einen neuen, grundsätzlich im höchsten Maße zu begrüßenden, aber leider zu früh wieder aufgegebenen und nicht in der geeigneten Weise verwirklichten Weg zur Erweiterung ihrer Wirksamkeit unter den Hereros eingeschlagen. Hugo Hahn, einer der bedeutendsten Mitglieder der Rheinischen Mission in Südafrika, setzte es im Jahre 1863 bei der Gesellschaft in Barmen durch, daß eine Anzahl Handwerker nach Otjimbingue geschickt wurden. Er vertrat den Standpunkt, daß ein vollkommen barbarisches Nomadenvolk, wie die Hereros, durch die bloße Predigt und den Wandel einer Anzahl Missionare unter ihnen doch nicht hinreichend beeinflußt werden könnten. Man müsse einige tüchtiger Handwerkerfamilien in enger Verbindung mit der Mission unter sie setzen und junge Leute aus den Hereros bei diesen fort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dauernd in die Lehre bringen, damit sie etwas lernten. Die Gesellschaft ging nur sehr zögernd auf den Gedanken ein; schließlich gingen aber doch im Herbst 1863 der Wagenmacher Tamm aus Thüringen und der Schmied Hälbich aus Schlesien als die ersten deutschen Kolonisten nach dem Hererolande ab. Im Laufe der nächsten Jahre folgten ihnen noch der Kaufmann Redecker als Ökonom und noch ein Schmied und ein Wagenbauer.

Indes die ganze Idee dieser Missionskolonie erwies sich so wie sie zur Durchführung gelangte, sehr bald als ein Fehlschlag. Es gelang nicht, die Hereros zur Arbeit heranzuziehen, und das Verhältnis der Kolonisten zur Mission wurde daher bald ein ziemlich loses. Einerseits um überhaupt eine befriedigendere Tätigkeit auszuüben, andererseits um dem demoralisierenden Einfluß der gewerbsmäßigen weißen Händler mit ihrer massenhaften Schnapseinfuhr unter den Hereros entgegenzutreten, tat sich eine Anzahl der Kolonisten im Einverständnis mit der Mission selbst als Händler auf. Sie zogen wie diese mit einem beladenen Ochsenwagen durchs Land, richteten auch auf verschiedenen Plätzen, namentlich in Otjimbingue selbst, kleine Stores ein und verkauften den Hereros alle Waren, welche die Händler führten, auch Waffen und Munition, nur keinen Alkohol.

Der Handel erfolgte tatsächlich für Rechnung der Mission und brachte in dieser Form zunächst ganz nennenswerte Gewinne. Außerdem wurden die Hereros von den Missionshändlern erstens nicht mit Schnaps versorgt und zweitens bekamen sie reelle Waren ohne Betrug und Übervorteilung. Auch aus dem Waffenhandel ist der damaligen Mission kein Vorwurf zu machen, da die Hereros die Gewehre tatsächlich zur Jagd und zum Selbstschutz nötig hatten und der Gedanke an eine Gefahr, die später einmal dem weißen Element aus dieser Bewaffnung erwachsen konnte, zu jener Zeit noch ganz fern lag. Hahn verlangte nun, daß die Mission einen Kaufmann von Beruf als Angestellten der Gesellschaft hinausschicken solle, um das ganze vielversprechende Geschäft richtig zu organisieren. Religiöse Bedenken verhinderten die Leitung aber daran,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und statt dessen wurde eine selbständige „Aktiengesellschaft für Handel in den Arbeitsgebieten der Rheinischen Mission" gegründet. Die Gesellschaft war selbständig, genoß aber die Unterstützung der Mission in jeder Beziehung und sollte daher die Hälfte ihres Gewinns der Missionskasse überlassen, außerdem nur christlich gesinnte Angestellte hinaussenden. Hahn, der den Fehlschlag einer solchen Gründung voraussah und vor allen Dingen die starke Beeinflussung der Hereros durch eine vollkommen in der Hand der Mission liegende Organisation des Handels nicht aufgeben wollte, schied daraufhin aus der Missionsarbeit im Hererolande aus und löste gleichzeitig die Handwerkerkolonie der Mission in Otjimbingwe auf: Anfang 1873.

Die neue Handelsgesellschaft hatte es vor allen Dingen auf den Viehexport abgesehen, aber schon die fehlerhafte doppelte Organisation der Leitung von Barmen und Kapstadt aus, dazu Ungeschicklichkeiten und Unredlichkeiten in ihrem Handelsgebiete selbst, brachten nach anfänglichen Erfolgen bald starke Verluste. 1879 erreichten die Verluste bereits den Betrag von mehreren hunderttausend Mark. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen den Hereros und Hottentotten im Jahre 1880 vereitelte endgültig die Hoffnungen, das Verlorene unter einem neuen Vorstand wiedereinbringen zu können und die Handelsgesellschaft mußte liquidieren. So war der Ausgang des Unternehmens, das bei aller äußern Verschiedenheit doch auf demselben Grundgedanken beruht hatte, wie die Pläne Anderssons, wiederum ein Fehlschlag. Es ist übrigens zu bemerken, daß, wenigstens so wie Hahn sich die Sache gedacht hatte, sich aus der Handelsmacht und durch die aus dem Handel fließenden Mittel für die Mission gleichfalls eine politische Einflußstellung unter den Hereros ergeben sollte. Dieser Mann ist der erste gewesen, der sich vollkommen klar darüber wurde, daß ein Volk von dem Kulturzustande der Hereros unmöglich ohne gleichzeitige Anwendung von Mitteln äußerer Beeinflussung und Organisation zur Befolgung christlicher Lehre und Sitte gebracht werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Gründung der Missionskolonie in Otjimbingue und der Missionshandelsgesellschaft hatte zum ersten Male neben den Missionaren selbst eine Anzahl Deutscher nach Südwestafrika gebracht. Schon damals tauchte daher der Gedanke auf, das Land auch politisch unter ein deutsches Protektorat zu stellen. Als 1868 und 1869 in den Kämpfen zwischen den Namas und Hereros Otjimbingue geplündert wurde und die Missionare und Kolonisten große Verluste erlitten, wandte sich die Rheinische Mission an König Wilhelm von Preußen mit der Bitte um Schutz und regte im nächsten Jahre 1870 beim Bundeskanzleramt sogar die Errichtung einer preußischen Marinestation in Walfischbai ein. Der König versicherte der Mission sein warmes Interesse, aber der Ausbruch des Krieges mit Frankreich in Europa und der gleichzeitige 10jährige Friedensschluß zwischen den Hereros und Namas in Afrika, durch den die Sicherheitsverhältnisse hier wieder bessere wurden, ließen den Gedanken an die preußisch-deutsche Kolonie Damaraland damals wieder rasch vergessen.

Unterdessen lenkte sich endlich auch das politische Interesse der Regierungen in London und Kapstadt auf diese Landstriche, und zwar aus einer doppelten Erwägung. Erstens hatten die Versuche der verschiedenen Kupfergesellschaften, die Unternehmungen Anderssons und der Vieherport der Missionshandelsgesellschaft auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten im Hererolande gelenkt. Dazu kam die Kenntnis von dem Vorhandensein eines weiteren bedeutenden Kupferbezirks im Norden bei Otavi und das Aufkommen der Diamantgruben von Kimberley, wo ein neues großes Verbrauchszentrum für die Fleischzufuhr entstand. Das zweite Motiv waren die wirklichen oder angeblichen Pläne der Transvaal-Buren, sich die Verbindung mit dem Meere, die ihnen nach der einen Seite durch die englischen und portugiesischen Besitzungen verschlossen war, nach Westen, zum Atlantischen Ozean, durch das Hererolande zu suchen. Man hatte am Kap sogar den Verdacht, daß sie zu dem Zweck sich politisch an Deutschland anlehnen wollten, und tatsächlich ist in den 70er

Jahren zwischen dem Transvaal-Präsidenten Burghers und Bismarck in dieser Richtung verhandelt worden — allerdings nicht wegen Damaraland und Walfischbai, sondern wegen der St. Lucia-Bai im Zululande, deren politische Zugehörigkeit damals noch fraglich war. Auf alle Fälle annektierten die Engländer nunmehr formell die Walfischbai und das Land 15 engl. Meilen im Umkreis (1878). Schon vorher hatte man von Kapstadt einen früheren Jäger und Kupfergräber Palgrave als politischen Agenten sowohl zu den Hereros als auch zu den Namastämmen geschickt, um durch Unterhandlungen mit den einzelnen Kapitänen die Annexion vorzubereiten. Palgrave machte seine Sache auch ganz gewandt und brachte eine Petition der Hereros zustande, in der diese um britischen Schutz gegen Hottentotten und Buren baten. Der schlaue alte Kamaharero von Okahandja benahm sich dabei als Vertreter der gesamten Nation der Hereros und trat im Voraus an die Engländer das ganze Küstengebiet mit Walfischbai, das ganze Kaokofeld, den ganzen Norden um Otavi und das Land südlich von Auasgebirge bis hinter Rehoboth ab, was ihm alles gar nicht gehörte; dazu sämtliche Kupferlager, die für ihn wertlos waren, weil die Hereros das Kupfer nicht zu bearbeiten verstanden. Darüber aber brach der große Zulukrieg gegen die Engländer in Südafrika aus und man vergaß die Hereros samt ihrer Petition. Palgrave geriet bei seinen Bemühungen um weitere Konsolidierung der englischen Besitztitel in den Ausbruch des Krieges zwischen den Hereros und Hottentotten hinein (1880) und mußte mit seinen Unteragenten in rascher Flucht sich nach Walfischbai retten. In Kapstadt war man der Sache überdrüssig, hielt die Gefahr auch nicht mehr für so drohend und gab den ganzen Plan, das Innere zu besetzen, auf. Nur die Walfischbai blieb englisch als eine Dependenz der Kapkolonie.

Das Bestreben, sich in diesen Westgebieten festzusetzen, war aber, wenn auch nicht als bewußter politischer Gedanken der Republiken, so doch bei dem Burentum als solchem vorhanden, und tatsächlich ist es, während schon von der Küste her die deutsche Besitzergreifung sich vorbereitete, im Innern noch zu den Anfängen

einer wirklichen burischen Staatengründung gekommen. Das hing so zusammen. Im Jahre 1874 verließ ein größerer Treck mit Weib und Kind, Wagen und zahlreichem Vieh Transvaal, um irgendwo in den westlichen Ländern, von denen man gehört hatte, daß sie gute Weide und Freiheit böten, sich niederzulassen. Die Gründe für diesen Auszug waren teils politischer, überwiegend aber religiöser Natur. Die Ausgewanderten wollten ein besonderes kirchlich-staatliches Gemeinwesen nach ihren Idealen, ein Neu-Jerusalem in der Ferne, gründen. Ihre Wanderung führte die Buren auf vielerlei Kreuz- und Querzügen durch die Kalahari und das große Sandfeld am untern Omuramba südlich an der Etoscha-Pfanne vorbei schließlich bis ins äußerste Kaokofeld an die Mündung des Kunene, aber nirgends fand sich das gewünschte ideale Gebiet. Das Herero- und das Amboland erwiesen sich als im Besitze starker Völker, die sich nicht ohne Weiteres bei Seite drängen ließen; Amboland war außerdem ungesund und kein rechtes Viehzuchtgebiet, wie es der Bur gewohnt war. Zuletzt blieb dem Treck nach vierjährigem Umherziehen nichts übrig, als die Portugiesen um Aufnahme in der Provinz Angola zu bitten. Diese gaben ihnen ein kleines Stück Land auf dem Hochplateau nördlich vom Kunene, wo die bedeutende Höhenlage das Klima gesund macht und Wasser und Weide reichlich vorhanden sind. Die Buren etablierten sich dort aber bald sehr selbständig, nahmen so viel Land in Besitz, wie ihnen beliebte, machten auf eigene Faust „Strafexpeditionen" gegen die umwohnenden Eingeborenen, um deren Vieh in die Hand zu bekommen, und nach sechsjähriger Anwesenheit spitzte sich das Verhältnis zum Gouvernement von Mossamedes so zu, daß die Portugiesen mit Gewaltmaßregeln drohten und die Buren sich entschlossen, wieder auszuwandern. Als es zum Trecken kam, verwirklichte allerdings nur ein Teil diesen Entschluß. Ein Rest blieb sitzen und vertrug sich mit den Portugiesen, wie auch heutigen Tages noch eine ziemlich starke, wohlhabend gewordene Burenkolonie in Humpata besteht. Die Ausziehenden fanden einen Führer in Johannes Jordaan, dem Sohn eines Buren

und einer sogenannten Halbweißen, der aber trotz seiner Beimischung von farbigem Blut eine geborene Führernatur und ein Mann von nicht gewöhnlicher Begabung war. Jordaan war lange Zeit Händler und Jäger im Herero- und Namalande gewesen und kannte das ganze heutige Südwestafrika ausgezeichnet. Er wußte, was das Land wert, wozu es von Natur bestimmt und was mit ihm anzufangen war. Als er zu den Buren nach Humpata kam und ihr Führer wurde, nannte er ihnen gleich das beste Stück unter allen Gebieten zwischen Oranje und Kunene als die zukünftige Heimat, die sie erwerben müßten: das Gebiet der Bastards von Rehoboth. Das heutige Bastardland hatte bis zum Jahre 1870 den Swartbooi-Hottentotten gehört. Die Swartboois aber konnten es nicht halten und überließen es daher vorläufig den damals von Süden her aus der Kapkolonie unter dem Kapitän Hermanus van Wyk und dem Missionar Heidmann einwandernden Stamme der Bastards, während sie selbst, die Swartbooi, sich ins Kaokofeld aufmachten und bei Otjitambi und Franzfontein niederließen. Zu ihnen nun ging Jordaan und kaufte ihnen ihr früheres Stammgebiet um Rehoboth ab, indem er hoffte, es würde ihm möglich sein, eventuell mit Hilfe neuen Zuzugs aus Transvaal, die Bastards in Güte oder Gewalt aus dem Lande zu drücken. Diese wandten sich an den alten Kamaharero in Okahandja um Schutz, indem sie ihm die Gefahr vorstellten, die eine Burenansiedlung in Rehoboth für die Hereros bedeuten würde. Unterdessen aber war Südwestafrika zur deutschen Interessensphäre geworden und im Auftrag von Lüderitz kam eine Anzahl Geologen und Bergleute ins Land, um zunächst auf Mineralien zu prospektieren. Einer dieser Geologen war Dr. Belck und dieser kam 1884, während Jordaan noch in Otjitambi bei den Swartboois saß, auch ins Kaokofeld. Auf diese Weise erfuhr Jordaan von den deutschen Absichten und daß er keine Aussicht hätte, im Süden, wo die Schutzgebietserklärung ja überhaupt begann, ein selbständiges politisches Gemeinwesen zu schaffen. So mußten die Buren auf das Bastardland verzichten und sich entschließen, im Norden zu bleiben. Hierher zu den Ambo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stämmen erwartete man ein Vordringen der deutschen Macht jedenfalls nicht. Um der Erwerbung des Landes einen gültigen Rechtstitel zu sichern, wurde es in aller Form gekauft, und zwar von den beiden Häuptlingen von Ondonga: Nampingana und seinem Sohn Kambonde. Unter deren anerkannter Herrschaft standen damals auch die von tributpflichtigen Buschmännern bewohnten Gebiete südlich der Etoschapfanne, etwa der heutige Distrikt Grootfontein. Diesen ganzen Landstrich kauften die Buren von den Ovambos etwa in folgender Umgrenzung: Im Norden die Etoschapfanne und der Onsila-Kanal, der alte Abfluß der Pfanne nach Westen; nach Westen die Wasserstellen Okaukwejo und Ombika, südwestlich von der Etoschapfanne; nach Süden eine von Ombika über Naidaus (Nudaus) zum großen Omuramba verlaufende Linie. Nach Osten und Nordosten wurden keine Grenzen festgesetzt; hier dehnte sich das herrenlose Sandfeld bis zum Okavango und bis zu den Betschuanen vom Ngamisee aus. Wenn man den Lauf des Omuramba u Ovambo, der sich ungefähr in grader Richtung zwischen der Etoschapfanne und dem großen Omuramba erstreckt, als Nordgrenze annimmt, so ist das gekaufte Land annähernd 50 000 qkm groß. Der Preis betrug 25 Gewehre, ein gesalzenes Pferd und ein Faß Branntwein. Seine selbst für jene entlegenen Verhältnisse erstaunliche Geringfügigkeit erklärt sich daraus, daß das verkaufte Gebiet nie zu dem eigentlichen Siedelungslande der Ovambos gehört hatte, sondern nur eine lose, im wesentlichen unausgenutzte Dependenz ausmachte. Wenn aber jemand überhaupt das Verkaufsrecht besaß, so waren es jedenfalls die Ovambos, keinesfalls die Hereros, von denen nur ein Teil vorübergehend vor langen Jahren bei der Einwanderung aus dem Kaokofeld dort gesessen hatte, als der Kambasembi-Stamm sein Vieh auf Grootfontein tränkte. Auffallend war nur, daß ohne besondere Erwähnung auch die Kupfergruben von Otavi, wo die Ovambohäuptlinge durch die ihnen untergebenen Buschleute Erz brechen und dieses nach Ondonga bringen ließen, mit in den Kaufvertrag eingeschlossen wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf jeden Fall waren Jordaans Rechtstitel auf den Besitz mindestens so gültig, wie die von Lüderitz abgeschlossenen Verträge im Süden, und ohne den raschen Tod des Mannes hätte sich seine Gründung wahrscheinlich bald genug zu einem wirklichen Staatswesen nach Art der Buren ausgewachsen, mit dem es für die deutsche Okupation notwendig geworden wäre, zu rechnen. Die Buren nannten ihre neue Republik Upingtonia, ordneten einen Volksraad nach Art der beiden großen Elternrepubliken im Osten an, Jordaan selbst erhielt 5 Farmen und das Recht auf den Abbau der vorhandenen Erzlager; jeder erwachsene Mann eine Farm von ca. 3000 Hektar Umfang. Alles übrige freie Land war Staatsland. Es erscheint daher nach Lage der Dinge nicht ohne weiteres korrekt, wenn späterhin, nach der Auflösung des ganzen Gemeinwesens, auch über die von Jordaan persönlich erworbenen Land- und Minenrechte bei den erteilten Konzessionen einfach hinweg gegangen wurde.

Jordaan hatte bei seiner Festsetzung im Norden nicht mit der alten Feindschaft Kamahareros gegen ihn gerechnet. Dieser grollte ihm von früher her, wo Jordaan in den Kämpfen der Hereros und Namas gegen Kamaharero Partei ergriffen hatte, und es ist wahrscheinlich, daß er den jüngern Bruder des Kambonde von Ondonga, Nechale, veranlaßt hat, Jordaan auf einer Reise, die dieser nach Mossamedes unternahm, um von dort Waren zu holen, im Sommer 1886, kaum zwei Jahre nach der Gründung von Upingtonia, ermorden zu lassen. Noch saß die ganze Burengemeinde bei der Hauptwasserstelle Grootfontein und in deren nächster Umgebung ziemlich geschlossen beisammen; eine wirkliche Aufteilung des Landes war noch nicht erfolgt. Nach langer Beratung beschloß man, um einen Schutz gegen die Ovambos und Kamaharero zu haben, der Otavi und Grootfontein für sich beanspruchte, den deutschen Kommissar in Otjimbingue, Dr. Goering, zu bitten, das Reich möge das Protektorat über das Grootfonteiner Gemeinwesen übernehmen. Dem Gesuch wurde Folge gegeben, und zu den schwarzen und gelben Stämmen, über welche die deutsche Schutzherr-

schaft bereits erklärt war, trat nun auch eine, wenn auch erst im Entstehen begriffene staatliche Gründung von Buren auf südwestafrikanischem Boden. Wenn Jordaan am Leben geblieben wäre, so hätte sich diese Burenrepublik unter deutscher Suzeränität wahrscheinlich recht kräftig ausgewachsen und die politische Gesamtlage in Südwestafrika, namentlich auch das Verhältnis zwischen dem Weißen- und Eingeborenenelement, merklich beeinflußt, denn an eine vollkommene Selbständigkeit wäre natürlich auf die Dauer auch für Jordaan nicht zu denken gewesen. Die Unsicherheit der Lage und die Erkenntnis, daß die deutsche Macht, die in Otjimbingue durch den Kommissar, seinem Sekretär und einem einzigen Polizeibeamten vertreten war, unmöglich in der Lage war, für den Ernstfall wirklichen Schutz zu gewähren, führte aber in kurzer Zeit zur Auflösung dieser Republik Upingtonia. Die Buren zogen samt und sonders nach dem gesunderen und für sie sicheren Hochplateau von Humpata zurück, vereinigten sich wieder mit ihren dort sitzen gebliebenen Stammesgenossen und vertrugen sich mit den portugiesischen Behörden. Von Upingtonia ist dann nie wieder die Rede gewesen. Die jetzigen Grootfonteiner Buren haben mit dem Treck Jordaans und seiner Genossen nichts zu tun, sondern sind erst bedeutend später durch die South-West-African-Comp., die das einstige Gebiet von Upingtonia von der deutschen Regierung überwiesen erhielt, dort angesiedelt worden.

Überblickt man diesen Entwicklungsgang der Niederlassungen Weißer innerhalb der jetzigen deutschen Kolonie Südwestafrika und der verschiedenen Versuche zur wirtschaftlichen Aufschließung und Ausnutzung des Landes bis zur Erklärung der deutschen Schutzherrschaft, so zeigt sich, daß, von den rein missionarischen Bestrebungen abgesehen, bei allen Versuchen immer wieder die Eigenschaft des Landes als lohnendes Viehzuchtgebiet maßgebend war und blieb. Von Kapitän Hope an, dem Führer der Expedition von 1761 über den Oranje, die zu den rinderreichen Damaras im Norden vordringen sollte, bis auf Anderssón und die Missionshandelsgesellschaft, über hundert Jahre später, bildet das Vieh der Here-

ros die Basis aller Spekulationen. Der Gedanke ist immer, es durch vorteilhafte Handelsgeschäfte von seinen Besitzern einzutauschen und zum Wiederverkauf nach den großen Verbrauchszentren im holländisch-englischen Gebiet, Kapstadt und später auch den Minen von Gokiep und Kimberley, zu schaffen. Der Viehhandel nach Kimberley kam dann schließlich auch in Gang, aber seine Blütezeit und die Erweiterung des Viehexports bis Johannesburg gehört erst der Zeit der deutschen Herrschaft an und es wird späterhin mehr davon zu sagen sein. Nebenher gingen die Versuche zur Ausbeutung der Kupferlager, aber trotz öfterer Wiederholung scheiterten sie im Nama- wie im Hererolande an der Schwierigkeit der Transportverhältnisse. Eine neue Wendung tritt mit dem Versuch der Buren in Grootfontein ein. Hier handelt es sich zum erstenmal um dauernde Siedelung, aber gleichfalls, wie es das System der Burenwirtschaft bedingt, in erster Linie zum Zweck der Produktion von Vieh. Vielleicht kann man bis zu einem gewissen Grade die Einwanderung der Bastards nach Rehoboth als eine Parallele dazu ansehen. Diese Bastards saßen ursprünglich in der Kapkolonie. Sie stammten von Buren und Hottentottenweibern aus der Zeit, wo im Kaplande noch Mangel an weißen Frauen war. Ein Teil dieser Mischlingsbevölkerung wurde im Laufe der Zeit durch das weiße Element wieder aufgesogen, indem einzelne Frauen bei dem immer noch vorhandenen Mangel in legale Verbindung mit weißen Ansiedlern traten und ihre Kinder alsdann trotz der farbigen Beimischung als Weiße rezipiert wurden. Auch unter den Männern farbiger Herkunft brachte es dieser und jener durch besondere Tüchtigkeit zur Aufnahme unter die als vollbürtig geltenden Buren. Mir ist ein Fall bekannt, wo noch vor wenigen Jahren die Buren von Gibeon in Südwestafrika einen solchen Aufnahmeakt vollzogen und einen Mann von etwas farbiger Blutmischung aus der Kapkolonie, der längere Zeit unter ihnen gelebt und ihre Achtung erworben hatte, ausdrücklich als Buren aufnahmen. Auch Jordaan war nicht von reinweißer Herkunft und schwang sich sogar zum Führer bei den Buren von Humbe auf, und in Südwestafrika leben heute ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schiedene Persönlichkeiten und Familien, die stillschweigend oder ausdrücklich zu den Weißen gerechnet werden, obwohl ihre Abstammung bekannt ist oder ihr Teint sie verrät. Eine größere Anzahl Mischlingsfamilien wurde aber im Laufe der Zeit bei der Konsolidierung des Burentums ausgeschieden, ohne doch in die große, mit der Zeit in besonderen Lokationen angesiedelte oder auf den Farmen als dienstbares „Volk" der Weißen lebende Masse der „Farbigen" aufzugehen. Diese selbständig sich aussondernden Bastardfamilien schlossen sich nach und nach zu einer besonderen „natie", einem Stammesverband, unter eigenen Führern, sogenannten Kapitänen, zusammen und zogen, von der vorschreitenden weißen Farmansiedelung gedrängt, immer weiter nach Norden bis an den Oranje, wo die Ortschaften Pella und de Tuin in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Wohnsitze bildeten. Einzelne Teile splitterten ab und vermischten sich wieder mehr mit verschiedenen Namastämmen. So entstand um das südliche Rietfontein, im heutigen deutsch-englischen Grenzgebiet, der Stamm der Vilander-Bastards. Die Hauptmasse der Bastards am Oranje aber, die das Burenholländisch als Muttersprache besaßen und sämtlich Christen waren, entschloß sich, dem fortwährenden Druck der Buren und den Plünderungen der Bondelzwarts und Feldschuhträger weichend, weit ins Namaland hinein auszuwandern und sich eine neue Heimat zu gründen. Im Jahre 1867 zog daher der Kapitän Hermanus van Wyk mit etwa 30 „Vortrekkers" auf Kundschaft nach Norden, kam nach Rehoboth zu den Swartbooi-Hottentotten und kaufte von diesen, die gleichfalls auswandern wollten, den Platz samt dem umliegenden Weideland. Als van Wyk zurückkam und günstigen Bericht brachte und der letzte Versuch, bei den Behörden in Kapstadt Schutz zu finden, fehlgeschlagen war, beschlossen 90 Familien die Auswanderung. Im November 1868 ging der Treck über den Oranje, unter van Wyk und dem deutschen Missionar Heidmann, und nach zweijähriger Wanderung, auf der verschiedene Teile abbröckelten und sich vereinzelt unter den Namas niederließen, gelangte die Hauptmasse mit sehr wenig Vieh und stark

verarmt an die warmen Quellen von Rehoboth, wo alsbald Kirche und Schule gebaut wurden. Hier erholte sich der Stamm außerordentlich schnell, erhielt noch mehrfachen Zuzug; der Rinderstand vermehrte sich auf dem vorzüglichen Weidefeld, vielleicht dem besten von ganz Südafrika, sehr rasch, und in Kürze dehnten die Bastards ihre anerkannten Grenzen vom Auasgebirge bis an den obern Fischfluß und von den Hakosbergen bis an die Dünen von Hoachanas aus.

Dieser Treck der Bastards ist ein Seitenstück zu dem Auszug der Buren nach Humpata und Grootfontein, und es ist bezeichnend, daß die Festsetzung der Einwanderer beide Male in einem sozusagen herrenlosen Zwischengebiet zwischen den kräftigen Völkern des Landes erfolgte: die der Buren zwischen den Ovambos und Hereros, die der Bastards zwischen den Hereros und Namas. Beide Unternehmen charakterisieren sich wie gesagt als dauernde Festsetzungen und Ansiedlungen und sind nach ihrer wirtschaftlichen Seite aufgebaut auf der zusammenhängenden Okkupation einer großen Fläche Weideland zur Viehzucht. Sie ruhen damit auf dem soliden Grunde aller primitiven Bodennutzung in Südafrika, wie sie von der Natur weitaus für den größten Teil alles Landes zwischen dem Tafelberg und dem Zambesi fest und bestimmt vorgezeichnet ist. Daß die Ansiedlung Jordaans scheiterte, lag nicht in den natürlichen, sondern in politischen Verhältnissen begründet; daß die der Bastards glückte, kam daher, daß die politischen Umstände eben zu der Zeit und an dem Orte für sie günstig waren. Alle diese Versuche, im heutigen Südwestafrika Fuß zu fassen: von van Reenen über Kapitän Alexander und Anderssson bis zu Jordaan und den Bastards vom Oranjefluß, die Missionen nicht ausgenommen, gehen von den bis dahin besiedelten und mehr oder minder kultivierten Teilen des holländisch-englischen Wirtschaftsgebietes von Südafrika aus und zielen, sei es bewußt, sei es unbewußt, darauf ab, das neue Land mit denjenigen wirtschaftlichen Mitteln und Zielen, wie sie dem Südafrikaner in Viehhandel und Viehzucht von altersher vertraut waren, auszunutzen. Wo starke einheimische Stämme das Land bereits besaßen, trägt demnach die Niederlassung der Weißen

den Charakter des politisch oder unpolitisch gefärbten Handelsunternehmens; wo das Land selbst zu haben ist, wird es okkupiert und auf die altvertraute Art und Weise in Nutzung genommen. Nun aber beginnt eine neue Periode! Deutschland erklärt seine Schutzherrschaft über ganz Südwestafrika, deutsche, aus Europa importierte wirtschaftliche Unternehmungen und Bestrebungen tauchen auf, deutsche Arbeit sucht im Gebiet der Namas und Hereros ihren Ertrag.

Ich habe diese Skizze der Niederlassungsversuche in Südwestafrika vor der deutschen Herrschaft absichtlich etwas ausführlicher gegeben, weil diese Vorgänge, wenngleich schon C. von François in seinem Buche über Deutschsüdwestafrika*) einen kurzen Überblick gegeben hat, in ihrem Zusammenhang und ihrer innern Bedingtheit noch wenig bekannt sind. Der äußere Verlauf und die aufeinander folgenden Ereignisse in der Geschichte der Begründung des deutschen Protektorats sind dagegen mehrfach geschildert worden und können als bekannt vorausgesetzt werden. Für die eigentliche Gründungszeit bis zum Ausbruch des ersten Witbooikrieges bietet das eben erwähnte Buch des ersten Landeshauptmanns von Südwestafrika, C. von François, die ausführlichste und genaueste Darstellung und zugleich eine auch meiner Anschauung nach in allen wesentlichen Punkten zutreffende Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Probleme dar, wie sie sich bis zu der Zeit gestaltet hatten. Meine Absicht ist es daher, im Folgenden nicht einen Abriß der allgemeinen Geschichte des Landes seit der deutschen Besitzergreifung zu geben, sondern nur den Versuch einer kritischen Beurteilung der von deutscher Seite erfolgten Bemühungen zur wirtschaftlichen Ausnutzung der Kolonie im allgemeinen und der Entwicklung des Ansiedlungswesens im besonderen.

*) Berlin 1899, Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vossen).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siebentes Kapitel.

Fehler der Deutschen Kolonial-Verwaltung.

Im Jahre 1882 gründete Lüderitz seine erste Faktorei in Angra Pequena. 1883 kaufte er von dem Bethanier Kapitän Josef Frederiks die Bai und das ganze Küstengebiet vom Oranjefluß bis zum 26. Grad südlicher Breite. Am 6. August 1884 erfolgte die Hissung der deutschen Flagge in Angra. Bereits 1885 sah Lüderitz, daß er mit seinen Mitteln allein der Durchführung seines Beginnens nicht gewachsen sein würde und gründete die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die sämtliche von ihm erworbenen Landrechte vom Oranjefluß bis zum Kap Frio, nicht weit südlich von der Kunene-Mündung, erhielt. Diese Gesellschaft wurde von der Reichsregierung mit dem Recht der Landeshoheit in der Kolonie ausgestattet und verpflichtete sich hierfür, die notwendigen Aufwendungen für die allgemeine Erschließung des Landes zu machen. Im selben Jahr entsandte das Reich die ersten deutschen Beamten nach Südwestafrika: den Kommissar Dr. Goering mit dem Referendar Nels als Verwaltungssekretär (Kanzler) und dem Gendarmerie-Feldwebel von Goldammer als Polizeimeister. Dr. Goering hatte die richterliche Befugnis über die Weißen, soweit die deutsche Schutzherrschaft erklärt war, und das Recht, weitere Schutzverträge mit den Eingeborenen abzuschließen; außerdem das Verordnungsrecht, soweit dasselbe nicht mit der Landeshoheit der deutschen Kolonialgesellschaft gegeben war. Er nahm als Wohnsitz Otjimbingue. Ursprünglich war Angra als Sitz des Kommissariats vorgesehen, aber es zeigte sich bald, daß dort überhaupt keine Aussicht auf Entwickelung der Verhältnisse bestand. Dr. Goering ging von Otjimbingue sofort zu Kamaharero nach Okahandja, um mit diesem

einen Schutzvertrag über das Hereroland, auf dessen Boden er ja den Sitz des Kommissariats aufgeschlagen hatte, abzuschließen. Das geschah am 21. Oktober 1885. Ein Jahr später ertrank Lüderitz bei dem Versuch, mit einem Segelboot von der Oranjemündung nach Angra zu fahren, in der Brandung, und die Repräsentantin der deutschen Aufschließungsarbeit in der neuen Kolonie war nunmehr bis auf weiteres seine Erbin, die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika*). Die Schutzverträge mit den übrigen Eingeborenen-Kapitänen waren sämtlich gleichfalls bis Ende des Jahres 1886 abgeschlossen. Nur die Witbooihottentotten unter ihrem damaligen Kapitän Moses Witbooi, dem Vater Hendriks, weigerten sich hartnäckig, mit den Deutschen etwas zu tun zu haben und Moses schloß sogar zur Strafe, weil der Missionar Rust von Gibeon im Auftrage seines Vorgesetzten, Dr. Büttner, ihm den Vertragsentwurf überhaupt vorgelegt hatte, die Missionskirche in Gibeon.

Was hatte man nun in Deutschland für eine Vorstellung von dem Wert und von den Wegen zur wirtschaftlichen Erschließung der neuen Kolonie? Lüderitz hatte verschiedene Pläne im Auge gehabt. Er wollte die Guanoinseln an der Küste ausbeuten, Kupferlager im südlichen Namaland auffinden, wertvolle Pflanzen suchen und Handel mit den Eingeborenen treiben. Der Guano war da, aber die Inseln südlich von Angra, auf denen er lag (von der Fundstelle bei Kap Croß nördlich von Swakopmund wußte man damals noch nichts), waren schon seit Jahren englischer Besitz, wie Lüderitz von den Behörden in Kapstadt erfuhr, als er sich über die Ausbeutung seines vermeintlichen Eigentums durch englische Unternehmer beschweren wollte. Daß Kupferlager vorhanden sein müßten, schloß Lüderitz lediglich aus dem Vorkommen solcher Erze südlich vom Oranje in Klein-Namaland. Seine Expeditionen, deren er eine ganze Reihe ausrüstete, stellten zwei verschiedene Erzvorkommen fest, aber zugleich auch, das keines davon abbauwürdig war. Auch brauchbare Nutzpflanzen erwiesen sich als nicht in ge-

*) Nicht zu verwechseln mit dem großen kolonialen Verein „Deutsche Kolonialgesellschaft" in Deutschland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

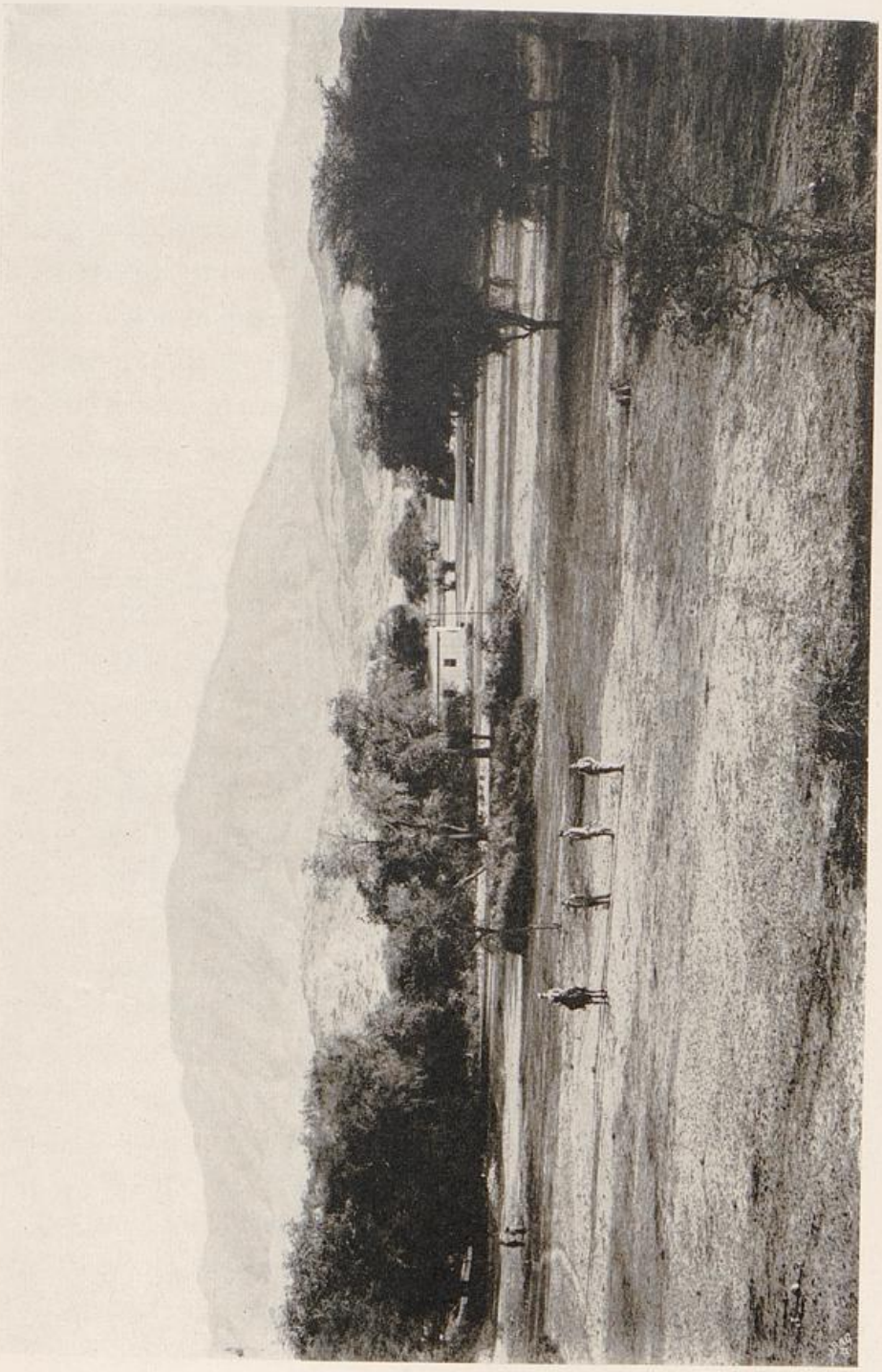
nügender Menge vorhanden. Der Handel mit den Eingeborenen wurde vollends ein Fehlschlag. Das einzige, was der Hottentott allenfalls zu verkaufen hatte, war Vieh. Das hatte er aber im Grunde auch nur, wenn er es vorher den Hereros oder sonst jemandem geraubt hatte. Auf diesem System beruhte die relative Blüte des Handels im Namalande zur Zeit Jonker Afrikaners und Witboois, die den Hereros ihre Rinder fortnahmen und an die Kap'schen Händler für Schnaps, Munition, Tabak und dergl. verkauften. Die südlichen Hottentottenstämme aber, zu denen Lüderitz kam, hatten keinen Anteil an dieser Art von Versorgung mit Handelsvieh, und sie selbst waren viel zu arm, als daß ihre wenigen Ziegen und Kühe als Gegenwert für den Absatz europäischer Waren hätten ins Gewicht fallen können. So war also in Kürze das Ergebnis dieses, daß die Kolonialgesellschaft den Süden überhaupt fallen ließ und ihr Augenmerk auf das Hereroland richtete. Außer dem Küstenstrich im Süden zwischen dem Oranje und dem 26. Grad südlicher Breite gehörte ihr durch ihre und Lüderitz Verträge mit Jan Jonker, dem Sohne Jonker Afrikaners, das ganze Küstengebiet vom Kuiseb bis zum Kap Frio, landeinwärts bis zu den Grenzen des Herero- und Ambolandes, und ein keilförmiges Verlängerungsstück dieses Küstenstreifens nach dem Innern zu, zwischen Walfischbai und Windhuk.

Aber das ganze Vermögen der Kolonial-Gesellschaft betrug damals nur etwas über 300 000 Mark. Die Idee, mit diesen lächerlich geringen Mitteln irgend etwas Ernsthaftes für die Aufschließung eines Landes, wie Südwestafrika, tun zu wollen, ist so absurd, wie wenn jemand mit der Spitzhacke einen Tunnel durch die Alpen machen will. Tatsächlich hat denn auch die Kolonialgesellschaft von dem Tage, wo sie gegründet wurde, bis heute nicht viel getan, außer auf ihren Land- und Minenrechten zu sitzen und zu warten, bis jemand kam, der bereit war, ihr hierfür etwas zu zahlen. Wir werden späterhin im Zusammenhange noch mehr von der ganzen Gesellschaftsfrage zu sprechen haben. Hier sei nur bemerkt, daß es gleich von Anfang an ein überaus klägliches Bild war,

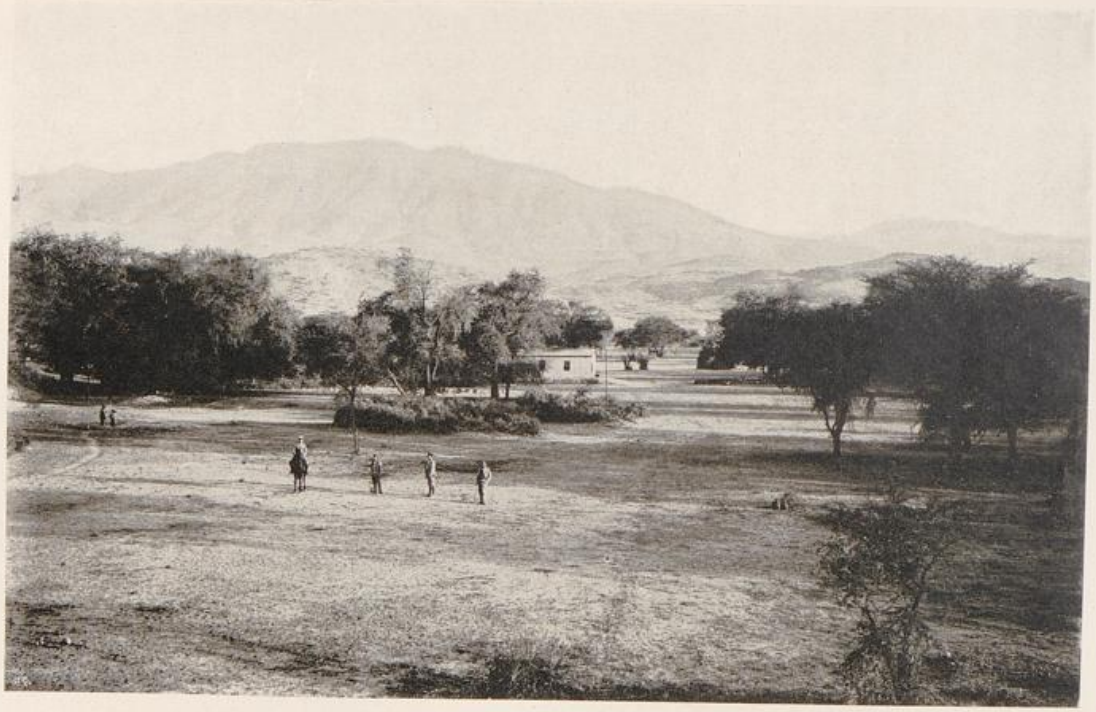
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welches diese deutschen Kolonialgesellschaften darboten. Mit Mühe zusammengebracht, mit geringem nominellen und noch viel geringerem wirklich eingezahltem Kapital, waren sie von vornherein unfähig, irgendwelche weiter angelegten etwas großzügigeren Maßnahmen zur Aufschließung ihrer Konzessionsgebiete zu treffen. Wenn der erhoffte Gewinn nicht gleich nach den ersten Auslagen sich einstellte, so waren Kapital und Unternehmungslust sofort gleichermaßen verpufft. Entweder verschwand die „Gesellschaft" überhaupt sang- und klanglos von der Bildfläche, oder sie vegetierte tatenlos weiter und äußerte erst Lebenszeichen in Gestalt von Geldforderungen oder hinderlichem Einspruch, wenn jemand kam und mit dem Land oder den sonstigen „Rechten" etwas anfangen wollte. Als im Jahre 1887 an einigen Stellen am unteren Swakop etwas Gold gefunden wurde — später wurde allerdings behauptet, die australischen Digger, die dort arbeiteten, hätten zuvor ein paar zerhackte Pfundstücke in das Gestein hineingeschossen — wucherten natürlich die Gesellschaften und Konzessionen wie die Pilze empor, aber schon nach wenigen Jahren war von all diesen Gründungen nichts mehr vorhanden, außer daß die eine oder die andere durch ihre hinausgesandten Angestellten, von denen mehrere dauernd im Lande blieben, zur allmählichen Verstärkung des weißen Elements beitrug.

Die Goldfunde bewogen den Kommissar Dr. Goering 1887 zur persönlichen Berichterstattung nach Deutschland zu reisen. Der Bericht fiel viel zu optimistisch aus, erweckte aber einiges Interesse und hatte zur Folge, daß die Reichsregierung der Kolonialgesellschaft zwei Bergbeamte zur Verfügung stellte: den Bergassessor Frielinghaus und den Bergreferendar Duft. Die Kosten der neuen Bergbehörde sollte die Kolonialgesellschaft tragen. Auch eine Schutztruppe wurde zur Sicherung des Mineralienabbaus aufgestellt. Sie zählte 2 weiße Offiziere und 5 weiße Unteroffiziere mit 20 eingeborenen Mannschaften und wurde in Otjimbingwe stationiert: Mai 1888. Das Experiment mit der Truppe verlief ebenso unglücklich, wie die gehoffte Entwicklung der Minen. Die Organisation war



Landschaft im Bett des oberen Khan.



Landschaft im Bett des oberen Khan.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gänzlich verfehlt, man hatte ungeeignete Leute angeworben und konnte ihnen nicht einmal etwas zu tun geben. Die Bergbeamten erklärten bald, daß es in den von ihnen untersuchten Gebieten weder Gold noch sonstige abbauwürdige Erze gebe, und nach einem Jahre gehörten Truppe und Bergbehörde und mit ihnen der erste und einzige Versuch der Deutschen Kolonialgesellschaft, die verliehene Landeshoheit auszuüben und sich etwas kosten zu lassen, der Vergangenheit an.

Dr. Goering hatte aber bei seiner Anwesenheit in Deutschland im Jahre 1887 nicht nur für die vermeintlichen Goldfunde, sondern auch für einen anderen Gedanken zur wirtschaftlichen Ausnutzung der Kolonie Propaganda gemacht, der zum erstenmal auf deutscher Seite in eine durch die natürlichen Verhältnisse wirklich gebotene Richtung wies. Zwar scheiterte die Ausführung später daran, daß man einen ungeeigneten Weg zur Verwirklichung wählte, und vor allen Dingen an der fehlenden Sicherung irgendwelcher weiter ausgreifenden wirtschaftlichen Pläne durch das Fehlen einer deutschen Autorität im Innern bei den Hereros und Namas, für die zunächst die Schutzverträge und die Flaggenhissung sehr wenig bedeuteten. Es bildete sich in Deutschland eine „Deutsch-Westafrikanische Compagnie" zu dem Zweck, Handel mit den Eingeborenen im Damara- und Ambolande zu treiben und Fleischkonserven für den Export aus Südwestafrika herzustellen. Die Schlächterei wurde in Sandwichhafen eingerichtet, wohin das Schlachtvieh aus dem Innern getrieben werden sollte. Sandwichhafen, eine jetzt vollständig versandete und beinahe zur Lagune gewordene Einbuchtung, ca. 60 km südlich von Walfischbai, war damals noch besser zugänglich, und die Maschinen, die zerlegbaren Gebäude und die sonstige Ausrüstung des Unternehmens konnten gelandet werden. Der Weg von hier ins Innere ist aber auf der Strecke bis zum Kuiseb enorm schwierig durch die hohen unmittelbar aufeinander folgenden Dünen, die überstiegen werden müssen. Außerdem reichte die Weide an der Bucht nicht im Entferntesten aus, um die Ochsen, die vollständig entkräftet durch den Dünenmarsch ankamen, wieder

in die Höhe zu bringen. Man hat zwar mit der Arbeit begonnen und tatsächlich Fleischkonserven fabriziert, die nachher nach Otjimbingue zum Verbrauch gelangten, und auch Fische zu räuchern versucht, aber sehr bald erwies sich die geschäftliche Unmöglichkeit, den Betrieb fortzusetzen. Auch aus dem Handelsunternehmen bei den Hereros und Ovambos, durch das die nötigen Schlachttiere gewonnen werden sollten, ist nichts geworden. Die Sache mißglückte wegen der vollkommenen Unkenntnis, die bei den Unternehmern über die Verhältnisse in Südwestafrika bestand. So glaubte man z. B. bei den Hereros mit besonderem Vorteil europäische Möbel und Kinderspielzeug loswerden zu können.

Unterdessen erfolgte im Hererolande eine politische Katastrophe, die mit einem Schlage den Bestand der ganzen deutschen Schutzherrschaft wieder in Frage stellte. Ein englischer Händler, Lewis, der seit langem bei den Hereros ansässig und von Anfang an als ein erbitterter Feind der Deutschen aufgetreten war, hatte Kamaharero und seine Leute in Okahandja solange mit Schnaps, Geschenken, Versprechungen und allen möglichen lügnerischen Vorstellungen bearbeitet, daß die Hereros eines Tages kurzer Hand den Deutschen ihren drei Jahre vorher geschlossenen Schutzvertrag aufkündigten. Der Kommissar Dr. Goering, der Führer der Schutztruppe, Leutnant von Quitzow, und der Bevollmächtigte der Deutschen Kolonialgesellschaft wurden nach einem heftigen Zusammenstoß mit den Hereros auf einer Ratsversammlung im Oktober 1888 durch die Drohung, ihnen den Kopf vor die Füße zu legen, wenn sie noch länger in Okahandja blieben, gezwungen, den Platz zu verlassen. In der ersten Bestürzung über diesen Schlag räumten der Kommissar und die Kolonialgesellschaft samt ihrer „Truppe" nicht nur Okahandja, sondern sogar auch Otjimbingue und das Hererolland überhaupt. Die Truppe wurde aufgelöst, die Gesellschaftsbeamten mit Ausnahme zweier, die im Namalande tätig waren, zurückgerufen, das Inventar verkauft und die letzten Trümmer der deutschen Vertretung sammelten sich auf englischem Gebiet in Walfischbai.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kolonialgesellschaft wandte sich nun, da sie mit ihrer Landeshoheit, ihrer merkwürdigen Truppe, die übrigens schon in alle Winde zerstreut war, und ihrem auf 200 000 M. zusammengeschmolzenen Vermögen gegen die Hereros und Lewis nicht wohl etwas ausrichten konnte, an den Reichskanzler und bat, ihr den Schutz des Reiches „zur Ausübung und Geltendmachung ihrer Rechte und Interessen im Damaraland zu gewähren." Fürst Bismarck antwortete, den Intentionen gemäß, welche man auf Seiten der Regierung befolgt hatte, als man Südwestafrika nicht als Kronkolonie übernahm, sondern eine Gesellschaft mit den Hoheitsrechten über ihre Erwerbungen ausstattete, ablehnend:

„. . . . daß es nicht Aufgabe des Reichs sein könne und außerhalb des Programms der deutschen Kolonialpolitik liege, für die Herstellung staatlicher Einrichtungen unter unzivilisierten Völkerschaften einzutreten und durch Aufwendung militärischer Machtmittel den Widerstand eingeborener Häuptlinge gegen noch nicht fundierte Unternehmungen von Reichsangehörigen in überseeischen Ländern zu bekämpfen. Es könne daher eine Zusicherung, daß dem südwestafrikanischen Gebiet durch Machtmittel des Reiches der ungestörte Betrieb bergmännischer und sonstiger Unternehmungen verbürgt werden solle, nicht erteilt werden." (C. von François, Seite 31.)

Diese Antwort wurde damals zu Unrecht von der kolonialfreundlichen Presse und von den Freunden der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika angegriffen, denn sie hielt sich nur im Rahmen der grundsätzlich eingeschlagenen Politik: den kolonialen Gesellschaften zwar alle Rechte und Vorteile, dafür aber auch alle Pflichten, die mit jenen verbunden waren, zu überlassen. Der „Schutz", den das Reich den neuen überseeischen Gebieten und den in ihnen tätigen Gesellschaften gewährte, sollte sich, wie das aus der Erklärung des Fürsten Bismarck gegenüber England aus Anlaß der Lüderitz'schen Erwerbungen hervorging, eben darauf beziehen, daß das Reich den Ansprüchen des Auslandes gegenüber die Rechte der reichsangehörigen Gesellschaften bezüglich fremder

Ansprüche vertrat. Andernfalls, wenn das Reich von vornherein seine Machtmittel aufgewandt hätte, um den Widerstand der eingeborenen Stämme auf jeden Fall im Voraus niederzuwerfen, d. h. mit andern Worten um die Entwaffnung der Hereros und Hottentotten durchzuführen, so wäre es höchst widersinnig gewesen, eine private Erwerbsgesellschaft erst noch mit den Rechten der Landeshoheit auszustatten und ihr dann das mit Reichsmitteln Erworbene und Gesicherte zur Ausnutzung für ihre eigene private Rechnung zu Füßen zu legen. Hätte von Anfang an festgestanden, wie absolut unfähig sich die Kolonialgesellschaft zur Ausübung ihrer Landeshoheit erweisen würde und welche Aufwendungen das Reich schon nach wenigen Jahren würde machen müssen, um die Kolonie zu halten und zu sichern, so hätte jedermann das Zugeständnis derartiger Rechte an eine private Gesellschaft für absurd gehalten.

Auf der andern Seite konnte aber nur äußerste koloniale Unerfahrenheit den Gedanken hegen, daß Völker von dem Unabhängigkeitssinn und dem Bewaffnungszustande der Herero- und der Namastämme auf die Dauer gutwillig die Fremden so in ihrem Lande schalten und walten lassen würden, wie man sich das damals in Deutschland vorstellte. Vor allen Dingen durfte man verständigerweise nicht daran denken, daß es angehen würde, die fortwährenden Kriege der Schwarzen und Gelben untereinander fortgesetzt zu ignorieren. Wenn man sich darauf verließ, daß auch früher die weißen Händler und Minenleute ihrer Arbeit im Lande unter den Stämmen im wesentlichen ungehindert nachgegangen wären, so war das erstens nicht richtig, denn Andersson ist daran zu Grunde gegangen, daß ihm die Feindseligkeiten der Namas den Absatz des von den Hereros erworbenen Viehs unmöglich machten, und zweitens darf man nicht vergessen, daß die Grundlage der früheren Existenz der Weißen bei den Hereros und Hottentotten, die Missionare zum größeren Teil ausgenommen, die Versorgung der Eingeborenen mit Gewehren und Munition gewesen war. Diese Praxis jetzt auch noch weiter unbeirrt fortzusetzen, wo das Land deutscher Besitz geworden war und nichts näher lag, als daß die Eingebore-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen ihre Bewaffnung mit modernen Hinterladern eines Tages gegen die Deutschen kehren würden, hätte denn doch zu einigen Bedenken Anlaß geben sollen.

Ein Beispiel dafür, wie eine mit Hoheitsrechten ausgestattete Kolonialgesellschaft unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegenüberstanden, annähernd zur selben Zeit verfuhr, bietet die Okkupation des Matabelelandes durch die Chartered-Company. Diese hatte von der englischen Regierung für das später sogenannte Rhodesien eine ähnliche Stellung zugebilligt erhalten, wie die Deutsche Kolonialgesellschaft für die Lüderitz'schen und ihre eigenen Erwerbungen. Die englische Compagnie aber fing auch mit der unter solchen Verhältnissen unter allen Umständen gebotenen ersten und wichtigsten Maßnahme an: Aufstellung einer starken Truppenmacht; danach Straßen- und Eisenbahnbau. Auch im Hererolande wäre es nicht ohne große Anstrengungen und bedeutende Aufwendungen an Mitteln möglich gewesen, die Entwaffnung der Eingeborenen durchzuführen und Sicherheit für Ansiedlung und Minenabbau zu schaffen. Tatsächlich erstreckte sich die Landkonzession der Deutschen Kolonialgesellschaft ja nur bis an die Grenze des Hererolandes; ihre Minenrechte aber erstrecken sich auch über das ganze Hereroland bis an den Waterberg, und in den Jahren nach der Gründung war es die allgemeine Meinung, daß die Gesellschaft auch ihre Landrechte weiter ins Innere hinein ausdehnen würde. Der Zusammenbruch von 1888 aber setzte allen solchen Gedanken ein für alle Mal ein Ziel und stellte die Reichsregierung vor die Frage, ob sie das neue Schutzgebiet endgültig der alleinigen Tätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, d. h. sich selbst und dem Nichts überlassen wolle, oder ob Reichsmittel aufzuwenden seien.

Das erste Eingreifen der Reichsregierung.

Im März 1889 wurde zunächst die Aufstellung einer kleinen Reichstruppe von 21 Mann unter Leutnant H. von François und

die Entsendung des damals in Togo tätigen Hauptmanns C. von François als Truppenführer beschlossen. Der Etat für diese Truppe betrug 50 000 Mark. Am 24. Juni 1889 landeten die beiden Brüder v. François mit ihrer Mannschaft in Walfischbai. Von diesem Tage an datiert die Entwicklung der Verhältnisse, die Südwestafrika aus der Gesellschaftskolonie, die es anfänglich sein sollte, immer mehr und mehr zu einer reinen Kronkolonie gemacht haben. Leider hatte damals niemand außer dem Hauptmann v. François eine Vorstellung darüber, welchen Gang die Ereignisse mit Naturnotwendigkeit nehmen würden, und obwohl das Reich bereits begonnen hatte, sich mit Aufwendungen aus seinen eigenen Mitteln festzulegen — Aufwendungen, deren baldige Steigerung unausbleiblich war, denn das Reich konnte sich die sicher vorauszusehende Nichtachtung der Eingeborenen gegenüber der „Truppe" nicht gefallen lassen —, so wurde trotzdem mit der Erteilung der weitestgehenden Konzessionen an inländische und ausländische Gesellschaften fortgefahren.

Der erste Rat, den der auf Urlaub gehende Kommissar Dr. Goering dem Hauptmann von François gab, war, „Verstärkungen zu beantragen und in Walfischbai die Verhältnisse abzuwarten." Allgemein wurden die 21 Mann für nutzlos gehalten. Was man damals im Lande selbst für notwendig hielt, um wirtschaftliche Unternehmungen im Hererogebiet für die Weißen zu sichern, zeigt eine Denkschrift des Hereromissionars Brinker vom März 1889 an den Reichskanzler. Brinker betonte scharf den bloß papiernen Wert aller „Verträge" mit den Eingeborenen.

„Mit Kamaharero Verträge zu schließen ist ebenso gut, als mit einem kleinen Kinde Verträge machen. Hier gilt nur die Macht, die für das Recht eintritt. Soll die Ausbeutung der Schätze gesichert sein, so muß eine europäische Macht hier etabliert werden, damit jeder Fall von Arroganz der Eingeborenen und Verletzungen der Interessen bestraft werden kann. Unter einem solchen Schutze würden die Eingeborenen ihre bedeutende

Viehzucht weiter entwickeln, jedes europäische Unternehmen gesichert sein und die Missionsarbeit gedeihen."

Als eine genügende Macht zur Durchführung dieses Ziels bezeichnete Brinker die Stationierung einer Truppe von 400 Mann und zwei Batterien im Hererolande.

François kehrte sich zunächst nicht an alle Warnungen, marschierte nach Otjimbingue, richtete das Kommissariat wieder ein, besuchte dann den mit Maharero verfeindeten Häuptling Manasse von Omaruru, schätzte aber im August 1889 die Lage doch als soweit bedrohlich ein, daß er Otjimbingue mit der Truppe wieder räumte und sich statt dessen mit ihr weiter gegen die Küste zu in Tsaobis an einem den Baiweg beherrschenden Punkte festsetzte. In Tsaobis wurde eine Station und eine steinerne Befestigung errichtet, die Wilhelmsfeste. Das war der Anfang eines eigentlichen bewaffneten Fußfassens der Deutschen im Lande. Zugleich verfügte François eine Maßregel, die durchgreifend hätte wirken können, wenn sie gleich am ersten Tage der deutschen Protektoratserklärung getroffen worden wäre: die Sperre der Einfuhr von Gewehren und Munition ins Hereroland. Leider wurde die Sperre durch einen Erlaß von Berlin bald wieder aufgehoben! Man hatte damals bei der Reichsregierung den ganz unmöglichen Plan, dem Kommissar in Otjimbingue dadurch einen maßgebenden Einfluß auf die Eingeborenen und die gesamten Verhältnisse im Innern zu sichern, daß man ihm die Ermächtigung erteilte, für „befreundete" Stämme und Häuptlinge die Waffen- und Munitionseinfuhr zu gestatten, den Widerspenstigen aber sie zu unterbinden. Natürlich war das ganz unmöglich, mit einer Truppe von 21 Mann oder auch mit einer fünfmal so starken Macht eine Kontrolle darüber auszuüben, wo die Gewehre und Patronen blieben, nachdem sie die Sperrfeste von Tsaobis passiert und auf dem Kommissariat in Otjimbingue den Erlaubnisschein zum Weitertransport in irgend einer Richtung erhalten hatten. C. von François schätzt die Menge der bis zum Mai 1891 auf diese Weise über Walfischbai eingeführten Hinterlader auf 3000 Stück mit mehreren 100 000 Patro-

nen. Das ist der Grundstock der Bewaffnung, mit der die Hereros den großen Aufstand von 1904 unternommen haben. Hätte nicht jene verhängnisvolle Verordnung bestanden, so wäre es unmöglich gewesen, daß die spätere Erhebung einen solchen Umfang annahm und derartige Mittel zu ihrer Niederwerfung erforderte. Die Hereros besaßen allerdings schon vorher eine ziemliche Anzahl Gewehre, aber es werden darunter keine 1000 brauchbaren Hinterlader gewesen sein, und vor allen Dingen wäre die Aufhäufung der großen Munitionsmengen unmöglich gewesen, wie sie die Kapitäne nunmehr vornehmen konnten und vornahmen. Vor dem Erlaß vom November 1889, der die Munitionseinfuhr grundsätzlich genehmigte, war es eine immerhin schwierige aber doch mit absehbaren Mitteln durchzuführende Aufgabe, die Hereros zu entwaffnen. François hat von Anfang an in dem Sinne berichtet, daß die Entwaffnung notwendig und daß sie das einzige durchgreifend wirksame Mittel sei, um wirtschaftlichen Unternehmungen der Weißen im Landesinnern Sicherheit zu gewähren. Nach 1891 erforderte die Entwaffnung auf jeden Fall eine starke Truppenmacht und einen wirklichen Feldzug. Durch die Einfuhr jener 3000 Gewehre wurden die Aussichten und die Methode unserer Kolonisation in Südwestafrika, ohne daß man sich in Deutschland darüber klar war, materiell vor ein viel schwierigeres Problem und auf eine weit schwankendere Grundlage gestellt, als vorher. Auch in der Kolonie selbst wußten später die meisten gar nicht mehr, wie stark bewaffnet die Hereros waren und daß man ihren massenhaften Gewehren und ihren Munitionslagern gegenüber tatsächlich so gut wie auf einem Vulkan saß.

1890 wurde die besondere Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes gegründet und der Vertrag mit England über die Abgrenzung der afrikanischen Kolonien geschlossen. Wie es heißt, haben die deutschen Unterhändler damals ganz übersehen, daß die Walfischbai als britisches Einsprengsel im deutschen Gebiet saß und den Zugang ins Innere von Südwestafrika beherrschte. Auf jeden Fall haben sie gar keine Vorstellung davon gehabt, wie wichtig damals

die Bai für das ganze deutsche Besitztum war; sonst hätte eine Einigung erzielt werden müssen, die Walfischbai deutsch machte, sei es auch unter Verzicht auf die Oranjegrenze oder den Anschluß an den Sambesi. Jetzt nachdem Swakopmund entstanden und die Anlage einer Landungsgelegenheit auf jeden Fall beschlossen ist, liegen die Verhältnisse anders. Kurz vor dem Rücktritt des Fürsten Bismarck wollte die Kolonialgesellschaft, deren Barvermögen auf 85 000 Mark zusammengeschmolzen war, einen Teil ihres Besitzes für 5 000 000 Mark an eine holländisch-englische Compagnie verkaufen, doch versagte der Reichskanzler die Genehmigung. Dagegen wurde auf die dringlichen Vorstellungen François' die Truppe auf 50 Mann erhöht, ohne daß eine Änderung der Instruktion, die ihr jeden bewaffneten Konflikt mit den Eingeborenen außer im Falle eines tätlichen Angriffs durch diese untersagte, eintrat.

Bisher war, außer gelegentlichen, durch Sachkenntnis nicht beeinflußten Äußerungen einiger Kolonialschwärmer zu Hause, von wirklichen deutschen Ansiedelungen zum Zweck eines landwirtschaftlichen Betriebes in Südwestafrika nicht gesprochen worden. Soweit man sich für das Land interessierte, dachte man immer an Minen, hauptsächlich Gold- und Kupferfunde, und allenfalls an Handel mit den Eingeborenen, ohne sich darüber klar zu sein, daß diese außer Vieh keine Handelsgüter besaßen und daß es für Vieh vorläufig keinen andern Weg gab, als zu Lande nach der Kapkolonie, Kimberley und Transvaal. Die Kolonialgesellschaft hatte zwar 1887 einen Landwirt Namens Hermann als Agenten und Vertreter für den südlichen Teil ihres Besitzes angestellt und Hermann bemühte sich, die Direktion in Berlin durch seine Berichte für die Gründung eines Wollschafunternehmens zu gewinnen, aber zunächst wollte die Gesellschaft sich nicht darauf einlassen. Erst 1892 kam es zur Gründung der „landwirtschaftlichen Station" Kubub, am sogenannten südlichen Baiweg von Lüderitzbucht nach Bethanien, wovon noch später die Rede sein wird. Von entscheidender Bedeutung dagegen für die weitere Entwicklung im allgemeinen und das Auftauchen der Besiedelungsfrage im besonderen war die Initia-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tive von François', der mit seiner verstärkten Truppe, nachdem er in weit ausgreifenden Zügen das Innere des Landes rekognosziert hatte und bis zum Ngamisee vorgedrungen war, kurzer Hand das herrenlose Gebiet zwischen Herero- und Namaland besetzte und im Oktober 1890 mit der Gründung einer Station an den heißen Quellen von Windhuk am Nordfuß des Auasgebirges begann. Wie bereits früher bemerkt, war diese Gegend seit dem Tode Jan Jonkers, der hier gesessen hatte, und seit dem Zerfall des Afrikanerstammes ohne faktischen Besitzer, und es wohnte auch niemand hier. Die Hereros wagten ihr Vieh nicht bis hierher zu treiben, weil sie Überfälle aus dem direkt benachbarten Hottentottengebiet fürchteten; die Rehobother Bastards hatten das Auasgebirge als feste Grenze und Hendrik Witbooi saß südwestlich davon in Hoornkrans, wo er gar keine Veranlassung hatte, sein zusammengeraubtes Vieh den früheren Besitzern, den Hereros, wieder bis direkt in den Bereich ihrer Gewehre zu stellen. François hatte zum Überfluß noch mit Kamaharero ein gelegentliches Abkommen dahin getroffen, daß dieser sich mit der Niederlassung der Truppe in Windhuk einverstanden erklärte. Kamaharero starb allerdings unmittelbar vorher im Oktober 1890 und sein Sohn Samuel Maharero schickte alsbald einen Brief an François, Windhuk sei sein Platz und die Truppe solle fortgehen, erhielt aber den Bescheid, daß über die Besetzungsfrage nicht weiter mit ihm verhandelt werden würde. Um Reibungen mit den Hereros aus dem Wege zu gehen, hatte François als Etappenlinie zwischen Otjimbingue, wo das Kommissariat verblieb, und Windhuk, nicht den großen Baiweg über Barmen-Otjiseva, sondern den südlicheren Weg durch das Khomashochland über Heusis eingerichtet. Otjimbingue war absichtlich nicht militärisch besetzt. Die Stationen der Truppen waren demnach nun Tsaobis, Heusis, Groß- und Klein-Windhuk, wo die Ruinen eines früher von den Rheinischen Missionaren erbauten Hauses zunächst als Unterkunft für die Stationsbesatzung eingerichtet wurden. Tsaobis war befestigt; in Gr. Windhuk wurde gleichfalls ein fester Stationsbau errichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So hatte sich also die Truppe in Windhuk mitten zwischen die feindlichen Stämme, vor allen Dingen zwischen Witbooi und die Hereros, gesetzt. Von Hendrik Witbooi war ebensowenig wie von seinem Vater Moses ein Schutz- oder Unterwerfungsvertrag mit dem Reiche zu erlangen gewesen. Diese Weigerung war für uns um so empfindlicher, als Witbooi auch nach dem Vertrag zwischen dem Reichskommissar und dem alten Kamaharero, durch den dieser sich unter die Schutzherrschaft des Reiches stellte, nicht die mindeste Rücksicht auf unsern nunmehrigen „Schutzbefohlenen" nahm, sondern die Hereros nach wie vor plünderte. Natürlich machten diese den deutschen Beamten gegenüber fortgesetzt geltend, daß damit doch der Fall des versprochenen „Schutzes" durch die Deutschen gegeben sei, und das Bestreben, den Hereros wenigstens indirekt eine Unterstützung zukommen zu lassen, hat dann viel zu dem unglücklichen Gedanken beigetragen, die Einfuhr von Waffen und Munition in das Hereroland freizugeben, während sie für Witbooi angeblich gesperrt werden sollte.

Im Mai 1890 fand in Okahandja in der Witboofrage eine große Verhandlung zwischen den beiden bedeutendsten Herero-kapitänen, Kamaharero und Manasse von Omaruru auf der einen, dem Reichskommissar Dr. Goering und dem Hauptmann von François auf der andern Seite statt, in Gegenwart aller anwesenden Herero-Großleute. Die Hereros bekannten sich nach einer längeren einleitenden Diskussion noch einmal ausdrücklich „von heute ab" zu dem mit den Deutschen geschlossenen Vertrage in allen seinen Punkten, verlangten aber dafür, daß der Kommissar und die Truppe ihnen gegen Witbooi beistehen sollten. Wenn dieser sein Raubnest Hornkrans nicht verlassen wolle, so wollten sie es stürmen und die Truppe müßte ihnen helfen. Für das deutsche Interesse stand die Frage zwischen den Hereros und Hottentotten so, daß beide im Grunde ihres Herzens sicher gleich wenig Liebe für uns übrig hatten und uns, d. h. die Truppe und die Beamten, gleichmäßig zum Lande hinauswünschten. Die Eingeborenen b r a u c h t e n weiße Händler, die ihnen Waffen und Munition, Branntwein, Tabak,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kleidungsstücke und dergleichen ins Land brachten; sie duldeten auch meist ohne Widerspruch Missionare, von denen sie, abgesehen von dem allgemeinen Eindruck ihres religiösen Wirkens, auch mancherlei Vorteile hatten. Was aber darüber hinausging, war für sie nur vom Übel. Anders aber standen wir, nachdem sich die Abbauwürdigkeit der sämtlichen bisher untersuchten Mineralfundstellen als höchst zweifelhaft oder garnicht vorhanden herausgestellt hatte, den beiden streitenden Völkern vom Standpunkt des wirtschaftlichen Vorteils aus gegenüber. Die Hottentotten besaßen so gut wie nichts, außer was sie ihren Nachbaren durch Raub abnahmen. Das Vieh, das sie erbeuteten, schlachteten sie; was übrig blieb, wurde verkauft, hauptsächlich um die Bewaffnung für neuen Raub zu ergänzen. Bei den Hereros dagegen repräsentierten die großen Rinderbestände einen zweifellosen Handelswert, und zwar, wenn die Minenfrage ausschied, den einzigen überhaupt vorhandenen. Allmählich hatte sich der Gedanke, den schon Anderssson und die Missionshandelsgesellschaft angestrebt hatten, ja der im Grunde schon dem alten van Reenen vorschwebte: den Viehhandel von den Hereros nach dem Kap zu organisieren — im Ganzen doch so weit verwirklicht, daß regelmäßige und öfters gewinnbringende Transporte auf den verschiedenen Wegen durch die Kalahari stattfanden. Namentlich das Aufkommen der Minen von Johannesburg und der hohe Gewinn, der durch die dortigen verhältnismäßig enormen Fleischpreise lockte, hatte diesen Handel in Schwung gebracht. Es war auch nicht nötig, daß man selbst seine von den Hereros eingehandelten Ochsen dorthin brachte, sondern die Händler aus Kapland und Transvaal kamen selbst bis nach Damaraland und waren es zufrieden, anstatt monate- oder jahrelang mit einer Fracht Waren unter den Hereros umherzuziehen und Ochsen um Ochsen selbst einzuhandeln, gleich einige hundert Stück auf einmal von den Händlern, die im Lande lebten und dauernd mit den Hereros verkehrten, kaufen zu können. Unter diesen befand sich auch bereits eine ganze Anzahl Deutsche, teils solche, die ursprünglich als Missionskolonisten oder Angestellte der Missionshandelsge-

sellschaft herausgekommen waren, teils spätere Zuwanderer. Die verschiedenen mehr oder minder mißglückten Minen- und Handelsunternehmungen hatten neben vielen für Afrika unbrauchbaren und ungeschickten Elementen doch auch eine Anzahl Leute ins Land gebracht, die etwas konnten und die Verhältnisse bald zu benutzen verstanden, um persönlich voranzukommen. Diese akklimatisierten sich rasch, lernten mit den Hereros umgehen, wurden tüchtige Frachtfahrer und Händler und verdienten eine Menge Geld. So fing der Hererohandel an, eine regelmäßige und beachtliche Größe zu werden, und diese Rücksicht war es vorzugsweise, die den Reichskommissar bestimmte, im Einverständnis mit dem Truppenführer sich in dem Streit zwischen Witbooi und den Hereros auf die Seite der letzteren zu stellen. Zunächst geschah das allerdings nur mit den Mitteln eines sehr sanften diplomatischen Drucks.

Dr. Goering schrieb am 20. Mai 1890 von Okahandja aus an Witbooi und ersuchte oder bat ihn vielmehr, die Angriffe auf die Hereros als auf deutsche Schutzbefohlene einzustellen. Den Namen eines Ultimatums, wie es später genannt wurde, verdient dies Schriftstück (abgedruckt bei C. von François, Seite 71) weder nach Form noch nach Inhalt. Im Juni hatte Dr. Goering dann noch ein persönliches Zusammentreffen mit Witbooi und schied von ihm mit dem Eindruck, daß er durch die erhaltenen Ermahnungen und Verwarnungen eingeschüchtert sei und Frieden halten werde. Dr. Goering verließ nach diesen Verhandlungen das Schutzgebiet endgültig. Im Lande erwartete man, da die deutsche Regierung durch das Schreiben an Witbooi sich nunmehr offen auf die Seite der Hereros gestellt hatte, daß bald weitere Maßnahmen folgen würden. François, dem nach Abreise Dr. Goerings auch die Geschäfte des Kommissariats übertragen worden waren, sah voraus, daß er wahrscheinlich bald in die Lage kommen würde, entweder noch nachdrücklicher für den Schutz der Hereros gegen Witbooi eintreten oder sich sagen lassen zu müssen, daß die Schreiben der deutschen Regierung von Witbooi für nichts geachtet würden. Er beantragte daher in Berlin Abänderung seiner Instruktion, die ihm jeden be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waffneten Eingriff untersagte, und Herausendung von Geschützen. Witbooi aber schrieb an den alten Kamaharero sofort nachdem er das Ersuchungsschreiben des Reichskommissars erhalten hatte, einen Brief, der in Tonart und Ausdruck für die Anschauungsweise des alten Hottentottenkapitäns so charakteristisch ist, daß eine Anzahl Stellen hier wiedergegeben seien (das ganze Schreiben ist abgedruckt bei H. von François, Nama und Damara, Seite 126—128):

Hoornkrans, den 30. Mai 1890.

Wohlgeliebter Kapitän Mahahero Tsamaua!

An Dich als Oberhaupt von Damaraland schreibe ich heute diesen Brief, denn ich habe einen Brief von Dr. Goering empfangen, und ich habe große Dinge aus diesem Brief gehört, und diese Dinge haben mich die Notwendigkeit sehen lassen, Dir etwas zu sagen. —

Ich habe aus dem Brief Dr. Goerings gehört und verstanden, daß Du die deutsche Beschirmung angenommen hast, und daß Dr. Goering dadurch Einfluß und volles Recht bekommen hat, etwas zu können, zu befehlen und anzuordnen über unsere Landesverhältnisse und auch in unserem Krieg, welcher von alters her zwischen uns besteht, — so bin ich sehr über Dich erstaunt und nehme dies Dir sehr übel, denn Du nennst Dich selbst, daß Du Oberhaupt von Damaraland bist, und das ist auch wahr, denn dies trockene Land wird nur mit zwei Namen bezeichnet, Damaraland und Namaland, das will sagen, das Damaraland gehört allein der Herero-Nation und das ist ein selbständiges Königreich auf seinem Grunde, und Namaland gehört allein an rotfarbige Nationen und das sind auch selbständige Königreiche. . . . . .

Aber lieber Kapitän, Du hast nun andere Regierung angenommen und Dich in die Hände dieser Regierung begeben, um von dieser menschlichen Regierung beschirmt zu werden von allen Gefahren, zuerst und zunächst vor mir in diesem Kriege, der von

alters her zwischen uns besteht, um davor beschirmt und beschützt zu werden von der deutschen Regierung. Aber lieber Kapitän, weißt Du, was Du getan hast und für wen Du es getan hast, was Du getan hast? oder haben Dir andere Menschen dazu geraten? oder hast Du es selbst aus Deinem eigenen, selbständigen erleuchteten Verstand getan? Vielleicht hast Du mich allein in Deinem Herz und Deinem ganzen Leben als Hindernispfahl stehen sehen und als einen Stein des Anstoßes, darum hast Du diese mächtige Regierung angenommen, um mich mit diesen mächtigen Mannen zu vernichten . . . . ., aber es scheint mir, daß Du nicht genügend auf Deinen Vorteil gesehen hast, für Dein Land und Volk und auch für Deine Nachkommen und auch für Dein Kapitänschaftsrecht. Und denkst Du denn, daß Du alle diese selbständigen Rechte behalten wirst, nachdem Du mich vernichtet haben wirst, wenn es Dir gelingt, wie Du es denkst? Aber, lieber Kapitän, Du wirst am Ende schwer bereuen und Du wirst darüber ewige Reue haben, daß Du Dein Land und Dein Regierungsrecht in die Hände der Weißen gegeben hast. Denn unser Krieg, den wir führen, der ist nicht so arg und so schwer, wie Du Dir denkst, daß Du eine so schwerwiegende Sache getan hast. . . . . .

Aber trotz alledem hoffe ich noch, daß dieser Krieg von uns zum Ende, zum Frieden kommen soll. Aber diese Sache, die Du getan hast, daß Du Dich in die Regierung der weißen Leute hineingegeben hast und daß Du meinst, weise gehandelt zu haben, daß sollst Du fühlen, als ob Du die Sonne auf dem Rücken trägst. Denn ich weiß nicht, ob Du genugsam über diese Handlung nachgedacht hast und ob Du verstanden hast, daß Du Dich in deutsche Beschirmung gegeben hast. Ich weiß nicht ob Du und Deine Herero-Nation die Sitten und Gesetze und das Benehmen dieser Regierung verstehen werden und es lange mit Ruhe und Frieden aushalten werden, denn Du wirst die Handlungen Goerings nicht verstehen und nicht mit denselben zufrieden sein, denn er wird nicht mit Deinen gewohnten Gesetzen handeln und wandeln, aber das wirst Du zu spät erkennen. . . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

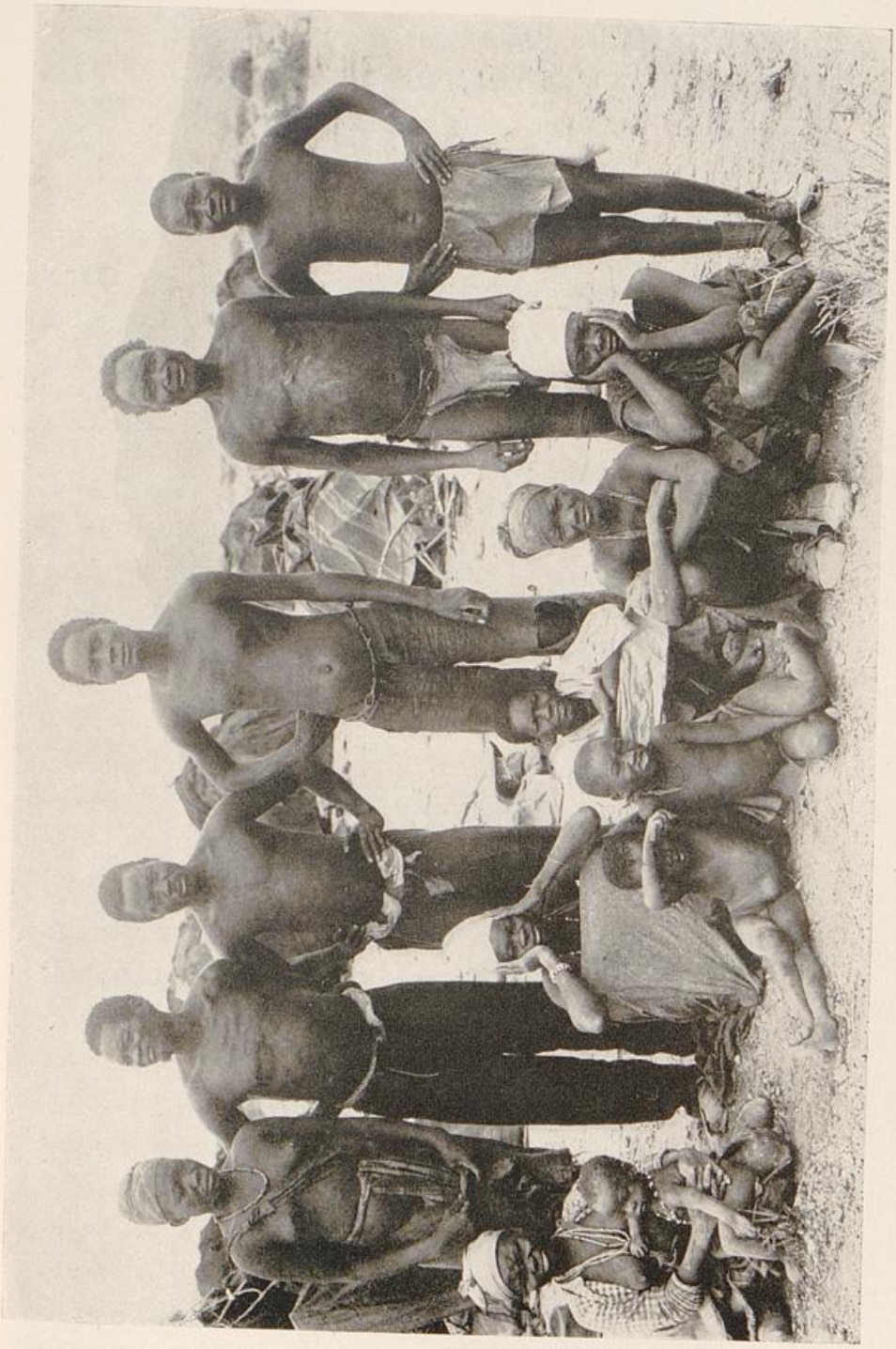
So sei denn herzlich gegrüßt. Ich bleibe

Kapitän Hendrik Witbooi von Hoornkrans."

Dieser Brief, dessen zahlreiche religiöse Apostrophen und Floskeln hier weggelassen sind, ist, wie man sieht, nicht das Erzeugnis eines gewöhnlichen Menschen. Witbooi sah damals schon nicht nur weiter als Kamaharero und seine Ratsleute, sondern auch weiter als die Deutschen. Seine Worte enthalten das Schicksal von Südwestafrika, das der Hereros wie sein eigenes, und sie zeichnen den blutigen Vernichtungskampf, der 14 Jahr später zwischen den Hereros und Namas auf der einen, den Deutschen auf der andern Seite, ausbrechen und das Land zur Wüstenei machen sollte, wie einen großen Schatten voraus. Seine wirkliche Antwort auf die deutsche Intervention war die Aufnahme des Hererokrieges mit verdoppelten Kräften. Kurz bevor die Truppe Windhuk besetzte, brach er ins Hereroland ein, erbeutete tausende von Rindern, kaufte dafür von englischen Munitionshändlern in Keetmanshoop mehrere Wagen voll Patronen, und während die deutschen Soldaten 1890 auf 1891 die Feste Windhuk bauten, brandschatzte er in fortgesetzten Zügen von Hoornkrans aus, rechts und links an den Truppenstationen in Hensis, Windhuk und Tsaobis vorbei, das ganze südliche Hereroland.

Um diese Zeit begann die Ansiedlungsfrage etwas ernsthafter bei der Diskussion über Südwestafrika in Deutschland aufzutauchen. Die Kolonialgesellschaft trat endlich den Vorschlägen ihres Vertreters Hermann näher und fing an, eine Wollschaftzucht in Kubub einzurichten. Die Kolonialabteilung bewilligte von 1891 ab für dies erste landwirtschaftliche Unternehmen im Schutzgebiet einen zweimaligen jährlichen Zuschuß von je 25 000 Mark. Ein praktischer Landwirt aus Deutschland, Dr. Ludloff, kam auf eigene Rechnung und Gefahr heraus und schloß sich der Truppe auf einigen ihrer Züge in der Gegend von Windhuk, namentlich im Khomashochlande, an, um die Verhältnisse für den Betrieb einer Schafzüchterei zu studieren. François berichtete als stellvertretender Kommissar,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Hereros.

Hereros.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß in der Nähe von Windhuk, in Avis, Aukeikas, Ongeama und Haris, Platz zur Ansiedlung für eine größere Anzahl von Familien vorhanden sei und daß die meisten Mannschaften der Truppe nach ihrer Entlassung sich im Schutzgebiet ansiedeln wollten. Die genannten Plätze liegen sämtlich in der bergigen Landschaft, die sich zwischen dem Südostrande des Khomashochlande und dem Westflügel des Auasgebirges, sowie dessen weiteren Ausläufern hinzieht. Der letzte bezeichnete Platz Haris liegt etwa 40 km südwestlich von Windhuk. Mit Ausnahme des dicht bei Windhuk belegenen Avis haben sich alle genannten Punkte später allerdings als nur zur Großfarmwirtschaft geeignet herausgestellt, nicht zur Besetzung mit einer Anzahl Kleinsiedlerfamilien, wie François zuerst glaubte. Aber der Gedanke an Besiedlung des Schutzgebietes durch deutsche landwirtschaftliche Ansiedler war in Fluß gekommen. Die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hatte Anfang 1891 noch Aussicht, mit Genehmigung des Reichs einen Teil ihrer Rechte an ein holländisch-englisches Syndikat zu verkaufen. Es kam sogar zum Vertragsabschluß und zur Anzahlung von 200 000 Mark auf den Kaufpreis. Später wurde dann nichts daraus. Die Engländer traten zurück, angeblich aus politischen Gründen, und die Anzahlung verfiel der Kolonialgesellschaft.

Die Siedelungsgesellschaft.

Wichtiger war, daß jetzt die große Deutsche Kolonialgesellschaft anfing, sich für die Sache zu interessieren und den Plan faßte, eine Siedelungsgesellschaft ins Werk zu setzen, der die Gegend von Windhuk und das Land nach Osten und Südosten in einem zunächst noch unbestimmten, aber jedenfalls sehr groß gedachten Umfange überwiesen werden sollte.

Indes selbst die eifrigsten Freunde der Ansiedelung mußten sich sagen, daß solange die allgemeinen Sicherheitsverhältnisse in der Kolonie, der Krieg der Eingeborenen untereinander und die strikte Weigerung Hendrik Witboois, die deutsche Schutzherrschaft anzuerkennen, immer noch fortdauerten, jede wirkliche Ansiedlung

deutscher Familien eine unverantwortliche Leichtfertigkeit sein würde, außer vielleicht in der unmittelbaren Nähe von Windhuk unter den Gewehren der Truppe. Schon daß man die Gegend bis Haris und das Khomashochland sozusagen als verfügbares Kronland behandelte und es von Windhuk aus vergeben wollte, lag weniger in den tatsächlichen Besitz- und Machtverhältnissen begründet, als in der stillschweigenden Erwartung, daß die Eingeborenen, die augenblicklich jene Gebiete unbesetzt und unbenutzt ließen, sich die deutsche Okkupation und Ansiedlung dauernd gutwillig würden gefallen lassen. Sollte also in der Besiedlungssache etwas Praktisches geschehen, so mußte auf jeden Fall erst der Landfriede hergestellt und Witbooi zur Ruhe und zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft gebracht werden. In Deutschland war in kolonialfreundlichen Kreisen die Stimmung denn auch energisch für ein bewaffnetes Vorgehen. Im Mai 1891 wurde bei einer Versammlung der großen Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin folgende Resolution gefaßt und dem Reichskanzler unterbreitet:

„Die Versammlung erachtet die Kolonie Südwestafrika für ein höchst wertvolles Glied der deutschen Schutzgebiete. Durch ihre Lage ist dieselbe berufen, dem deutschen Einfluß in Süd-Afrika in der Zukunft seine maßgebende Stellung zu sichern. Das günstige Klima und die vorhandenen unbewohnten Gebiete ermöglichen im größeren Umfange die Ansiedlung deutscher Viehzüchter und Bauern. Um die Entwicklung der Kolonie in der rechten Weise zu fördern und alle sich darbietenden Vorteile für das Mutterland nutzbar zu machen, sollte die Kaiserliche Kolonialverwaltung durch Sicherung des Landfriedens und durch Errichtung einer geordneten Verwaltung dem deutschen Unternehmungsgeiste zu Hülfe kommen. Die Versammlung gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die Kosten einer nach dem Muster der englischen im Betschuanaland eingerichteten Verwaltung sehr bald aus den eigenen Hülfsmitteln der Kolonie gedeckt werden können."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das letztere war nun freilich eine arge Täuschung, und wahrscheinlich sind nicht allzu viel Leute in jener Versammlung gewesen, die eine Vorstellung von dem Unterschied zwischen Herero- und Namaland und Betschuanaland, von der Bewaffnung dieser Stämme, von den Möglichkeiten einer weißen Ansiedlung hüben und drüben und von der Bedeutung aller dieser Erwägungen für die Verwaltungsorganisation besaßen. Ebensowenig wird man sich klar gemacht haben, wo denn die geforderte Ansiedlung deutscher Viehzüchter und Bauern von größerem Umfange in Südwestafrika hin sollte und wieviel Familien in dem Gebiet, das der Regierung zur Verfügung stand, anzusiedeln möglich war. Im Norden saßen die Hereros bis Otjiseva, 3—4 Stunden vor Windhuk, im Osten bis Otjituesu, Okatumba und Ondekaremba am weißen Nosob und am Seeisfluß, also gleichfalls nur 40—50 km entfernt, aber niemand bürgte dafür, daß sie ihre Herden nicht eines Tages, wenn die Furcht vor Witbooi nachließ, wieder bis an die Avispforte am Eingang des Klein-Windhuker Tales heranschieben würden. Im Süden beginnen die Vorhöhen des Auasgebirges kaum einen Büchsenschuß weit von Windhuk, und das Auasgebirge bildete die von den Bastards beanspruchte Grenze. Nur nach Westen und Südwesten stellten also das Khomashochland und der schmale bergige Streifen an seinem Südrand von Windhuk über Haris und Heusis bis in die Gegend von Otjimbingue ein räumlich scheinbar etwas ausgedehnteres Besiedelungsgebiet dar, aber welcher Mensch sollte denn im Ernst daran denken, sich im Innern des wild und bis zur Unwegsamkeit zerklüfteten Khomashochlandes in völliger Einsamkeit und Abgeschiedenheit niederzulassen, auch wenn die Weide noch so vorzüglich war? Das innere Khomashochland sieht aus wie ein Meer von steil aufgerichteten zu Fels erstarrten Wogen; in seiner Unzugänglichkeit hatten sich seit Jahrhunderten die Bergdamaras vor Hereros und Hottentotten geflüchtet und dort ihre Freiheit gewahrt. Das ganze Gebiet ist trotzdem nicht unbesiedelbar, aber die Besiedelung kann es erst in Angriff nehmen, wenn ringsum im ganzen Lande die Sicherheitsverhältnisse absolut ge-

festigt sind. So blieb also für die wirkliche nächste Ansiedlung zwischen Hereros und Hottentotten nur ein ganz unbedeutender Spielraum übrig, so lange nicht Waffengewalt Platz gemacht hatte und so lange nicht so viel deutsche Gewehre im Lande waren, um den eroberten Platz zu behaupten. Die erste Maßnahme François', nachdem er die Kommissariatsgeschäfte übertragen erhalten hatte (Mai 1891), war dementsprechend die vollständige Sperre der Munitionseinfuhr und die Vorbereitung für den allmählich immer zweifelloser in den Gesichtskreis rückenden bewaffneten Zusammenstoß mit Witbooi.

Gerade aber während das Verhältnis zu Witbooi in ein kritisches Stadium trat, begann man von Deutschland aus mit der energischen Propaganda für die Besiedelung des Schutzgebietes und für landwirtschaftliche Unternehmungen. Die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gründete endlich mit Reichszuschuß ihre landwirtschaftliche Versuchsstation und Wollschafzucht in Kubub, wofür sie 54 000 Mark hergab. Der Leiter des Unternehmens Hermann pachtete von den Bethaniern noch die Farm Nomtsas mit Umgegend hinzu. Hendrik Witbooi, der „unabhängige Kapitän des Namalandes", schrieb ihm aber alsbald, Nomtsas gehöre ihm und Hermann solle mit seinen Schafen schleunigst den Platz räumen. Hermanns Angestellter mußte daher von Nomtsas fortziehen und ging mit den Schafen nach Heusis, wo er dem Schutz der Truppe näher war. Die ganze deutsche Truppenmacht im Namalande betrug 1 Unteroffizier und 6 Mann in Keetmanshoop, und diese Station mußte nach kurzer Zeit bis auf weiteres schon wieder eingezogen werden, weil die dortigen Mannschaften zur Entlassung gelangten und keine Ablösung hingeschickt werden konnte.

Während dessen ging die große Deutsche Kolonialgesellschaft auf Grund eines ausführlichen Entwurfs ihres energischen Generalsekretärs Dr. Bokemeyer und der Berichte des stellvertretenden Kommissars und Truppenführers von François mit ihrer Idee, für die Besiedelung in Südwestafrika eine besondere Gesellschaft zu gründen, weiter vor. Zunächst konstituierte sich aus ihren Kreisen

unter dem Namen „Syndikat für südwestafrikanische Siedelung" im April 1892 eine vorbereitende Vereinigung, nachdem das Auswärtige Amt zunächst die unentgeltliche Abtretung des Klein-Windhuker Tales nebst einer größeren Menge von Weideland zugesagt hatte. Das Syndikat schickte einen Bevollmächtigten, den Grafen Joachim Pfeil, nach Kapstadt mit dem Auftrage, dortselbst Ansiedler anzuwerben, denn man wollte außer den zu erwartenden Auswanderern aus Deutschland auch südafrikanische Deutsche in das neue Siedelungsgebiet bringen. Aus dem Syndikat sollte, sobald die Vorarbeiten geschehen, die Verhältnisse des Ansiedlungsgebiets erkundet und eine größere Landkonzession von der Regierung erlangt war, eine große und kapitalkräftige Gesellschaft entwickelt werden. Nach dem Plan des Generalsekretärs Bokemeyer sollte diese Siedlungsgesellschaft mit einer Million Mark Kapital arbeiten, das vorbereitende Syndikat mit 60 000 Mark. Einen vorläufigen Vorschuß gab die große Kolonialgesellschaft her, deren Präsident, Fürst Hohenlohe-Langenburg, sich besonders für die Besiedelungssache in Südwestafrika interessierte. Anfang 1892 erfolgte die Überweisung von Klein-Windhuk mit einem umfangreichen Weidefeld seitens der Kolonialabteilung an das neue Siedlungssyndikat. Dieses sandte außer dem Grafen Pfeil, der die Kapstädter Ansiedler anwerben sollte, noch einen besonderen Kommissar, Herrn v. Üchtritz, nach Südwestafrika, mit dem Auftrag, das für die Besiedlung in Frage kommende Land zu erkunden und darüber an das Syndikat zu berichten. Außerdem erhielt der Privatdozent Dr. Karl Dove gegen die Verpflichtung, Vermessungsarbeiten, Berichte und Gutachten für das Syndikat auszuführen, gleichfalls einen größeren Beitrag zu der von ihm unternommenen wissenschaftlichen Reise nach Südwestafrika. Die Untersuchungen Doves sollten sich auf Windhuk und seine weitere Umgebung, außerdem aber auch auf Hoachanas ausdehnen, von dessen Wasservorräten man gleichfalls besonders viel erwartete.

Im Juni 1892 traten bereits einige Ansiedlerfamilien des Siedelungssyndikats die Ausreise nach Südwestafrika an. Sie erhielten

vom Syndikat eine Ansiedlungsbeihilfe von je 3000 Mk. als Darlehen auf die als Sicherheit dem Syndikat zu verpfändende Heimstätte. Nach dem Plane des Syndikats sollte die Heimstätte in Klein-Windhuk zwar Eigentum der Ansiedler werden, das Weideland aber im Besitz des Syndikats verbleiben, an das eine Pachtgebühr zu entrichten war. Ebenso betrachtete sich das Syndikat als Eigentümer der Quellen- und Wasservorräte, für deren Nutzung gleichfalls gezahlt werden sollte. Die Kolonialabteilung bewilligte dem Syndikat die Ausdehnung des Klein-Windhuker Weidegebiets von Avis am Fuß des Auasgebirges bis einschließlich Okapuka und Otjiseva im Norden. Das Weideland sollte von allen Ansiedlern gemeinsam benutzt werden.

Gegen diese letztere Bestimmung erhob sofort das erfahrene Südafrikanertum Einspruch. Graf Pfeil berichtete aus Kapstadt an das Syndikat, daß sich zwar eine Anzahl dortiger Deutscher und Buren zur Übersiedlung nach Deutsch-Südwestafrika entschließen wollten, aber nur, wenn statt der Heimstätten mit gemeinsamem Weideland eigene größere Farmen verkauft würden. Daraufhin nahm das Syndikat in Aussicht, solche besondere Farmen in einer Größe von 3000 Morgen in dem Gebiet 2—3 Stunden östlich von Windhuk an die Ansiedler aus dem Kaplande zu verkaufen. Auch wurde der Umfang der Heimstätten von 3 auf 6 Hektar vergrößert. Für die Heimstättenansiedlung wurden in Aussicht genommen die Plätze Klein-Windhuk, Avis, Aris, Brakwater, Okapuka und Otjiseva. Im Oktober d. J. traf Graf Pfeil mit zwei Burendeputierten in Windhuk ein und hielt eine Versammlung sämtlicher bereits vorhandenen Ansiedler und ansiedlungslustigen Personen ab. Auf dieser Besprechung trat klar zu Tage, daß die Idee der kleinen Heimstätten mit unbestimmtem gemeinsamem Weideland für südafrikanische Verhältnisse prinzipiell eine Unmöglichkeit war. Die Buren wollten von Farmen unter 10 000 Morgen, d. h. der Normalgröße in den weniger entwickelten Teilen des Kaplandes und der Republiken, überhaupt nichts wissen. Unter Morgen verstanden sie aber sogenannte Kap'sche Morgen, von denen einer beinahe vier preußische

Morgen, die das Siedlungssyndikat im Auge hatte, umfaßt. Die Burenansiedlung in der Mitte des Schutzgebietes in größerem Umfange wurde aber durch den Kommissar von François nicht für ratsam gehalten und durch die Kolonialabteilung bald danach aus politischen Erwägungen abgelehnt. Es wäre in der Tat eine sonderbare Sache gewesen, dem Siedelungssyndikat einige Hunderttausend Hektare Kronland zum Verkauf an Ausländer kostenfrei zu überlassen, da es dem Grafen Pfeil nicht gelungen war, eine nennenswerte Anzahl Kap'scher Deutscher zur Übersiedlung nach Südwestafrika zu bewegen. Kurz vor dem Grafen Pfeil war auch Dr. Dove in Windhuk angekommen und stellte bald fest, daß die Quellen in Klein-Windhuk nicht für 30—40 Heimstätten, sondern nur für den fünften Teil genügend Wasser hätten. Diese Annahme hat sich später vollauf bestätigt; das sogenannte Berieselungsland ist aber seitens des Syndikats und der nachherigen Siedelungsgesellschaft trotzdem in der vorher geplanten Weise ohne Rücksicht auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wasser parzelliert und verkauft worden.

Die Bildung der Siedelungsgesellschaft in Deutschland wollte unterdessen durchaus keine Fortschritte machen und die große Kolonialgesellschaft mußte daher, damit der Plan nicht von vornherein ins Stocken geriet, aus ihren Mitteln fortgesetzt neue Summen hergeben. Ihre Aufwendungen für die Arbeiten und Zwecke des Siedelungssyndikats beliefen sich schließlich, ohne die Kosten für die ersten Studienreisen des Herrn v. Üchtritz und Dr. Dove's, mit den an einzelne Ansiedler gewährten Darlehen und Vorschüssen auf über 60 000 Mk. Um weitere Kreise für die Finanzierung zu gewinnen, drängte nun das Syndikat bei der Kolonialabteilung auf endgültige Verleihung einer umfangreichen Landkonzession, und zwar von Windhuk in der Richtung auf Hoachanas und Gobabis für das ganze dort demnächst als Kronland zu erwerbende Gebiet, d. h. für ein Areal von etwa 50 000 qkm. Einstweilen beanspruchten aber Hereros, Hottentotten und Bastards diese Ländereien für sich, und da mit der kleinen Truppe an eine militärische Besetzung

und Sicherung dort nicht zu denken war, so mußte die Kolonial-Abteilung schon aus diesem Grunde das Konzessionsgesuch des Syndikats bis auf weiteres ablehnen — Dezember 1892. Hauptmann v. François, der aus dem Vorgehen des Syndikats und namentlich aus dem Auftreten seines Bevollmächtigten, des Grafen Pfeil, den Eindruck gewonnen hatte, daß es dem Syndikat überwiegend um die große Landkonzession zu tun sei, und daß es sich dann in der Hauptsache auf den Verkauf der Ländereien beschränken würde, ohne sich viel um die Qualität und das spätere Schicksal der Ansiedler zu kümmern, verhielt sich von vornherein gegen den Plan einer Siedelungsgesellschaft sehr kritisch und versuchte, durch seine Berichte die Kolonialverwaltung dahin zu veranlassen, daß sie den Gesellschaftsplan aufgab und statt dessen durch den Verkauf von Kronland und Gewährung von Ansiedlungsbeihülfen die Leitung des Ansiedlungswerks selbst in die Hand nahm. Auf diese Vorstellungen antwortete jedoch der damalige Kolonialdirektor Dr. Kayser grundsätzlich ablehnend: es solle bei dem System der konzessionierten Gesellschaften sein Bewenden haben; nur möge die Besiedelung vorläufig nicht über das unmittelbare Gebiet von Windhuk hinaus ausgedehnt werden — April 1893.

Währenddessen fuhr das Syndikat mit der Anwerbung und Hinaussendung von Ansiedlern fort, ohne daß an Ort und Stelle die geringsten Vorbereitungen für deren Unterbringung getroffen worden wären. Auf einige unbestimmte Schätzungen hin war das vorläufige Konzessionsgebiet von Aris bis Otjiseva und von der Nosob-Wasserscheide (ca. 40 km östlich von Windhuk) bis zum Khomas-Hochland auf 300 000 Morgen mit 30 vermeintlichen (in Wirklichkeit nie vorhandenen) Wasserstellen geschätzt worden, abgesehen von dem Kleinsiedlungsland. Daraufhin verkaufte das Syndikat diese gänzlich in der Luft schwebenden Farmen und Heimstätten an jeden, der kam und wollte, darunter auch an mittellose und mit unheilbaren Krankheiten behaftete Personen. Die Leute wurden einfach nach Walfischbai expediert und alles weitere, der Transport nach Windhuk, die Unterbringung, die Zuteilung der Plätze,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ja selbst die Lieferung von Lebensmitteln im Falle der Not, dem dortigen Reichskommissariat zugeschoben. Im Februar 1893 erfolgte wiederum eine Aussendung von Ansiedlern: 9 Personen; im April 1893 eine weitere: 38 Personen, meist in Familien; im November 1893 eine vierte: 5 Personen. Schon vorher hatte das Syndikat dem Hauptmann von François 10 000 Mark, die von der großen Kolonialgesellschaft hergegeben waren, für kleinere Ansiedlungsdarlehen an frühere Schutztruppler zur Ansiedlung auf Syndikatsland zur Verfügung gestellt. Diese Maßnahme war zweifellos richtig gedacht, wenn auch die geringe Höhe der einzelnen Darlehen (meist nur 500 Mark) den wirtschaftlichen Nutzen für die Bedachten nicht erheblich werden ließ. Abgesehen von diesem Fonds und einigen größeren Ansiedlungsdarlehen bis zum Betrage von 3000 Mk., deren Bereitstellung auch nur die Einlösung einer bereits früher von der großen Kolonialgesellschaft dem Reichskommissariat gemachten Zusage bedeutete, beschränkte sich die Fürsorge des Syndikats für die Ansiedler auf die Anschaffung von vier Zelten und auf die Hinaussendung von vier Stück Zuchtvieh: zwei Bullen und zwei Kühen, zur Verbesserung der einheimischen Viehrassen.

Im Laufe des Jahres 1893 waren über 50 Personen auf Veranlassung des Siedlungssyndikats nach Windhuk zugewandert. Im April desselben Jahres hatte aber François durch den Überfall auf Hoornkrans die Feindseligkeiten gegen Witbooi eröffnet und Kriegsunruhen erfüllten während dieses ganzen und des folgenden Jahres das Land. Es wäre nicht schwer gewesen, bei größerer Umsicht dieses Zusammentreffen der Ansiedlertransporte mit dem Beginn des Witbooikrieges zu vermeiden, zumal die Regierung deutlich genug mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Verhältnisse warnte. Nun sammelten sich die Ansiedler in Windhuk an, litten bald Mangel am Nötigsten, konnten ihre Farmen nicht zugeteilt erhalten und ergingen sich in den bittersten Klagen über das Syndikat. Vor allen Dingen fanden sie, daß die vom Syndikat erteilte Auskunft, 2500 Hektar oder 10 000 preußische Morgen entsprächen den süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

westafrikanischen Wirtschaftsbedingungen, bei weitem nicht zutraf, und verlangten daher Zuteilung von 10 000 Kapschen Morgen oder Hektaren. Dasselbe schrieb Anfang 1894 der neue Landeshauptmann, Major Leutwein, an das Syndikat. Weiterhin teilte er diesem mit, von den vermeintlichen 300 000 Morgen oder dreißig Farmen würde ein großer Teil durch die Eingeborenen beansprucht; es müsse unbedingt ein Vertreter des Syndikats für die Auseinandersetzungen mit den Ansiedlern herausgeschickt werden; die Truppe könne nicht den Transport der Leute mit ihrem Hab und Gut von der Küste nach Windhuk übernehmen usw. Von nun an hörten die Beschwerden der Syndikatsansiedler überhaupt nicht mehr auf. Zum Teil ging das auf die unglückliche Auswahl der Persönlichkeiten zurück, im wesentlichen aber auf den überstürzten, unvorbereiteten und sachunkundigen Anfang des Unternehmens. Trotzdem ging das Bestreben des Syndikats in Berlin, das alles von einer Vermehrung des Besitzes erwartete, statt auf Herstellung erträglicher Zustände unter den Ansiedlern in Windhuk nur auf die Sicherung der großen Landkonzession im Osten.

Die Kolonialabteilung gab soweit nach, daß sie im Februar 1894 die verlangte Ausdehnung des Besiedlungslandes auf die Gebiete von Hoachanas und Gobabis unter der Bedingung zusagte, daß zuvor die Gründung der „Siedelungsgesellschaft" mit 300 000 Mark Betriebskapital durch das Syndikat zustande gebracht würde. Der ursprüngliche Kapitalsplan von einer Million war also bereits auf weniger als ein Drittel reduziert; auch die 300 000 Mark brauchten nicht voll eingezahlt, sondern nur gezeichnet zu werden. Zu derselben Zeit hatte das Syndikat auch einen Versuch gemacht, deutsche Kolonisten aus Südrußland für die Ansiedlung östlich von Windhuk zu gewinnen. Als die Abordnung derselben, die das Land besehen sollte, gelandet war und von den durch das Syndikat in Aussicht gestellten Transportmitteln für die auf wenige Tage (in Wirklichkeit 2—3 Wochen) veranschlagte Reise ins Innere nichts vorfand, beschloß sie, auf jede Besichtigung zu verzichten und mit demselben Dampfer, der sie gebracht hatte, die Rückreise über Kap-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stadt anzutreten. Endlich, im Mai 1894, bestellte das Syndikat seinen ersten Vertreter für Südwestafrika in der Person des Herrn Karl Weiß, eines jungen Deutschen, den bereits Graf Pfeil seinerzeit in Kapstadt für die Ansiedlung im Windhuker Bezirk in Aussicht genommen hatte. Weiß kam nach Windhuk und beanspruchte sofortige Zuweisung von 20 000 Quadratkilometern für das Syndikat, unter Vorlegung des „Entwurfs" einer Konzession für die südwestafrikanische Siedelungsgesellschaft. Da diese Konzession noch garnicht vollzogen war und die Voraussetzung der Kapitalsbeschaffung im Betrage von 300 000 Mark gleichfalls noch nicht zutraf, so konnte von Abtretung des geforderten Areals durch die Landeshauptmannschaft natürlich nicht die Rede sein. Daraufhin reiste Weiß unter Hinterlassung einer Beschwerde an Major Leutwein, daß dieser so peinlich genau auf die „Klausel von ganz nebensächlicher Bedeutung, ob das Betriebskapital von 300 000 M. voll gezeichnet und die Gesellschaft gegründet worden sei" bestehe, ab, um dem Syndikat über die dem Unternehmen nicht günstige Haltung der Landeshauptmannschaft zu berichten. Bei der Verwaltung des Schutzgebiets hatte der Personenwechsel die Überzeugung von der Nutzlosigkeit und Schädlichkeit der geplanten Siedelungsgesellschaft wie der bisherigen Tätigkeit des Syndikats nicht geändert. Sowohl Major Leutwein, als auch sein juristischer Beirat und Vertreter Assessor v. Lindequist (der spätere Gouverneur) berichteten über die Wirksamkeit des Syndikats durchaus abfällig. Die Siedelung sei bisher ohne alle Erfolge. Die Regierung möge die Ansiedlung selbst in die Hand nehmen, statt unfähigen Gesellschaften Landkonzessionen zu geben. Das Syndikat habe seine Ansiedler bisher weder durch Wasseranlagen noch durch Viehankauf noch sonst unterstützt. Denjenigen Ansiedlern, die es zu etwas gebracht hätten, wäre es aus eigener Kraft, nicht mit Hilfe, sondern geradezu im Kampfe mit der Gesellschaft geglückt. Die Gesellschaft arbeite nicht intensiv, sondern wolle bloß möglichst schnell viele Farmen verkaufen, selbst an Ausländer. Die Regierung möge daher selbst Kronland aussondern und verkaufen und die versprochene

Konzession rückgängig machen. Niemand im Lande glaube an die patriotischen, sondern jedermann nur an die Erwerbsabsichten der Gesellschaft.

Auf diese Berichte antwortete die Kolonialabteilung indes, daß der von Weiß vorgezeigte Konzessionsentwurf allerdings als prinzipielle Zusage gemeint sei; in dem der Siedelungsgesellschaft in Aussicht gestellten Gebiet sollten keine Regierungsfarmen verkauft werden, und soweit Verkauf von Kronland in anderen Gebieten vorkäme, solle die Landeshauptmannschaft den Käufern keine günstigeren Bedingungen stellen, als das Siedelungssyndikat auf seinem Territorium sie stelle. An die Regelung der Einwanderungsverhältnisse von Regierungswegen werde nach wie vor nicht gedacht. Politische Gesichtspunkte verböten es, die Verantwortung hierfür zu übernehmen. Die Landeshauptmannschaft mußte also ihren bereits angesetzten Versteigerungstermin für Farmen in dem kürzlich nach dem Witbooikriege zu Kronland erklärten Gebiet widerrufen und der Vertreter des Syndikats, Weiß, kam wieder nach Windhuk, wo er seine Forderung nach Überweisung des „konzessionierten" Landes kurzerhand wiederholte. Major Leutwein bestand aber darauf, daß erst die 300 000 Mark gezeichnet und die neue Siedelungsgesellschaft formell gebildet sein müßte. So war also der Zustand der, daß der Landeshauptmannschaft mit Rücksicht auf das Syndikat der Farmverkauf — zunächst bis zum 1. Januar 1896 — amtlich untersagt war, das Syndikat aber mit seinen Bemühungen um die Gesellschaftsgründung und Kapitalsbeschaffung nicht weiter kam und folglich auch kein Land zum Verkauf zugewiesen erhielt. In der Tat eins der bedauerlichsten und unglaublichsten Blätter aus unserer Kolonialgeschichte!

Mitte 1895, als immer noch keine Aussicht auf Zeichnung der geforderten 300 000 Mark erschien, löste sich der geschäftsführende Ausschuß des Siedlungssyndikats auf und die beiden Herren Vizekonsul Schwabe und Konsul Dr. Vohsen übernahmen es, von sich aus weitere Schritte für das Zustandekommen der Siedelungsge-

sellschaft zu tun. Die große Kolonialgesellschaft sprang nochmals mit einem bedeutenden Beitrag ein, ein Bankier zeichnete einen größeren Betrag, und so waren schließlich am Tage der Konzessionserteilung, den 30. Januar 1896, die 300 000 Mark nominell beisammen. Eingezahlt waren aber nur 128 450 Mark, und hiervon bestanden 64 600 Mark in Anteilen, welche die große Kolonialgesellschaft für die Auslagen erhielt, die sie im Interesse des aus ihrer Mitte hervorgegangenen Siedlungssyndikats gemacht hatte. Diese von der Kolonialgesellschaft aufgewandten Beträge charakterisieren sich zweifellos als Zuwendungen aus gemeinnützigen Mitteln. Die große Deutsche Kolonialgesellschaft ist kein Erwerbsunternehmen, sondern sie erhält ihre Mittel durch freiwillige Beiträge der Mitglieder, die dem Zwecke der allgemeinen Ausbreitung des kolonialen Interesses in Deutschland dienen sollen. Um den Mitteln der Kolonialgesellschaft aufzuhelfen, hatte die Regierung mit Rücksicht darauf, daß die Tätigkeit jener im öffentlichen Interesse lag, ihr bereits im Jahre 1892 die Vermittlung der Truppen- und amtlichen Frachttransporte nach Südwestafrika übertragen, in der Weise, daß die Gesellschaft den Auftrag an die Woermannlinie weiter gab und für die Besorgung des Geschäfts von der Regierung eine Provision erhielt. Im Jahre 1895 übertrug die große Kolonialgesellschaft die ihr in dieser Form bewilligte Staatsunterstützung an das Siedelungssyndikat, und vom Syndikat ging sie dann wieder bei der Gründung und Konzessionierung der Siedelungsgesellschaft für Südwestafrika an diese über und verblieb in deren Besitz bis 1900. Wenn die Vertreter der Interessen der Siedelungsgesellschaft es daher so darzustellen versuchen, als ob die Siedelungsgesellschaft sich ein besonderes Verdienst erworben und sich besondere Opfer auferlegt habe, um durch ihre Verhandlungen mit der Woermannlinie s. Zt. eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Deutschland und dem Schutzgebiet ins Leben zu rufen, so ist diese Darstellung irreführend, denn niemand hatte ein größeres geschäftliches Interesse an den Transporten, als die Siedelungsgesellschaft, die

von allen Fracht- und Passagepreisen für amtliche Rechnung 10 % Aufschlag als Provision ohne jede nennenswerte Mühwaltung erhielt.

Es besteht also die Tatsache, daß bei der Gründung der Siedelungsgesellschaft erstens die Hälfte des eingezahlten Kapitals der Kasse einer gemeinnützigen, aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder unterhaltenen Gesellschaft entstammte, und daß zweitens das neue Siedelungsunternehmen, wie schon sein Vorgänger, das Syndikat, eine Reihe von Jahren durch die Dampferprovision eine erhebliche Zuwendung aus staatlichen Fonds bezog. Man hat das von seiten der Siedelungsgesellschaft teils durch Stillschweigen und ungenaue Darstellung des Sachverhalts übergangen, teils damit zu rechtfertigen sich bemüht, daß es sich um ein Unternehmen handle, dessen Fortschreiten nicht nur im privaten Geschäftsinteresse seiner Anteilhaber liege, sondern vor allen Dingen auch als ein großer nationaler Vorteil anzusehen sei. Erst im Laufe der Zeit hat sich in weiteren Kreisen eine richtigere Vorstellung Bahn gebrochen: vor allen Dingen unter dem Druck der immer deutlicher hervortretenden Tatsache, daß die Siedelungsgesellschaft zwar jene Vergünstigungen und die große Landkonzession von 1896 sich rückhaltlos aneignete, dagegen im Schutzgebiet keinerlei Leistungen aufwies, durch die derartige Zuwendungen hätten gerechtfertigt werden können, ja daß sie direkt den Fortgang der Besiedelung hinderte, statt für ihn zu arbeiten. Der ursprüngliche Konzessionsentwurf für die Siedelungsgesellschaft, den seiner Zeit der erste Vertreter Weiß bei der Landeshauptmannschaft in Windhuk präsentierte, enthielt in § 3 die Bestimmung:

„Von den verliehenen 20 000 qkm dürfen 10 000 qkm unmittelbar nach Schaffung des erforderlichen Kronlandes von der Gesellschaft ausgewählt werden. Die Überweisung der übrigen 10 000 qkm erfolgt allmählich in der Weise, daß nach Ansiedlung von 100 Familien 1000 qkm und nach Ansiedlung von je weiteren 20 Familien je weitere 1000 qkm der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden."

In der endgültigen Fassung der Konzession ist diese Beschränkung

weggefallen. Die Gesellschaft konnte sich also ihre vollen 20 000 qkm oder 2 Millionen Hektar in den Gebieten von Windhuk, Gobabis und Hoachanas aussuchen, bevor sie irgend eine weitere Familie angesiedelt hatte. In der Folge ist dann unter dem Druck der fortgesetzten Vorstellungen des Windhuker Gouvernements, das die Unfähigkeit der Gesellschaft dauernd vor Augen hatte, in Betreff der zweiten 10 000 qkm ein anderes Arrangement getroffen worden, durch das wenigstens eine etwas schnellere Besiedelung des der Gesellschaft zugesprochenen Territoriums ermöglicht wurde, als wenn die Gesellschaft dauernd das alleinige Verfügungsrecht über das ganze Gebiet behalten hätte. Nach dieser Einigung vom April 1898 verzichtete die Siedelungsgesellschaft auf die Auswahl der zweiten 10 000 qkm zu gunsten des Gouvernements, jedoch unter der Bedingung, daß ihr ein Anteil an dem Verkaufspreise zustehen sollte, den das Gouvernement erzielte, falls es in diesem von der Gesellschaft ihm wieder überlassenen Gebiet Farmen abgab. Der Anteil der Gesellschaft sollte im Durchschnitt 18—19 Pfg. pro ha betragen, d. h., da das Gouvernement meist an wehrpflichtige Reichsangehörige zu 30 Pfg. pro ha verkaufte, reichlich die Hälfte des für den Staat erzielten Preises. Die Siedelungsgesellschaft hat auch dieses Abkommen als einen Akt besonderer Selbstverleugnung gegenüber der Regierung darzustellen gesucht. Sie hat nur vergessen hinzuzufügen, daß dieses von ihr dem Staate überlassene Gebiet zum größten Teil jenseits Gobabis an der englischen Grenze liegt, sowie daß es nur eine geringe Anzahl von Wasserstellen aufwies und von aller Verkehrsgelegenheit abgeschlossen war. Es war garnicht daran zu denken, daß sie während der 25 Jahre ihrer Konzessionsdauer bei den von ihr festgehaltenen Preisen und Bedingungen einen nennenswerten Teil dieser entfernten Ländereien verkaufte. Wenn also die Regierung den Verkauf zu billigen Preisen übernahm und ihr jenen baren Anteil am Erlös zusicherte, so war das für die Gesellschaft alles andere eher, als ein unvorteilhaftes Abkommen.

Nicht minder schwer als die Verwaltung in Windhuk emp-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fand die Bevölkerung und empfanden vor allen Dingen die Käufer der Gesellschaft dieses ganze durch die unglückliche Konzessionspolitik der damaligen Kolonialverwaltung dem Schutzgebiet unter der Firma des öffentlichen Nutzens aufgedrungene private Geschäftsunternehmen als drückende Last. Von dem Zeitpunkte an, wo die Gesellschaft ihre Konzession erhalten hatte, d. h. seit Anfang 1896, hat sie überhaupt keinerlei Aufwendungen für die Ansiedlung von Kolonisten, sondern nur noch solche für ihre eigene farmwirtschaftliche Erwerbstätigkeit im Schutzgebiet gemacht. Das in Swakopmund angeblich für ankommende Ansiedler erbaute Unterkunftshaus wurde bereits beim Bau zum Zwecke der Vermietung an die Reichspost hergerichtet und hat nie einem Ansiedler Unterkunft gewährt. Die angebliche Musterwirtschaft auf der Siedlungsfarm Hoffnung war zuerst jahrelang nur ein Muster dafür, wie eine südafrikanische Farm nie und unter keinen Umständen bewirtschaftet werden darf; später wurde sie ein reines, leidlich prosperierendes Geschäftsunternehmen der Gesellschaft für eigene Rechnung. Vor der Konzessionierung als Siedelungsgesellschaft hat das Syndikat, wie oben bereits bemerkt, einige größere Darlehen bis zu 3000 M. und zwanzig kleinere zu 500 M. an Ansiedler zum Zweck der ersten Niederlassung gegeben; außerdem noch etwas größere Summen zu kurzfristigen Darlehen auf Schuldschein oder Wechsel, ferner für Beiträge zu Übersiedlungskosten, für Unterkunftszelte und dergleichen verauslagt. Schließlich ist unter den Maßnahmen des Syndikats auch noch ein Beitrag von 20 000 Mark zu den Kosten der Rehbockschen Expedition zu nennen, die das Problem größerer Bewässerungsanlagen in Südwestafrika klären sollte. Die Ausführung dieses Unternehmens fällt allerdings schon in die Zeit gleich nach Gründung der neuen Siedelungsgesellschaft. Seit der Konzessionserteilung hat die Gesellschaft aber keine Darlehen und Unterstützungen mehr gegeben, keine Arbeiten von sich aus für Wassererschließung oder irgend welche anderen Verbesserungen des von ihr zum Verkauf gestellten Siedelungslandes ausgeführt und überhaupt keinerlei Tätigkeit entfaltet, die über

die Bewirtschaftung ihrer eigenen Farmen, über den Abschluß von Verkaufsverträgen und Einkassierung der Kaufraten, sowie über die Einstreichung der 10 %tigen Transportprovision bei der Woermannlinie hinausging. Die Vermessungskosten mußten die Siedelungsfarmer selber bezahlen, wobei die Vermessung von der Gesellschaft nachlässig und schleppend gehandhabt wurde, und wenn jemand auf der „Musterfarm" die Wirtschaft lernen wollte, so war für ihn der Hauptunterschied von der Stellung als Volontär bei einem tüchtigen Farmer der, daß er auf der Gesellschaftsfarm Kostgeld bezahlen mußte und nichts sah, als Viehwirtschaft, beim Farmer aber gewöhnlich umsonst unterkam und die übrigen afrikanischen Wirtschaftszweige, namentlich das Bewässerungswesen, gleichfalls kennen lernte.

Bereits im Juli 1897 erfolgte daher, angesichts dieser Haltung der Gesellschaft, eine Eingabe der gesamten Bevölkerung von Windhuk und Umgegend an den Reichstag, mit der Bitte um Befreiung „von dem unerträglichen Drucke der Gesellschaften". Alles war voll von Klagen über den „Hökergeist", der von Anfang an im Schutzgebiet den Maßnahmen der Siedelungsgesellschaft innegewohnt hatte und der fast regelmäßig, sobald ein Gesellschaftsansiedler mit Mühe und Not von Swakopmund aus Windhuk erreicht hatte, dazu führte, daß der Mann vor allen Dingen die Gesellschaft wegen Übervorteilung und Nichtinnehaltung der gegebenen Versprechungen verklagte.

Die unzweideutig ablehnende Haltung der Behörden im Schutzgebiet veranlaßte 1898 sogar einen sehr auffallenden Vorstoß aus den Kreisen der Siedelungsgesellschaft in der Presse, mit der Absicht, die in Südwestafrika leitenden Persönlichkeiten zu beseitigen und „neue Männer", d. h. solche, die der Gesellschaft besser dienlich sein würden, an die Stelle zu bringen. Als die Nachricht davon nach Windhuk gelangte, war die Antwort eine Versammlung der am Ansiedlungswesen interessierten Bevölkerung und ein scharfer öffentlicher Protest gegen diesen Versuch zur Durchdrückung der Gesellschaftsinteressen — unter gleichzeitiger Darlegung aller

Beschwerden gegen die Siedelungsgesellschaft. Farmer, Kaufleute und Kleinsiedler fanden sich in vollkommener Einigkeit bei dieser Sache zusammen (der Protest der Windhuker ist abgedruckt in der Tägl. Rundschau vom 24. Nov. 1898, Nr. 275).

Seitdem ist die Kritik an den südwestafrikanischen Gesellschaften überhaupt und der Siedelungsgesellschaft im besonderen in der Öffentlichkeit mit wachsender Schärfe fortgegangen. Die einzelnen Phasen dieses Kampfes in der Öffentlichkeit weiter zu verfolgen, erübrigt sich indes bis auf weiteres. —

Andere Gesellschaften.

Wir haben die Entwicklung der Siedelungsgesellschaft teilweise vorgreifend bis zu einem bestimmten Punkte weiter verfolgt, weil der Zusammenhang der Darstellung für das Verständnis dieser typisch gearteten Einzelfrage erforderlich erschien. Auch abgesehen von der Entstehung der Siedelungsgesellschaft stand man aber im Zeichen der Konzessionsgesellschaften. Während das Syndikat für Siedelung seine Bemühungen um Zuweisung eines großen Landbesitzes im Osten aufwandte, bildete sich im selben Jahre 1892 im Norden die South West African Company, und während Dr. Bokemeyer der geistige Urheber der ersteren war, wurde der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Scharlach der Vater der letzteren *). Auf Betreiben Dr. Scharlachs verlieh der Reichskanzler darnach an ihn und einen anderen Hamburger, den Kaufmann Wichmann, im August 1892 die sogenannte Damaralandkonzession zur Übertragung an die zu gründende South West African Company in London. Bereits im September war die neue englische Gesellschaft konstituiert.

Die Damaralandkonzession gewährt den Inhabern: erstens die Minenrechte im weiten Umkreise um den Otavibezirk, zweitens

*) Dr. Scharlach kaufte von dem Upingotnia-Syndikat in Kapstadt, auf das die Landrechte der Burenniederlassung in Grootfontein nach dem Tode Jordaans übergegangen waren (ohne die Ansprüche der Erben Jordaans an dessen hinterlassenem eigenen Landbesitz) die ganzen s. Z. durch Jordaan von den Häuptlingen von Ondonga erworbene Ansprüche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

13 000 Quadratkilometer Land zu freiem Eigentum innerhalb des Bezirks der Minenrechte, drittens ein 10jähriges Monopol für den Bau einer Eisenbahn von der Küste ins Innere nördlich der Walfischbay. Als Gegenleistung mußte die Compagnie sich verpflichten, binnen 4 Jahren 600 000 Mark auf ihr Konzessionsgebiet zu verwenden, eine Expedition zur Erforschung der Mineralien und eine zur Festlegung einer Eisenbahntrace zu entsenden, sowie verschiedene kleine Abgaben an die Regierung, teils gleich, teils in Zukunft zu entrichten. Die Erteilung dieser Damaralandkonzession war natürlich unter anderem eins der stärksten Druckmittel, um die Konzessionierung der Siedelungsgesellschaft trotz der in keiner Weise genügenden Voraussetzungen für die Verleihung ihrer umfangreichen Rechte zu erreichen, denn das Siedelungssyndikat konnte darauf hinweisen, daß es wenigstens eine deutsche Gesellschaft gründen wolle, während die South West African Company englisch war.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses ausländische Unternehmen, wenn auch erst nach einer Reihe von Jahren und nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten, zwar nicht direkt, aber doch durch die Bildung einer Tochtergesellschaft, an der zu einem erheblichen Prozentsatz auch deutsches Kapital sich beteiligte, der Kolonie von großem Nutzen geworden ist — von größerem jedenfalls, als die kläglichen Gebilde der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und der Siedelungsgesellschaft mit ihren mühsam zusammengesuchten verschwindend geringen sogenannten Betriebskapitalien. Indes hiervon, sowie von den erheblichen Einschränkungen, welche diese Anerkennung mit Rücksicht auf die South West African Comp. zu erleiden hat, wird gleich noch die Rede sein.

Die neue Compagnie ging sofort energisch vor und entsandte noch im selben Monat, in dem sie gegründet war, die Eisenbahn- und die Minenexpedition, die Ende des Jahres im Schutzgebiet eintrafen. Bezeichnend für die damalige Autorität der deutschen Regierung bei den Hereros war es, daß die beiden deutschen Vertreter auf Betreiben der Häuptlinge von Omaruru und Waterberg überhaupt nicht auf die Mine hinaufgelassen wurden, während

die Engländer ihre Prospektierungsarbeiten machen durften. Jene erste Untersuchung bezog sich auf die eigentlichen alten Otavi-Fundstellen, wo schon die Ovambos seit alten Zeiten das Erz hatten holen lassen. Die jetzige Hauptmine bei Tsumeb liegt über 70 Kilometer von den Otavigruben entfernt nach Norden und wurde erst später durch einen Bastard, dem sogenannten Buschmannkapitän Johannes Krüger von Gaub, entdeckt. Auch die vierte Mine, die von Guchab, halbwegs zwischen Otavi und Grootfontein, ist gleich Tsumeb erst durch eine spätere Expedition der Compagnie gehörig untersucht worden.

Das 10 jährige Eisenbahnmonopol der Compagnie mußte später, als sich der Rinderpest wegen der Bau einer Staatsbahn ins Innere als notwendig herausstellte, seitens der Regierung durch die Verleihung neuer Minenrechte an die Gesellschaft, und zwar im Ambolande, abgelöst werden. Der schädlichste und unüberlegteste Teil der Damaralandkonzession war aber zweifellos die Gewährung der 13 000 qkm Landbesitz. Die Compagnie hatte das freie Recht, sich diesen Besitz auszusuchen, und sie hat das dann auch in einer Weise getan, daß das wertvollste Stück von ganz Südwestafrika jetzt ihr gehört. Trotz aller Ableugnungsversuche hat sie dann mit diesem Besitz eine krasse Landspekulation getrieben und den Verkauf des Landes für Besiedelungszwecke bis auf einige unbedeutende Ausnahmen im Hinblick auf die zu erwartende Wertsteigerung lange gesperrt. Sie hat dadurch der Besiedelung des Nordens einen schweren Schaden zugefügt und seine Entwicklung jahrelang aufgehalten. Ein weiteres unerfreuliches Moment ihrer Tätigkeit ist es, daß sie in der Zeit um 1896 eine Menge minderwertiger Treckburen nach Grootfontein gebracht hat. Erst verkaufte sie diesen selbst einige Farmen; dann nachdem sie den Verkauf gestoppt hatte, ließen sich die Buren auf dem benachbarten Regierungsland nieder und bilden dort jetzt einen durch seine Trägheit und wirtschaftliche Rückständigkeit wenig erfreulichen Teil der Ansiedlerbevölkerung.

Das Vorgehen der Compagnie in der Verschließung ihres Konzessionsgebiets für die Besiedelung ist umso tadelnswerter, als sie

vorher kein Bedenken getragen hatte, sich aus dem gesamten Norden des Landes dasjenige Stück herausschneiden und von der Regierung übereignen zu lassen, welches in der Tat die günstigsten Ansiedelungsverhältnisse im ganzen Schutzgebiet durch das Zusammentreffen von guter Weide, verhältnismäßig großem Reichtum an offenem Wasser und Möglichkeit des Ackerbaus auf den Regenfall hin darbot. Nachdem anfänglich Land an die minderwertigen Buren, die man hatte zusammenbringen können, verkauft worden war, wurde plötzlich mit dem Landverkauf aufgehört — erst ohne jede Begründung, dann unter dem Vorgeben, daß diese Maßregel um des Eisenbahnbaus willen und wegen der Auseinandersetzung mit der Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft notwendig sei. Dabei war aber die Abgrenzung desjenigen Landstücks, das der Otavigesellschaft vor allen Dingen abgetreten werden mußte, schon lange hinreichend klar. Wenn dieser Vorwand der wirkliche Grund für die Zurückhaltung des Landes gewesen wäre, so hätte die Gesellschaft mindestens das ganze Dreieck östlich vom 18. Längengrade, das ihr gehörte, für die Besiedlung freigeben können. Als der Aufstand von 1904 ausgebrochen war, machte die Vertretung der South West African Company in Hamburg sogar den Versuch, die Verweigerung des Landverkaufs in ihrem Konzessionsgebiet damit zu begründen, daß sie die Unsicherheit der politischen Verhältnisse und die Möglichkeit eines solchen Ausbruchs vorausgesehen und daher die Ansiedler der Gefahr nicht haben aussetzen wollen! Während die Compagnie solche Auslassungen, die doch nur auf vollkommen ununterrichtete Kreise berechnet sein konnten, nicht verschmähte, und während sie mit dem Ausdruck des Bedauerns über ihre angebliche Zwangslage gegenüber der Otavigesellschaft und mit dem Ton bester Überzeugung versicherte, daß die Maßregel nicht im entferntesten etwas mit Landspekulation zu tun habe, steht in ihrem englischen Jahresbericht für 1903, einem Dokument, das freilich außer ihren Direktoren und Aktionären nur zufällig jemand zu lesen bekommt, der Satz: „Wir zweifeln nicht daran, daß unser Land in starker Nachfrage steht, und tatsächlich hat unser

Vertreter während der letzten Jahre zahlreiche Anfragen erhalten; aber wir haben den Verkauf von Grundbesitz absichtlich in engen Grenzen gehalten, da guter Grund zu der Annahme besteht, daß wir innerhalb von zwei oder drei Jahren viel bessere Preise für unser Land werden erzielen können!" Das sagte man in der Gesellschaft, wenn man unter sich war, und in einem vertraulichen Aktenstück ließ man es sogar drucken. Im Dezember 1903 berichtete ich ungefähr dasselbe aus Grootfontein nach meinen dortigen Beobachtungen an die Kolonialverwaltung, worauf die Vertretung der Gesellschaft in Deutschland eine sehr entrüstete und mich mit einer ganzen Auswahl von Invektiven bedenkende Erwiderung an die Kolonialabteilung verfaßte. Ebenso versicherte die Vertretung der Compagnie im Schutzgebiet noch im Mai 1904, der Gedanke an Preissteigerung des Landes liege der Gesellschaft bei ihrer Verkaufsweigerung vollkommen fern!

Was soll man bei solchen Erfahrungen noch weiter zu den Ausführungen der Gesellschaften in Presse und Versammlungen sagen? Die Herren Vertreter in Deutschland haben viel Redefertigkeit, wenig Skrupel und offenbar ein recht lückenhaftes Wissen um ihre eigenen Angelegenheiten in Afrika; dazu einen ihnen blind vertrauenden Stab bewußter und unbewußter Hilfsarbeiter und ein teilweise ganz ahnungsloses Publikum. Dieses überschütten sie mit Behauptungen, Zahlen und Schlüssen, deren momentane Unkontrollierbarkeit nur von ihrer inneren Kontrollbedürftigkeit übertroffen wird. Eine wirksame Kontrolle ist aber im Grunde nur für den möglich, der die Früchte am Baume der Landgesellschaften in der Kolonie selbst zu sehen bekommen hat.

Die Kaoko- und die Hanseatische Gesellschaft interessieren, weil in ihren Gebieten die Besiedelungsfrage noch nicht akut geworden ist, bis auf weiteres nur insofern, als sie durch Ankauf ihrer Aktien auch zu Dependenzen der South West African Company geworden sind und daher für die Zukunft, falls die Regierung nicht eingreift, hier eine Befolgung derselben Praxis zu erwarten steht, wie dort. Weit dringlicher dagegen ist die Frage der sogen. Territories-Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sellschaft im äußersten Süden der Kolonie. Es ist unwiderlegt geblieben, daß neben der unmittelbaren Veranlassung zum Ausbruch des Bondelzwaart-Aufstandes, dem Konflikt des Leutnants Jobst mit dem Kapitän, eine der tieferen Ursachen in der Besitznahme der meisten Wasserstellen des Bondelzwaart-Landes durch die Gesellschaft, die die Hottentotten im unklaren über die Tragweite ihrer von jenen erworbenen Rechte ließ, gelegen hat. Abgesehen hiervon zielt das ganze System der jetzt gleichfalls von der South West African Company aufgesogenen Territories-Gesellschaft nicht weniger als bei den andern darauf hin, den Preis für die zukünftig aus Regierungsopfern zu erwartende Wertsteigerung des Landes entweder vorweg zu eskomptieren, oder mit dem Verkauf solange zu warten, „bis wir viel bessere Preise für unser Land werden erzielen können". Die Hauptverpflichtung der Territories-Gesellschaft, den Bahnbau von Lüderitzbucht ins Innere, hat sie nicht erfüllt; statt dessen ist in ihrem Interesse dafür gewirkt worden, daß der Süden unseres Landes durch die Verlängerung der kapländischen Ookiep-Bahn über den Oranjefluß und Warmbad zu einer vorzugsweise englischen Einflußsphäre werden möge. Mit der Heranziehung nomadisierender Buren zu Pachtzwecken, bis durch die Aufwendungen der Regierung das Land teurer würde, ist von der jetzigen südlichen Filiale der South West African Company bis unmittelbar vor dem Aufstand ein ähnlicher Unfug getrieben worden, wie von der Hauptgesellschaft im Distrikt Grootfontein. Allerdings konnte die Regierung bezüglich der Territories-Gesellschaft geltend machen, daß die Besitztitel dieses Unternehmens in die Periode vor der deutschen Schutzerklärung über Südwestafrika zurückreichten. Tatsächlich lagen Verträge mit den Kapitänen der Bondelzwarts und der Feldschuhträger aus der Zeit vor Lüderitz vor. Trotzdem war es aber überflüssig und schädlich, diese Rechte, die damals mit Rücksicht auf die allgemeine Lage im Süden nur einen sehr mäßigen Wert repräsentierten, in der Weise, wie es geschehen ist, ohne alle Kautelen und Zwangsmittel für eine ersprießliche wirtschaftliche Tätigkeit einer rein ausländischen Compagnie zu bestätigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ganze Politik der Konzessionierung großer Landgesellschaften war vom Standpunkt der Kolonialverwaltung aus um so verkehrter, als damals z. Zt. da das Siedelungssyndikat seine Zusagen erhielt und die Damaralandkonzession erteilt wurde, bereits vollkommen klar war, daß die Regierung den Hauptteil der Ausgaben, die nötig waren, um die Grundvoraussetzung jeder Besiedelung erst zu schaffen, nämlich für die militärische Sicherung der Kolonie im Innern, selbst zu tragen sich entschlossen hatte. Bereits im Mai 1892 wurde durch den Reichskanzler ein Bericht vom Truppenkommandeur in Südwestafrika eingefordert, welche Mittel zur militärischen Pazifikation der Kolonie, also vor allen Dingen für den Krieg gegen Witbooi, erforderlich seien. Bekanntlich war der damalige Reichskanzler Graf von Caprivi überhaupt kein Freund des deutschen Kolonialbesitzes, wie er sich bis zu der Zeit gestaltet hatte. In seinen Anschauungen über Südwestafrika vollzog sich aber unter dem Einfluß der von dort kommenden Berichte, die sämtlich den landwirtschaftlichen Wert der Kolonie betonten, ein gewisser Umschwung. Dieses geschah 1891—1892 und dokumentiert sich eben in dem Entschluß zu größeren militärischen Forderungen für Südwestafrika. War man aber erst Willens, die Eingeborenen ernsthaft der deutschen Autorität zu unterwerfen, so entfiel damit ja der von den Vertretern der Konzessionspolitik, vor allen Dingen dem Kolonialdirektor Kayser, immerfort wiederholte Grund, die Besiedelung müsse durch Gesellschaften betrieben werden, weil die Regierung nicht die Verantwortung übernehmen könne. Trotzdem blieb es bei der Konzessionspolitik und die 20 000 qkm der Siedelungsgesellschaft wie die 13 000 qkm der South West African Company, die bald zu zwei niederziehenden Bleigewichten für den wirtschaftlichen Entwicklungsgang des Landes werden sollten, waren die Früchte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Achtes Kapitel.

Die erste Abgrenzung gegen die Eingeborenen.

Im Juni 1892 ließ sich der Reichskanzler durch die beiden Brüder des stellvertretenden Kommissars und Truppenkommandeurs, Major A. von François und Leutnant H. von François, die eben aus Südwestafrika zurückgekehrt waren, über die militärische Lage im Schutzgebiet Vortrag halten. Das Ergebnis war vorläufig nur, daß Proviant, Munition und Unterkunftsräume für eine erheblich stärkere Truppe bereit gestellt werden sollten, ohne aber noch deutscherseits zum Angriff zu schreiten. Danach aber gelangten die Nachrichten über eine Verständigung zwischen Witbooi und den Hereros und über die Frechheit der Hereros gegen die deutschen Beamten bei der Otavimine nach Deutschland und veranlaßten zu Anfang des nächsten Jahres den Reichskanzler zu einer etwas entschiedeneren Erklärung. 1892 war Hauptmann von François noch einmal selbst bei Hendrik Witbooi, um ihn zum letzten Male in der Frage der Unterwerfung unter die deutsche Schutzherrschaft zu sondieren. Das Ergebnis war wiederum ein negatives. Witbooi verlangte vor allen Dingen Freigabe der Munitionszufuhr und ließ sich im übrigen auf die schwebenden Hauptfragen gar nicht ein. Im November 1892 kam es zum tatsächlichen Friedensschluß zwischen Witbooi und den Hereros unter Vermittlung der Rehobother Bastards. Dies Ereignis wurde im Schutzgebiet mit ziemlicher Beunruhigung aufgenommen. Man hielt allgemein nun den Zusammenschluß der Eingeborenen gegen die Deutschen für möglich, namentlich als man erfuhr, daß Witbooi die südlichen Namastämme und die Bastards von Rietfontein zum Anschluß an ihn aufge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fordert habe. Im März 1893 landete die vom Reichskanzler mit Rücksicht auf die kritische Lage für notwendig gehaltene bedeutende Verstärkung: über 200 Mann. Anfang April war die neue Truppe in Windhuk und brachte eine große Menge Munition mit. Die Instruktion für Hauptmann v. François über die Benutzung dieser Macht lautete dahin, daß er Windhuk und die deutschen Siedelungen auf jeden Fall schützen solle. Ob er durch die Verstärkung zu weiteren Unternehmungen befähigt würde, bliebe seiner Beurteilung überlassen. Falls weitere Verstärkung nötig sei, solle er es baldigst melden. Es möge bald energisch gehandelt werden; mit halben Maßregeln sei der Kolonialabteilung nicht gedient.

François war der Meinung, daß die erste Vorbedingung für die Sicherheit der deutschen Stellung im Lande die sei, daß die Eingeborenen den Respekt vor den Deutschen bekamen, den sie unter den bisherigen Umständen weder hatten noch haben konnten: war doch die oberste Instruktion für den Reichskommissar und Truppenführer die gewesen, sich jedes schroffen Vorgehens, das zu einem Konflikt mit den Eingeborenen führen konnte, zu enthalten. Man kann sich leicht denken, wie unmöglich unter diesen Umständen die Herstellung einer nennenswerten deutschen Autorität, sei es bei den Hereros, sei es bei den Hottentotten, erscheinen mußte. Zweifellos mit Recht erblickte der Hauptmann v. François (kurz vor dem Ausbruch des Witbooikrieges Major) in seiner neuen Instruktion sowie in der bedeutenden Verstärkung an Mannschaften und Mitteln eine Aufforderung zum Handeln. So entschloß er sich, zum erstenmal in Südwestafrika die deutschen Gewehre sprechen zu lassen und überfiel am 12. April 1893 mit der Truppe unvermutet das befestigte Lager Witboois in Hoornkrans. Von da an dauerten die Kämpfe ununterbrochen bis zum 9. September 1894, an welchem Tage der Nachfolger François', Major Leutwein, nach den zweiwöchentlichen Gefechten in der Naukluft die Unterwerfung Witboois unter die deutsche Herrschaft entgegen nehmen konnte.

Die Einzelheiten dieses ersten Witbooikrieges sind von verschiedenen Teilnehmern, ganz kürzlich noch aus der Feder des Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nerals Leutweins selbst, zur Darstellung gelangt und gehören nach ihrer kriegsgeschichtlichen, militärischen Seite nicht hierher. In wirtschaftlicher Beziehung bedeutete der Krieg für Südwestafrika einen vollkommenen Stillstand, namentlich der Besiedelung, denn solange die Witboois im Felde standen, war die Unsicherheit selbst in dem damals einzig erst in Betracht kommenden Ansiedelungsgebiet um Windhuk viel zu groß, als daß jemand den Versuch zur Beziehung einer Farm hätte wagen können. Streiften die Witboois doch mehr als einmal bis unmittelbar unter die Gewehre der Windhuker Besatzung. Ein Schutz für Leben und Eigentum draußen wohnender Ansiedler wäre ihnen gegenüber ganz unmöglich gewesen. Was an Ansiedlern und Ansiedlungslustigen vorhanden war, hielt sich denn auch eng in Groß- und Klein-Windhuk konzentriert. Erst nach dem Friedensschluß und der formellen Unterwerfung Witboois konnte überhaupt an eine wirkliche Ansiedlung und an die Gründung von Farmwirtschaften, die diesen Namen verdienten, auf dem flachen Lande gedacht werden. Daß das schließliche Ergebnis des ersten Witbooikrieges politisch nur zum Teil befriedigend war, insofern, als es zu keinem wirklichen Schlage und namentlich nicht zur Entwaffnung gekommen war, darüber gibt es keinen Streit. Auch General Leutwein selber spricht das in seinem Buche aus, indem er feststellt, daß die Kräfte, über die er verfügte, zu einem Vernichtungsschlage schließlich nicht reichten, und daß er vor die Wahl gestellt, sich mit einem teilweisen Erfolge zu begnügen, oder den Krieg später mit verstärkter Macht von neuem anzufangen, im Hinblick auf die alsdann notwendigen Opfer das erstere vorgezogen habe. Die Ereignisse, die infolgedessen elf Jahre später möglich wurden, werden wir im weiteren Fortgange dieser Darstellung zu würdigen haben. Einstweilen war nach dem Naukluftfrieden die Bahn für den Beginn einer wirklichen Besiedlung innerhalb gewisser Grenzen frei und die Besiedlung des Schutzgebietes begann denn nun auch. Sowohl die Ansiedlungen früherer Angehöriger der Schutztruppe als auch die direkte Einwanderung aus Deutschland, letztere freilich noch in sehr bescheidenem Maße, nament-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich was die Kapitalsversorgung der Einwanderer anbetrifft, kamen in Fluß. Materiell ins Gewicht fallend war auch die Ansiedlung einer größeren Anzahl von Burenfamilien im Gibeoner Bezirk während der zweiten Hälfte der 90 er Jahre. Von diesen wurde später die Mehrzahl deutsche Reichsangehörige. Immerhin aber war durch diese starke Burenniederlassung in der Gibeoner Gegend im Verein mit den Anfängen einer burisch-englischen Besiedlung in den Gebieten von Keetmanshoop und Warmbad, die zum Teil noch in die Zeit vor der deutschen Schutzherrschaft zurückging, einstweilen ein starkes Überwiegen des nichtdeutschen Elements unter den Ansiedlern im ganzen Süden geschaffen, das sich in der Folge nur langsam und allmählich zu Gunsten des deutschen verschoben hat. In den mittleren Landesteilen waren die Farmer, die jetzt nach dem Abschluß des Witbooifriedens sich ihre Plätze aussuchten, wenn sie auch großenteils noch nicht hinauszogen, sondern vorläufig erst durch Frachtfahren und auf andere Weise sich den nötigen Stock Vieh beschaffen mußten, ganz überwiegend Deutsche. Den Umfang dieser ersten wirklichen Besiedlungsanfänge in der Gegend von Windhuk muß man sich während der ersten Jahre nach der Beendigung des Witbooikrieges übrigens auch noch sehr bescheiden vorstellen. Es ist das namentlich aus dem Grunde wichtig festzuhalten, um nachher die Entwicklung der Dinge während der letzten Jahre vor dem Ausbruche des großen Eingeborenenaufstandes von 1904 richtig zu verstehen. Die erste Schwierigkeit, die sich nach der Unterwerfung und festen Ansiedlung der Witboois in der Umgegend von Gibeon ergab, war die Festsetzung der Grenzverhältnisse gegen die Hereros. 1894 war mit diesen vereinbart worden, daß der weiße Nosob von seinem Ursprung bis zu seiner Biegung nach Süden die Grenze zwischen dem Kron- bezw. Siedelungsland und den Hereros bilden solle. Im nächsten Jahre wurde dann den Hereros statt des Nosob die Mittellinie zwischen den Betten des Nosob- und des Seeisflusses als Grenze zugestanden, d. h. eine Vorschiebung derselben um 10—15 km nach Süden. Diese Konzession war wesentlich durch die Erwägung mitbedingt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß es durch das Zusammentreffen des weißen Besiedelungs- und des Herero-Weidegebiets gerade an einer Flußlinie, d. h. entlang einer Reihe von beiden Seiten her zu benutzende Wasserstellen, an fortwährendem Konfliktsstoff nie gefehlt hätte. Diese Verhandlungen mit den Hereros über die Grenze des Stammesgebietes waren schwierig und langwierig. Dazu spielten die Streitigkeiten der Hereros untereinander und mit der deutschen Verwaltung über die Oberhäuptlingschaft beständig mit in die Grenzfrage hinein. Der auf Betreiben des Landeshauptmanns schließlich als Oberhäuptling anerkannte Samuel Maharero von Okahandja hatte über die Ostthereros so gut wie gar keine Macht; dort war Nikodemus, der nach dem Erbrecht der Hereros eigentlich Nachfolger des alten Kamaharero hätte werden sollen, als Kapitän des Ostens, nominell unter Samuel, eingesetzt, und zu seiner Beaufsichtigung wurden 1895 das Distriktkommando Gobabis und die Stationen Gobabis und Olifatskloof eingerichtet (diese letztere wurde später nach Gas verlegt, da sich herausstellte, daß sie auf englischem Gebiet lag). Gobabis hatte früher den Khauashottentotten gehört, diese hatten es aber verlassen, weil der Platz (vor seiner Trockenlegung) zu ungesund war und waren nach Naosanabis am großen (vereinigten) Nosob gezogen. Für sie bestand eine Militärstation in Aais. Jetzt sollte die Station Gobabis sowohl die Ostthereros als auch die Khauasleute beaufsichtigen. Nikodemus wollte bei der Grenzfestsetzung selber gerne Gobabis zugestanden erhalten, doch wurde ihm dieser Wunsch nicht bewilligt, sondern die Hererogrenze von der Biegung des weißen Nosob nördlich an Gobabis vorbeigezogen und die Landeshauptmannschaft verlangte wie am Nosob so auch hier den Rückzug der Hereros über die festgesetzte Grenze. Jene aber drängten, nachdem sie durch den Naukluftfrieden ihren alten Feind und Brandschatzer Witbooi endlich nachdrücklich los geworden waren, auf der ganzen Linie von Windhuk bis jenseits Gobabis scharenweise mit ihrem Vieh nach Süden und wollten sich durchaus nicht dazu verstehen, die festgesetzte Grenze im Sinne einer wirklich zu respektierenden Scheidelinie zu beachten. Anfang 1896

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war das Verhältnis zu den Hereros bereits auf der ganzen Linie erheblich zugespitzt. Die Okahandja-Leute forderten jetzt den Seeisfluß als Grenze, da ihnen dessen salzhaltiges Wasser für das Gedeihen ihres Viehes unentbehrlich sei, und Nikodemus verlangte die Abtretung von Gobabis. Major Leutwein befriedigte, um nicht das ganze Volk im Konfliktfalle gegen sich zu haben, die Westhereros und wies den Nikodemus ab. Die Folge war, daß bei dem wenige Monate später ausbrechenden Kriege dieser mit den Ostthereros allein blieb und Samuel mit dem Stamm von Okahandja Heeresfolge gegen seine Verwandten und die Khauashottentotten, die sich dem Nikodemus angeschlossen hatten, leistete. Der kriegerische Verlauf der Ereignisse während dieses ersten Hereroaufstandes vom 1. März bis zum Mai 1896 ist bekannt. Das Gefecht bei Gobabis am 6. April und die vollständige Niederlage der Hereros bei Otjunda am 6. Mai beendeten den Krieg so rasch, wie er aufgeflammt war. Die Ostthereros gaben sich besiegt, zahlten eine große Kriegskontribution in Vieh und verloren überhaupt jeden Anspruch auf die Weidegebiete am Nosob und Epukiro; Nikodemus und sein Genosse Kahimema, der zweite Hauptanstifter der Erhebung, wurden kriegsgerichtlich erschossen. Damit war auch den Hereros gegenüber, wenn auch in verschiedener Weise, so doch der Wirkung nach ein ähnlicher teilweiser Waffenerfolg zur Erreichung eines gewissen vorläufigen Spielraums für die Besiedelung zu Wege gebracht, wie im Namalande gegen die Witboois. Es erhob sich nun die prinzipielle Frage, auf welcher Grundlage nun weiterhin Besiedelungspolitik getrieben werden solle.

Aus dem Kreise der Ansiedlerbevölkerung war bereits vor dem Kriege während der Verhandlungen über die Grenze mit Rücksicht auf das unausgesetzte Vordringen und die zum Teil drohende Haltung der Hereros die Entwaffnung des ganzen Volkes gefordert worden. Zu dem Zweck fand in Windhuk eine öffentliche Versammlung statt, die eine Eingabe an den Reichskanzler richtete, dahin gehend, die Truppe möge auf 2000 Mann verstärkt und alsdann die Entwaffnung der Hereros vorgenommen werden. In

Berlin entschloß man sich denn auch, der Frage näher zu treten. Gleich nach Beendigung des Aufstandes wurde das Schutzgebiet durch die Kunde überrascht, daß eine große Verstärkung der Truppe gelandet sei. Allerdings waren es nicht 2000 oder 1500 Mann, sondern bloß 400. Mit diesem Nachschub, durch den die Truppe auf etwas über 700 weiße Mannschaften gebracht wurde, dachte man es sich in der Kolonialabteilung möglich, die Entwaffnung vorzunehmen. Danach sollten die 400 Mann Verstärkung wieder nach Hause zurückkehren. Natürlich war es ausgeschlossen, mit solch einer geringen Macht an die Aufgabe heranzutreten. Die Hereros zählten schon damals mindestens 4000 Gewehre, wovon der größte Teil mit Wissen und Willen der Kolonialverwaltung während der Periode der Einfuhrerlaubnis zu ihnen gelangt waren. Ob nun bei sorgfältiger Vorbereitung und Geheimhaltung des Entwaffnungsplanes auf unserer Seite 2000 Mann, wie die Windhuker Resolution verlangte, oder 4000, wie Major Leutwein glaubte, erforderlich gewesen wären, ist eine Frage von praktisch untergeordneter Bedeutung für jenen Zeitpunkt, denn erstens hätte der Reichstag weder die eine noch die andere Truppenziffer bewilligt und zweitens war es ohne eine Eisenbahnverbindung von der Küste ins Hereroland ebenso unmöglich 2000 Mann wie 4000 Mann für einen Feldzug von gar nicht abzusehender Dauer auf einem Operationsgebiet von der voraussichtlichen Größe zu verpflegen. Der Kriegsschauplatz hätte sich vom Kaokofeld bis nach Gobabis und vom Auasgebirge bis zur Etoschapfanne über mehr als 200 000 qkm ausgedehnt, und zu der weißen Feldtruppe hätte noch ein ebenso starkes Personal an eingeborenen Treibern, Wächtern und anderem Personal verpflegt werden müssen — von der Beschaffung und Unterhaltung des Pferdematerials gar nicht zu reden. Diese Masse von Proviant hätte per Ochsenwagen erst einmal 350 km weit von der Küste bis nach dem Depotplatz auf einem Wege gefahren werden müssen, an dem es bei derartigen Ansprüchen bald nach dem Aufhören der Regenzeit ein halbes Jahr lang kein Futter für die Tiere gegeben hätte. Dazu kam die Erfahrung, die eben

erst mit der Heeresfolge des einen Teils der Hereros selbst gegen den andern gemacht worden war und die es hoffen ließ, auch fernerhin in ähnlicher Weise die Eingeborenen gegen einander ausspielen zu können.

Allerdings galten die Voraussetzungen einer solchen Politik, wie sie angesichts der starken Bewaffnung der Hereros und des vorläufigen Fehlens der Eisenbahn wohl oder übel eingeschlagen werden mußte, nur so lange, wie es wirklich eine feste Grenze zwischen dem Hererolande und dem Gebiet der weißen Ansiedlung gab, und kein Konfliktstoff durch das Eindringen der Weißen in das reservierte Stammesgebiet, durch wachsenden weißen Grunderwerb innerhalb desselben und durch Zurückdrängung der Hereros aus ihren eigenen Sitzen, entstand. Bereits im Juni 1894 hatte aber die Kolonialabteilung auf Antrag der Landeshauptmannschaft in Windhuk den Verkauf von Land durch die Hereros an weiße Farmer grundsätzlich genehmigt. In der Folge, als sich die Siedelungsgesellschaft etabliert und das beste Farmland im Zentrum des Schutzgebietes zugestanden erhalten hatte, wirkten aber deren hohe Landpreise im Vergleich zu den wesentlich herabgesetzten Forderungen der Regierung als eine direkte Verhinderung der Besiedelung in denjenigen Landesteilen, die außerhalb des Hererogebiets in erster Linie in Frage kamen. Schon im Juni 1894 setzte die Landeshauptmannschaft den Mindestpreis für Kronland von 2 Mark auf 1 Mark herab, und im Jahre 1898 erfolgte eine weitere Reduktion bis auf den Satz von 0,50 bis 1 Mark, für wehrpflichtige Reichsangehörige sogar bis auf 0,30 Mark pro Hektar. Diese niedrigen Preise waren der Entwicklungsstufe des Landes und der Fürsorge für die meist unbemittelten Ansiedler einzig angemessen, aber da die Regierung in den mittleren Gebieten nur sehr wenig Land neben der Kolonial- und der Siedelungsgesellschaft besaß, das sie so billig hätte abgeben können, die Ansiedler aber naturgemäß jeder nach einer Farm in der Nähe der besten Absatzmöglichkeit strebten, so begann schon damals das Drängen von dem durch die Landpreise der Siedelungsgesellschaft so gut wie verschlossenen Windhuker Gebiet in das Hereroland. Hierzu traten dann alsbald zwei weitere wichtige Ereignisse, welche

In der Namib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

In der Namib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die allgemeinen Voraussetzungen für die Besiedlung der Kolonie und für das Verhältnis zwischen dem weißen Ansiedlertum und den Eingeborenen stark umgestalten sollten: die große Rinderpest von 1897 und der durch sie in Gang gebrachte Eisenbahnbau.

Rinderpest und Bahnbau.

Die Kunde von dem Wüten der Rinderpest im britischen Südafrika war schon lange in das Schutzgebiet gedrungen, ohne daß jemand eine rechte Vorstellung von der Art der Krankheit und von den Mitteln zu ihrer Bekämpfung hatte. Man hoffte sie durch Absperrung fernhalten zu können und richtete zu dem Zweck eine Kette von Militärposten sowohl gegen das Amboland, als auch gegen die englische Grenze im Osten ein. Es war aber bereits zu spät: als die Posten da waren, war die Rinderpest, ohne daß man es gleich wußte, schon im Lande. Die Soldaten, namentlich auf der nördlichen Postenkette, haben damals schwer unter Krankheiten und Todesfällen infolge der schlechten Unterbringung und Verpflegung gelitten. Es war Regenzeit, und die eben ins Land gekommenen Leute wußten weder mit dem Hausbau, noch mit den sonstigen Hilfsmitteln des erfahrenen Afrikaners Bescheid. Dazu gab es kein Chinin, und Malaria mit Schwarzwasserfieber fingen an, ihre Ernte zu halten. Auch die Verpflegung in jenen damals vollkommen entlegenen Gebieten an der Etoschapfanne und am Omuramba u Ovambo war sehr mangelhaft. Einige Posten hatten kein Salz und litten schwer darunter. Sie wußten nicht, daß sie nur einige Stunden weit zu gehen brauchten, um im Randgebiet der Pfanne soviel Salz aufheben zu können, wie sie nur brauchten. Während die Mannschaften an der Ovambogrenze auf diese Weise fast nur aus Kranken bestanden, die kaum imstande gewesen wären, im Bedarfsfall die Sperre aufrecht zu erhalten, war die Rinderpest im Osten bereits auf die Herden des Häuptlings Tjetjoo übergesprungen. Wahrscheinlich ist die Ansteckung durch das Wild gekommen, das im Grenzgebiet gegen die durch die Pest verseuchte Kalahari ohne Schwierigkeit herüber und hinüber wechselte. Eigentümlicherweise

werden auch die großen Antilopenarten, Kudus, Elans und andere, von der Rinderpest ergriffen, und wenn die Krankheit unter ihnen auch nicht in demselben Maße aufräumt, wie beim Rindvieh, so gehen doch viele Tiere ein und an ihren auf dem Weidefeld liegen bleibenden Kadavern infizieren sich die Rinder beim Weiden unvermeidlich. Weiße Händler, die bei Tjetjoo gewesen waren, schleppten die Pest dann mit ihren rückkehrenden Gespannen weiter ins Land hinein, und Anfang April, als man in Windhuk gerade die Feier der Enthüllung des Denkmals für die Gefallenen aus dem Witbooikriege beging, traf die verhängnisvolle Meldung von dem Ausbruch einer verdächtigen Erkrankung unter den Herden am Schaffluß ein. Es war tatsächlich die Rinderpest, die von nun an unter den Herden im Schutzgebiet auf das verderblichste aufräumte. Zum Glück konnte die vollständige Vernichtung der Viehbestände durch die energische Anwendung des Kochschen Impfverfahrens abgewendet werden. Im Juni traf Kochs Assistent, Stabsarzt Dr. Kohlstock ein, und nach seinen Angaben wurde dann energisch vorgegangen. Das Land wurde in Impfbezirke geteilt, und da lange nicht genug Tierärzte vorhanden waren, so wurden auch die Ansiedler wie die Offiziere und Mannschaften der Schutztruppe im Impfen unterwiesen. Bei dieser Impfarbeit haben sich der spätere Chef des Veterinärwesens in der Kolonie, Rickmann, und der Stabsarzt bei der Schutztruppe, Dr. Kuhn, besonders verdient gemacht. Wenn es aber schon in manchen Fällen bei den Weißen, namentlich bei den Buren, schwer war, dem aus Unwissenheit entspringenden Vorurteil gegen das Impfen beizukommen, so erschien die Aufgabe, die ungeheuren Rinderherden der Hereros tatsächlich durchzuimpfen, ganz unmöglich. Es ist schwer zu sagen, wie groß der Rinderbestand der Hereros damals war. Die Angaben, die man oft in Südwestafrika hört, daß es vor der Rinderpest mehrere Millionen Stück gewesen seien, ist übertrieben. Sicher ist, daß bei weitem der größte Teil der Hererorinder zu Grunde ging. Es blieben aber doch noch eine ziemliche Menge übrig: teils Tiere, die durch das Impfverfahren gerettet waren, teils solche, welche die Krankheit auf natür-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichem Wege überstanden hatten, teils solche, die auf isolierten Posten tief im Sandfelde oder in den Otjihaverabergen überhaupt nicht angesteckt worden waren. Von den Herden der Weißen wurden, je nachdem, wie spät die Impfung hingekommen war, 50—95 Prozent gerettet. Einzelne Farmer, die nicht mehr rechtzeitig hatten impfen können, verloren allerdings fast ihren ganzen Besitz. Im Namalande, wohin die Seuche noch gar nicht vorgedrungen war, wandte man das Impfverfahren trotzdem als Vorbeugungsmittel an, mit dem Erfolg, daß fast gar keine Verluste eintraten. So rasch, wie sie gekommen war, so rasch war die Krankheit auch wieder verschwunden. Bereits ein halbes Jahr nach ihrem Ausbruch war sie im wesentlichen vorbei, und der bisher unterbunden gewesene Frachtwagenverkehr konnte wieder aufgenommen werden.

Die Folgen der Rinderpest für die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Landes sind namentlich aus dem Grunde bedeutsam geworden, weil die Hereros zunächst verarmt waren. Vor der Rinderpest war der Preis für Ochsen und Muttervieh im Handel ein so geringer gewesen, daß die weißen Farmer, die sich ja damals noch sämtlich im ersten Anfangsstadium des Betriebs befanden, überhaupt nicht recht zur Konkurrenz mit den Hereros hätten gelangen können. Zwar waren die Zeiten aus den siebziger und dem Anfang der achtziger Jahre vorbei, in denen ein Ochse für Waren im Wert von 20 Mark gekauft werden konnte, aber bei einem Preise von 60 Mark für einen angelernten und ausgewachsenen Zugochsen, von 40—45 Mark für eine Kuh, konnte der weiße Farmer kaum mehr hoffen, zu bestehen. Solange aber die großen Viehmassen bei den Hereros vorhanden waren, konnten die Preise sich nicht wesentlich höher einstellen. Die Hereros verkauften ihr Vieh zwar nicht gern, und namentlich Mutterrinder waren schwer von ihnen zu bekommen, aber mit der Zeit ließ bei ihnen das starre Festhalten an dem gar nicht oder nur sehr mangelhaft genutzten Besitz doch etwas nach, und es war vorauszusehen, daß mit dem weiteren Vordringen des Händlerwesens im Hererolande diese Änderung in der Sinnesweise des Volkes sich noch weiter beschleunigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Daher wurde vor der Rinderpest von weiterblickenden Stellen nicht selten mit einer gewissen Sorge die Frage aufgeworfen, wie es gehen würde, sobald erst die Produktion der Weißen anfinge, größere Erträge zu liefern. Jetzt schnellten die Preise mit einem Mal empor und stellten sich dann allmählich annähernd auf das Dreifache der vor der Pest gezahlten Werte ein. Der Zugochse kostete jetzt 150—200 Mark, die Kuh vom Damaraschlag 100, 120, auch 140 Mark. Um diese Werte herum haben sich die Viehpreise bis zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1904 gehalten, und auf dieser Höhe wären sie ohne diese Katastrophe wohl auch noch für eine geraume Zeit verblieben. Bei einer solchen Werteinstellung war es möglich, mit großem Vorteil zu produzieren, und auch der Export nach der Kapkolonie und nach Transvaal fand immer noch seine Rechnung dabei, wie die stattlichen Ziffern der Ausfuhr von lebendem Vieh nach dem englischen Gebiet in den letzten Jahren vor dem Aufstande bewiesen. Weit entfernt also, daß die Rinderpest für die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der Kolonie eine Katastrophe gebildet hätte, bedeutete sie zunächst für die weiße Ansiedlung einen Sporn zum Fortschritt und eine Aussicht auf höhere Rentabilität. Was dagegen die Hereros betraf, so konnte es nur nützlich erscheinen, wenn sowohl ihr Besitzstand, als auch ihr politisches Selbstgefühl durch den schweren Verlust eine Schwächung erlitt. Auffallend ist übrigens, daß während der auf das große Rindersterben folgenden Regenzeit 1897—1898 eine schwere Epidemie auch unter den Hereros selber ausbrach, die viele tausend Menschen wegraffte. Man hat sich damals diese Krankheit nicht recht erklären können, auch wohl keine genaueren Untersuchungen darüber angestellt, aber es erscheint wahrscheinlich, daß es sich um eine Typhusepidemie gehandelt hat, deren Ausbruch durch die ungeheure Verseuchung alles Wassers im Lande mit den gefallenen und vermoderten Tierleichen begünstigt wurde. Mit dem Eintritt der Trockenzeit hörte dann die Seuche auf.

Es ist schwer zu sagen, wie der Gang der Ereignisse und namentlich die allmähliche Auseinandersetzung zwischen den Weißen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den Hereros sich weiter gestaltet hätten, wenn die Verkehrsverhältnisse des Landes auch nach der Rinderpest dauernd dieselben geblieben wären. Sicher ist nur, daß die Krisis, die in irgend einer Form doch einmal kommen mußte, sich bedeutend länger hinausgezögert, auf der andern Seite aber auch die wirtschaftliche Nutzbarmachung der Kolonie durch die Weißen nur die langsamsten Fortschritte gemacht hätte. Die Gefahr aber, durch den drohenden Verlust an Zugtieren beim weiteren Fortgang oder beim Wiederausbruch der Krankheit vollständig von dem Verkehr mit der Küste abgeschnitten zu werden, ließ endlich den Gedanken an den Eisenbahnbau festere Form annehmen. Noch während der Pest im September 1897 wurde mit dem Bau von Swakopmund aus begonnen. Allerdings stand dem die bereits früher erwähnte Damaraland-Konzession der South West African Company entgegen. Dieses unglückliche Dokument verlieh der englischen Gesellschaft auf zehn Jahre, also bis 1902, das Monopol zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn von der Küste ins Innere von jedem Punkt zwischen dem Sandwichhafen südlich von Walfischbai und der Kunenemündung, d. h. im ganzen Hereroland. Kein Mensch in der Verwaltung hatte bei der Aufstellung der Konzessionsurkunde daran gedacht, daß durch elementare Ereignisse, bei denen man noch nicht einmal auf die Vernichtung des Zugviehs durch die Rinderpest zu kommen brauchte, sondern einfach auf einen größern Aufstand der Eingeborenen, der schleunige Bau wenigstens einer Feldbahn zur unumgänglichen Notwendigkeit werden konnte. Es hätte genügt, für solche Fälle eine spezielle Klausel anzufügen. Jetzt mußte die Einwilligung der englischen Gesellschaft durch eine weitere bedeutende Ausdehnung ihrer Bergwerksgerechtsame, d. h. mit dem Verzicht der Regierung auf das Bergrecht im Amboland, bezahlt werden. Es ist bezeichnend für das Verhalten einer rein spekulativen Erwerbsgesellschaft, an der nicht nur Engländer, sondern als Mitbegründer auch verschiedene deutsche koloniale Geschäftsleute beteiligt waren, daß sie die allerdings selbstverschuldete Notlage der Regierung in dieser Weise ausnützte, ohne ihrerseits einen Finger zur Abhilfe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu rühren. Der Eisenbahnbau war ursprünglich nur in der Weise gedacht, daß eine mit Maultieren betriebene Feldbahn von 60 Zentimetern Spurweite zwischen Swakopmund und Jakalswater am Baiweg, wo in besseren Regenjahren das erste Gras stand, hergestellt werden sollte. Die Maultiere als Zugkraft waren auch aus dem Grunde anfänglich in Aussicht genommen, weil man auf diese Weise das Monopol der Gesellschaft auf den Bau einer „Eisenbahn" umgehen zu können glaubte. Aus Rücksicht hierauf schleppten in der ersten Zeit tatsächlich Esel und Maultiere die Wagen durch den Swakopmunder Sand, bis dann jenes Abkommen erfolgte, auf Grund dessen die South West African Company ihre Einwilligung erklärte und der Lokomotivbetrieb aufgenommen wurde. Über diesen bis Jakalswater reichenden Plan, über die Mängel seiner Ausführung und über den folgenschweren Fehler, daß der Weiterbau nach Windhuk an die technisch unbrauchbare Khandurchquerung zwischen Swakopmund und Jakalswater angeschlossen wurde, ist bereits im ersten Teil bei der Beschreibung des Landes das nötige gesagt worden. Der Reichstag bewilligte auf die Darlegungen des Gouverneurs Leutwein hin den Weiterbau, und im Verlauf von fünf Jahren (September 1897 bis Juni 1902) wurde die Linie in derselben Spurweite bis Windhuk vollendet. Daß an eine Rentabilität des Unternehmens infolge der beim Bau begangenen Fehler unter keinen Umständen zu denken war, stellte sich von Anfang mit aller Bestimmtheit heraus. Die Swakopmund-Windhuker Bahn ist auf diese Weise ein wahres Musterbeispiel dafür geworden, wie man durch falsche Sparsamkeit erst recht teuer und unwirtschaftlich arbeitet. Hätte nicht die unglückselige Damaraland-Konzession damals entgegengestanden, so wäre es von Anfang an wenigstens möglich gewesen, den Plan einer Vollbahn zu fassen, und hätte man später den Mut gehabt, statt auf gut Glück von Jakalswater weiter zu bauen, erst einmal durch sachverständige Techniker die Betriebsfrage eingehend zu prüfen, eine neue brauchbare Trace aufsuchen zu lassen und dann den Bau lieber von neuem anzufangen, so wäre das ganze spätere Eisenbahnelend vermieden, und Millionen

wären erspart worden. Indes diese Erwägungen haben mit den wirtschaftlichen und politischen Änderungen, die zunächst durch Vollendung des Bahnbaues nach Windhuk in der Besiedlungs- und der Eingeborenenfrage eintraten, nichts zu tun und können daher vorläufig bis zur näheren Behandlung der südwestafrikanischen Eisenbahnfragen auf sich beruhen bleiben.

Landmangel für die Besiedlung.

Der Eisenbahnbau und die im Zusammenhange mit ihm ein Jahr später in Angriff genommene Errichtung der Mole in Swakopmund hatten die doppelte Folge, daß der Verkehr nach dem Innern erleichtert wurde, und daß eine Menge weißer Elemente, die als Vorarbeiter, Werkführer und Handwerker bei diesen beiden großen Arbeiten beschäftigt waren, ins Land kamen und jahrelang darin verblieben. Ein großer Teil dieser Leute ist nach Vollendung der Arbeiten nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, sondern versuchte, einen neuen Erwerb in der Kolonie zu finden. Das Ziel, dem alle zustrebten, war die Gründung einer eigenen Farmwirtschaft, aber weil zunächst kaum jemand die Mittel hierfür besaß, so mußte er darauf bedacht sein, auf irgend eine Weise in den Besitz des notwendigen Anfangskapitals zu gelangen. Einige Tausend Mark Ersparnisse waren in vielen Fällen da. Bekanntschaft mit älteren Landeseingesessenen, Farmern, Frachtfahrern, Händern, war geschlossen. Fast alle die Leute, die es schon zu etwas gebracht hatten, hatten auch mit nichts oder ganz geringen Mitteln angefangen. Die kaufmännischen Geschäfte waren teils bereit, weiße Angestellte anzunehmen, wodurch sich für die Betreffenden weitere Gelegenheit zu Ersparnissen und zur Sammlung von Landeskenntnis bot, teils gaben sie direkt Kredit her, wenn jemand Wagen und Ochsen kaufen und Waren nehmen wollte, um damit zu den Hereros ins Handelsfeld zu gehen. Oft taten sich zwei Kompagnons zum gemeinsamen Betrieb des Handels oder der Farmwirtschaft zusammen, um auf diese Weise die Mittel zum Anfang zu vergrößern. Notwendig für den Farmbetrieb war Land und Vieh. Land konnte von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regierung, von den Landgesellschaften und von den Eingeborenen gekauft werden; als Quelle für den Viehbezug kam für den ganzen Norden nur das große Viehreservoir der Hereros in Betracht, denn die wenigen, schon vorhandenen weißen Farmer hatten natürlich kein Muttervieh zu verkaufen, behielten vielmehr solches, von Fällen dringender Notlage abgesehen, zur Erzielung weiterer Nachzucht für sich. Der verfügbare Landbesitz der Regierung war, wie wir sahen, gering. Unmittelbar östlich von Windhuk begann die eiserne Mauer der hohen Landpreise der Siedlungsgesellschaft, unmittelbar westlich das Gebiet der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die ebensoviel forderte. Nur nach Südwesten und Südosten zog sich je ein schmaler Streifen brauchbaren Farmlandes hin, der von Anfang an im Besitz der Regierung gewesen war: die Gegend zwischen Haris und Nauchas und das Schafflußgebiet. Diese verhältnismäßig kleinen Stücke waren aber schon vergeben, soweit sie begehrenswert waren; nördlich war alles Hereroland; südlich wohnten die Bastards. Einzelne von vornherein wohlhabende Ansiedler waren auch bereit und imstande, die Landpreise der Siedlungsgesellschaft, die bis über zwei Mark hinaufgingen, zu zahlen, aber das waren nur wenige, und so blieb die Hauptmasse des Gesellschaftsgebiets über den Seeisfluß hinaus und bis zum weißen Nosob, wo sich auf den vorzüglichen Weideflächen sonst Farm an Farm hätte reihen lassen, unbesiedelt, und ebenso das Land der Kolonialgesellschaft am oberen Swakop und Kuiseb, bei Heusis und um das Khomashochland. Statt dessen drängte die Menge der Ansiedlungslustigen, die Land haben wollten, ins Hererogebiet und zwar natürlich zunächst in die von der Bahnlinie aufgeschlossenen Striche zwischen Okahandja und Karibib. Im Gebiet der Okahandja- und Otjimbinguer-Hereros wurde so im Laufe der nächsten Jahre nach Vollendung der Bahn eine große Menge von Landkäufen abgeschlossen. Das Gouvernement hatte zwar jeden Verkauf von Eingeborenenland erst zu genehmigen und war hierbei darauf bedacht, die Hereros vor Übervorteilung zu bewahren. Unmöglich aber konnte es sich auf den Standpunkt stellen, den Übergang von Hereroland

in weiße Hände überhaupt zu verhindern, oder auch nur in stärkerem Maße zu erschweren, denn im Grunde mußte der Zielpunkt unserer Wirtschaftspolitik in Südwestafrika doch die schließliche Überleitung des Landbesitzes in die Hände von weißen Farmern sein. Jedesmal, wenn in einem Falle der Kaufvertrag eines Weißen mit Samuel oder einem anderen Kapitän nicht genehmigt wurde, erhob sich lebhafter Protest unter den Ansiedlern, daß niemand anderes als die Regierung dem Fortgang der Besiedlung hindernd im Wege stehe, daß die Eingeborenen bevorzugt und verhätschelt, die Weißen zurückgesetzt würden, usw. Auf der anderen Seite aber wuchs unter den Hereros allmählich die Zahl derer, welche einsahen, daß auf diese Weise der Zeitpunkt immer näher rücke, an dem die Hereros überhaupt nicht mehr Besitzer ihres früheren Stammesgebiets, sondern landlos und zur Dienstbarkeit bei den Weißen bestimmt sein würden. Diese Stimmung verschärfte sich, je mehr die Farmkäufe der Weißen aus dem südlichen Grenzgebiet an der Eisenbahn nordwärts in das Herz des Hererolandes vordrangen. Weit größer als der Betrag der hier im Innern bereits genehmigten Landkäufe war die Zahl derjenigen Händler, die am weißen und schwarzen Nosob, im oberen Omurambagebiet, bei Waterberg, im Bezirk von Omaruru und sonst im Lande umhersaßen, einen Store und Wohnhäuser gebaut hatten und teils schon Vorverträge mit den einzelnen Kapitänen besaßen, teils, wie die Hereros wohl wußten, darauf aus waren, einen solchen Vertrag zu erlangen. Natürlich waren die Weißen bestrebt, sich gerade an den bevorzugten Wasserstellen und in denjenigen Weidegebieten niederzulassen, wo auch die Hereros besonders dicht saßen, ihren größten Viehbestand hatten, und wo die Großleute und Kapitäne zu wohnen pflegten. Die Vorstellung, daß auf diese Weise ihr ganzes Land immer rascher und rascher den Weißen anheimfallen würde, verstärkte sich daher bei der weiterblickenden und auf die Erhaltung der alten Selbständigkeit und des alten Reichtums bedachten Partei unter den Hereros nur noch mehr. Es kamen Klagen nach Windhuk an das Gouvernement und an die einzelnen Bezirksämter, daß die Weißen alles Land haben woll-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, daß z. B. die Hereros am weißen Nosob nicht mehr wüßten, wo sie ihr Vieh tränken sollten und so fort. Einen vorläufigen Ausweg aus dieser Lage hätte man nur durch Bereitstellung von Kronland in angemessener Nähe der Eisenbahn und der besseren Absatzgelegenheiten finden können. Das Land, das diesen Anforderungen genügt hätte und das nicht ursprüngliches Stammeseigentum der Eingeborenen gewesen war, befand sich aber im Besitz der Gesellschaften, und das nächste Kronland lag nach Osten jenseits Gobabis nach der englischen Grenze zu, nach Nordosten bei Grootfontein und nach Nordwesten bei Outjo, 200—400 km von Windhuk und von der Eisenbahn entfernt!

Angesichts des Mangels an Kronland und der Schwierigkeiten, die sich vom Standpunkt der Mission aus für die Eingeborenen bei dem stets weiter gehenden Vordringen der weißen Besiedlung in die Stammesgebiete der Hereros und der Hottentotten ergaben, war von Seiten der Missionare schon seit längerer Zeit der Vorschlag gemacht worden, bestimmte Reservate abzugrenzen, in denen der Verkauf von Eingeborenenland überhaupt verboten sein sollte. Die Ansiedler dagegen vertraten in der Mehrzahl kurzweg den Standpunkt, daß es im Interesse der Weißen am besten sei, wenn der Eingeborene womöglich überhaupt nichts von seinen Besitzrechten behielte, da das Land nicht für die Wirtschaft der Kaffern, sondern für die der Weißen da sei. Das Problem des Zusammenlebens starker Eingeborenenstämme und einer von Jahr zu Jahr wachsenden weißen Ansiedlerbevölkerung auf demselben Grund und Boden, mit verwandter Wirtschaftsweise und verwandten wirtschaftlichen Zielen, erhob sich also je länger desto mehr in seiner vollen Schärfe. Die physikalischen Verhältnisse Südwestafrikas bedingen es nun einmal, daß der Grund und Boden in Form des Weidelandes das vornehmste und schlechthin entscheidende Produktionsmittel für jeden der Natur des Landes folgenden Wirtschaftsbetrieb darstellt. Wer in Südwestafrika leben will, der muß im wesentlichen von der Viehzucht leben. Von der Viehzucht lebten die Hereros; von der Viehzucht wollte und mußte aber auch der Weiße leben, der als Ansiedler ins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Land kam. Schließlich mußte man sich doch fragen, welchen Zweck denn der ganze kostspielige Apparat der Verwaltung und der Schutztruppe haben sollte, wenn nicht den, das Land für die deutsche Besiedlung mehr und mehr zu öffnen und das Ansiedlungswerk selbst zu fördern. Unmöglich konnte es auf die Dauer dabei bleiben, daß ein Etat von über zehn Millionen Mark jährlich aufgewandt wurde mit dem Effekt, daß nach Verausgabung des wenigen brauchbaren Kronlandes die Deutschen, die zum Farmen ins Land kamen, auf der einen Seite mit dem Kopfe an den Block der Landesgesellschaften stießen und auf der andern an den Hererobesitz. Da man nun die Erfahrung gemacht hatte, daß den Landgesellschaften wegen ihres mächtigen Rückhalts in der Heimat ein für alle Mal nicht beizukommen war, so wandte sich der Druck der öffentlichen Meinung naturgemäß umso energischer gegen die Eingeborenenseite hin. Hierbei aber bedachte man nicht genügend die Schwierigkeit der Lage, bedachte nicht, daß die Eingeborenen kriegerisch leistungsfähig, im Besitz von massenhaften Hinterladegewehren und durch den Fortschritt der Ansiedelung ohnehin schon in wachsendem Maße beunruhigt waren.

Wir erinnern uns hier sowohl an die Tatsache der Schutzverträge aus der ersten Zeit der deutschen Okkupation in Südwestafrika, als auch an jene unglückliche Maßregel aus dem Jahre 1888: die Hereros, um sie Witbooi gegenüber wehrhaft zu machen, durch die Händler mit mehreren Tausend modernen Gewehren und entsprechender Munition bewaffnen zu lassen. Ebenso sei an jene Anregung der Kolonialverwaltung in Berlin erinnert, die dem Gouverneur Leutwein im Jahre 1896 aus Anlaß des ersten Hereroaufstandes eine Verstärkung von vierhundert Mann schickte, in der Meinung, daß diese Macht nun genügen würde, um die Hereros zu entwaffnen. Leutwein antwortete damals, er brauche statt der vierhundert viertausend Mann. Ebenso liegt es auf der Hand, wie recht er hat, wenn er außerdem daran erinnert, daß ohne Sicherstellung der Verpflegung durch eine Eisenbahn selbst der Entschluß, eine solche Truppenmacht daran zu geben, fruchtlos gewesen wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jene Verträge aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts lassen in ihrem Wortlaut deutlich genug erkennen, wie wenig damals unsererseits von den Eingeborenen verlangt wurde. Die Eingeborenen-Kapitäne sollten den Weißen Handelsfreiheit und Schutz für Leben und Eigentum in ihrem Lande gewähren; sie sollten Rechtsstreitigkeiten der Weißen unter sich sowie solche zwischen Weißen und Eingeborenen der deutschen Gerichtsbarkeit überlassen; es sollten ohne Zustimmung der deutschen Regierung keinerlei Konzessionen an dritte erteilt und bei Streitigkeiten untereinander die Vermittlung der deutschen Regierung angerufen werden. In einigen Verträgen ist diesen Stipulationen dann noch die sehr allgemeine und unklare Verpflichtung für die Kapitäne hinzugefügt, sie sollten die deutschen Gesetze ankennen. So geartet waren die Verträge mit den Hereros, mit Witbooi und mit den übrigen Stämmen. Man sieht, wie wenig sie nach Form und Inhalt darauf zugeschnitten sind, die Weißen als die herrschende Rasse, die Herren im Lande und die Eingeborenen als die Unterworfenen hinzustellen. Davon, daß sich Hereros und Namas einer geregelten deutschen Verwaltung zu unterstellen hätten, daß ihre Stammesgebiete bestimmten Bezirksämtern zuzuteilen seien und dergleichen, war beim Abschluß der Verträge und in der ersten Zeit darnach mit keinem Worte die Rede. Trotzdem wiegte sich die allgemeine Vorstellung in der Heimat von Anfang an in dem Glauben, daß wir in der Kolonie Südwestafrika in der Lage seien, nach Belieben zu schalten und zu walten und auf irgend eine Weise auch über die Eingeborenen-Ländereien zu verfügen. Ein Gouverneur aber, der die Lage so übersah, wie sie sich in Wirklichkeit darstellte, hatte vor Augen, daß er mit vier Feldkompagnien, einigen Geschützen und einer Anzahl weit verstreuter kleiner Stationsbesatzungen und Polizeiposten inmitten einer kriegerisch tüchtigen, schwer bewaffneten Eingeborenen-Bevölkerung saß, die sich der alten Verträge wohl bewußt war und mit Mißmut dem zunehmenden Eindringen der Weißen, der fortgesetzten Herabdrückung ihrer eignen Stellung und dem Schwinden ihres Landbesitzes zusah. Leutwein sah sehr wohl die zwei Möglichkeiten, die es in dieser Lage gab:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entweder Entwaffnung der Eingeborenen, d. h. ein Krieg in großem Stil mit entsprechenden Kosten, oder eine Politik des Lavierens, die durch geschickte Ausnutzung der Verhältnisse die Entscheidung solange hinzuhalten versuchte, bis die Machtstellung des weißen Elements von selber weit genug entwickelt und die der Farbigen weit genug ausgehöhlt war, um den Übergang zu neuen Formen offen vollziehen zu können. An dem Ziel der inneren Politik in Südwestafrika aber konnte kein Zweifel sein: es war mit der praktischen Expropriation der Eingeborenen gegeben. Das subtropische Südafrika ist „weißen Mannes Land", d. h. die weiße Rasse ist imstande, selber die wirtschaftliche Produktion, deren dieser Boden fähig ist, in die Hand zu nehmen und ihren Ertrag sich ohne Inanspruchnahme einer selbständigen Zwischenwirtschaft der Eingeborenen direkt anzueignen. Zum südafrikanischen Farmbetrieb gehören größere Flächen, zehntausend und mehr Hektar für die Farm. Dazu mußte man das Eingeborenen-Land, zu dem die besten Weideländereien des ganzen Schutzgebiets gehörten, mit haben. Wollte man darauf verzichten, wollte man die Hereros und Namas im Besitz ihres Landes lassen, sich politisch mit einem „Protektorat" begnügen und die wirtschaftliche Nutzung der Kolonie dann darauf beschränken, daß man den Eingeborenen mit möglichstem Vorteil ihr überschüssiges Vieh abkaufte, um es nach dem englischen Gebiet hinüber weiter zu verhandeln, so wäre das ein sehr schwächliches Programm gewesen, das unter keinen Umständen die Aufwendung so großer Etatsmittel für Südwestafrika rechtfertigte. Solche Einschaltungen einer Zwischenwirtschaft der Eingeborenen bleiben unter dem Gesichtspunkt einer rationellen Nutzung des okkupierten Besitzes stets verkehrt, wo es sich um Gebiete handelt, die für Weiße direkt besiedelbar sind und wo keine zwingende Notwendigkeit zur vorläufigen Rücksichtnahme auf äußere Verhältnisse vorliegt. Die Ausbreitung der weißen Rasse und die Unterbringung einer möglichst großen Zahl von wirtschafts- und entwicklungsfähigen Familien aus unserem heimischen und kolonialen Nachwuchs muß für uns der leitende Gesichtspunkt bleiben. In dieser Beziehung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann und darf keine moralisierende Selbsttäuschung oder schwankende Sentimentalität gelten. Der Entschluß, in Südafrika zu kolonisieren, bedeutet nun einmal nichts anderes, als daß die Eingeborenenstämme von dem Lande, auf dem sie bisher ihr Vieh haben weiden lassen, weichen müssen, damit der weiße Mann auf diesem selben Lande sein Vieh weiden läßt. Wenn man nach dem moralischen Recht dieses Standpunktes fragt, so gilt die Antwort, daß für Völker von dem Kulturstandpunkt der südafrikanischen Eingeborenen der Verlust ihres freiheitlichen nationalen Barbarentums und die Entwicklung zu einer Klasse von Arbeitern, in Lohn und Brot der Weißen, erst ein Existenzrecht in höherem Sinne schafft. Für die Völker gilt es, so gut wie für die Individuen, daß eine Existenz erst in dem Maße berechtigt erscheint, in dem sie nützlich für den Gang der allgemeinen Entwicklung ist. Man kann mit keinem Argument der Welt beweisen, daß die Aufrechterhaltung irgend eines Maßes von nationaler Selbständigkeit, nationalen Besitz und politischer Organisation unter den Stämmen Südwestafrikas einen größeren oder auch nur einen ähnlichen Gewinn für die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen, oder des deutschen Volkes im besonderen, bedeutet hätte, wie ihre Dienstbarmachung zur Ausnutzung ihres einstigen Herrschaftsgebietes durch die weiße Rasse. Wenn jemand sich allein auf den Standpunkt stellen will, daß auch die Hereros und Hottentotten ihr unveräußerbares Menschenrecht haben, so kann dieses Recht doch auf keinen Fall in einem andern Sinne verstanden werden, als in dem eines Anspruchs auf den Erwerb der größtmöglichen arbeitenden Tüchtigkeit. Diese aber ist für jedes unbefangene Urteil am ehesten durch die Zusammenfassung der Eingeborenen als einheitliche soziale Klasse unter einer human und gerecht durchgeführten Arbeitsorganisation gegeben — sehr viel sicherer jedenfalls, als auf dem Wege der Beeinflussung durch bloß religiöse oder verwandte Mittel, die an den Lebensformen der ganz oder halb barbarischen, mit ihren Häuptlingen, Großleuten und Viehherden auf einem unermeßlichen Weidegebiet wirtschaftlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unproduktiv durcheinander wogenden Stämme und Stammessplitter nichts wesentliches zu ändern vermögen.

Diese grundsätzlichen Ausführungen über unsere Berechtigung zur Expropriation der Eingeborenen in Südwestafrika werden für jeden, der die Voraussetzungen zu ernsthaftem und fruchtbarem Nachdenken über koloniale Probleme besitzt, hinreichen, um mit uns die prinzipielle Seite der ganzen Frage erledigt zu sehen; praktisch war angesichts der Zwangslage, in der wir uns nach verschiedenen Seiten hin in Südwestafrika befanden, die Aufgabe allerdings umso schwieriger, und in dieser Verlegenheit ergab sich der Gedanke der Reservatsbildung als eine, wie es schien, aussichtsvolle Maßregel.

Im Namalande kam es zuerst zum wirklichen Beginn der Reservatsbildung. Das Gebiet von Rietmond und Kalkfontein nordöstlich von Gibeon wurde in einem Umfang von etwa 120 000 Hektar (1200 qkm) als unveräußerliches Reservat des Witbooistammes erklärt. In diesem Gebiet war nicht nur der Grunderwerb von Weißen ausgeschlossen, sondern auch die bloße Niederlassung von der Zustimmung Witboois und der Mission, zwischen denen ein besonderer Vertrag über kirchliche und wirtschaftliche Fürsorge abgeschlossen war, abhängig. 1902 wurde der Platz Hoachanas mit einem Umkreis von 50 000 Hektar als Reservat des Hottentottenstammes der „Roten Nation" erklärt. Weiter gegen Süden im Gebiet der Bersebaer, Bethanier und Feldschuhträger-Hottentotten, war die weiße Besiedlung noch nicht in dem Maße im Vordringen begriffen, daß die Festlegung von Reservaten unmittelbar erforderlich schien. Nur im Gebiet der Bondelzwarts, wo die privilegierte englische Landgesellschaft mit der Auswahl und Vermessung der hier konzessionierten Farmen begann, wäre es praktischer gewesen, wenn die Regierung auch ihrerseits die Gelegenheit benutzt hätte, um die Eingeborenen vor willkürlicher Übervorteilung und vor der einseitigen Auswahl alles guten Landes von Seiten der Gesellschaft zu schützen.

Anfang 1902 trat das Gouvernement an die Ausscheidung von Reservaten im Hererogebiet heran, nachdem von Seiten der Mission

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehrfache und dringliche Anregungen in der Sache stattgefunden hatten. Die in Frage kommenden Stammesgebiete waren folgende: 1. das der Hereros von Otjimbingue, 2. der Hereros von Omaruru, 3. der von Okahandja, 4. der Ostthereros odes Tjetjoostammes. Die Grundsätze, nach denen der Gouverneur die Festlegung der Reservate vorgenommen wissen wollte, waren die, daß alles zum Reservat erklärte Land seitens der Eingeborenen nicht verkauft werden dürfe, daß aber alles übrige Land nach wie vor ihr Eigentum verbleiben und niemand sie zum Verkaufe zwingen können sollte; ferner sollten nicht allzu ausgedehnte Gebiete für die Reservatsbildung beansprucht und keine verkehrsreichen Plätze hineingelegt werden, deren Besiedlung durch Weiße entweder schon begonnen hatte oder zu erhoffen war. Im Oktober 1903 kam der Oberhäuptling Samuel Maharero und eine Anzahl Hererogroßleute zum Gouverneur nach Windhuk, und mit ihnen wurde dann der Plan der Reservatsbildung noch einmal ausführlich durchgesprochen, wobei die Verschiedenheit in der Auffassung der beiden Parteien unter den Hereros in bemerkenswerter Weise zu Tage trat. Samuel Maharero wollte, um seinen verschwenderischen und genußsüchtigen Neigungen weiter nachleben zu können, möglichst viel zum Verkauf freigestelltes Land übrig behalten und die Reservate daher klein gemacht sehen; Assa Riarua dagegen, einer der Führer der konservativ nationalen Partei, wünschte die Reservate so groß wie möglich bemessen, damit den Hereros für alle Zeiten ein ausreichendes Weideland verbliebe und der Verschleuderung des Grundbesitzes durch Samuel Einhalt geschähe. Über die Rolle, welche der ganze Reservatsplan später beim Ausbruch des Aufstandes gespielt hat, wird weiter unten noch mehr zu sagen sein; an dieser Stelle war es nur erforderlich, die Entwicklung der Landfrage bis zu diesem letzten Stadium, in das sie vor dem Aufstande getreten war, zusammenhängend zu behandeln.

Die südwestafrikanische Wirtschaft vor dem Aufstande.

Für die Wirtschaftsgründung der weißen Einwanderer, die seit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beginn der deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika das Land zur dauernden Niederlassung betraten, war vor allen Dingen der durchschnittliche Kapitalsmangel ein charakteristisches Moment. Allerdings traf dieses in besonders scharfer Ausprägung mehr für die deutschen Ansiedler zu, als für die Buren, die seit der Mitte der neunziger Jahre in ziemlicher Anzahl einzuwandern begannen, und ebenso auch nicht für die alten englischen Ansiedler, die schon vor der deutschen Okkupation sich im Süden, im späteren Bezirk von Keetmanshoop, unter den dortigen Hottentotten seßhaft gemacht hatten. Diese Engländer, die ganz überwiegend in farbigen Verbindungen lebten, waren zum größeren Teile, was ihren Viehbesitz betraf, recht wohlhabende Leute. Ebenso brachten die einwandernden Buren meist einen gewissen Bestand an Groß- und Kleinvieh aus ihrer früheren Heimat, Transvaal oder der Kapkolonie, mit und konnten daher ihren Wirtschaftsbetrieb von vornherein mit guten Aussichten beginnen. Arm und wirtschaftlich wenig brauchbar war nur der Grundstock der burischen Bevölkerung im Grootfonteiner Bezirk, der dort durch die South West African Company angesiedelt worden war. Nach dem Gibeoner Bezirk dagegen, der Gegend am mittleren Fischfluß, am oberen Auob und im späteren Distrikt von Maltahöhe, kamen meist besitzliche Leute, die auch bald nach ihrer Niederlassung zum großen Teil die deutsche Staatsangehörigkeit nachsuchten und Aufnahme fanden. Daß überhaupt eine größere Anzahl nicht deutsche „Unternanen" wurde, beruhte im Grunde auf einem bloßen Mißverständnis. Die an unseren bureaukratischen Formalismus nicht gewöhnten Buren glaubten vielfach, daß sie mit der bloßen Erklärung, sie beabsichtigten reichsangehörig zu werden, oder damit, daß sie ihre Kinder in die deutsche Regierungsschule schickten, auch schon die staatliche Zugehörigkeit erworben hätten. Als später bei der Schadensaufnahme nach dem Aufstand und bei der Auszahlung der Hilfeleistungen zunächst ein Unterschied zwischen Reichsangehörigen und Ausländern gemacht wurde, waren nicht wenige von jenen alten burischen Ansiedlern sehr erstaunt, daß nur diejenigen als reichsangehörig anerkannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden, die eine formelle Urkunde über ihre Naturalisation vorlegen konnten. Im Gibeoner Verwaltungsbezirk war das Verhältnis zwischen burischen und deutschen Farmern zahlenmäßig so, daß, wenn nur die politische Staatsangehörigkeit den Ausschlag gab, die Deutschen überwogen, wenn man aber nach der Muttersprache ging, die von den Naturalisierten natürlich beibehalten war, die Buren. Eine kleine Gruppe aus dem britischen Afrika eingewanderter Farmer befand sich schließlich im Schafflußgebiet unmittelbar südlich des Auasgebirges.

Von den deutschen Ansiedlern stammte zunächst ein Teil aus jenen ersten verfrühten Transporten der Siedlungsgesellschaft. Von diesen Leuten haben sich nur verhältnismäßig wenige zu besserer Lebenslage emporarbeiten können. Ein weiteres Hauptkontingent stellten die von der Schutztruppe nach dreijähriger oder längerer Dienstzeit abgegangenen Mannschaften und Unteroffiziere, die nach den damals geltenden Bestimmungen über die Landzuweisung im Falle der Ansiedlung jeder 5000 Hektar vom Gouvernement kostenfrei erhielten. Sowohl um die wünschenswerte normale Farmgröße von 10 000 Hektar zu erreichen, als auch um die Betriebsgründung zu erleichtern, taten sich häufig zwei solcher früherer Schutztruppler als Kompagnons zusammen und ließen sich die auf jeden entfallenden 5000 Hektar in einem gemeinschaftlichen Block von 10 000 Hektar zumessen. Ein starker Zufluß zur Ansiedlung erfolgte dann, wie vordem bemerkt, von den beim Eisenbahnbau und Molenbau beschäftigt gewesenen Weißen. Auch von denjenigen Personen, die während der ersten Jahre nach Erklärung der Schutzherrschaft zu andern Zwecken, als Angestellte der Gesellschaften, Händler und Beamte, ins Land gekommen waren, siedelte sich eine größere Anzahl allmählich als Farmer an. Mit wenigen Ausnahmen handelte es sich in allen diesen Fällen um Leute mit einem sehr geringen Wirtschaftskapital. Allerdings stand dem auf der andern Seite gegenüber, daß die Ansiedler über eine längere Erfahrung im Lande verfügten und mit den natürlichen Verhältnissen, den Eingeborenen und der althergebrachten südafrikanischen Wirt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftsweise, vertraut geworden waren. Namentlich was die Ansiedlung von ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe betrifft, muß man hier einen großen Unterschied zwischen den Leuten aus der alten Truppe, aus der Zeit vor dem Aufstande, und denjenigen machen, die während der Aufstandszeit zur Bekämpfung der Eingeborenen herüber gekommen sind. Die alten Schutztruppler konnten tatsächlich nicht nur Landeskenntnis, sondern vor allen Dingen auch eine gute Wirtschaftserfahrung erwerben. Die Abkommandierung auf einzelne kleine Posten mit selbständiger Verantwortlichkeit, die genaue Vertrautheit sowohl mit der Viehwirtschaft der Eingeborenen, als auch mit der Arbeit der früheren Kameraden, die aus der Truppe bereits ausgeschieden und Farmer geworden waren, die häufige Beauftragung mit der Aufsicht über die Vieh- und Pferdeposten der Truppe, brachten es mit sich, daß ein tüchtiger Schutztruppler, wenn er aus seinem Militärverhältnis ausschied und Lust hatte, im Lande zu bleiben, auch wirklich das Zeug zu einem brauchbaren Ansiedler besaß, der bald mit Erfolg anfangen konnte zu wirtschaften. Von den neuen Truppen dagegen ist kaum jemand zu einer derartigen, man könnte sagen, wirtschaftlichen Ausbildung gelangt. Das Vieh war ja durch den Aufstand und seine Folgen im ganzen Lande so gut wie vernichtet. Die Tätigkeit der einzelnen Abteilungen erschöpfte sich in Aufgaben militärischer Natur: Märschen, Gefechten, Patrouillen, Postierungen zu Signalzwecken, Bedeckung für Proviantkolonnen, Verfolgung des zurückweichenden Feindes und ähnlichem mehr. Landeskenntnis im Sinne der lokalen Vertrautheit mit dem Gelände wurde natürlich auf diese Weise auch erworben, aber von Vieh- und Farmwirtschaft bekamen die Leute so gut wie nichts zu sehen. Wenn also auch die Dienstzeit während des Aufstandes nach jenen einen Seite hin, und ebenso was die Gewöhnung der Soldaten an Entbehrungen betrifft, an Selbsthilfe mit den Mitteln, die Land bietet und an die Entwicklung allgemeiner Findigkeit, nicht unterschätzt werden soll, so ist es doch ein Irrtum, die Leute von dieser neuen Truppe als An-

siedlermaterial schon für gleichwertig mit den Angehörigen der alten Truppe zu halten.

Die Hauptsorge für die Gründung der Wirtschaft für den neuen Ansiedler war die Viehbeschaffung, und die Schwierigkeit nach dieser Richtung hin steigerte sich um so mehr, je schneller das Tempo in der Vermehrung der neugegründeten Farmbetriebe wurde. Vom Jahre 1901 ab, namentlich aber in den beiden letzten Jahren vor dem Aufstande, 1902 und 1903, war ein schnelles Anwachsen der Besiedlung zu konstatieren. Jede neue Farmwirtschaft erforderte von allen Dingen die Beschaffung von Muttervieh. Wer aber von den weißen Züchtern und Farmern welches hatte, der hielt es nach Möglichkeit fest und verkaufte es nur im äußersten Notfall, denn noch war keine Farm auf demjenigen Punkt der Entwicklung angelangt, daß die Menge des gezüchteten Viehs ausreichte, um das verfügbare Weidefeld auszunutzen. So blieb für den angehenden neuen Farmer nichts anderes übrig, als entweder vor Antritt der Wirtschaft zu den Hereros ins Handelsfeld zu ziehen und sich dort die nötigen Kühe selbst einzuhandeln, oder von gewerbsmäßigen Viehhändlern auf dieselbe Weise erworbenes ursprüngliches Hererovieh aus zweiter Hand zu kaufen. Außer dem Zuchtvieh bedurfte der zukünftige Farmer von vornherein einer Anzahl Treckochsen. Auch für diese waren die Hereros die Hauptlieferanten, wenngleich der Verkauf von jungen Ochsen zum Zweck der Anlernung als Zugtiere auch schon anfing, einen Erwerbszweig der ansässigen weißen Farmer zu bilden. Das Bargeld, um sofort Vieh in größerer Menge von den Händlern und Kaufleuten zu erwerben, fehlte den neuen Ansiedlern aber in der Regel; der Handel mit den Hereros bildete also für den Durchschnitt der beginnenden Farmer den normalen Weg, um in den Besitz des für den ersten Anfang notwendigen Muttervieh zu kommen. So erklärt es sich, daß der gewöhnliche Weg zum Farmerberuf notgedrungen durch das Händlertum hindurchführte. Es ist also ein Irrtum, wenn man annimmt, daß zwischen Farmern und Händlern in Südwestafrika vor dem Aufstande eine bestimmte Abgrenzung bestanden hätte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allerdings liebten es die wenigen, die nicht nötig gehabt hatten, erst Händler zu sein, bevor sie Farmer wurden, mit einem gewissen Selbstgefühl zu betonen, daß sie mit dem Händlerwesen nichts zu tun hätten, und als nach dem Ausbruch des Aufstandes unter dem Einfluß der ersten einseitigen Berichte aus Südwestafrika die öffentliche Meinung in Deutschland sich mit einer scharfen Kritik gegen die Ausschreitungen der Händler unter den Hereros erhob, da wollte im Grunde niemand Händler gewesen sein, sondern jeder immer nur Farmer. In Wirklichkeit stand es aber so, daß von dem reinen und berufsmäßigen Händlertum bis zu dem „Nur-Farmer" eine ununterbrochene Reihe von Übergangsstufen existierte. Es gab eigentlich nur einige wenige berufsmäßige Händler, die nicht gleichzeitig auch Farmer waren oder nicht beabsichtigten, es zu werden. Das waren solche Leute, die von dem Viehhandel nach Transvaal und der Kapkolonie lebten, Schlachtvieh aufkauften, wo sie solches bekamen, gleichviel ob von Weißen oder Eingeborenen, und es dann auf eigene Rechnung und Gefahr durch die Kalahari nach den jenseitigen Absatzmärkten brachten. Man muß also, um gerecht gegen das Händlerwesen zu sein und die Zustände, die sich aus ihm ergaben, billig zu beurteilen, gegenwärtig haben, daß es für die meisten Ansiedler ein anderes Mittel, um Vieh für die Farmgründung zu erhalten, als den Handel mit den Hereros, gar nicht gab. (Im Namalande spielte das Einhandeln des Viehs von den Eingeborenen nur eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle, weil die Hottentotten als schlechte Wirtschafter viel zu wenig Vieh besaßen, um noch eine nennenswerte Menge an Weiße verkaufen zu können.) Der Hererohandel war ein hartes und anstrengendes Geschäft, und zum Vergnügen ist niemand ins Handelsfeld gegangen. Die Basis für diesen Betrieb bildete in der Regel ein Warenkredit, den der Händler bei den Kaufleuten im Lande entnahm. Entweder konnte er aus eigenem Vermögen wenigstens Gespann und Wagen für den Handelszug aufbringen, oder der Kaufmann rüstete ihn außer mit den eigentlichen Handelsgütern ganz oder teilweise auch noch mit diesem notwendigen Inventar aus. Auf dieses unter den

Weißen bestehende, vielfach verzweigte Kreditsystem wird weiter unten in anderem Zusammenhange noch einzugehen nötig sein. Entweder ließ sich nun der Händler für eine Zeit an einem größeren Platz unter den Hereros nieder und richtete dort einen Verkaufsladen, sogenannten Store ein, oder er zog mit seinem Wagen von Werft zu Werft und blieb überall solange, bis es ihm gelungen war, ein Geschäft abzuschließen, wozu bei der zögernden und mißtrauischen Natur der Hereros und dem gänzlichen Fehlen des Zeitbegriffs bei allen Eingeborenen oft viel Ausdauer gehörte. Das Handelsgeschäft mit den Hereros vollzog sich in der Regel gleichfalls in der Form der Kreditgewährung, und zwar trug die Konkurrenz der Händler untereinander ebenso sehr dazu bei, wie der Leichtsinn der Hereros im Schuldenmachen und ihre Abneigung, ihr Vieh Zug um Zug für die Ware herzugeben. In der alten Zeit vor der großen Rinderpest, wo der Viehreichtum der Eingeborenen ein vielfaches von ihrem späteren Besitz betrug, war der direkte Austausch zwischen Vieh und Ware ohne Kreditgewährung häufiger vorgekommen, ebenso wie damals die Preise für Muttertiere, Zug- und Schlachtvieh nur einen Bruchteil der Höhe betrugen, die zu der Zeit bestand, als die Farmgründung der Weißen in schnellerem Tempo begann. Später aber nötigte schon die starke Reduzierung ihres Viehbestandes die Hereros zu größerer Zurückhaltung im Verkauf. Der Herero von alter echter Art gab ein Stück Muttervieh überhaupt nur mit großem Widerstreben her. Wenn er die Kuh verkaufte, so wollte er vorher wenigstens noch ein Kalb von ihr haben, und der Händler mußte ihm solange Kredit geben, bis das Kalb groß genug war, um ohne die Mutter zu existieren. Verkaufte er ein Kalb, so wollte er die Ware dafür womöglich nicht nach dem Wert des einjährigen, sondern des zweijährigen Tieres haben und sagte dem Händler: du kannst ja nach einem Jahre wiederkommen und das Tier holen, wenn es groß geworden ist! Ebenso wandte er alle List an, um statt eines jungen Tieres ein altes oder Kühe, die keine Kälber bekamen, anzubringen. Der Händler war seinerseits wieder bemüht, seine Unkosten, die Zinsen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ihm der Kaufmann für die geschuldeten Waren anrechnete, den Zeitverlust, den er durch die Umständlichkeit und Langsamkeit des Handels erlitt, die Unsicherheit, die durch das langfristige Schuldverhältnis in das ganze Geschäft hinein kam, wett zu machen, indem er dem Herero die Waren so hoch wie möglich und das Vieh so niedrig wie möglich anrechnete. Zu der Ausdehnung dieser Kreditwirtschaft trug auch nicht wenig die Sitte der Hereros bei, daß der Kapitän oder Großmann für die Schulden seiner Stammes- und Werftangehörigen bis zu einem gewissen Grade haftete. Der arme oder besitzlose Herero sagte sich, wenn er vom Händler Ware auf Kredit nahm, der Kapitän würde es schlimmstenfalls schon bezahlen; ebenso machten sich weniger gewissenhafte Händler diese Praxis zunutze und schwatzten ihre Waren armen Leuten, ja selbst Weibern und Knechten, die gar keine eigene Wirtschaft hatten, auf, in der Hoffnung, sich später für den ganzen Betrag an das Stammesoberhaupt halten zu können. Leichtsinn auf seiten der Hereros, Gewinnsucht und Unbedenklichkeit auf seiten mancher Händler arbeiteten sich auf diese Weise entgegen, um die Verschuldung des Volkes allmählich anwachsen zu lassen. Man hat sich aber sowohl vor dem Aufstande, als auch später in der ersten Erregung über das Unglück eine falsche und viel zu weit gehende Vorstellung von der Höhe dieser Verschuldung gemacht. Wenn man den Wert des Viehs, das die Hereros vor dem Aufstande besaßen, gering gerechnet zu 6—7 Millionen Mark veranschlagt, so betrug die Verschuldung, wie sich hernach durch die Aufnahmen der Entschädigungskommission herausstellte, für das gesamte Volk nur zehn Prozent dieses Betrages, wobei noch zu erwägen ist, daß die reale Unterlage für diesen Kredit nicht nur durch das Vieh, sondern auch durch die 10—12 Millionen Hektar Weideland dargestellt wurde, die das Hereroland trotz der stattgehabten Landverkäufe immer noch umfaßte. Immerhin hielt man auch auf seiten der Verwaltung die Zustände, die durch das Kreditgeben im Feldhandel eingerissen waren, schon längere Zeit vor dem Aufstande für bedenklich, und das Gouvernement war bemüht, ihnen auf dem Wege einer be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonderen Verordnung über das Kreditwesen entgegen zu arbeiten.

Anfang 1899 erließ der Gouverneur Leutwein eine Verordnung über die Regelung des Kreditverkehrs zwischen Weißen und Eingeborenen, die darauf abzielte, das Kreditgeben überhaupt zu verbieten. Er führte in dem an die Kolonialabteilung hierüber erstatteten Bericht aus, daß die Regierung der Entwicklung der Dinge nicht weiter ruhig zusehen dürfe. „Die Eingeborenen verhalten sich gerade in Bezug auf das Schuldenmachen sowie in Bezug auf Verschleuderung des Stammesvermögens wie unmündige Kinder, aber auf der andern Seite sind auch die Händler nicht immer als böswillige Kreditgeber anzusehen. Dieselben sind vielmehr häufig nicht in der Lage, sich dem Drängen der Eingeborenen auf Kredit zu entziehen. In dieser Richtung wird daher die Verordnung beiden Teilen zu Hilfe kommen. Dagegen gibt es aber gewiß auch Händler, die lediglich in der Sucht, Geschäfte zu machen, den Eingeborenen in der leichtsinnigsten Weise Kredit gewähren, darauf bauend, daß behufs Eintreibung der hierdurch entstandenen Schulden die Regierung doch hilfreiche Hand leisten müsse." *) Der heftige Widerspruch der im Lande ansässigen Kaufleute und Händler veranlaßte dann schon nach kurzer Zeit die vorläufige Suspension der Verordnung, und von nun an ging der Streit der Meinungen und die Agitation der Interessenten bis zum Sommer 1903 hin und her, wo durch Verfügung des Reichskanzlers bestimmt wurde, daß Verbindlichkeiten Eingeborener aus Rechtsgeschäften mit Nichteingeborenen innerhalb eines Jahres nach Abschluß erlöschen sollten, es sei denn, daß vor Ablauf dieser Frist der Gläubiger bei der nach dieser Verfügung zuständigen Behörde Klage erhoben hätte. Leutwein vertrat bis zuletzt den sachlich zweifellos richtigsten Standpunkt, daß die Kreditgeschäfte zwischen Weißen und Eingeborenen nach Möglichkeit überhaupt ausgeschaltet werden müßten. Sehr richtig führte er aus, daß der Eingeborene, wenn er keine Mittel zum Anschaffen von Kleidern habe,

*) Leutwein, Elf Jahre Gouverneur, S. 246 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ruhig wie in früherer Zeit mit seinem Lendenschurz gehen solle, und wenn er keinen Tabak und Kaffee kaufen könne, Milch und Feldkost ihm genügen müßten. Habe er die Mittel zum Kauf, so liege es allerdings im Interesse unserer Kolonisationsarbeit, wenn er sie auf das Anschaffen europäischer Bedarfsartikel verwendete. Dem zahlungsunfähigen Eingeborenen müsse Kredit überhaupt versagt werden, dem zahlungsfähigen dagegen brauche nur in denjenigen Fällen Kredit gegeben zu werden, wo er seinen Gegenwert aus irgend einem Grunde zufällig nicht zur Stelle habe. Kredit an Weiße und an Eingeborene sei ganz verschieden zu beurteilen. Der Weiße arbeitet und hat Verdienst; wenn er heute keine Mittel zum Kaufen hat, so kann er sie nach einiger Zeit sehr wohl haben. Der auf seiner Werft untätig sitzende Eingeborene aber wird auch nach Ablauf von Wochen oder Monaten nicht mehr Mittel besitzen, als zur Zeit des Kaufes. Er muß also gezwungen werden, seine Bedürfnisse solange zu vertagen, bis er die Mittel zur Bezahlung besitzt, oder aber er muß seine Wünsche ganz aufgeben. Dann werde der Handel mit den Eingeborenen auf gesunde Grundlage gestellt sein! Diese klare Argumentation scheiterte aber an den Vertretern der südwestafrikanischen Landgesellschaften im Kolonialrat, die von der wirksamen Einschränkung des Kreditgebens an Eingeborene eine Verlangsamung der weißen Einwanderung und damit längeres Hinausschieben ihrer Erntezeit und Beeinträchtigung ihrer Handelsinteressen befürchteten. Die Kolonialverwaltung machte einen schwachen Versuch, die Auffassung des Gouverneurs auch ihrerseits im Kolonialrat zu vertreten, vermochte aber nicht, die Gesellschaftsvertreter dahin zu bringen, daß sie ihren vermeintlichen Vorteil zu Gunsten einer Gesundung der gefährlichen Kreditwirtschaft und einer allgemeinen Beruhigung der Verhältnisse zurückstellten und gab daher entgegen ihrem Wunsch und ihrer besseren Überzeugung nach. So entstand die Verfügung des Reichskanzlers vom Juli 1903 über den Eingeborenenkredit. Ihr Erfolg war der entgegengesetzte von dem, was bewirkt werden sollte. Die einjährige Verjährungsfrist für die Eingeborenenkredite wollte das Kredit-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geben und die aus ihm entstehenden übermäßigen Ansprüche an die Zahlungskraft der Eingeborenen einschränken. Statt dessen beeilten sich nunmehr alle Händler, ihre ausstehenden Forderungen bei den Hereros einzuklagen und womöglich selbst einzutreiben. Dem Verständnis im Kolonialrat für die afrikanischen Verhältnisse setzte das Verlangen die Krone auf, daß mit Bezug auf die Ansprüche Weißer gegenüber Eingeborener aus einem Kreditverhältnis, die Entscheidung lediglich nach „Rechtsgrundsätzen" erfolgen müsse, nicht „nach wirtschaftlichen oder politischen Erwägungen"; Abneigung gegen eine „streng juristische Rechtsprechung sei nicht zu billigen, zumal der Eingeborene ein ausgeprägtes Gefühl für Recht besitze". Sehr richtig betonte der Gouverneur dem gegenüber, daß der Herero zwar ein Rechtsgefühl besitze, aber für das Recht, so wie er es verstände, nicht für die deutsche Zivilprozeßordnung, für Pfändungsbeschlüsse, Vollstreckung durch Polizisten usw. Das Richtige wäre gewesen, wenn eine Kreditverordnung in dem Sinne ergangen wäre, daß alle weißen Kreditgeber bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre Forderungen bei der Behörde anzumelden hätten und für die Regulierung dann je nach der Größe der Beträge eine Reihe von angemessenen Fristen bestimmt worden wäre. Vom Ablauf der letzten Frist an hätte dann, mit gewissen Milderungsvorschriften für bestimmte Einzelfälle, die Klagbarkeit von Eingeborenenkrediten überhaupt aufhören müssen. Dann hätte jeder Händler gewußt, woran er war, wenn er auf eigene Rechnung und Gefahr einem Eingeborenen Waren auf Schuld gab.

Wir bemerkten bereits, daß etwa seit dem Jahre 1901 ein deutlicher Fortschritt in dem Tempo der weißen Ansiedlung im Schutzgebiet offenbar wurde. Das hing natürlich zusammen mit der Vollendung des Eisenbahnbaus bis Windhuk, mit der Erleichterung der Wareneinfuhr ins Innere und mit dem für die Verhältnisse des Landes immerhin erheblichen Zufluß von baren Mitteln durch den Eisenbahn- und Molenbau. Im Zusammenhang mit dieser natürlichen Entwicklung günstigerer Voraussetzungen für das Ansiedlungswesen faßte nunmehr auch die Kolonialverwaltung den Gedanken

einer lebhafteren und direkteren Beteiligung des Staats an dem Besiedelungswesen. Entscheidend für diesen Entschluß war die zweifellos vor Augen liegende Tatsache, daß ohne eine solche staatliche Beteiligung, die sowohl in einer sachkundig geleiteten Organisation des ganzen Ansiedlungswesens, als auch in der umfassenden Gewährung finanzieller Beihilfen an die Ansiedlungslustigen bestehen mußte, auf eine gedeihliche Entwicklung der Verhältnisse nicht zu rechnen war. Auf der einen Seite war es offenkundig, daß die vorhandenen Landgesellschaften weder imstande noch willens waren, etwas Ernsthaftes für die Ansiedlung zu tun. Teils aus Mangel an Mitteln, teils infolge der einfachen Erwägung, daß durch die fortgesetzten Aufwendungen der Regierung für die Gesamtheit der Kolonie und durch die Verausgabung des Kronlandes in Kürze der Zeitpunkt eintreten würde, wo sie die von ihnen gestellten Preise Ansiedelungslustigen würden diktieren können, beschränkten sie sich auf einfaches Zuwarten.

Nach Abzug der auf beiden Seiten für die Besiedlung unbrauchbaren Flächen, sowie von einem Viertel des Eingeborenenlandes für Reservatszwecke und des Ambolandes, belief sich zu Anfang 1903 die Menge des besiedelungsfähigen Gesellschaftslandes auf etwas über 100 000 qkm, die des Regierungslandes und der für den eventuellen Verkauf in Betracht kommenden Eingeborenenländereien zusammen auf 325 000 qkm. Das Verhältnis stand also bezüglich der Landflächen etwa wie 1 : 3. Verkauft hatten alle Gesellschaften zusammen seit Erklärung der Schutzherrschaft 1400 qkm (140 000 Hektar), die Regierung dagegen und die Eingeborenen mit Erlaubnis der Regierung zusammen 36 000 qkm (3 600 000 Hektar), d. h. also sechsundzwanzigmal mehr, als die Gesellschaften, oder, unter Anrechnung des Größenverhältnisses von eins zu drei, das Acht- bis Neunfache. Weil sich Regierungsland in näherer Entfernung von den vorhandenen Verkehrsgelegenheiten überhaupt kaum mehr befand, so beantragte das Gouvernement nun, daß mit Rücksicht auf diese Schwierigkeit, an der das ganze eben in besseren Gang kommende Ansiedlungswesen festzufahren drohte, von

den gesetzgebenden Körperschaften in Deutschland Mittel angefordert werden möchten, um die verschenkten Gesellschaftsländereien zurückzuerwerben. Dem gegenüber stellte sich die Kolonialabteilung auf den Standpunkt, daß bei Rückgriff auf die Stammesgebiete der Eingeborenen auch ohne dieses Auskunftsmittel noch weite Flächen der Besiedelung durch Weiße offen ständen, die Vertretung einer Etatsforderung für Rückerwerb des Gesellschaftslandes den gesetzgebenden Faktoren gegenüber aber um deswillen besonders schwierig sein würde, weil seitens derselben auf den an sich nicht ungerechtfertigten Einwand zu rechnen sei, daß die Regierung früher verschenktes Land nun unter nicht unerheblichen Geldopfern zurückerwerben wolle. Dagegen wurde der Betrag von 300 000 Mark in den Etat eingestellt mit der Bestimmung, daß dieser Fonds zu gleichen Teilen Verwendung finden solle, 1. zur Deckung der Kosten für eine im Schutzgebiet zu errichtende Ansiedelungskommission, 2. zur Gewährung von Beihilfen an im Schutzgebiet bereits ansässige deutsche Ansiedler, 3. zur probeweisen Neu-Ansiedlung deutscher Bauernfamilien. Der erste und der dritte Punkt waren insofern zusammengehörig gedacht, als die Ansiedlung jener Bauernfamilien mit staatlicher Beihilfe die erste praktische Aufgabe der zu bildenden Ansiedlungskommission ausmachen sollte. Die Ansiedlungskommission sollte keine vorübergehende, sondern eine dauernde Einrichtung sein. Als ihre Aufgabe wurde bestimmt, ein wirtschaftlich und praktisch fundiertes Programm für die Ausgestaltung des gesamten Siedelungswesens in der Kolonie zu schaffen und die bereits ansässigen sowie die neu zuziehenden Ansiedler mit Rat und Tat zu unterstützen. Die Ansiedlungskommission sollte unter dem Vorsitz eines neu in das Schutzgebiet zu entsendenden besonderen Beamten stehen, der als wirtschaftlicher Sachverständiger und Referent für Ansiedelungssachen beim Gouvernement zu fungieren hatte. Als seine nächsten Aufgaben wurden die Organisation der Kommission selbst, die Aufstellung eines allgemeinen Wirtschaftsplans für den Ansiedelungsfonds, die endgültige Fassung der Bestimmungen über die Ansiedlungsbeihilfen, sowie die Neuregelung der Bedingungen über den Land-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwerb bestimmt. Die unter seinem Vorsitz zu bildende Kommission sollte zu Beisitzern sowohl einen oder mehrere Gouvernementsbeamte, als auch eine Anzahl in der Kolonie ansässiger praktischer Farmer haben. Für die so geschaffene Stellung eines wirtschaftlichen Sachverständigen und Ansiedelungskommissars in Südwestafrika sowie zum Vorsitzenden der zu bildenden Kommission wurde ich alsdann im August 1903 ernannt, mit dem Recht der eigenen Berichterstattung durch das Gouvernement an die Kolonialabteilung. Ende Oktober des Jahres trat ich meinen Dienst in Windhuk an und begann die praktische Verwirklichung der mir übertragenen Aufgabe zunächst mit einer Bereisung des Grootfonteiner Bezirks, wo die ersten zehn Familien aus Deutschland, für deren Ansiedelung insgesamt der Betrag von 100 000 Mark vorgesehen war, ihre Unterkunft finden sollten. Als ich nach mehrmonatlichem Aufenthalt und genauerer Erkundung der in Frage kommenden Gegenden Anfang Januar 1904 Grootfontein eben wieder verlassen hatte und mich auf dem Rückmarsch nach Windhuk befand, brach, jedermann unerwartet, der Hereroaufstand aus, und damit war die Verwirklichung des bereits in Angriff genommenen Planes der Kolonialverwaltung und der Beginn der neuen Periode in der staatlichen Ansiedlungspolitik auf eine vorläufig nicht absehbare Zukunft hinausgeschoben.

Durch den weiteren Verlauf des Hereroaufstandes, aus dem sich noch im selben Jahre eine fast allgemeine Erhebung sämtlicher Eingeborenenstämme des deutschen Südafrika entwickelte, sind die Voraussetzungen für das ganze Ansiedelungswesen in den Kolonien zum Teil stark verändert worden. Die Veränderung tritt vor allen Dingen darin zu Tage, daß an die Stelle einer zusammenhängenden Entwicklung aus den ursprünglichen und vorher organisch gewordenen Zuständen jetzt in mancher Beziehung eine Neuschaffung von den ersten Anfängen an notwendig geworden ist. Diese ist in ihren Einzelheiten zwar öfters durch die im Verlauf des Krieges hervorgetretenen Zustände und Ereignisse bedingt, aber die natürlichen Wirtschaftsbedingungen und Zielpunkte sind ihrem Wesen nach durchaus dieselben geblieben, wie sie vor dem großen Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stande existierten. Bevor wir uns dem augenblicklich vorhandenen Zustande Südwestafrikas, der Untersuchung über den Aufstand und seine wirtschaftlichen Folgen und schließlich dem Wirtschaftsprogramm zuwenden, das unseres Erachtens für die nächste Zukunft der Kolonie maßgebend sein muß, möchte ich daher, teils in direkter Wiedergabe, teils in weiterer Ausführung früherer amtlicher Äußerungen, vorher ein Bild des südwestafrikanischen Wirtschaftslebens, so wie sich seine Grundlagen im Laufe der ersten zwei Jahrzehnte deutschen Besitzes erfahrungsgemäß bestimmt hatten, hier entwickeln.

Das deutsche Südafrika ist, wie wir schon öfters Gelegenheit gehabt haben zu betonen, nach seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit ein Stück des großen südafrikanischen Trockengebiets. Damit ist, von der Minenfrage abgesehen, gesagt, welche Wirtschaftsweise in ihm die gebotene ist, und welche nicht; was aus ihm gemacht werden kann, und was nicht. Damit ist weiter gesagt, daß jeder Weg, der dieses Stück unseres Besitzes nach seiner allgemeinen Produktions- und Konsumtionsfähigkeit auf andere Weise in unsere Volkswirtschaft eingliedern will, als durch grundsätzliche Förderung einer extensiven Viehzucht nach südafrikanischer Methode, ein Irrweg ist. Nicht gesagt ist, daß im Lande nichts anderes getrieben und nichts anderes unterstützt werden soll, als Viehzucht mit allem, was dort dazu gehört: Wollproduktion, Wasseranlagen in weitestem Umfange, Betriebsverbesserungen jeder Art — wohl aber, daß nur die Viehzucht imstande ist, das tragfähige Rückgrat dieses besonderen kolonialen Wirtschaftskörpers zu bilden und daß alle andern dort in beschränktem Maßstabe etwa noch möglichen wirtschaftlichen Produktionszweige ihrer endgültigen Bewertung nach weit hinter jene zurücktreten müssen. Durch Mineralfunde großen Stils können natürlich die Verhältnisse auch bei uns in ähnlicher Weise verschoben werden, wie in Transvaal, aber diese Möglichkeit ist für Südwestafrika zunächst eine vollkommen unbe-

*) Anlagen zur amtlichen Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete 1903/1904, S. 272—296.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stimmte. Auch in bescheidenem Maßstabe, wie vorläufig in Südwestafrika, können Mineralfunde ein großes wirtschaftliches Hilfsmittel für eine Viehzuchtkolonie sein. Der frühere Oranjefreistaat hat das an seiner kleinen Diamantausbeute wohl gespürt, und auch unsere Kolonie beginnt es jetzt an den in Betrieb genommenen, wie an den noch im Stadium der Untersuchung befindlichen Kupferfundstellen zu spüren, aber wenn solche Minenbetriebe eines Tages erschöpft sind — ein Zeitpunkt, der näher oder ferner liegen kann, der aber, wie die Erfahrung lehrt, irgend einmal sicher eintritt — dann ist das Land verloren, dessen Wirtschaftsleben vorzugsweise auf ihrer Ausbeutung beruht hat. Die Viehzucht dagegen besitzt gleich dem Ackerbau die Gewähr einer für menschliche Verhältnisse immerwährenden Dauer und einer sich fortgesetzt aus sich selbst erneuernden Produktionsfähigkeit. Darum hat auch ein Mann wie Willcox selbst vom englischen Südafrika gesagt, jetzt müßten in der Landesbesiedelung die Grundlagen für die Zeit gesichert werden, wo nicht mehr die Minen von Kimberley und Johannesburg, sondern die Weideflächen der Karroo, Natals und der Länder am Vaal und Oranje den Weißen dort allein noch Leben und Wohlstand würden darbieten können.

Die gegenwärtige und die zukünftige Viehzucht ganz Südafrikas beruht auf den gewaltigen Vorräten nahrhafter Futterpflanzen, sowohl Gräsern als auch Büschen, die dieser Erdstrich besitzt. Auch unser Südwestafrika hat an diesem Reichtum seinen Anteil, und unter den Ländern zwischen Kap und Sambesi steht es als Ganzes hier nicht hinten, sondern vorne an, wie ich das mit anderen Kennern der Verhältnisse aus eigener Anschauung wohl bezeugen kann.

Deutsch-Südwestafrika ist zirka 835 000 Quadratkilometer groß, d. i. ziemlich genau die Größe Deutschlands und der cisleithanischen Ländern Österreich-Ungarns, inkl. Galizien, zusammengenommen. Von dieser gewaltigen Landmasse sind etwa $^4/_7$ mit Pflanzen bedeckt, die ein zur Viehzucht brauchbares Futter abgeben; $^2/_7$ müssen als ganz oder fast ganz steril bezeichnet werden; $^1/_7$ ist in Jahren guten

Regenfalls als Weide brauchbar, in trockenen Jahren aber so gut wie vegetationslos. Die unbrauchbaren und zweifelhaften Gegenden entfallen auf den Küstenstreifen und den äußersten Süden.

Als Basis für die Rechnung muß nach der im Lande maßgebenden und anerkannten Norm gelten, daß im arithmetischen Mittel 10 Hektar Weideland auf ein Stück Großvieh gehören und 10 Stück Kleinvieh einem Stück Großvieh an Nahrungsbedarf gleich zu achten sind. Dieses Mittel ist aber rein rechnungsmäßig; es gibt in der Praxis Gebiete, wo ein Rind mit 4—5 Hektar auskommt, und solche, wo ein Schaf auch 4—5 Hektar Weidefläche braucht. Ebenso muß berücksichtigt werden, daß die natürliche Beschaffenheit des Bodens und der auf ihm gedeihenden Pflanzen an vielen Stellen bereits Rindvieh und Kleinviehzuchtgebiete deutlich von selber charakterisiert und scheidet.

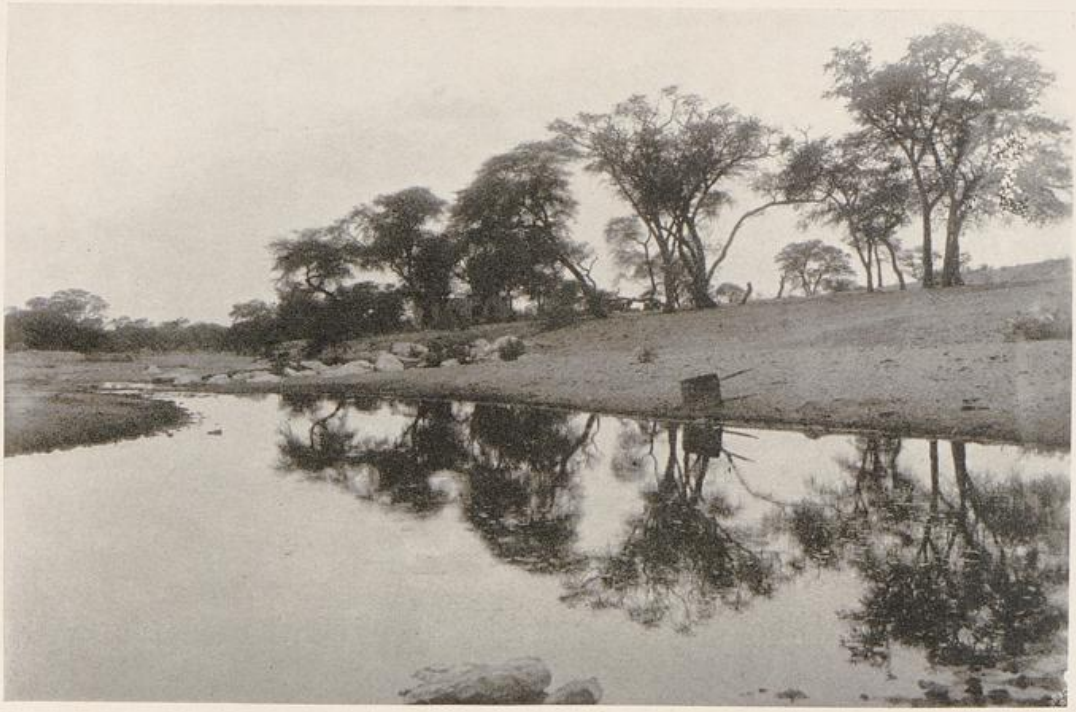
In roh genähertem Überschlag kann man sagen, daß von der insgesamt vorhandenen Weidefläche (500 000 Quadratkilometer = 50 Millionen Hektar) $^3/_5$ vorzugsweise als Rindvieh und $^2/_5$ als Kleinviehweide geeignet erscheinen, erstere mehr im Zentrum und im Norden, letztere gegen Süden. Diese Scheidung ist aber nur an einigen Stellen im Lande so scharf, daß man auf derselben Farm außer Rindern nicht auch Schafe und Ziegen mit Vorteil halten könnte, und ebenso umgekehrt. Demnach würde also, rein schematisch nach der vorhandenen Weide berechnet, Südwestafrika, abgesehen von den unsicheren Vegetationsgebieten, fähig sein, 3 Millionen Rinder und 20 Millionen Stück Kleinvieh zu ernähren.

Diese Rechnung ist bezüglich der Weide eine mit großen Sicherheitskoeffizienten. In Argentinien ist die Weidefläche, wenn auch absolut genommen sehr viel größer, so doch pro Kopf Großvieh nur $^2/_3$ der hier angenommenen; im früheren Oranje-Freistaat, der nach dem Urteil von Kennern beider Länder im Durchschnitt keineswegs ein besseres Feld aufweist, als Deutsch-Südwestafrika, betrug sie gleichfalls nur 6—7 Hektar, als der Burenkrieg ausbrach. Nach einer anderen, entscheidenden Seite hin aber erhebt sich ein Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch eine Felsbank gestautes Grundwasser im Hereroland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Durch eine Felsbank gestautes Grundwasser im Hereroland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wand, der zunächst geeignet erscheint, jede ausgiebigere viehwirtschaftliche Nutzung der Kolonie von vornherein illusorisch zu machen. Das ist der Wassermangel. Noch nicht einmal ein Drittel der als Weideland brauchbaren Landfläche besitzt von Natur genügend Wasser, um das Vieh darauf zu erhalten, und selbst von diesem übrigbleibenden Drittel hat uns aber die Erfahrung der letzten durch Regenarmut ausgezeichneten Jahre gelert, daß es keineswegs durchweg seinem normaler Weise vorhandenen Wasservorrat nach als für Weidezweck fest gesichert angesehen werden kann.

Vor allen Dingen ist eine volkswirtschaftlich gesunde materielle Fundierung des gesamten Besiedelungswesens in Südwestafrika so lange nicht möglich, als nicht bedeutend größere Mittel als bisher für eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende physikalische Durchforschung des Landes zur Verwendung gelangen. Seit den ersten Jahren unseres hiesigen Besitzes, seit den Reisen Güriches und Schenks, die überdies beide im Privatauftrag unterwegs waren, ist zunächst die Geologie des Schutzgebietes um keinen nennenswerten Schritt gefördert worden. Die Kenntnisse, die wir jenen beiden Reisenden verdanken, sind aber wegen ihrer kurzen Aufenthaltszeit im Lande nur wenig umfangreich. Der ganze Nordosten ist geologisch noch gänzlich unerforscht. Auch die privaten bergmännischen Untersuchungen der letzten Jahre haben nach dieser Richtung hin wenig Neues gebracht, und die Berufung eines Fachmannes, Dr. Lotz, als Landesgeologen unmittelbar bei Ausbruch des Aufstandes, hat infolge der teilweise allerdings durch die Kriegsverhältnisse bedingten ungenügenden Unterstützung dieser bedeutenden Kraft in geologischer Beziehung bedauerlich geringen Nutzen gebracht. Über die Bohr- und Wasserfrage und die hiermit in enger Verbindung stehende Notwendigkeit einer Reorganisation des meteorologischen Dienstes wird in einem besonderen Abschnitt noch ausführlicher zu reden sein. Auf jeden Fall ist das Ziel der Verwandlung Südwestafrikas aus seinem jetzigen Zustande in ein uns gehörendes weltwirtschaftlich wichtiges Produktions- und Absatzgebiet ein Phan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tom, solange wir dabei auf unsere jetzt offen vorhandenen Wasservorräte beschränkt sein sollen.

Um zukünftig mit einer nach Weide und Wasser gesicherten Produktion an Vieh auf dem Weltmarkt erfolgreich auftreten zu können, muß Deutsch-Südafrika sie zu Weltmarktpreisen anzubieten in der Lage sein. Das ist jetzt in keiner Weise der Fall, und es war auch bei der Höhe der Viehpreise im Lande, wie sie vor dem Aufstande lagen, vorher nicht möglich. Der Weltmarktpreis für Vieh und Vieherzeugnisse reguliert sich in erster Linie durch die Angebote Australiens und Argentiniens. Dort aber ist er zur Zeit erheblich niedriger, als in Südwestafrika, und es ist kaum anzunehmen, daß er demnächst merklich steigen sollte. Einstweilen gibt es allerdings auf der Welt noch einen Käufer, der willens und in der Lage ist, für südwestafrikanisches Vieh denjenigen Preis zu zahlen, der den hiesigen Produktionskosten (NB. vor dem Hereroaufstande) entsprach: das benachbarte englische Südafrika mit seinen großen mineninduſtriellen Verbrauchs-Zentren. Die Aufnahmefähigkeit dieses Marktes ist aber an sich eine beschränkte, insofern dort erstens der größte Teil des eigentlichen, auf Billigkeit sehenden Massenkonsums steigend durch den Import gefrorenen überseeischen Fleisches gedeckt wird; zweitens die englisch-kapländische Regierung begreiflicherweise mit allen Mitteln bestrebt ist, den durch die Kriegswirren 1899/1902 größtenteils vernichteten eigenen Viehbestand wieder zu ergänzen. Weder zeitlich noch der Menge nach darf daher auf die Abnahmebereitschaft Britisch-Südafrikas zu hohen Preisen dauernd gerechnet werden.

Die Grundfrage also, die alles andere reguliert, lautet für uns dahin: ob, wann und wie wir dahin gelangen können, unsere Viehproduktion, wie auch immer sie geartet sein mag, zu argentinischen und australischen Preisen auf dem Weltmarkt anzubieten? Die prinzipielle Voraussetzung, daß alle zur genügenden Wasserbeschaffung als notwendig bezeichneten Vorfragen positiv erledigt sind, wird von nun ab in allem folgenden gemacht. Ist dies der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fall, so müssen wir uns, bevor wir die Frage der bloßen Vieh-produktion weiter verfolgen, darüber klar werden, welches unter den zunächst maßgebenden Verhältnissen die obersten Grenzen für die tierzüchtende weiße Besiedelung der Kolonie sind.

Der frühere Oranjefreistaat umfaßte mit rund 130 000 Quadratkilometern (= 13 Millionen Hektar) etwa ein Viertel des innerhalb Südwestafrikas gut mit Futtergewächsen bestandenen Areals. Diese Landfläche war in rund 6000 Farmen geteilt; demnach kamen auf die Farm im Durchschnitt etwas über 2000 Hektar. Freies Land in nennenswerter Menge war nicht mehr vorhanden.

Mit einer so geringen Durchschnittsgröße für den einzelnen Farmbetrieb dürfen wir aber für unser Gebiet innerhalb des nächsten Menschenalters wohl nicht rechnen. Zwar hat die South-West-African-Company in ihrem Konzessionsgebiet im Distrikt Grootfontein 3000 Hektar als normale Größe der zu verkaufenden Farmen festgesetzt, und die aus den früheren Freistaaten wie vom Kap dorthin eingewanderten Buren sind auch der Ansicht, daß diese Farmgröße im Kompagniegebiete für einen lohnenden Betrieb genüge. Erstens aber steht der Norden Deutsch-Südafrikas für den Wirtschaftsbetrieb klimatisch günstiger da, als die übrigen Teile des Landes, und zweitens sind die Verkehrs-, Absatz- und Produktionsverhältnisse in den meisten Gebieten des jetzt englischen Südafrika sehr viel weiter vorgeschritten, als sie es in absehbarer Zeit bei uns sein werden. Mag also unsere Kolonie noch so bestimmt im Durchschnitt der besiedelungsfähigen Teile qualitativ kein schlechteres Weidefeld bieten, als das Land zwischen dem Vaalfluß und dem oberen Oranje, so müssen wir doch, um uns vor Enttäuschungen zu bewahren, bei einer auf unseren Besitz zugeschnittenen Rechnung große Vorsicht walten lassen. Daher kann hier mit der Durchschnittsfarmgröße zunächst nicht gut unter 10 000 Hektar herabgegangen werden.

Dabei muß für den Süden, Gibeon und Keetmanshoop, entschieden ein noch größeres Areal und für das nördliche Grootfon-

teiner Gebiet die Hälfte, 5000 Hektar, als Abweichung von der Norm angenommen werden. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Landes, namentlich mit der Herstellung besserer Verkehrswege und eines geregelten, der Weltwirtschaft eingegliederten Absatzes, wird sich auch bei uns die Verkleinerung der Farmen von selber vollziehen, ganz wie das in anderen, ähnlich für die Viehzucht prädestinierten Steppengebieten bei positiver Entwicklung der regelmäßige Gang der Dinge gewesen ist. Mit welch einem ausgeprägten Wechsel der Verhältnisse hier unter Umständen gerechnet werden muß, mag danach bemessen werden, daß im nördlichen Teil des Kaplandes, wo eine Farm früher ein Gespann Ochsen wert war, jetzt der Hektar mit 8, 10, 12 Mark und teurer bezahlt wird.

Es ergibt also die mittlere Norm von vorläufig 10 000 Hektar auf die Farm für Deutsch-Südwestafrika 5000 wirtschaftliche Besiedelungseinheiten. Von diesen werden zirka 1000 auf den Süden entfallen, zirka 4000 auf die überwiegend für Rindviehzucht geeigneten Gebiete im Zentrum, im Osten und Norden. Mit solchen — natürlich nur ganz schematisch und schätzungsweise zu bewertenden — Ziffern käme man, bei der oben vorausgesetzten Zuweisung von je 10 Hektar Weidefeld auf ein Haupt Großvieh, auf rund 1000 Stück Rinder als obere Norm für den Großvieh-Farmbetrieb. Es muß aber erstens mit der Notwendigkeit gerechnet werden, einen Teil des Weidefeldes unberührt als Futterreserve für schwierige Jahre stehen zu lassen, und zweitens wird in der Regel auch in den überwiegenden Rinderzuchtgebieten die Kleinviehwirtschaft nach Möglichkeit nebenhergehen und Land beanspruchen.

Als voll bestockt wird demnach eine Rinderfarm von 10 000 Hektar wohl schon anzusehen sein, wenn 400 bis 500 Haupt Großvieh auf ihr weiden. Dem entsprächen denn für die Farmen des Südens 4000 bis 5000 Stück Kleinvieh mit etwas Rindern.

Der jährliche Zuwachs an Nachzucht kann unter den hier herrschenden Verhältnissen, bei Anrechnung aller durch Tierseuchen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

andere schädliche Einwirkungen zu berücksichtigenden Verluste, erfahrungsgemäß jetzt bei Rindvieh auf 50—60 %, bei Kleinvieh je nach der Art auf 75—100 % des Stammbestandes angesetzt werden. Demnach wären also von demjenigen Zeitpunkt ab, wo die einstweilen höchstmögliche Ziffer des Gesamtviehbestandes in Südwestafrika erreicht ist, selbst bei hoher Veranschlagung des inneren Konsums und unter Anwendung eines erheblichen Sicherheitskoeffizienten, jährlich gegen eine Million Stück Großvieh und die zehnfache Menge Kleinvieh — sei es direkt, sei es in der Form von besonderen Nutzungsprodukten der Viehzucht — für die Ausfuhr verfügbar. Das bedeutet, zu heutigen Weltmarktpreisen berechnet, selbst bei der denkbar vorsichtigsten Schätzung einen Exportwert von rund 100 Millionen Mark. Selbstverständlich liegt, auch bei günstigem Voranschreiten der Verhältnisse, dieser Zeitpunkt jenseits der Größen, mit denen die jetzt lebende Generation rechnen darf — aber an dieser Stelle sollen ja eben nur die zunächst absehbaren Grenzen aufgezeigt werden, innerhalb derer sich das wirtschaftliche Nachdenken in Bezug auf Südwestafrika zu bewegen in der Lage ist.

Wir kommen nunmehr direkt zur Frage der rationellen Produktionskosten und der preismäßigen Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt. Vor der großen Rinderpest 1896/97 wäre, wie wir oben sahen, für den weißen Ansiedler die Konkurrenz mit den Hereros schwer möglich gewesen. Wir können uns aber ruhig den Preis für Rindvieh gegen die Zeit vor 1896 im Durchschnitt verdreifacht denken, und wir blieben dabei doch noch mit aller wünschenswerten Sicherheit fähig zum Wettbewerb auf dem Weltmarkt. Man muß, um die unmittelbar vor dem Aufstande herrschenden Preisverhältnisse und den voraussichtlichen weiteren Gang der Entwicklung richtig zu erfassen, sich die damalige und die jetzige Lage in ihren einzelnen Zügen genau vergegenwärtigen. Vor dem Ausbruch betrug die Menge des in den mittleren und nördlichen Landesteilen im Besitz von Weißen vorhandenen Großviehs etwa 30 000 Stück. Hiervon war ein Teil relativ gering zu bewertendes He-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rero-, sog. Damaravieh; andererseits hatte die rationelle, durch das Gouvernement mit allen Mitteln geförderte Kreuzung auf verschiedenen Farmen, namentlich in der Nähe von Windhuk, bereits recht hochwertiges Zuchtvieh geschaffen, das auf dem Weltmarkt höher zu taxieren gewesen wäre, als z. B. das Durchschnitts-Steppenrind Argentiniens. Das Problem der Aufkreuzung des südwestafrikanischen, speziell des Damararindes, durch importierte (Simmentaler, Pinzgauer, Shorthorn-) Bullen konnte vor dem Aufstand nach den seit 1890 gemachten Erfahrungen als durchaus glücklich und erfolgreich gelöst bezeichnet werden. Hier hatte unsere hiesige Kolonisation zweifellos einen prinzipiell und praktisch gleich gewichtig zu veranschlagenden positiven Erfolg zu Wege gebracht, der viel schwerwiegender war, als er dem flüchtigeren Beobachter zunächst erschien.

Die Hauptabnehmer für die Produkte der Viehwirtschaft waren vor dem Aufstande die Regierung im Lande und das englische Nachbargebiet, und es ergab sich dabei aus den Verhältnissen die eigentümliche Erscheinung, daß auf der einen Seite die herrschende Viehknappheit den Preis für Rinder weit über den Durchschnittspreis des Weltmarktes hinauftrieb, während auf der anderen Seite der Farmer über mangelnden Absatz und alle Geschäfte des Landes über den schwer zu ertragenden Geldmangel klagten. Das kam daher, daß jeder Farmer auf das äußerste bemüht war, gutes Muttervieh zu bekommen, und wenn er welches hatte, es zu behalten. Alle irgend zur Zucht brauchbaren weiblichen Tiere schieden also von vornherein aus dem freien Umsatz aus, soweit sie in weißem Besitz waren, aber auch von den männlichen waren fortgesetzt Tausende zur Anlernung als Treckochsen, deren kein Wirtschaftsbetrieb in Südafrika entraten kann, eben dort nötig, wo sie produziert wurden. Jahr für Jahr entstanden neue Farmen, und jede neue Farmwirtschaft erforderte vor allen Dingen die Beschaffung von Muttervieh. Wer aber von den weißen Züchtern und Farmern welches hatte, der hielt es nach Möglichkeit fest und ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaufte es nur im äußersten Notfall. So blieb für die angehenden wenig bemittelten Farmer nichts anderes übrig, als entweder vor Antritt der Wirtschaft zu den Hereros ins Handelsfeld zu ziehen und sich dort die nötigen Kühe selbst einzuhandeln, oder von gewerbsmäßigen Händlern auf dieselbe Weise erworbenes ursprüngliches Hererovieh aus zweiter Hand zu kaufen. Man kann ohne weiteres sagen, daß in ganz Südwestafrika, vielleicht von einigen wenigen Ausnahmefällen abgesehen, noch keine einzige Farm annähernd im Vollbetriebe, d. h. soweit mit Vieh besetzt war, wie es der vorhandenen Quantität Weide und meist auch Wasser entsprochen hätte. Selbst die am meisten vorgeschrittenen Wirtschaften erreichten noch lange nicht die Norm von 1 Rind auf 10, oder, unter Hinzurechnung des Kleinviehs und der Futterreserve, auf 20 Hektar. Es war also auch noch kein Betrieb bis zur vollen normalen Jahresproduktion an Groß- und Kleinvieh vorgeschritten, und nichts erschien weniger verwunderlich, als daß unter diesen Umständen die Nachfrage nach Vieh, insbesondere Muttervieh, groß war, die Preise hoch, und trotzdem die Bareinnahmen der Farmer minimal und der von ihrem Konsum mit abhängende allgemeine Geschäftsgang flau.

Der Idealfall wäre nun gewesen und bleibt es auch für die Zukunft, wenn der Farmer, der seinen Platz mit einer genügenden Anzahl Zuchtvieh bezieht, imstande wäre, so lange ohne eigene größere, aus dem Farmbetrieb zu ziehende Bareinnahmen zu existieren, bis er den von ihm gewünschten Stock Vieh auf der Farm herangezüchtet hat und nun fortgesetzt den jährlichen überschießenden Zuwachs verkaufen kann. Sobald dieser Zustand auf einem größeren Teil der hiesigen Farmen erreicht und gleichzeitig die Menge der Betriebe, d. h. die Besiedelung des Landes, hinreichend fortgeschritten ist, muß sich natürlich mit dem steigenden Angebot von Verkaufsvieh die Abwärtsbewegung der Preise und damit die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt von selber einstellen.

Nimmt man an, daß bei einer Durchschnittsbesetzung der Farmen selbst nur mit 200—400 Kühen, d. h. noch nicht mit der höchst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ernährbaren Menge, die Stückzahl ausgewachsenen Schlachtviehs, die der Farmer jährlich verkaufen kann, der vorerwähnten Zuwachsrate entsprechend 100—200 beträgt, so ergibt das, selbst wenn man ein Herabsinken der Preise bis auf die Hälfte der vor dem Aufstande herrschenden annimmt, d. h. noch unter den jetzigen argentinischen und australischen Stand, immer noch allein aus dem Rindvieh eine Jahreseinnahme zwischen 10 000 und 20 000 Mk. auf die Farm. Hierzu tritt dann noch der Ertrag der Kleinviehwirtschaft, die als Nebenbetrieb in größerem oder geringerem Umfange überall selbstverständlich ist, und ferner die Deckung des gesamten Bedarfs der Farm an Fleisch, Milch, Milchprodukten, Gemüsen usw. aus dem Eigenbetrieb. Bei Kleinviehfarmen für Woll- und Fleischproduktion kehrt sich das Verhältnis, in dem Groß- und Kleinvieh zu den Betriebseinnahmen beitragen, natürlich um; die absoluten Einnahmen werden in der Regel, ceteris paribus, annähernd dieselben sein. Angesichts einer solchen praktischen Ertragsfähigkeit des Farmbetriebes in Südafrika werden denn auch die Landpreise verständlich, die im englischen und im früheren Burengebiet gezahlt werden und die das 10—20fache der unsrigen betragen; wohlverstanden für Land von derselben Durchschnittsqualität wie unser Besitz sie aufweist. Der Unterschied zwischen hier und dort ist kein anderer, als der einer vorgeschrittenen und einer nicht vorgeschrittenen Entwicklungsstufe.

Jener Idealfall nun, daß der Farmer kapitalkräftig genug ist, um seine Wirtschaft gleich mit einer erheblicheren Menge Muttervieh zu beginnen und dann aus eigenen Mitteln auszuhalten, bis die Farm mit dem vollen Normalviehbestande bestockt ist, war wie gesagt auch vor dem Aufstande kaum irgendwo in Südwestafrika verwirklicht; im Gegenteil — die Farmer besaßen weitaus zum größten Teil kein genügendes, ja nicht einmal halbwegs genügendes Betriebskapital. Sie bezogen ihre Plätze meist von vornherein mit einer viel zu geringen Anzahl Muttervieh, manchmal nur mit einigen wenigen Kühen; sie besaßen nicht das Geld,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ordentlich Wasser aufzumachen, Brunnen- und Pumpenanlagen herzustellen, ohne die zum mindesten der Gartenbau hier so gut wie ausgeschlossen ist — und sie hatten endlich selbst zur Aufbringung ihrer geringen Betriebsmittel fremden Kredit, sei es die staatliche Ansiedelungsbeihilfe, sei es private Geldgeber, in Anspruch nehmen müssen. Selbst bei äußerster Einschränkung aller persönlichen Bedürfnisse, bei vorläufigem Verzicht auf Ehe und Familie, bei einer Lebensweise, wie sie nur zu oft als eines Weißen unwürdig bezeichnet werden mußte, bedurften sie aber doch noch fortlaufend barer Geldmittel zur Verzinsung und Regulierung ihrer Kreditverpflichtungen sowie zum Ankauf derjenigen Lebensmittel, die ihnen die Farm noch nicht lieferte, ferner zur Beschaffung und Ergänzung von Wirtschaftsgerät, Gütern für die Bezahlung des eingeborenen Personals usw. In diesem Falle der durchgehenden Betriebsschwierigkeiten verschiedenen Grades aus Mangel an Kapital befand sich in der Zeit vor dem Aufstand eigentlich der größte Teil aller vorhandenen Farmwirtschaften. Es ging zwar fast überall vorwärts, stellenweise selbst bedeutend rascher, als man nach Lage der Umstände hätte erwarten sollen, aber es wurde durchweg viel zuviel gute Kraft und Tüchtigkeit auf die Überwindung des Reibungswiderstandes verbraucht, der aus dem gleichzeitigen Geld- und Viehmangel erwuchs.

Das primäre Übel war der Viehmangel. Die Situation wäre auch dadurch nicht entscheidend gebessert worden, daß etwa große Kapitalien, stattliche oder private, mit dem Zweck, die Viehzucht voranzubringen, ins Land geworfen wurden. Als Folge hiervon hätte sich alsbald nichts weiter eingestellt, als ein noch weiteres Steigen der Viehpreise. Die Eingeborenen besaßen zwar Vieh, und ohne diese Viehreserve der Eingeborenen wären die Verhältnisse noch sehr viel schwieriger gewesen, aber gerade die Entwicklung des Händlerwesens mit seiner Mitverantwortung für den Ausbruch des Aufstandes hat ja gezeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Überführung von Hererovieh in weißen Besitz verbunden war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Insofern führt die eine unter den vielfach verzweigten Wurzeln des Hereroaufstandes direkt auf den überhaupt im Lande herrschenden, einander bedingenden Vieh- und Geldmangel zurück. Wenn auch der Herero lange nicht mehr auf dem Standpunkt stand, wie vor 15 und 20 Jahren, als ihm sein Vieh nur für Waffen, Munition, Tabak, Schnaps feil war, so hing er doch immer noch mit großer Zähigkeit an seinen Rindern, und an die wirklich großen Bestände der Kapitäne und Großleute konnten auch die Händler auf direktem Wege schwer herankommen. Namentlich Muttervieh zu bekommen, kostete immer eine Art Kampf, und soweit die Hereros überhaupt welches hergaben, geschah es, weil manche unter ihnen sich an europäische Nahrungs- und Genußmittel — Tabak, Reis, Mehl, Kaffee, Zucker, auch Kleidung — doch stärker zu gewöhnen anfingen, als daß sie jene Dinge noch hätten missen mögen.

Bei dieser allgemeinen Lage wäre auch ohne die Katastrophe des Aufstandes schwer abzusehen gewesen, wie sich ein schnelleres Tempo in der Besiedelung und weltwirtschaftlichen Eingliederung Südwestafrikas hätte verwirklichen lassen. Wollte man die Besiedelung Südwestafrikas vor dem Aufstand merklich beschleunigen, so stand man demnach nur vor der Wahl, entweder den Hereros den größeren Teil ihres Muttervichs zwangsweise abzunehmen, oder gleichzeitig mit den neuen Ansiedlern auch das Muttervieh, dessen sie zu Beginn ihrer Wirtschaft bedurften, von irgendwoher einzuführen.

Durch den Aufstand wurde mit Ausnahme der beiden Nordbezirke Grootfontein und Outjo fast die gesamte Farmwirtschaft des Landes zerstört. Soweit nicht bereits bei der ersten Erhebung den Hereros und Witboois die Farmen ausgeraubt und das Vieh der Ansiedler fortgetrieben war, gingen die zunächst noch erhalten gebliebenen Reste durch die fortgesetzten Überfälle und Räubereien der Aufständischen während der folgenden Kriegsjahre verloren, so daß von dem Vieh der weißen Ansiedler in den eigentlichen Aufstandsgebieten nur ein sehr geringer Teil übrig blieb. Durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Aufnahmen der Entschädigungskommission vom Juli 1904 bis Oktober 1906 ist dann ein in seiner Art vielleicht einzig dastehender Gesamtdurchschnitt durch den wirtschaftlichen Stand der Kolonie zur Zeit des Ausbruchs des Aufstandes ermittelt worden. Die durch den Aufstand unmittelbar zerstörten Werte beliefen sich demnach auf rund 13 Mill. Mk., wovon etwa 10 Millionen auf das geraubte Vieh entfielen. Wenn man die geretteten und bis zuletzt erhalten gebliebenen Bestände in den beiden Nordbezirken und in den übrigen Landesteilen hinzurechnet und außerdem noch den Wert des erhalten gebliebenen unbeweglichen Inventars, der Häuser, Brunnenanlagen usw. mit in Rechnung stellt, so ergibt sich, daß das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Ansiedler zu Anfang 1904 einen Wert von etwa 20 Mill. Mk. repräsentierte. Von diesem Betrage entfiel weitaus der größere Teil auf die Farmwirtschaften. Das eigentliche kaufmännische Vermögen, Warenlager, Gebäude usw., spielte in der wirtschaftlichen Gesamtbilanz des Landes zu jener Zeit eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle. Wenn man erwägt, daß vom Entstehen nennenswerter wirtschaftlicher Werte im Grunde erst seit der Beendigung des ersten Witbooikrieges die Rede sein konnte und daß die Ansiedelung in den ersten Jahren seit 1895 sich gleichfalls noch in sehr langsamem Tempo vollzog, so ergibt sich die Tatsache, daß der größte Teil des Wirtschaftsvermögens, das zur Zeit des Aufstandes vorhanden war, in den wenigen Jahren von 1895 bis 1904, und innerhalb dieses Zeitraumes überwiegend während seiner zweiten Hälfte, seit 1900, entstanden war. Es ist also ein Irrtum, zu sagen, daß Südwestafrika von dem Zeitpunkt an, wo der erste und notwendigste Schritt zur Aufschließung wenigstens der mittleren Landesteile, der Eisenbahnbau von Swakopmund nach Windhuk, geschehen war, eine auffallend langsame Entwicklung genommen hatte. Auch die Auffassung ist nicht haltbar, daß die sämtlichen in der Farmwirtschaft und in den kaufmännischen Betrieben vorhandenen Werte direkt aus den Ausgaben der Regierung innerhalb der Kolonie stammten. Der Gesamtaufwand für Südwestafrika von der Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klärung der deutschen Schutzherrschaft bis zum Ausbruch des Aufstandes beliefen sich, wie aus der Summierung der Etatsaufstellungen für das Schutzgebiet hervorgeht, auf rund 50 Mill. Mark. Von dieser Summe ist aber bei weitem das meiste gar nicht innerhalb der Kolonie, sondern in Deutschland zur Verausgabung gelangt. In Südwestafrika wurden nur die Beamtengehälter, die Besoldung für die Schutztruppe, die Arbeiterlöhne beim Eisenbahn- und Hafenbau und bei den übrigen Regierungsarbeiten sowie für das Eingeborenenpersonal im Dienst des Gouvernements gezahlt. Die ganzen Materialkosten, namentlich für die Eisenbahn, die Beträge für die Bewaffnung und Bekleidung der Truppe, die Frachten für die Regierungstransporte von Hamburg nach Swakopmund, flossen nicht in die Wirtschaft des Schutzgebiets, sondern wurden in Deutschland gezahlt. Ebenso wurde von den Pensionen, die auf den Etat des Schutzgebiets entfielen, der größere Teil nicht in Afrika, sondern in Deutschland ausgekehrt.

Den Hauptwert in der Wirtschaft des Landes repräsentierte das Vieh, das zu Anfang 1904 in der ganzen Kolonie, soweit es sich um den Besitz der Weißen an Großvieh, Kleinvieh und Pferden handelte, mit etwa 14 Mill. Mk. zu veranschlagen ist. Dieser Wert stammte zum größten Teil aus der natürlichen Vermehrung der von den Farmern ursprünglich angeschafften Bestände. Von der zu Anfang 1904 vorhandenen Gesamtzahl entfiel, nach den Ergebnissen der Entschädigungskommission, wie auch ohnehin schon zu vermuten war, nur ein verhältnismäßig nicht bedeutender Prozentsatz auf die direkt durch den Handel mit den Eingeborenen erworbenen Stücke. Das meiste war eigne Nachzucht der Farmer, und zwar zum großen Teil bereits durch den Gebrauch hochwertiger, aus Europa importierter oder in Afrika gekaufter Bullen veredelte Nachzucht. Die Aufnahmen der Entschädigungskommission haben ferner gezeigt, mit welch einer bemerkenswerten Energie und Sparsamkeit die Bestrebungen der Ansiedler vor allen Dingen darauf gerichtet waren, alle verfügbaren Mittel in dem notwendigsten Wirtschaftsinventar, d. h. eben im Vieh, anzulegen, und wie gering

die Aufwendungen in diesem Stadium der Wirtschaft für die minder notwendigen Erfordernisse des Lebens, für äußere Bequemlichkeit, Luxus und dergleichen, waren. Es lag dies auch naturgemäß darin begründet, daß fast alle Ansiedler ihren Wirtschaftsbetrieb mit sehr geringen Mitteln begonnen hatten.

Diese Knappheit der Barmittel und die Begründung der ganzen südafrikanischen Wirtschaftsweise ausschließlich auf die Viehzucht hatte dabei zur Ausgestaltung eines eigentümlichen Wirtschaftssystems geführt, das in seiner engen Verpflechtung von Handel, Farmbetrieb und stufenförmig sich fortpflanzender Kreditgewährung eines etwas näheren Interesses wert ist. Nicht nur der wirkliche reine Viehzüchter, der berufsmäßige Farmer, sondern auch der Kaufmann war in Südwestafrika vor dem Aufstande darauf angewiesen, seinen Betriebsgewinn vorläufig im Erwerb von Weideland und Zuchtvieh anzulegen. Die Kauf- oder sog. Storegeschäfte waren, wie bereits weiter oben bei der Charakterisierung des Feldhandels unter den Eingeborenen bemerkt wurde, die gewöhnlichen Kreditgeber für diejenigen Ansiedler, die sich das erforderliche Betriebskapital zur Gründung einer eigenen Farmwirtschaft erst erwerben wollten. Die Bedeutung, welche die Stores auf diese Weise für die Besiedlung des Landes gewannen, war nicht gering, und das Verdienst, das sie sich auf diese Weise um den allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritt in jener ersten Gründungszeit erworben haben, muß schon um des öfters begegnenden Vorurteils willen betont werden, als ob die südwestafrikanischen Kaufleute in besonderem Maße Ausbeuter der eigentlichen Farmer- und Ansiedlerbevölkerung gewesen.

Während die Stores im Lande selbst als Kreditgeber in verhältnismäßig bedeutendem Maße funktionierten — einen anderen Privatkredit, als bei ihnen, gab es überhaupt nicht —, waren sie auf der anderen Seite auch selbst ihren heimischen Warenlieferanten und sonstigen Kreditoren gegenüber stark verschuldet. Diese Verschuldung ging gerade bei den bedeutendsten Geschäften soweit, daß die kaufmännischen Aktiva durch die Passiva in Europa

vollständig oder nahezu aufgewogen wurden — ein Zustand, der auf jeden Fall hätte bedenklich sein müssen, wenn nicht die Kaufgeschäfte sich sämtlich zu Doppelbetrieben ausgewachsen hätten, so daß das Farmvermögen öfters nicht nur das etwa vorhandene kaufmännische Aktivvermögen, d. h. den Überschuß der geschäftlichen Aktiva über die Passiva, sondern auch den Wert der geschäftlichen Aktiva überhaupt weit überstieg.

Es sei hierbei nur kurz an die beiden hauptsächlichsten bestimmenden Momente erinnert: an den Mangel an baren Umlaufsmitteln und an die Schwierigkeit, den erzielten Geschäftsgewinn zur direkten Vergrößerung des Kaufgeschäfts und zur Erweiterung des Kapital- und Warenumsatzes anzuwenden. Das führte mit Naturnotwendigkeit zur fortgesetzten Anlage des Gewinns in Zuchtvieh, Farmland und wirtschaftlichen Meliorationen. Die Farmwirtschaft hatte dann ihrerseits, je nach Umständen, rascher oder langsamer, die Tendenz, durch den alljährlich sich steigernden Zuwachs an Nachzucht das einmal gewonnene materielle Übergewicht über das kaufmännische Vermögen fortdauernd zu vermehren. Nur auf diese Weise war es möglich und wirtschaftlich zu rechtfertigen, daß die hiesigen Kaufleute ihren Warenkredit zu Hause in der Weise anspannten, wie es durchgängig geschah. Die grundsätzliche geschäftliche Kalkulation war dabei die, daß ein im Lande in Zuchtvieh angelegtes Kapital sich durchschnittlich zweifellos zu einem höheren Betrage verzinste, als die Summe kaufmännischer Zinsen in Deutschland für den in Anspruch genommenen Warenkredit betrug. Es war also direkt vorteilhaft, den verhältnismäßig billigen heimischen Kredit dazu zu benutzen, um hier in Südwestafrika den Viehstock, der dem Kreditgeber die erwünschte Sicherheit, dem Kreditnehmer einen erheblichen Verzinsungsüberschuß gewährte, nach Möglichkeit zu vermehren. So natürlich und solide diese ganze Berechnung war, so verhängnisvoll mußte sie sich aber in dem Augenblick erweisen, als durch den Aufstand ihre eigentliche Basis, die vorhandenen und sich vermehrenden Viehbestände, mit einem Male fortgenommen wurde. Nachdem durch die Hereros und Hotten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

totten, mit Ausnahme der rein landwirtschaftlichen Nordbezirke Outjo und Grootfontein, so gut wie alles vorhandene Vieh geraubt und vernichtet war, und nachdem sich weiter herausgestellt hatte, daß die anfangs gehegte Hoffnung, von den Aufständischen nennenswerte Viehmengen erbeuten zu können, vergeblich gewesen war, stellte sich die Lage für die südwestafrikanischen Kaufleute so dar, daß ihre hohen Verpflichtungen in Deutschland voll in Kraft bestanden, daß aber ihre eigentliche wirtschaftliche Sicherheit — d. h. ihr Viehreichtum und teilweise auch ihre Warenbestände und Häuser — durch die Aufständischen vernichtet waren. Auch von seiten der Schuldner der Kaufleute war natürlich derselbe Grundsatz befolgt worden, daß es bei dem zweifellosen Unterschiede zwischen der Verzinsungslast für den entnommenen Warenkredit und dem Wertzuwachs des eingehandelten Viehes durch Nachzucht zu Gunsten der letzteren Position viel rationeller war, die Warenschuld so hoch und so lange stehen zu lassen wie nur möglich und dafür den Viehbesitz rascher zu größern. Dieser Besitz des Supportierten gewährte, so lange er vorhanden war, den Stores die erforderliche Sicherheit. Durch den Aufstand wiederholte sich auch hier dasselbe Geschick, daß die Unterlage für den gewährten Kredit zugleich mit der Ermordung des Schuldners wegfiel.

Bei dem Versuche, Farmer, Kaufleute und die übrigen Berufsklassen im Lande abzugrenzen, ergibt sich eine grundlegende Schwierigkeit, die abermals dazu nötigt, zum Verständnisse der Sachlage uns nicht nur das Bild der Lage unmittelbar vor dem Aufstande, sondern auch die Art und Weise, wie die damaligen Zustände entstanden waren, zu vergegenwärtigen. Hierbei zeigt sich, daß der sogenannte „reine" Farmer in Südwestafrika nicht zufällig, sondern auf Grund der Bedingungen, unter denen sich die hiesige Besiedelung bis zum Ausbruche des Aufstandes entwickelt hatte, ein recht seltenes Gebilde war.

Wir sahen, daß der Anfang des Farmens von den Ansiedlern auf verschiedene Weise gemacht wurde. Für einen großen Teil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ging der Weg durch die Schutztruppe. Die Leute erhielten nach ihrem Austritt aus der Truppe die üblichen 5000 Hektar Farmland umsonst, hatten sich günstigenfalls während ihrer Dienstzeit etwas Geld oder Vieh gespart, sahen sich aber immer noch in der Regel darauf angewiesen, ihr eigentliches Anfangskapital zur Gründung des Betriebs noch zu verdienen. Ein häufig ergriffener Ausweg war daher der, daß sich zwei zusammentaten, um gemeinschaftlich zu wirtschaften, aber in der Weise, daß nur der eine tatsächlich auf dem Platze saß und Hausbau, Wasseraufmachung, Gartenanlage, Beaufsichtigung des etwa schon vorhandenen Viehes usw. betrieb, während sein Kompagnon vorläufig noch einem anderen, direkt bare Einnahmen bringenden Erwerbe nachging. Als solcher kamen hauptsächlich Feldhandel und Frachtfahren in Betracht, unter Umständen auch Anstellung in einem festen Kaufgeschäfte, Handwerksverdienst und dergleichen mehr.

Ein anderes Mittel, um zur selbständigen Farmgründung zu gelangen, war der einfache Feldhandel, und man kann wohl sagen, daß mit Ausnahme etwa der nächsten Umgebung von Windhuk und der Buren von Grootfontein die meisten Farmer im Gebiete des Hereroaufstandes auf diesem Wege zur Farmerei gelangt waren. Einige Jahre Handel reichten bei sonst wirtschaftlicher Lebensführung gewöhnlich hin, um von den Eingeborenen hinreichend Vieh und durch Kauf oder Pacht die üblichen 10 000 Hektar Weideland zu erwerben. Man muß sich dabei mit aller Bestimmtheit vergegenwärtigen, daß dieser Weg zur Farmgründung, namentlich seit der Erbauung der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk, durchaus der normale und durch die Umstände in erster Linie geboten war. Solange die Eisenbahn noch nicht existierte, bot sich in den bedeutenden Frachtgeldern, welche die Regierung und die Privaten für Gütertransport von der Küste ins Innere per Ochsenwagen zahlten, eine gute Einnahmequelle zum Erwerbe von Bargeld und damit zu Viehkauf und Farmgründung dar.

Seitdem aber diese Jahr für Jahr zur Ausschüttung gelangenden Frachtgelder mit der Vollendung des Bahnbaues zum größeren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karibib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karibib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil versiegt waren, blieb für die allmählich wachsende und die Farmwirtschaft überwiegend als letztes Ziel erstrebende Zuwanderung tatsächlich nicht viel anderes übrig, als den Grund hierzu im Handelsfelde zu legen. Eine gerechte Würdigung dieser Sachlage ist vor allen Dingen erforderlich, um über das Händlertum als solches richtig zu urteilen. Es ist falsch, in jedem Händler ohne weiteres einen gewalttätigen und gewissenlosen Ausbeuter der Eingeborenen zu sehen. Fast niemand wählte den Handel im Felde als solchen zum Berufe, sondern die Leute waren froh, wenn sie das Handeln und Umherziehen aufgeben und sich auf ihrem Platze mit ihrem erworbenen Vieh fest niederlassen konnten. Der Wunsch, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen, dazu noch die falsche Auffassung der bekannten Kreditverordnung vom Juli 1903, trugen viel dazu bei, daß die Eintreibung der Händlerforderungen unter den Hereros zuletzt mit einer gewissen Hast und unter starkem Drucke erfolgte. Dabei soll keineswegs bestritten werden, daß es tatsächlich eine Reihe gewalttätiger und gewinnsüchtiger Leute unter den Händlern gab. Unter diesen sind übrigens die meisten dem Aufstande zum Opfer gefallen.

Man kann wohl sagen, daß es beim Ausbruche des Aufstandes etwa ebensoviel Farmer im Hereroland und seinen Grenzgebieten gab, welche die Periode des Händlertums teils längere, teils kürzere Zeit hinter sich hatten, teils noch im Übergangszustande vom Händler zum Farmer steckten, wie Händler, die noch vollständig im Handelsfelde tätig waren. Im Bezirk Omaruru war die Ansässigmachung der einstigen Händler als richtige Farmer außerdem noch dadurch erschwert worden, daß während des Jahres vor dem Aufstande der Verkauf von Grund und Boden durch das Gouvernement gesperrt war, um Landspekulationen in Verbindung mit dem bevorstehenden Bau der Otavibahn entgegenzutreten.

Über die Bedeutung, welche schließlich der Erwerb als Frachtfahrer für die Farmgründung hatte, ist bereits das Nötige gesagt worden, namentlich, daß es in der Regel hierzu eines Teilhabers bedurfte, der das allmählich angekaufte und durch Nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zucht hinzugekommene Vieh verwaltete. Das Frachtfahrgewerbe hat namentlich den Grund zu einer Reihe vor dem Aufstande blühender Farmen in der Nähe von Windhuk, sowie in den Bezirken von Gibeon und Keetmanshoop gelegt, aber aus den bereits erwähnten Gründen war seine Bedeutung vor dem Aufstande gegen früher stark verringert.

Diese Darlegung hat es vielleicht annähernd deutlich gemacht, in wie hohem Maße die ganze noch vollkommen im Flusse befindliche Entwicklung des Farmertums ebenso wie der kaufmännische Geschäftsbetrieb im Schutzgebiet auf Kredit beruhte, ohne daß dabei die Zustände als ungesund bezeichnet werden konnten. Die Basis für das ganze System waren die großen im Lande vorhandenen Viehbestände und der Grundbesitz der Weißen und Eingeborenen.

Die Stores spannten ihren Warenkredit in Deutschland soweit wie möglich an, um alle verfügbaren Mittel in Zuchtvieh zu stecken, das eine höhere Rente versprach, als der Zinsfuß für die geschuldeten Werte betrug. Unter einem ähnlichen Gesichtspunkte wurde auch der Landerwerb angesehen, der unter Umständen zur Notwendigkeit wurde, wenn der Schuldner — namentlich Eingeborene — anders nicht zahlen konnte. Der Händler, der Farmer werden wollte oder es schon geworden war, machte es ebenso, denn seine Schuld beim Store drückte ihn nicht und er war dem Store sicher, solange das Vieh, das er erworben hatte, sein Eigentum war und sich vermehrte. Auch der „reine" Farmer hatte in der Regel ziemlich bedeutende Schulden bei den Stores, sowohl wegen der allgemeinen Geldknappheit, als auch, weil er nach Möglichkeit davon absah, Vieh — namentlich Muttervieh — zu verkaufen, solange seine Farm nicht voll bestockt war. Die Schuldner der Händler und Farmer waren ihrerseits wieder die Eingeborenen, von deren großer Besitzreserve an Vieh und Land die ganze Wirtschaft des Schutzgebiets überhaupt in beträchtlichem Maße abhing. Daß auch in dieser Beziehung die Verhältnisse, entgegen der überwiegend vertretenen Auffassung, noch solide waren, beweist die

immerhin überraschende Tatsache, daß die ganze Verschuldung des Hererovolks gegenüber dem Werte des Stammesvermögens nur eine geringe Summe ausmachte.

Für das gesamte Hereroland als solches ist natürlich eine Wertberechnung selbst unter rein landwirtschaftlichen Gesichtspunkten schwer zu geben. Jedenfalls repräsentieren die 12 Millionen Hektar Weideland ein sehr bedeutendes Aktivum. Die Menge des Hererovichs vor dem Aufstande zu schätzen, ist gleichfalls schwer, aber die anfangs 1903 veranstaltete amtliche Zählung ergab rund 50 000 Stück Großvieh, was zu einem Durchschnittswerte von 100 Mark pro Haupt 5 Millionen Mark Wert ausmachen würde. Es ist indes sicher, daß bei diesem ersten Versuch einer statistischen Aufnahme des Eingeborenenviehs ein sehr großer, vielleicht der größte Teil der Herden von den Hereros aus leicht begreiflichem Mißtrauen überhaupt nicht angegeben worden ist. Einigermaßen kannte man nur, was in der Nähe der Regierungsstationen vorhanden war; alle Posten, die östlich vom großen Omuramba in der sogenannten Omaheke existierten — und dort war sehr viel Vieh —, konnten gar nicht zur Aufnahme gelangen. Hierzu kommt noch die gesamte Menge des Kleinviehs, für die überhaupt keine Schätzung gegeben werden kann: es können ebensogut 100 000 Stück gewesen sein, wie das Doppelte oder Dreifache. Alles in allem genommen, war die Schätzung von 10 Millionen Mark für den Wert allein des Hererovichs vor dem Aufstande wohl zu gering. Demgegenüber haben die Vernehmungen der Hilfeleistungskommission, die von Anfang an auf die Ermittelung der Verschuldung der Hereros mit abzielten, das sehr bemerkenswerte Ergebnis gehabt, daß Forderungen lebender wie ermordeter Personen gegen die Hereros überhaupt nicht mehr als für etwa 700 000 Mk. vorhanden waren. Eine Verschuldung der Hereros, die selbst bei vorsichtigster Berechnung noch innerhalb der Grenzen von wenigen Prozenten vom Werte des Stammesvermögens bleibt, wird an sich keinesfalls als bedenklich bezeichnet werden können. Überhaupt wird diese Ziffer geeignet sein, die vielfach verbreiteten übertriebenen Vorstellungen

von der Ausraubung und Auswucherung der Hereros durch die Händler auf das richtige Maß zurückzuführen. Man muß dabei auch noch berücksichtigen, daß der Viehbestand der Hereros im ganzen genommen nach dem großen Schlage der Rinderpest von 1897 wieder in gesunder und kräftiger Vermehrung begriffen war. Der Rinderreichtum der größeren Häuptlinge zählte bereits wieder nach tausenden und der der wohlhabenden Großleute mindestens nach hunderten von Stücken.

Wenn trotzdem in der öffentlichen Meinung die falsche Vorstellung von einem allgemein vorhandenen Händlerunwesen und von der rücksichtslosen Ausplünderung des Stammes entstand, so geht das darauf zurück, daß sich sowohl die Viehverkäufe als auch die Landabtretungen durchgehends in dem von der Eisenbahn durchschnittenen Gebiet und in der unmittelbaren Nähe der Missions- und Militärstationen häuften, wo auf der einen Seite die materiellen Bedürfnisse und das Verlangen der Eingeborenen nach europäischen Handelsartikeln infolge der starken Beeinflussung durch die Weißen höher entwickelt waren und auf der anderen Seite jedes Beispiel eines daher rührenden Vermögensverfalls zur Anschauung und zur manchmal übertriebenen Darstellung gelangte. Auch die Entschädigungskommission ist anfänglich an diese Seite ihrer Arbeit mit der Vorstellung gegangen, daß sich eine größere Reihe unerfreulicher Bilder entwickeln würden, aber schließlich stießen die Ermittelungen in der Frage der Händlerübergriffe doch immer wieder auf denselben ziemlich engen Kreis von Personen, dem wirklich ein Verschulden zuzuschreiben war, nachdem die große Mehrzahl der belasteten Händler von den Hereros ermordet war. Auch von dieser Seite her zeigt sich also das Gesamtbild der wirtschaftlichen Situation Südwestafrikas vor dem Aufstande keineswegs als mit tiefer greifenden ungesunden Zügen behaftet.

So beschaffen war der wirtschaftliche Stand des Landes in der letzten Zeit vor dem Ausbruch des großen Eingeborenen-Aufstandes. Man sieht, mit welcher Naturnotwendigkeit und Stärke die Verhältnisse überall auf Viehzucht und Farmwirtschaft hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drängten. Auch der kaufmännische Beruf hatte die deutliche Tendenz, in Viehzuchtbetriebe größeren Maßstabes überzugehen. Das gesamte Wirtschaftsleben der Kolonie war beherrscht von dem Wunsch nach Kapitalsanlage und Kapitalverzinsung in der Viehzucht! Die Knappheit an Barmitteln kam dieser Entwicklung entgegen, hatte sie zum Teil auch selbst erst veranlaßt, aber sie war nicht das bestimmende Motiv. Auch wenn es reichlicher Bargeld im Lande gegeben hätte, wäre die Anlage des Betriebsgewinns in der Viehwirtschaft das durch die Verhältnisse Gebotene gewesen.

Trotz augenblicklicher Stockungen, die durch die Knappheit der baren Umlaufsmittel bedingt waren, und trotz der starken Inanspruchnahme von Kredit mußte man die südwestafrikanische Wirtschaft vor dem Aufstand nach dieser Richtung hin als in ganz gesunder Entwicklung befindlich ansehen. Durch wirkliche Schwierigkeiten war sie freilich von zwei anderen Seiten her eingeengt. Die eine Schwierigkeit bestand in dem Mangel an Land. Wir sahen, mit wie großen Flächen die Farmwirtschaft in Südafrika rechnen muß. 10 000 ha, 100 qkm, sind erst eine Normalfarm. Zur Zeit, als ich die Verhältnisse von Südwestafrika kennen lernte, einige Monate vor dem Aufstand, erschienen als das akutere Problem nicht so sehr die Maßregeln zur Bereitstellung von mehr Land, wie die Vergrößerung der nutzbaren Wirtschaftsfläche durch Aufschließung von neuem Wasser. Mit den Eingeborenen, glaubte man, würde die Sache nicht so große Schwierigkeiten haben. Damit, daß die Landgesellschaften vermöge ihrer unerschütterlichen Position bei den maßgebenden Stellen in Berlin auch fernerhin als hindernde Klötze im Lande daliegen würden, hatte sich die öffentliche Meinung in der Kolonie notgedrungen abfinden müssen. Der Plan der Verwaltung, durch die Teilung des Hererolandes in ein größeres verkäufliches und ein kleineres unverkäufliches Gebiet die Frage des Überganges von Eingeborenengrund in die Hände der Weißen ein weiteres Stück zu fördern, wurde durchweg gut geheißen, aber einer akuten Gefahr von dieser Seite her versah man sich in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breiteren Schichten der Bevölkerung wenig. Das geht z. B. daraus hervor, daß noch kurz vor dem Aufstand im Windhuker Bezirksverein die Neuaufstellung einer Gebirgsbatterie im Lande kritisiert wurde und die Mehrheit sich sogar unbedenklich dahin aussprach, es sei allmählich an der Zeit, die militärisch organisierte Schutztruppe in eine der Zivilverwaltung direkt zur Verfügung stehende Polizeitruppe umzuwandeln. Dem gegenüber war das Gouvernement immer noch ein gut Teil bedenklicher, und der Gouverneur betonte im Verlauf der Erörterung über die Reservatsfrage ausdrücklich, daß mit Ausnahme des Reservats von Otjimbingue die Besprechungen über die Reservatsbildung für das Hereroland vorläufig nur einen grundsätzlichen Charakter trügen und mit der wirklichen Grenzfestsetzung der geplanten Reservate von Okahandja, Omaruru usw. noch gewartet werden solle. Wie tief bei den Hereros die Besorgnis vor dem drohenden Verlust ihres Landbesitzes bereits ging und wie stark die Partei war, die der unbedenklich verschwenderischen Landverkaufspolitik des Oberhäuptlings Samuel entgegengesetzt gesinnt war, das sollte allerdings erst durch den Aufstand klar werden. In Wirklichkeit war der Mangel an Land für die endlich in rascheren Gang kommende Besiedlung noch viel bedenklicher, als man sich damals selbst in der Verwaltung klar machte. In den Jahren 1900 bis 1903 sind allein im Norden der Kolonie über hundert neue Wirtschaften gegründet worden, zum Teil durch formell abgeschlossene Käufe von der Regierung und von den Eingeborenen, zum Teil auf dem Wege der einfachen Niederlassung im Hererolande mit oder ohne vorläufiges Abkommen mit irgend einem Kapitän über die Besitzfrage, und vorerst mehr in den Formen des Handelsbetriebes zur Anschaffung des notwendigen Stocks Vieh. Gewöhnlich aber setzten sich die Händler, die Farmen wollten, gleich an einem solchen Platz fest, der ihnen für später auch als Farmgrundstück erwünscht war.

Als die zweite Schwierigkeit, die sich für einen raschen Weitergang der Besiedlung der Kolonie erhob, haben wir den Mangel an Vieh kennen gelernt. Als es sich Ende 1903 darum handelte, für

die zehn Familien, die als erster Versuch der neuen Methode mit staatlicher Unterstützung durch die Ansiedlungskommission im Grootfonteiner Bezirk angesetzt werden sollten, das notwendige Muttervieh zu beschaffen, stellte ich nach verschiedenen Seiten hin Erkundigungen über die vorhandenen verkäuflichen Bestände an, aus denen der Bedarf gedeckt werden konnte. Es zeigte sich, daß einige größere Firmen zusammen über mehrere hundert Stück junge, zur Zucht brauchbare Mutterrinder verfügten, und außerdem wäre auch noch einiges bei den Händlern selbst und bei einigen Farmern zu bekommen gewesen. Ich glaube aber nicht, daß es Ende 1903 möglich war, im ganzen Norden tausend Stück junge Kühe von Kaufleuten, Händlern und Farmern ohne Schwierigkeiten und ohne erhebliche Preissteigerung anzukaufen. Der Bestand hätte also damals etwa nur für 20—30 neue Ansiedlerfamilien auf einmal genügt. Derjenige Zeitpunkt, zu dem eine größere Anzahl von Farmern nach voller Bestockung ihres Weidelandes aus ihren eignen Beständen an Zuchtvieh etwas abgeben konnten, war noch nicht so nahe, da die große Mehrzahl der Farmwirtschaften noch sehr jung, viele ganz im ersten Anfangsstadium des Betriebes waren. Der Ausfuhrzoll für Muttertiere, den das Gouvernement auf Rinder legte, die zu Schlachtzwecken nach der Kapkolonie exportiert werden sollten, war also eine vollkommen berechtigte Maßregel.

Trotz dieser Schwierigkeiten hätten die Zustände sich mit großer Wahrscheinlichkeit ohne die Katastrophe des Aufstandes in gedeihlicher Weise entwickelt. Indem die Regierung durch die Gründung der Ansiedlungskommission ihren Entschluß bewies, fortan größere staatliche Mittel für die Besiedlung des Landes aufzuwenden, war für eine Reihe von Jahren wieder ein etwas stärkerer Zufluß von Barmitteln in die Kolonie zu erwarten, und die Geschäftsstockung, die 1903 bestand, wäre dadurch leicht gehoben worden. Eine übermäßige Beschleunigung mit dem Ansetzen neuer Ansiedler war garnicht erforderlich; einige Dutzend Familien im Jahr wären vollkommen ausreichend gewesen. Die Viehbestände der Hereros, das vorläufige Hauptreservoir, waren, nachdem der schlimmste in-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folge der Rinderpest eingetretene Tiefstand schon wieder überwunden war, trotz aller Verkäufe und trotz der Kreditwirtschaft der Händler außer an den Haupthandelsplätzen im Lande in guter Vermehrung begriffen, und ebenso mußte nach einigen Jahren die weiße Farmwirtschaft anfangen, Muttervieh abzustoßen. Wichtig war damals vor allen Dingen die Frage der Wasserbeschaffung, der Bohrungen und der kleinen Farmdämme. Auch in dieser Beziehung war aber ein großer Fortschritt in Vorbereitung: es sollte ein besonderes Wasseramt für die Kolonie gegründet und dem Ingenieur Alexander Kuhn, der für das kolonialwirtschaftliche Komitee die Arbeiten der sogenannten Fischflußexpedition geleitet hatte, unterstellt werden. Nur noch eine kurze Reihe von Jahren, und das Aufblühen der Kolonie hätte seinen Anfang genommen. Der Bau der Otavieisenbahn nach den Kupferminen im Norden war beschlossene Sache und schon in Angriff genommen; die Kupfererzlager bei Otjisonjati waren gleichfalls bereits im Abbau, und für die Lagerstätte von Gorob im Kuisebgebiet bestand die Hoffnung, Kapital zum Beginn der Vorarbeiten zu gewinnen. Worauf es noch ankam, war die Schaffung einer fest organisierten und mit genügenden Mitteln ausgestatteten Zentralstelle für die Bearbeitung aller wirtschaftlichen Fragen beim Gouvernement, zur einheitlichen Leitung des Besiedelungswerks vom äußersten Süden bis zur Ovambogrenze. Das sollte die von der Kolonialverwaltung nach dem Vorbild des englischen Südafrika beschlossene Ansiedlungskommission sein. Die oberste und entscheidende Voraussetzung für alles, für den Fortschritt der gegenwärtigen und das Emporwachsen der zukünftigen Wirtschaften, war aber die Landfrage. Es blieb eben dabei, daß jede neue Farmwirtschaft neue 10 000 ha brauchte und daß entsprechende Mengen von Land der Regierung nur noch in weiter Entfernung von den damaligen wirtschaftlichen Zentren der Kolonie zur Verfügung standen. Die Besitzer in den bevorzugten Ansiedlungsrayons waren nicht die Regierung, sondern die Eingeborenen und die Gesellschaften. An die Gesellschaften hatte man seinerzeit ohne Garantie für die Erfüllung der von ihnen übernommenen

Aufgabe das Land fortgeschenkt und den Eingeborenen hatte man die Waffen gegeben, um ihr Land, das sie von früher her besaßen, zu verteidigen, sobald es ihnen gefährdet erschien. An diesem doppelten Fehler ist unsere Kolonialpolitik in Südwestafrika gescheitert.

Neuntes Kapitel.

Aufstand und Zerstörung.

Nichts ist begreiflicher, als daß sich nach dem plötzlichen und unvermuteten Ausbruch des Unglücks in Südwestafrika die Mutmaßungen und Äußerungen über die Ursachen des Geschehenen zunächst mehr in der Richtung des Zusammentragens und Kritisierens von nebensächlichen und äußeren Umständen bewegten, als daß sie den eigentlichen Kern der Sache trafen: die falsche Eingeborenen- und Landpolitik der Regierung in den ersten Jahren nach der Erklärung der Schutzherrschaft. Die wirtschaftlichen Momente geringerer Ordnung, die für den Ausbruch des Aufstandes mit von Bedeutung gewesen sind, haben wir bereits in dem bisherigen Verlauf unserer Darstellung kennen gelernt und auch schon betont, daß die vorgekommenen Übergriffe von Händlern, die Verluste an Vieh, welche die Hereros durch die Eintreibung der Außenstände erlitten, samt der ganzen Verschuldung des Stammes, in Wirklichkeit für den Eintritt der Katastrophe eine viel geringere Bedeutung gehabt haben, als man das während der ersten Zeit nach dem Aufflammen des Aufstandes in Deutschland anzunehmen geneigt war. Einen größeren Schaden hat hier nur die Kreditverordnung vom Juli 1903 angerichtet, durch die mit einem Mal alle Viehschulden der Hereros an die Händler für die von diesen gelieferten Waren in Jahresfrist fällig wurden. Für diese Wirkung der in Berlin beschlossenen Maßregel lehnt Leutwein mit Recht eine Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

antwortung ab. Wenn wir nun jener ersten oberflächlichen Auffassung gegenüber, die bisher über die Ursachen der Erhebung überwiegend geäußert worden ist, vielmehr betonen, daß ein sehr viel größeres, ja im Grunde sicher das einzig entscheidende Motiv für das Aufkommen einer entschlossen deutschfeindlichen Partei unter den Hereros das unaufhaltsame Vordringen der weißen Ansiedelung in ihrem Stammesgebiet und der fortgesetzte Übergang ihres Landes in den privatrechtlichen Besitz der Weißen war, so ist als erstes Dokument hierfür ein Brief mehrerer Hererogroßleute vom weißen Nosob an den Gouverneur, der im Jahre 1901 durch Vermittlung des Missionars Lang von Otjihaenena nach Windhuk gesandt wurde und der bei Leutwein abgetruckt steht, für die Entwicklung der Verhältnisse so charakteristisch, daß ich ihn vor allen Dingen im Wortlaut hierhersetze:

Otjihaenena, d. 19. August 1901.

„Sehr geehrter Herr Gouverneur!

Soeben kommen die unterzeichneten Herero-Großleute zu mir und bitten mich, Euer Hochwohlgeboren folgendes mitzuteilen: Kayata von Okatumba erzählt, daß um Ostern 1900 ein Ansiedler, Herr Westphal, nach Okatumba gekommen sei und habe sich dort ein kleines Pfahlhaus gebaut und darin einen kleinen Store eröffnet. Jetzt habe er vor etwa fünf Wochen angefangen ein Haus aus Lehmsteinen zu bauen. Er wie auch Muambo hätten ihm dieses verboten, weil er kein Eigentum habe; aber Herr Westphal habe sich gar nicht daran gekehrt. Sie könnten Herrn Westphal in Okatumba keine Heimstätte geben, da der Platz ihnen und ihren Kindern bleiben solle, da sie denselben seit 1893 bewohnten, auch seien sie in dieser Zeit nicht nach anderen Plätzen gezogen. Die Handlungsweise hätte ihn mit veranlaßt, die andern Großleute zu einer Beratung zusammenzurufen. Da sie nun niemand hätten, der die deutsche Sprache gut verstände und

schreiben könnte, so seien sie zu ihrem Missionar gekommen, damit derselbe Euer Hochwohlgeboren obiges und noch folgendes schreibe.

Vorige Woche ist ein Herr Stöpke hier angekommen und dieser hat uns gesagt, er habe den Platz zwischen der Farm des Herrn Conrad in Orumbo und der Farm des Herrn Schmerenbeck in Ommadjereke von der Bezirkshauptmannschaft in Windhuk gekauft und verlange daher, daß Mbaratjo mit seinen Leuten, welche auf demselben wohnen, von dort wegziehen sollen. In Otjivero wohnt Herr Heldt, welcher nun schon drei Jahre dort wohnt und sucht den Platz auf allerlei Art und Weise zu kaufen. In Okamaraere gegenüber von Orumbo wohnt Herr Wosidlo, in Omitara wohnt Herr Eilers und in Okahua hat sich in diesen Tagen Herr v. Falkenhausen niedergelassen. Orumbo ist dahin, Ommadjereke und Otjipaue ist an Herrn Schmerenbeck übergegangen und Otjituesu an die Herren Voigts. Dieses ist aber nicht von uns geschehen, sondern von Samuel Maharero.

Aber nun geehrter Herr Gouverneur, wo sollen wir bleiben, wenn u'nser ganzer Fluß und alles Land uns abgenommen wird? Anbei legen wir ein Verzeichnis aller Werften, welche im Gebiete von Otjituesu bis Omitara liegen. Diese alle tränken ihr Vieh im weißen Nosob. Und so fragen wir nochmals, wo sollen alle diese Leute hin?

Wir sehen mit Entsetzen, wie ein Platz nach dem andern in die Hände der Weißen übergeht, und wir bitten daher unsern geehrten Herrn Gouverneur untertänigst, doch keinen weiteren Verkauf hier im Gebiete des weißen Nosob zu genehmigen . . . ."

Dieser Brief bietet ein förmliches Schulbeispiel für die Wirkung des Besitzes der Landgesellschaften in der Besiedelungsfrage dar. Die ganze von den Hereros aufgezählte Reihe von Farmen lag auf Hererogebiet am weißen Nosob oder in der Nähe des Riviers längs der Nordgrenze des Konzessionslandes der Siedelungsgesellschaft auf einer Strecke von etwa 70 km unmittelbar östlich von Windhuk. Die Farmer wollten natürlich so nahe wie möglich an das Wirtschaftszentrum des Landes heran, aber da die Landpreise der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaft für sie nicht erschwinglich waren, so staute sich die ganze Kette der Niederlassungen an der Grenze des verschlossenen Gebiets auf dem Grund und Boden der Hereros. Auf ähnliche Weise bildete westlich von Windhuk zwischen Barmen und Otjimbingue der Swakop, der das Hereroland von dem Gebiet der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika trennt, die Grenze zwischen dem besiedelten und dem unbesiedelten Lande. Am Nosob wie am Swakop zog sich auf Hererogebiet Farm an Farm in zusammenhängender Reihe hin, während auf dem angrenzenden Gesellschaftslande entweder überhaupt nichts von Besiedelung vorhanden war oder hier und da einmal ein einzelnes verkauftes Stück, eine Pachtung als Not-Auskunftsmittel der Ansiedelungslustigen, oder eine in eigener Regie der Gesellschaft bewirtschaftete Farm. Ohne diese unglücklichen Verhältnisse wären zu der Zeit, als der Aufstand ausbrach, nicht nur die ursprünglichen, an die Siedelungsgesellschaft fortgeschenkten Kronländereien bei Windhuk als zusammenhängender Block besiedelt gewesen, sondern auch das Hineindrängen der Ansiedler in die Hererogebiete, das die eigentliche Wurzel des Aufstandes ausgemacht hat, wäre lange nicht in dem Grade zur Geltung gekommen.

Als im Gefecht von Onganjira am 9. April 1905 die Kampflinien der Deutschen und der Hereros in unmittelbarer Rufweite aneinander waren, hörte man auf der feindlichen Seite hinter den Massen der Kämpfer den stets wiederholten Kriegsgesang der Weiber: „Wem gehört Hereroland? Uns gehört Hereroland! Uns gehört Hereroland!“ Die Landfrage bildete den Untergrund, auf dem sich die ganze wachsende Abneigung unter den Hereros gegen die deutsche Herrschaft erhob. An diesen Anlaß zur Unzufriedenheit kristallisierte sich alles übrige an: die Übergriffe der Händler, die Eintreibung der Viehschulden, die Erbitterung über allerlei Einzelvorfälle, Tötung von Hereros durch Weiße, Rücksichtslosigkeiten einzelner Ansiedler und Beamten usw. Trotzdem mußte zu einem derartigen akuten und gewaltsamen Ausbruch, wie die Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hebung von Januar 1904, erst eine ganze Reihe von unglücklichen Einzelheiten zusammentreffen.

Der Ausbruch bei den Hereros.

Anfang März 1904 hat der Oberhäuptling Samuel Maharero an den Gouverneur, auf dessen Frage, was ihn zur Erhebung des Aufruhrs veranlaßt hätte, einen sehr interessanten Brief geschrieben. Der Inhalt dieses Schreibens ist andeutungsweise in dem Leutweinschen Buch (S. 512) wiedergegeben. Leutwein trug dort Bedenken, den ganzen Wortlaut abzudrucken, weil er bisher nirgends veröffentlicht worden sei. Der Brief ist aber in Südwestafrika auch in privaten Kreisen längst seinem vollen Wortlaut nach bekannt, und es kann nur als ein Zufall bezeichnet werden, daß er bisher nirgends zum Abdruck gelangte. Er lautet:

Otjisonjati, den 6. März (1904).

An den großen Gesandten des Kaisers,
Gouverneur Leutwein.

Deinen Brief habe ich erhalten, und ich habe gut verstanden, was Du mir und meinen Großleuten geschrieben hast. Ich und meine Großleute antworten folgendermaßen: Der Anfang des Krieges ist nicht jetzt in diesem Jahr durch mich begonnen worden, sondern er ist begonnen worden von den Weißen; wie Du weißt, wie viele Hereros durch die weißen Leute, besonders Händler, mit Gewehren und in Gefängnissen getötet sind. Und immer, wenn ich diese Sache nach Windhuk brachte, immer kostete das Blut meiner Leute (nicht mehr, als) *) einige (Stück) Kleinvieh, nämlich fünfzig oder fünfzehn. Die Händler vermehrten die Not noch in der Weise, daß sie aus sich selbst meinen Leuten auf Borg gaben. Nachdem sie so getan, raubten sie sie aus, bis sie soweit gingen, sich bezahlen zu lassen, indem sie für 1 Pfund (Sterling) Schuld zwei oder drei Rinder gewaltsam wegnahmen. Diese

*) Die eingeklammerten Worte sind zum Verständnis des Zusammenhangs in der Übersetzung ergänzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dinge sind es, die den Krieg in diesem Lande erweckt haben.

Und jetzt in diesen Tagen, da die Weißen sahen, daß Du, der Du Frieden mit uns und Liebe zu uns hast, (nicht da warst), da begannen sie uns zu sagen: Der Gouverneur, der euch lieb hat, ist in einen schweren Krieg gezogen, er ist tot, und weil er tot ist, werdet ihr auch sterben. Sie gingen soweit, daß sie zwei Herero des Häuptlings Tjetjo töteten, bis Leutnant N. anfing, meine Leute im Gefängnis zu töten. Es starben zehn, und es hieß, sie seien an Krankheit gestorben, aber sie starben durch die Arbeitsaufseher und durch die Knüttel. Zuletzt fing Leutnant N. an, auch mich schlecht zu behandeln und eine Ursache zu suchen, wegen deren er mich töten könne, indem er sagte: die Leute von Kambasembi und Uanja machen Krieg. Da rief er mich, mich zu befragen. Ich antwortete wahrheitsgemäß, nämlich „nein". Aber er glaubte nicht. Zuletzt setzte und verbarg er in der Schanze (Feste) Soldaten in Kisten **). Und er rief mich, damit wenn ich käme, er mich erschieße. Ich ging nicht hin; ich merkte, (die Absicht), und deshalb entfloh ich. Darauf schickte Leutnant N. Leute mit Gewehren, mich zu erschießen. Darüber wurde ich zornig und sagte: „Jetzt muß ich die Weißen töten, (sei es selbst, daß) ich sterbe." Denn daß ich sterben sollte, habe ich gehört von einem Weißen mit Namen X. . . . .

Ich bin der Häuptling Samuel Maharero!"

Dieses Schriftstück ist merkwürdig durch das, was darin steht, wie durch das, was nicht darin steht. Kein Wort über den Punkt, der die Kapitäne und Großleute außer Samuel in der letzten Zeit vor dem Kriege tatsächlich am meisten beunruhigt und erregt hat: die Reservats- und Landfrage. Das ist sehr begreiflich, denn Samuel hatte selbst ein Interesse daran, daß die Reservatsabgrenzung zustande kam, und zwar so, daß die Grenzen des unveräußerbaren Hererolandes möglichst enge, die des veräußerbaren möglichst weit gezogen wurden. Dieser sein Standpunkt trat in den Verhandlungen

**) Bezieht sich wahrscheinlich auf die den Hereros zunächst unverständliche Verwandlung vieler Civilisten durch die Einziehung der Reserve und die militärische Einkleidung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Windhuk über das Reservat, vor dem Aufstand der Bondelzwarts, deutlich hervor. Er wollte viel verkaufbares Stammesland frei behalten, um seiner verschwenderischen Gewohnheiten und um seiner massenhaften Schulden bei Kaufleuten und Händlern willen. Darum steht in dem Briefe nichts über die Verminderung des Hererolandes durch den Übergang in weiße Hände, d. h. den Punkt, der die anderen Kapitäne, Uanja, Assa Riarua, Kajata, Katjihenge vor allen, mit so großem Mißmut und Mißtrauen erfüllte und ihre Überzeugung stets von neuem schärfte, daß dem Bestande des Hererovolkes Gefahr drohe.

Samuel beginnt mit der Behauptung, der Ursprung des Krieges liege weit zurück, und die Weißen, namentlich die Händler, hätten ihn begonnen, indem sie Hereros töteten, mit Gewehren und in Gefängnissen. In den letzten beiden Jahren vor dem Aufstande waren verschiedene Fälle von Tötung Eingeborener (Hereros, darunter auch eine Frau) durch Weiße, d. h. nach Hereroauffassung durch Händler, vorgekommen — Fälle, die teils zur gerichtlichen Verurteilung der Betreffenden zu Gefängnisstrafen geführt hatten, teils noch schwebten, oder kürzlich erst zur Anzeige gebracht worden waren. Wenn nun der Eingeborene zum „Trunk" (Gefängnis) verurteilt wird, so bedeutet das in der Regel auch seine Verwendung als Strafgefangener zur Arbeit im Regierungsdienst; man sieht die Gefangenen täglich unter Bewachung, bei schweren Fällen auch gefesselt, zur Arbeit gehen. Der verurteilte Weiße aber verschwindet hinter der Mauer des Gefängnisses, und wenn seine Strafe eine gewisse Zeitdauer überschreitet, so wird er zur Verbüßung nach Deutschland geschickt. Darum sagte der alte Kambasembi in Waterberg einmal in einem solchen Falle: „Ich soll wohl glauben, daß er Strafe bekommt, aber ich weiß wohl, ihr habt ihn doch nur nach Deutschland zu seiner Mutter geschickt!" In zwei Fällen war nun den Verurteilten außer der Gefängnisstrafe noch eine Entschädigung in Kleinvieh an die Hinterbliebenen der Getöteten auferlegt worden, und diese Buße bildete in den Augen der Hereros, die dem Gefängnis der Schuldigen mißtrauten, die einzige reale

Sühne. Daher Samuels Wort von den 50 und 15 Stück Kleinvieh.

Das Weitere in diesem Abschnitt bezieht sich dann auf die öfters erörterte Praxis des Feldhandels, die eine Anzahl Händler im Distrikt Okahandja befolgten. Wer die Hereros kennt, sagt aber trotzdem, daß Fälle wie jene ersteren, die Tötungen, schlimmer gewirkt haben, als noch so viele Beraubungen, denn sie flogen durchs ganze Volk und wurden mit Zorn in jedem Pontok von Omaruru bis Gobabis erzählt, während die Viehschulden nur die Wohlhabenden trafen. Beides indes kam bei den Hereros aufs selbe Konto: „Das tun uns die Händler!"

Sehr wichtig ist der zweite Teil des Briefes, in dem ausgeführt wird, daß Samuel und die Hereros geglaubt hätten, der Gouverneur sei tot, im Namalande gefallen. Daß dieser Glaube wirklich bestand, dafür bürgt die ganz bestimmte Aussage eines Missionars, den die Hereros vom Ausbruch des Aufstandes im Osten an bis Anfang März bei sich gehalten und kreuz und quer durchs Land mitgenommen haben: er habe von Anfang an die Leute untereinander reden hören: Majora ist tot (nach emer anderen Version von Hendrik Witbooi gefangen), und er sei Zeuge der ungeheuren Aufregung und Bestürzung gewesen, als ungefähr am 1. März die Nachricht ins Lager Samuels bei Otjisonjati kam: „Der Gouverneur ist in Okahandja". Wie ein aufgestörter Bienenschwarm seien die Leute durcheinander gelaufen, — dieselben Hereros, die es sonst verstehen und streng darauf halten, selbst in großer innerer Erregung keine Miene zu verziehen. Schließlich hätten dann die Kapitäne das Wort ausgegeben: „Majora ist auch nicht Mukuru, (eigentlich der Urvater, der Ahne, dann in dem von Missionswegen eingeführten Sprachgebrauch „Gott"), auch ihn kann eine Kugel treffen, wie jeden anderen." Dabei beruhigte sich dann die Menge, und das Wort blieb.

Daraus folgt die bedeutsame, auch sonst bezeugte und bekannte Tatsache, — wie sie ja deutlich auch in Samuels Brief hervortritt: daß die Hereros an der Person des Gouverneurs Leutwein soweit mit Respekt und Zuneigung hingen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß sie den Aufstand, zu dem sie sonst ja nach Samuels Ausführungen reichlich Grund zu haben glaubten, offenbar nicht angefangen hätten, wenn nicht die vermeintliche Kunde vom Tode des Gouverneurs, oder daß er Hendrik Witbooi in die Hände gefallen sei, zu ihnen gedrungen wäre. Behauptet worden ist damals unter den Hereros des Tjetjoo-Stammes, Hendrik Witbooi hätte das selbst geschrieben, und die Leute meinten dann: „Wenn Hendrik Witbooi Majora gefangen hat, so wird er ihn auch wohl tot gemacht haben. Das Land dort (d. h. das Namaland) ist so schlecht gewachsen (das Gelände ist so schwierig), daß die Truppe nicht hat kämpfen können, sie ist tot. Nur ein Leutnant (gemeint ist Franke), hat in Rehoboth gehört, daß alle tot sind und ist umgekehrt und nach Okahandja gekommen."

Hat Hendrik Witbooi wirklich einen solchen verräterischen Brief geschrieben? Hat es sich um ein sinnloses, zufälliges Gerücht gehandelt, eine „Storie", wie sie zu Kriegs- und Friedenszeiten hundertfach im Lande umherschwirren? Das kann jetzt niemand sagen, aber mag dem so oder so sein, — Samuel sagt mit klaren und dürren Worten — „der Händler X. . . . hat mir gesagt, daß ich sterben solle", und Weiße haben gesagt: „Euer Freund, der Gouverneur, ist tot, nun werdet ihr sterben (d. h. nun seid ihr in unserer, der Weißen Hand). Das Unheil mußte es auch so fügen, daß Ende Dezember, als der Gouverneur tief im Süden war, im Distrikt Gobabis zwei Vieh stehlende Hereros von einem Farmer erschossen wurden (das sind die beiden aus dem Tjetjoostamm, von denen Samuel (schreibt); daß in Okahandja ein Strafgefangener von einem eingeborenen (Herero-) Polizisten zu Tode geschlagen wurde, und daß in derselben Zeit dort noch mehrere Todesfälle im Gefängnis vorkamen. Das muß natürlich, sowie es die Herero nach Maßgabe der umherschwirrenden Gerüchte verstanden, die Aufregung und das Mißtrauen, die einmal da waren, noch geschürt haben.

Alle diese Dinge hätten keine Rolle gespielt und spielen können, — wenn nicht offenbar seit Jahr und Tag, seit es den Weiter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blickenden unter den Eingeborenen deutlich wurde, daß die Anwesenheit der Deutschen im Lande unabwendbar die deutsche Herrschaft, den Verlust der Freiheit und zuletzt auch den Übergang des Reichtums, des Landes und des Viehs, an die Deutschen bedeute — eine Kriegspartei unter den Hereros bestanden hätte, die sich auf den Besitz jener tausende von modernen Hinterladern und massenhafter Munition stützte, die von 1888 bis 1891 mit Erlaubnis der Regierung ins Land eingeführt wurden, um den Hereros auf diese Weise eine Unterstützung in ihrem Kampf gegen Witbooi zu gewähren. Diese Kriegspartei arbeitete, wie wir jetzt wissen, hauptsächlich mit der Befürchtung: die Deutschen nehmen uns das Land. In dieser Beziehung haben offenbar die Vorarbeiten für die Festlegung der Reservate auch noch verhängnisvoll gewirkt. Wenn nicht Samuel, so faßte doch die Gegenseite unter den Hererogroßen den ganzen Plan als den Anfang zu ihrer vollständigen Expropriation auf — der er ja gerade entgegen wirken sollte! Es wird von verschiedenen Zeugen versichert, daß der Distriktschef von Okahandja, derselbe Beamte, den Samuel beschuldigt, er habe ihn töten wollen, bei einer Besprechung mit den Hererogroßleuten in der Feste von Okahandja Drohmittel gebraucht habe, um sie für eine kleinere Bemessung des Reservats von Okahandja willig zu machen. Das geschah, als der Gouverneur bereits nach dem Sünden ging. Die Wirkung in dieser gespannten Situation kann man sich denken!

Außer ihrer Bewaffnung mit Hinterladern aus der Zeit Dr. Goerings besaßen die Herero auch noch Gewehre aus der Zeit vor der deutschen Einfuhrerlaubnis, die, wie seinerzeit erwähnt, ihnen durch Andersson und andere Jäger gebracht worden waren. Allzuviel wird aus jener Zeit aber kaum mehr brauchbar gewesen sein. Eine geringe Anzahl stammt auch aus den amtlichen Waffenverkäufen der Regierung. Außerdem ist es Tatsache, daß fortgesetzt Waffenschmuggel über die portugiesische und englische Grenze stattfand und daß auf diesem Wege namentlich die Munitionsvorräte der Eingeborenen ergänzt wurden. Diese müssen, nach dem Pa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tronenverbrauch der Hereros im Kriege zu schließen, sehr groß und von lange her aufgespart gewesen sein.

Der grundlegende Fehler unserer politischen Stellung in Südwestafrika war also der, daß die deutsche Autorität im Lande nicht von vornherein auf der praktischen Erfahrung und Überzeugung der Eingeborenen davon beruhte, daß die größere Macht bei uns und sie bedingungslos die Schwächeren seien; vielmehr beruhte sie hauptsächlich auf der persönlichen Autorität und Beliebtheit des Gouverneurs. Dem standen entgegen der Stolz und das Kraftgefühl der Hereros, die aus dem angeborenen Hochmut der Rasse und dem Besitz der Menge Waffen und Munition flossen, ferner die wachsende Besorgnis vor dem Verlust des Landes durch die fortschreitende weiße Besiedelung; der Reservatsplan; die fortgesetzt sich verschärfende Idee, zu Unrecht und gegen den ursprünglichen Sinn des Schutzvertrages Kamahareros aus dem ererbten und zu eigen besessenen Lande „verdrängt" zu werden; endlich die wachsenden Übergriffe der Feldhändler und einige ungeschickte Maßnahmen der Lokalverwaltung. In diese bereits aufs höchste kritisch gespannte Situation fiel nun noch Ende Dezember oder Anfang Januar die vermeintliche Nachricht: „Am Oranjefluß schießen die Engländer auf die Deutschen!" Daß diese Behauptung unmittelbar vor dem Ausbruch und während der ersten Wochen des Aufstandes unter den Hereros umgelaufen und fest geglaubt worden ist, weiß man jetzt durch bestimmte Bekundung von missionarischer Seite. Allen Versuchen des betreffenden gefangen gehaltenen Missionars, die Leute von der Verkehrtheit der Idee zu überzeugen, setzten sie die hartnäckige Versicherung entgegen: „Es ist doch so, die Engländer schießen auf die Deutschen." Man braucht nur zeitlich die Vorgänge im äußersten Süden und im Hererolande zu vergleichen, um zu begreifen, worum es sich hier handelt. Am 12. Dezember 1904 wurde Oberleutnant Böttlin mit seiner Bastardabteilung am Oranje im Kampfe gegen die aufständischen Bondelzwarts von diesen über den Fluß auf englisches Gebiet gedrängt und dort durch den Inspektor der Kap-Polizei, Woon, entwaffnet. Diese Tatsache, daß den auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutscher Seite fechtenden Bastards die Waffen abgenommen wurden, erschien den Eingeborenen natürlich nicht als das, was sie sein sollte, eine, allerdings rigorose und befremdliche, „Neutralitätsbekundung", sondern als feindseliger Akt. Indem die Nachricht weiter flog, verschärfte sie sich alsbald vom Waffenabnehmen bis zum Schießen, und sie ist es wahrscheinlich gewesen, die den Funken in das schon aufgeschlagene Pulverfaß warf! Sie erklärt auch jenen Brief des David Kaunjonjua aus Waterberg an unsere Buren in Grootfontein: „Ihr seid Engländer, und wir wollen mit für die Engländer sein, darum laßt uns in dieser schweren Zeit gegen die Deutschen zusammenstehen!"

Ist dies in den Grundzügen die Entstehungsgeschichte des Aufstandes, so weist sie den Durchschnittstypus solcher Katastrophen überhaupt auf: langandauernde Ansammlung von Zündstoff in der Tiefe, ohne daß die herrschende Klasse erfährt, was sich vorbereitet — und dann plötzliches Aufflammen der Lohe durch ein zufälliges, meist schwer zu entwirrendes und zu erkennendes Zusammentreffen an sich nebensächlicher, aber in ihrem Gegeneinanderwirken verhängnisvoller Umstände.

Viehverluste und Wirtschaftskrisis.

Die Wirkungen des Aufstandes war zunächst wirtschaftlich insofern verhängnisvoll, dals bei weitem der größte Teil des Viehs, das sich innerhalb oder in der Nachbarschaft des Aufstandsgebiets und in dem Besitz der weißen Ansiedler befand, von den Hereros geraubt wurde. Für den weiteren Gang der Ereignisse kam alles darauf an, ob es der Kriegführung gelang, dieses geraubte Vieh den Hereros ganz oder zum erheblichen Teil wieder abzunehmen, und außerdem durch Beutevieh aus dem früheren Besitz der Aufständigen selbst einen Ersatz für den auf jeden Fall erlittenen Schaden zu schaffen. In dieser Beziehung nahmen die Dinge bald eine sehr ungünstige Wendung. Solange der Gouverneur Leutwein und die alten afrikanischen Offiziere, v. Estorff, Franke, Volkmann und die übrigen alle, für die Operationen und die Gefechtsführung

maßgebend waren, war es für sie selbstverständlich, daß eben so sehr wie die Hereros selbst ihr Vieh den Zielpunkt der deutschen Kriegführung bilden mußte. Erstens war ja der Gegner, sobald ihm sein Vieh genommen wurde, überhaupt auf die Dauer existenzunfähig. Das wußten die Hereros sehr wohl, und darum haben sie sich auch stets und überall zum Kampfe gestellt, sobald für sie eine Gefahr vorlag, einen starken Verlust an Vieh zu erleiden. Außerdem aber war es den erfahrenen Afrikanern nur natürlich, daß selbst nach einem sonst siegreichen Kriege der wirtschaftliche Wiederaufbau der Kolonie den größten Schwierigkeiten begegnen mußte, wenn der Viehbesitz der Hereros samt den von ihnen geraubten Beständen der Ansiedler über den Kämpfen zu Grunde ging. Nicht nur die Hereros waren mit ihrer nationalen und wirtschaftlichen Existenz auf ihr Vieh angewiesen, sondern auch das ganze Land hat als Wirtschaftsgebiet für den Afrikaner nur solange und soweit Sinn und Zweck, als das nötige Vieh vorhanden ist, um die Weidevorräte zu nutzen und die weißen Ansiedler, die dort leben sollen, wirtschaftlich zu erhalten. Für die erste Zeit der Kriegführung, in der die afrikanischen Offiziere die Leitung hatten, war daher das Bemühen, unter allen Umständen von den Hereros Vieh zu erbeuten, durchaus die Regel. Beim Entsatz von Omaruru durch die Kompagnie Franke, im Gefecht von Otjihinamaparero unter Major v. Estorff und bei den Operationen im Norden unter Volkmann sind daher auch bedeutende Bestände an Rindvieh erbeutet worden, aber dieses Beutevieh aus der ersten Zeit des Krieges blieb dann für die Folge auch fast das einzige, das den Hereros abgenommen wurde. Mit dem Übergang des Kommandos an einen aus Deutschland gesandten General, der keine südwestafrikanische Erfahrung besaß und mit dem Land und seinem Wirtschaftsleben nicht verwachsen war, wie die alten Offiziere, kam diese Grundnote, die alle Kriegführung in Südafrika von jeher ausgezeichnet hat, die Rücksicht auf das Vieh, öfters in Fortfall. Den Standpunkt des neuen Kommandeurs in der Viehfrage teilten überwiegend auch die übrigen neu von Deutschland herüber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschickten Offiziere. Ganz im Gegensatz zu den alten Afrikanern mochte es vielen von ihnen als eine beinahe lächerliche und unwürdige Zumutung erscheinen, bei jeder kriegerischen Maßnahme ebensosehr nach dem Vieh des Feindes, wie nach dem Feind selbst zu fragen. Der Satz, der jedem Ansiedler, jedem Eingeborenen, jedem Buren und jedem alten Soldaten in ganz Südafrika sozusagen in Fleisch und Blut steckt, daß der Sieg über den Gegner weit weniger durch irgend welche Einkreisungen, erstürmten Stellungen, Nötigung zum Rückzuge und dergleichen bedingt ist, als neben den wirklichen Menschenverlusten durch die Abnahme von Vieh, das erschien dem nur für europäische Kriegführung ausgebildeten Offizier begreiflicherweise als sonderbar. Er war aber darum doch richtig, und weil die Kriegsleitung im südwestafrikanischen Aufstande nach dem Rücktritt Leutweins vom Kommando und nach dem allmählichen Verschwinden der alten Offiziere aus der Operations- und Gefechtsleitung ihn in der Regel vernachlässigte, ist fast das gesamte Vieh der Hereros, mit Ausnahme von wenigen tausend Beuterindern aus der ersten Zeit, zugleich mit den Beständen, die zu Anfang des Aufstandes geraubt waren, elend zu Grunde gegangen. Damit ist die Arbeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus in Südwestafrika unendlich viel schwieriger geworden, als sie jetzt wäre, wenn wir auch nur ein Drittel oder ein Viertel von jenem Rinderbestand, den die Hereros vor dem Kriege besaßen, für uns erbeutet und gerettet hätten. Die Entscheidung darüber, ob es noch gelingen würde, nennenswerte Bestände an Beutevieh von den Hereros zu bekommen, fiel mit dem Ausgang der Gefechte am Waterberg im August 1904. der Plan der deutschen Führung war, den Hereros durch einen konzentrischen Angriff einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Man rechnete auf eine so große Zahl von Gefangenen, daß schon vorher in Okahandja ein gewaltiger Kraal aus Dornbäumen und Stacheldraht, der Raum für die Unterbringung von 8000 Mann bot, hergestellt wurde. Auch der Tagesbefehl, der vor dem Gefecht ausgegeben wurde, sprach die bestimmte Erwartung aus, der Feind würde vernichtet werden. Diese Hoffnung

schlug aber infolge eines ungünstigen Zusammenwirkens verschiedener Umstände fehl. Wie wir uns aus dem Kapitel über die Beschreibung des Hererolandes erinnern, bildet der Waterberg zusammen mit seiner südwestlichen Fortsetzung, dem Okawaka- oder kleinen Waterberg, eine lange Mauer, die nur durch den Paß von Omuveroume, durch den das Hamakaririver hindurchtritt, unterbrochen ist. Unmittelbar am Fuß dieser Mauer liegen die Hauptquellen und die Militär- und Missionsstation Waterberg. Während der Gefechte am 11. August drangen die drei schwächsten deutschen Abteilungen, die unter Major v. Estorff, unter Major von der Heyde und die Hauptabteilung, bei der sich das Kommando befand, konzentrisch von drei Seiten gegen die zwischen dem Waterberg und dem Hamakaririver stehenden Hereros vor, während die Abteilung Deimling, die allein für sich an Kombattanten stärker war, als die drei übrigen Abteilungen zusammengenommen, am Fuß des Waterbergplateaus entlang von dem Omuveroumepaß her gegen den Platz Waterberg selbst vorstieß. Auf diese Weise geschah es, daß die Hereros zwar von der Station Waterberg vertrieben wurden, aber mit um so größerer Gewalt auf die schwachen, zum umfassenden Angriff von Süden und Osten her vorgegangenen Abteilungen fielen. Bei der schwächsten der deutschen Positionen, von der Heyde, die durch den verlustreichen Kampf am 11. August, wo sie am schärfsten unter allen Truppen mitgenommen wurde, noch schwer erschöpft war, gelang den Hereros der Durchbruch. Einen großen Teil ihres Viehs konnten sie in der Hast des Abzuges überhaupt nicht mehr mitnehmen; es blieb in der Gegend von Hamakari und Waterberg. Da aber, wie wir bei früherer Gelegenheit bereits sahen, nur wenige Wasserstellen in dieser Gegend ein unmittelbares Herankommen der Tiere zum Trinken gestatten und niemand da war, der sie tränkte, so gingen massenhaft Rinder durch Durst ein. Die Truppen waren teils durch die Kämpfe zu sehr erschöpft, teils ohne Verständnis für die Wichtigkeit der Erhaltung der Rinder, außerdem auch für den Versuch zur Verfolgung der Hereros am 13. August in Anspruch genommen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß niemand sich mit den Tieren beschäftigte. Da der stark erschöpfte Zustand der Truppe die Aufnahme der Verfolgung unmittelbar nach dem Durchbruch der Hereros mit der Hauptmasse ihres Viehs am 12. August unmöglich machte, so blieb die am 13. eingeleitete Verfolgung, was die Erreichung des Gegners und die Erbeutung von Vieh betraf, ergebnislos. Die Flucht selbst demoralisierte die Hereros aber noch viel mehr, als es die Notwendigkeit des Abzugs vom Waterberg bereits getan hatte, so daß auch bei ihnen von einer regelmäßigen Versorgung und Tränkung des eilig mitgejagten Viehs nicht mehr die Rede war. Der einzige Befehlshaber, der bei der Verfolgung von Waterberg aus seine Maßnahmen von vornherein mit auf die Erbeutung von Vieh anlegte und tatsächlich nach dieser Richtung auch den letzten bedeutenden Erfolg während des Feldzuges hatte, war wiederum Major v. Estorff. Was von dem Hererovieh nicht bei Waterberg und in den ersten Tagen der Flucht nach Osten verendet war, das kam in der Folge bei der später aufgenommenen Verfolgung ins Sandfeld hinein um. Anfang September gelang es den deutschen Truppen, mit der Hauptmasse der Hereros, die über den Omuramba gegen den oberen Eiseb zu geflohen war und sich dort für eine Weile gesetzt hatte, wieder Fühlung zu gewinnen. Noch hatten die Hereros, wie aus den Berichten über jene Unternehmungen hervorgeht, eine ziemliche Menge Vieh bei sich, aber natürlich bereits in einem sehr abgetriebenen und erschöpten Zustande. Beim Heranrücken der Truppen kam es nur noch an wenigen Punkten zu schwachem Widerstand. Die Hereros flohen nach zwei Richtungen hin, dem Eiseb- und dem Epukirosystem folgend, immer tiefer ins Sandfeld hinein und jagten ihre Rinder mit, solange diese sich fortschleppen konnten. Dabei blieb Tag für Tag mehr davon am Wege liegen, und schließlich gelangte Samuel Maharero mit dem letzten Rest seines Besitzes, etwas über 100 Stück, über das Kaukaufeld nach dem Ngamisee. Alles übrige Vieh ist bis auf vereinzelte kleine Trupps, die gelegentlich noch späteren Patrouillen mit in die Hände fielen, an Durst und Entkräftung zu Grunde gegangen, so daß zuletzt

von dem ganzen Vieh der Hereros nur etwas über 3000 Stück — wenige Prozente vom Wert des Viehverlustes der Ansiedler im Norden — als Beutevieh an die Geschädigten verteilt werden konnten.

Mit der Vernichtung der Viehbestände und der Verwandlung fast des ganzen Landes in einen Kriegsschauplatz schwand natürlich auch für die einheimische Bevölkerung alle Möglichkeit des Erwerbs. Die Ansiedler drängten sich in den wenigen militärisch gesicherten größeren Plätzen zusammen und mußten, da die meisten überhaupt nichts hatten retten können, soweit nicht die militärische Löhnung für die als Reservisten und Landwehrleute eingezogenen Personen reichte, aus öffentlichen Mitteln und aus in Deutschland gesammelten Spenden erhalten werden. Über die voraussichtliche Dauer des Kriegszustandes gaben sich die erfahrenern Afrikaner keiner optimistischen Auffassung hin. Zu aller andern Not kam noch die dauernde starke Inanspruchnahme der einzigen vorhandenen Eisenbahnverbindung von Swakopmund nach Windhuk durch die Transporte für den Krieg. Während sonst in Kriegszeiten wenigstens der handeltreibende Teil der Bevölkerung leicht einen Gewinn durch die vermehrte Truppenzahl und das starke Einströmen von Barmitteln gehabt hätte, kam jetzt auch das für die ersten anderthalb Jahre des Kriegszustandes in Wegfall, weil die Kaufleute nur einen ganz minimalen Betrag an Waren mit der Bahn heraufbekamen. Von den ausgeraubten Farmern wären viele in der Lage gewesen, durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen im Transportgewerbe von vornherein guten Verdienst zu haben, indem sie Frachten für die Truppen fuhren. Stattdessen wurden diese Kriegsfrachten während der ersten Zeit fast ausschließlich an Ausländer vergeben, wirkliche und sogenannte Buren, die mit den im Kapland gekauften Ochsen von dort herüberkamen. Seit dem Wechsel im Kommando bildete sich ein, wenn auch nicht unbegreiflicher, so doch bedauerlicher Gegensatz zwischen der neuen Truppenführung und der Ansiedlerbevölkerung heraus, der im wesentlichen darauf zurückging, daß die alten Ansiedler, die in der südafrikanischen

Luft die heimatliche Devotion verlernt hatten und überdies voll Erbitterung über die erlittenen Verluste waren, sich nicht recht in den straffen Kommandoton und in die Außerachtsetzung vieler Rücksichten auf die südafrikanische Erfahrung bei den neuen Offizieren fügen konnten. Erst allmählich bequemte sich das Kommando dazu, auch die Einheimischen zu den Transporten heranzuziehen, und ein bemerkenswerter Wechsel in der wirtschaftlichen Förderung und der Tonart gegenüber den Ansiedlern trat auf seiten des Kommandos mit der Übernahme der Geschäfte, erst im Etappenbezirk von Windhuk, dann im ganzen Land, durch den Oberst Dame 1905 ein.

Ein halbes Jahr nach dem Ausbruch des Hereroaufstandes im Juli 1904 trat die Entschädigungskommission unter dem Vorsitz des Oberrichters in Windhuk, Richter, auf Grund der Reichskanzlerverfügung vom 2. Juni 1904 zusammen. Die Aufgabe der Kommission war eine außerordentlich schwierige. Zwar ließ ihr die Instruktion des Reichskanzlers bei ihren Arbeiten einen ziemlich weit bemessenen Spielraum, aber an manchen Punkten war es doch deutlich erkennbar, daß man bei Abfassung dieser Regeln in Deutschland an eine bedeutend kürzere Dauer des Kriegszustandes gedacht hatte, als sich in Afrika allmählich herausstellte. Außerdem schloß die besondere Dringlichkeit der Verhältnisse ein allzu schematisches Vorgehen der Kommission von vornherein aus. Wir erinnern uns an die Darstellung des eigentümlichen Kreditsystems, das in gleicher Weise den Kaufmanns- und den Farmerstand umspannte und das seine letzte Rücklage in dem Vieh der Ansiedler wie der Eingeborenen besaß. Jetzt, wo diese Unterlage zerstört war, schwebten sowohl die Kreditforderungen innerhalb der Kolonie, als auch die Verschuldung der Kaufleute und Farmer bei den Lieferanten in der Heimat zum großen Teil in der Luft, und die Gefahr lag vor, daß, sobald erst ein jeder versuchte, aus der allgemeinen Katastrophe wenigstens einen Teil des Seinen durch Kündigung der Kredite zu retten, ein allgemeiner wirtschaftlicher Zusammenbruch erfolgte. In diese Gefahr griff die Entschädigungskommission kurz entschlossen mit Barvorschüssen an die Ansiedler noch vor Abschluß der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schadensermittlung im einzelnen ein. Sie besaß dazu prinzipiell die Ermächtigung des Reichskanzlers, mußte aber mit Rücksicht auf die Dringlichkeit der Umstände auch davon absehen, sich formelle Garantien geben zu lassen, daß die Vorschüsse, wie vorgeschrieben war, für den Wiederaufbau der zerstörten Anwesen verwendet wurden, denn von einem solchen Wiederaufbau konnte noch auf lange hinaus nicht die Rede sein. Dagegen kam alles darauf an, den Leuten zu ermöglichen, daß sie ihren Kreditverpflichtungen wenigstens teilweise nachkommen und außerdem mit dem erhaltenen Vorschuß sich einen neuen vorübergehenden Erwerb gründen konnten. Auf diese Weise ist es gelungen, mit einem verhältnismäßig sehr geringen Betrag, etwa 300 000 Mark Schuldentilgung, den kritischen Moment, in dem der allgemeine Zusammenbruch und die Masse der Konkurse drohten, zu überwinden. Daß es damals im Sommer 1904 nicht zu einer allgemeinen Zahlungseinstellung im Schutzgebiet und zu einer totalen finanziellen Katastrophe gekommen ist, haben im kritischen Augenblick die Bereitstellung der ersten Hilfeleistungs- wir einzig und allein dem Umstande zu danken, daß unmittelbar rate von zwei Millionen Mark durch den Reichstag erfolgte und die Kommission sofort mit der Auszahlung von Vorschüssen vorging. Fast alle größeren Firmen waren im Augenblick auf der einen Seite ihren Gläubigern in Deutschland gegenüber zahlungsunfähig, auf der andern Seite selbst der Möglichkeit beraubt, von ihren Schuldnern im Lande, die teils ermordet, teils besitzlos geworden waren, Geld zu bekommen. Dazu kam die allgemeine Handelssperre durch die Beschlagnahme der Eisenbahn für Militärtransporte und die weitgehende vorläufige Ausschließung der einheimischen Ansiedler von den Transporten für die Militärverwaltung. Der verhältnismäßig geringe Betrag an Barmitteln, der von der Bewilligungssumme des Reichstags zu Abzahlungen verwendet worden ist, hat hingereicht, um den allgemeinen Kredit solange aufrecht zu erhalten, bis der zum Stillstand gekommene wirtschaftliche Blutumlauf im Lande durch die allmähliche teilweise Freigabe der Eisenbahn für den Handel und das Eintreten der einheimischen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

völkerung in das Transportgewerbe wieder begann. Trotz der totalen Vernichtung des größten Teils der vor dem Aufstande vorhandenen Kreditunterlagen kam es in Südwestafrika zu keinem einzigen größeren Konkurs infolge des Aufstandes, eine Tatsache, die in Anbetracht der Verhältnisse geradezu als erstaunlich bezeichnet werden muß. Das ganze Verdienst daran, die Kommission im entscheidenden Augenblick von der Notwendigkeit eines solchen unbedenklichen Vorgehens überzeugt zu haben, gebührt ihrem ersten Vorsitzenden, dem leider so früh verstorbenen Oberrichter Richter. Wenn irgend einem, so ist das Land diesem Mann einen tiefen Dank schuldig. Als ich wenige Monate nach dem Beginn der Kommissionsarbeiten sein Nachfolger im Vorsitz wurde, waren die Grundsätze für unsere Tätigkeit festgelegt, und es handelte sich nur noch darum, die Arbeit mit gewissenhaftem Verständnis in den von Richter gewiesenen Bahnen zu halten.

Eingeborenenpolitik im Kriege.

Durch den Aufstand war von den Betriebsmitteln der südwestafrikanischen Wirtschaft das wichtigste, der Viehbestand, mit Ausnahme der beiden Nordbezirke so gut wie vernichtet. Auch der Verlust des zerstörten Wirtschaftsinventars war für die Ansiedler schmerzlich, aber da es sich hier bei dem geringen Alter der meisten Betriebe und der Kärglichkeit des vorhandenen Kapitals meist doch nur um ziemlich primitive Anlagen handelte, so konnte man diese Verluste für erträglich halten. Für die Wiederbeschaffung von Vieh war es von vornherein klar, daß sie nur mit Hilfe von Import aus dem Auslande, dem britischen Südafrika und eventuell noch Argentinien, möglich sein würde. Diese Aufgabe gehörte aber ganz der Zeit nach Beendigung der Unruhen, denn die Versuche einzelner Farmer, meist in der näheren Umgegend von Windhuk, unter unmittelbarem militärischem Schutz ihre alten Wohnsitze wieder zu beziehen (etwa von Anfang 1905 ab), zeigten deutlich genug, daß die Wiederaufnahme eines Betriebs noch während des Kriegszustandes für den Besitzer eine sehr große wirtschaftliche und per-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sönliche Gefahr und für die Truppe eine außerordentliche Belastung durch die Bereitstellung von Schutzkräften bedeutete. Das nächstwichtigste Betriebsmittel aber neben dem Grund und Boden und neben dem Vieh waren die Eingeborenen. Es ist nicht möglich, in Südafrika eine Farmwirtschaft ohne eingeborenes Personal zu betreiben, erstens weil sich weiße Hilfskräfte in ausreichender Zahl sich viel zu teuer stellen würden, und zweitens, weil ein Weißer niemals in ähnlicher Weise für die Bewachung des Viehs und für die übrigen wirtschaftlichen Verrichtungen im Felde geeignet sein wird, wie ein Eingeborener. Von den eingeborenen Stämmen Südwestafrikas bemerkten wir bereits bei der Beschreibung des Landes, daß der volkreichste von allen, die Ovambos, nur als Wander- oder Saisonarbeiter für die privaten und öffentlichen Betriebe im nördlichen Teil des Landes in Betracht kommen. Über die Hottentotten geht das Urteil meist dahin, daß sie wirtschaftlich im weiteren Sinne unbrauchbar sind und insofern kein Interesse an der Erhaltung der Rasse besteht. Der Hottentotte ist tüchtig als Jäger, Spurenfinder, persönlicher Diener, eingeborener Soldat und dergleichen, aber er ist vollkommen untüchtig in aller Wirtschaft. Wir erinnern uns daran, wie schon seit Jahrzehnten die Witboois nur davon lebten, daß sie den Hereros Ochsen abtrieben und diese gegen Munition und Proviant an die Händler aus dem Kapland verkauften. 1896 nach dem ersten Hereroaufstand erhielten die Witboois für ihre Hilfeleistung im Kriege aus dem Beutevieh eine größere Anzahl Mutterrinder zugeteilt, um ihren schwachen Beständen etwas aufzuhelfen und ihnen die Wirtschaft, nachdem die Versorgung durch ihren früheren Kriegszustand mit den Hereros aufgehört hatte, zu erleichtern. Wenige Jahre später war der größte Teil dieser ausgesuchten jungen Kühe und Färsen, statt zur Nachzucht verwendet zu sein, geschlachtet. Ein Herero wird immer, wenn er überhaupt ein Tier schlachtet, sich eins aussuchen, das für die Zucht nicht mehr brauchbar ist und lieber mit altem mageren Fleisch vorlieb nehmen, als eine Kuh oder ein Färskalb töten. Dem Hottentotten ist das gleichgültig: wenn er eine Auswahl zum

Schlachten hat, so schießt er das Tier herunter, das am fettesten ist, gleichviel ob Ochse, Kuh oder Färse. In früherer Zeit, als die Weißen zuerst am Kap landeten, sollen auch die Hottentottenstämme in jenen Gebieten reich an Rindern gewesen sein. Wenn das richtig ist, so haben sie jedenfalls im Laufe der Zeit durch ihre fortgesetzte Zurückdrängung ins Innere oder durch andere Umstände ihre früheren wirtschaftlichen Fähigkeiten verloren. Bekanntlich täuschte sich auch schon Lüderitz bei seiner ersten Expedition ins Hinterland von Angra Pequena in seiner Hoffnung, mit den Bethanierhottentotten und ihren Stammesgenossen einen gewinnbringenden Handel treiben zu können. Die wenigen Stücke Kleinvieh und Rinder, die dort existierten, reichten für irgendwelchen Handel nicht aus. Die allgemeine Überzeugung von der wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit der Hottentotten hat auch in Südwestafrika die Verluste, die diese Rasse durch den Krieg erlitt, mit einer gewissen Gleichgültigkeit, wo nicht mit Befriedigung, ansehen lassen. Gab es doch auch Missionare und zwar gerade solche, die Jahrzehnte lang unter den Hottentotten gearbeitet hatten, die den Stämmen als solchen die Lebensfähigkeit für die Zukunft absprachen.

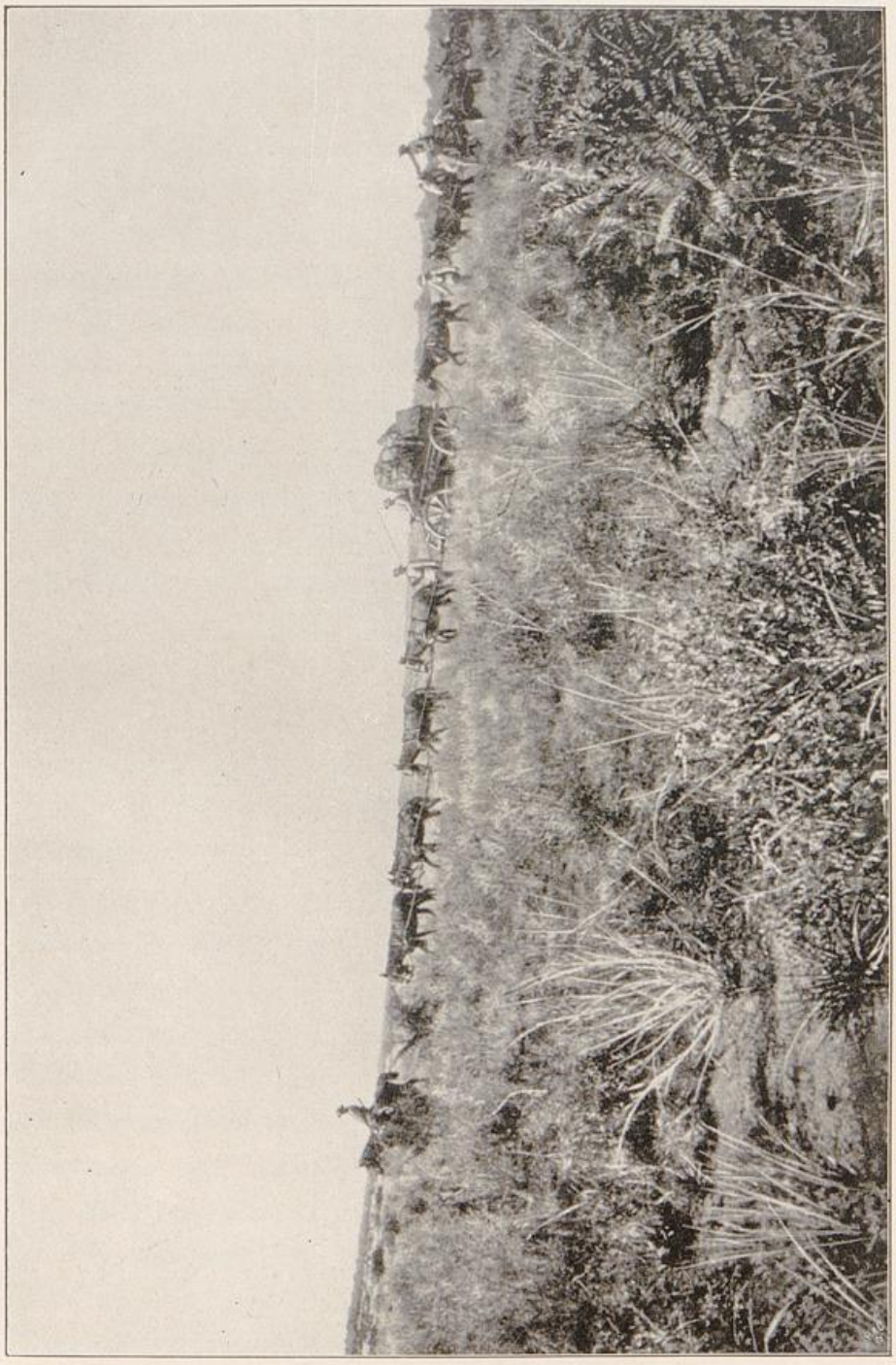
Ganz anders steht es in dieser Beziehung mit den Hereros und mit den Bergdamaras oder Klippkaffern. Der Klippkaffer ist der Arbeiter schlechthin, der schon vor der deutschen Herrschaft im Lande bei den Herrenvölkern, namentlich den Hereros, dienstbare Stamm. Im Khomashochland, im Hakos-, im Erongo- und Paresisgebirge, im Buschmannsgebiet südlich von der Etoschapfanne und schließlich noch weit im Süden, in den großen Karrasbergen, gab es vor dem Kriege noch freie Klippkaffern, die niemandem dienstbar waren und in einer sehr primitiven Daseinsform an versteckten Plätzen existierten. Die Masse des Volks waren Sklaven oder Hörige der Hereros. Unmittelbar unter deutscher Verwaltung stand der kleine Klippkafferstamm von Okombahe unterhalb Omaruru, der ursprünglich auch den Hereros dienstbar gewesen, aber durch die Deutschen davon befreit worden war. Bekanntlich sprechen die Klippkaffern dieselbe Sprache, nur mit geringen dialektischen Unterschieden, wie

die Hottentotten, von denen sie aber im übrigen auf jede Weise verschieden sind. Ebensowenig besteht eine Verwandtschaft mit den Hereros oder eine nachweisbare Beziehung zu irgend einem andern der afrikanischen Negervölker. Während des Krieges hatte sich ein großer Teil der Leute von vornherein zu den Deutschen gezogen; andere wurden von ihren Herrn, den Hereros, festgehalten und mußten ihre Schicksale teilen. Sobald sich aber eine Gelegenheit ergab, suchten sie natürlich, je schlimmer es den Hereros ging, desto mehr von diesen loszukommen. Große Verluste hat das Volk durch den Krieg also nicht erlitten, und da es wie alle Negervölker im Zusammentreffen mit der weißen Rasse und der europäischen Kultur widerstandsfähig bleibt, so kann mit ihm dauernd als mit einem verfügbaren Arbeitermaterial gerechnet werden. Mit den Hereros sah es eine zeitlang so aus, als ob sie durch den Krieg überhaupt zum größeren Teil aufgerieben werden würden. Die Hineindrängung der Hauptmasse in das wasserlose Sandfeld jenseits Epata schien ihren Untergang zu besiegeln. Dazu kam das bekannte Vernichtungsprinzip des Generals von Trotha, wonach jeder Herero, der den Truppen in die Hände fiel, getötet werden sollte. Nicht erst die Gegenordre des Reichskanzlers, sondern auch schon das starke innere Widerstreben unserer Offiziere und Mannschaften gegen die wörtliche Befolgung des Blutbefehls haben ihm eine viel geringere praktische Bedeutung gegeben, als man in Deutschland in der ersten Heftigkeit der Kritik über dieses Vorgehen annahm und zum Teil vielleicht auch noch jetzt annehmen zu müssen glaubt.

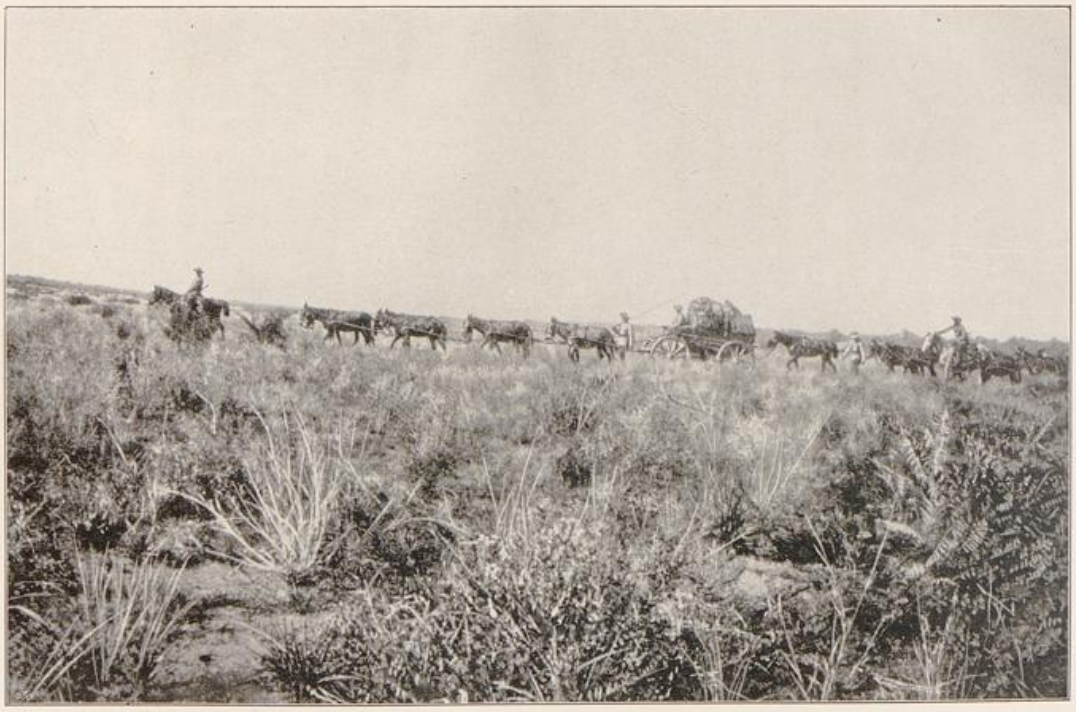
Nicht nur mit Rücksicht auf die drohende Vernichtung des wertvollsten Arbeitermaterials, über das unsere Farmwirtschaft in Südwestafrika verfügt, oder aus Gründen der Humanität wurde eine abfällige Beurteilung der Maßnahmen des Generals von Trotha laut, sondern vor allen Dingen auch deshalb, weil durch dies sogenannte Vernichtungsprogramm — Vernichtung nicht nur im selbstverständlichen militärischen Sinne, d. h. Vernichtung der Widerstandskraft, sondern als wirkliche Austilgung des Stammes ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dacht — die Wiederherstellung des Friedens selbst weiter hinausgeschoben wurde und die Kriegskosten unverhältnismäßig mehr anwuchsen, als es bei einem andern System der Fall geewsen wäre. Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, in eine Diskussion rein militärischer Probleme einzutreten, und es ist die Sache der militärischen Fachleute, wenn der Grundsatz der Vernichtung einmal gelten sollte, die getroffenen Maßnahmen auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu kritisieren. Was aber unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt ein Fehler war, das war eben das Vernichtungsprogramm selbst. Eine strenge Bestrafung der Hereros für den Aufstand, für die Ermordung und Beraubung der weißen Ansiedler, war selbstverständlich notwendig, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Hereros mit ihrem Unternehmen zum mindesten ihren gesamten Besitz verwirkt hatten. Das wäre der Fall gewesen, auch wenn sie den Krieg nicht mit verräterischem Meuchelmord, sondern mit einer offenen Ansage begonnen hätten. Das Verhältnis zwischen Weißen und Eingeborenen und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten im Lande waren nun einmal seit lange über die Schutzverträge, nach denen die Deutschen ja nur die Erlaubnis haben sollten, im Hererolande zu wohnen und Handel zu treiben, hinausgewachsen, und eine Anerkennung der Hereros als kriegführende Macht wäre in jedem Falle ausgeschlossen gewesen. Was den Gesichtspunkt der Humanität betraf, der in Deutschland gegenüber dem Vernichtungsbefehl besonders hervorgehoben wurde und der ja auch zur Rektifizierung des Generals von Trotha durch den Reichskanzler geführt hat, so muß an sich zugegeben werden, daß unter Umständen, um die friedliche Siedlung der Weißen vor einem schlechthin kulturunfähigen räuberischen Eingeborenenstamm zu sichern, dessen tatsächliche Vernichtung erforderlich werden kann. Nach diesem Gesichtspunkt sind z. B. holländische Ansiedler in Südafrika vorgegangen, als sie das Hinterland der Küstenstriche am Kap der guten Hoffnung besetzten und ihre Farmwirtschaften einrichteten. Mit den Buschmannstämmen der Karroo gab es für sie kein friedliches Auskommen, weil diese Wilden in keiner Weise



Steppe im Namalande.



Steppe im Namalande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu einer geregelten Lebensweise, zur Arbeit und zur Ruhe gebracht werden konnten, sondern grundsätzlich das Vieh des weißen Ansiedlers, wenn sie es bekommen konnten, als ihre gute Beute ansahen. Die Folge war ein erbitterter Vernichtungskampf, der mit der Ausrottung der Buschleute in der eigentlichen Karroo und der Verdrängung ihrer letzten Reste in das sterile Nordwestgebiet der heutigen Kapkolonie, das sogenannte große und kleine Buschmannland, endete. So aber standen die Dinge mit den Hereros nicht. Die Hereros waren ein halb nomadisches Volk und reguläre Viehzüchter. Sie sowohl als auch ihr Besitz an Vieh bildeten für die Gesamtwirtschaft der Kolonie ein ganz unentbehrliches Element. Eine Kriegführung gegen sie durfte nicht ab irato nach dem Prinzip geführt werden, daß die Erhebung gegen die deutsche Herrschaft an sich ein Frevel sei, der nur mit der unterschiedslosen Einstampfung der Hereros samt ihrem Besitz in ein großes Vernichtungsexempel gesühnt werden könne. Nach diesem Prinzip aber sollte seit dem Kommandowechsel in Südwestafrika verfahren werden. Es ist begreiflich, wenn in der ersten Erregung über die Greueltaten der Hereros im Januar 1904 auch die Mehrzahl der weißen Ansiedler in die Forderung eines exemplarischen Blutgerichts einstimmten. Tatsächlich aber hatten die Hereros doch nichts weiter unternommen, als einen nationalen Befreiungskampf gegen die deutsche Herrschaft, die sich, vom Standpunkt der Eingeborenen aus gesehen, nach Form und Wesen immer mehr von den ursprünglichen Abmachungen in den Schutzverträgen entfernte und auf das Ziel, das die Hereros fürchteten, ihre allmähliche Expropriation, mit Unabwendbarkeit losteuerte. Wenn man überhaupt derartige Erwägungen hier anstellen will, so wird man auch sagen müssen, daß die Hereros sicher im Gefühl ihres guten Rechts losgeschlagen haben, und wenn sie dabei, statt mit einer regelrechten Kriegserklärung mit der Ermordung aller Weißen anfingen, deren sie habhaft wurden, so kann das nur den in Erstaunen setzen, der die natürlichen Blutinstinkte des afrikanischen Negers und den innerlichen Haß der bisher freien Stämme gegen den Weißen, der sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu ihrem Herrn machte, nicht kennt. Sehr richtig sagt einer unserer besten Kenner Südwestafrikas und seiner Eingeborenen, der Hauptmann Schwabe: „Der südafrikanische Neger, der Kaffer, ist, mag er nun Herero oder Basuto, Sulu, Matabele oder sonstwie heißen, wenn seine Leidenschaften entfesselt sind, kein Mensch mehr, sondern ein blutdürstiges Tier. Diejenigen aber, die den Neger an Gemüt einem ‚Kinde' vergleichen, mögen hinausgehen und den Neger kennen lernen." Ebenso erscheint es als eine bemerkenswerte Voraussicht der Ereignisse, wenn Dove in seinem bekannten Buch über Südwestafrika (S. 88) betont, daß in der Masse der Hereros eine große Gefahr für die Weißen liege. Diese Masse, schreibt er, „bildet eine ständige Bedrohung der Sicherheit, weil ein unbändiger Haß gegen den Weißen in den Herzen aller dieser Leute liegt, ein Haß, den kein Taufwasser erlöschen und keine Bildung verschwinden machen wird, solange die Beherrscher des Landes eine weiße Haut tragen. Ich weiß, daß ich wahrscheinlich wie schon bei mancher andern Gelegenheit tauben Ohren predige, denn unsere Theoretiker am grünen Tisch, die nie über Europa hinaus gekommen sind und die gerade deshalb ihr hochweises Urteil, mit dem mancher kurzsichtigen Reisenden in Außereuropa zusammen für das einzig Richtige halten, wissen es natürlich besser. Trotzdem spreche ich es hier aus, und die Zukunft wird mir recht geben, daß das in Berlin beliebte System uns eines Tages einen blutigen Kaffernaufstand bescheren wird, und daß es nur ein Mittel gibt einen solchen zu verhindern, und das ist der Übergang zu einer Behandlungsweise, wie sie die Buren den Kaffern gegenüber von jeher angewandt haben." Dove geht an einer andern Stelle mit seiner Prophezeiung noch weiter, indem er geradezu sagt, eines Morgens, wenn die Hereros es erst merkten, daß es um ihr Land geht, würde die weiße Ansiedlerbevölkerung im Hererogebiet ermordet auf ihren Farmen liegen! Der Übergang zu dem System, wie die Buren ihre Eingeborenen zu behandeln pflegten, verbot sich allerdings bis auf weiteres durch die Rücksicht auf die schwere Bewaffnung dieser Stämme, von der Dove, als er jene Forderung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufstellte, wohl keine rechte Vorstellung gehabt haben wird. Jetzt aber, wo durch den Aufstand die Notwendigkeit der vorher versäumten Abrechnung mit den Eingeborenen gegeben war, mußte allerdings nicht die „Vernichtung" der Hereros, sondern ihre Verwandlung in eine Klasse von Dienstbaren, nach Art der sog. Kaffern bei den Buren, unter vollständiger oder annähernder Konfiskation ihres Besitzes an Land und Vieh, das politische und wirtschaftliche Ziel bei der Niederwerfung sein.

Die Erreichung dieses Ziels war natürlich ausgeschlossen, wenn man den Hereros verkündete, sie hätten auf keine Gnade zu hoffen; wenn man sie unter Daransetzung der eigenen Kräfte der Truppe in das wasserlose Sandfeld jagte und ihr ganzes Vieh zu Grunde gehen ließ. Das schließliche Ergebnis nach der Absperrung des Sandfeldes war aber doch, daß der größere Teil des Volks einzeln und in kleinen Trupps durch die Absperrungslinie sich wieder in das alte Land zurückschlich. Außerdem waren sicher Tausende von Hereros garnicht ins Sandfeld geflüchtet, sondern hatten sich im Hererolande selbst in entlegenen Gebieten vor der Truppe versteckt. Um überhaupt zu einem Ende zu kommen, mußte man also Ende 1905 eine gegenteilige Proklamation an den Hereros erlassen, jenen bekannten Aufruf des neu ernannten Gouverneurs v. Lindequist vom 1. Dezember 1905:

„Hereros! Seine Majestät der Kaiser von Deutschland, der hohe Schutzherr dieses Landes, hat die Gnade gehabt, mich zum Nachfolger des Gouverneurs Leutwein zu ernennen und als Gouverneur dieses Landes zu setzen, nachdem General von Trotha vor einigen Tagen nach Deutschland zurückgekehrt ist, der die deutschen Truppen gegen Euch geführt hat. Seine Abreise bedeutet, daß der Krieg jetzt aufhören soll.

Hereros, Ihr kennt mich! Fünf Jahre bin ich früher in diesem Lande gewesen als Kaiserlicher Richter und als Stellvertreter des Gouverneurs Leutwein — als Assessor und als Regierungsrat — zur Zeit, da Manasse von Omaruru und Kambazembi von Waterberg noch lebten, die mir stets treu gesinnt untergeben waren. Es ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt mein Wunsch, daß der Aufstand, den Eure Häuptlinge und Großleute und die Kinder, die ihnen gefolgt sind, frevelhafterweise begonnen haben und der das Land verwüstet hat, nunmehr sein Ende erreicht, auf daß wieder Ruhe und Ordnung herrscht. Ich rufe daher alle Hereros, die sich jetzt noch im Felde und in den Bergen herumtreiben und sich von ärmlicher Feldkost und Diebstählen ernähren: Kommt und legt die Waffen nieder. Hereros! Tausende Eurer Stammesgenossen haben sich bereits ergeben und werden von der Regierung ernährt und gekleidet. Es ist jede Vorsorge von mir getroffen, daß sie gerecht behandelt werden. Dasselbe sichere ich auch Euch zu.

Es ist ferner angeordnet, daß vom 20. Dezember ab, also drei Wochen nach dem heutigen Tage, im Damaralande keine Hererowerften aufgesucht und aufgehoben werden sollen, da ich Euch Zeit geben will, selbst in Frieden zu mir zu kommen und Euch zu unterwerfen. Kommt nach Omburo und Otjihaenena! Dort werden Eure Missionare von mir hingeschickt werden. Sie werden auch Proviant mitnehmen, damit Ihr Euren ersten und großen Hunger stillen könnt. Es soll Euch auch etwas Kleinvieh für die Unterhaltung Eurer Weiber und Kinder zur vorläufigen Benutzung gelassen werden, sofern Ihr solches noch habt. Diejenigen, die kräftig sind und arbeiten können, sollen, wenn sie besonders tüchtig arbeiten, eine kleine Belohnung erhalten. Es werden in Omburo und Otjihaenena keine weißen Soldaten stationiert werden, damit Ihr nicht Angst habt und denkt, es soll noch weiter geschossen werden. Je schneller Ihr kommt und die Waffen niederlegt, desto eher kann daran gedacht werden, Euren Stammesgenossen, die jetzt gefangen sind, Erleichterungen in ihrer jetzigen Lage zu gewähren und ihnen später die Freiheit wieder zu geben. Wem von Euch Omburo oder Otjihaenena zu weit ist, der kann seine Waffen auch bei irgend einer Militärstation abgeben und sich dort stellen. Auch die Soldaten, die auf diesen Stationen sind, werden nicht schießen. Ebenso sind die Soldaten, die Wagentransporte begleiten, und deshalb im Lande herumziehen, angewiesen, nicht auf Euch zu schießen, so lange Ihr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichts Feindliches gegen sie unternehmt. Fürchtet Euch also nicht, wenn Ihr sie seht.

So kommt denn schnell, Hereros, ehe es zu spät ist!

Auch im Namalande wird es bald wieder ruhig sein, denn Hendrik Witbooi ist durch eine deutsche Kugel getötet worden und sein Unterkapitän Samuel Isaac hat sich ergeben und ist in unsern Händen."

Bekanntlich hatte dieser Aufruf allmählich einen beinahe vollkommenen Erfolg zur Sammlung des flüchtigen, zersprengten und versteckten Volkes. Man hätte diesen Erfolg bei den Hereros aber schon sehr viel früher haben können und die immensen Kosten für die Kriegführung im Hererolande wären für das ganze Jahr 1905 erspart worden, wenn man bei Zeiten auf das Urteil der alten Afrikaner gehört hätte. Nach dem Durchbruch der Hereros am Waterberg und nachdem die Fühlung mit den ostwärts fliehenden Massen verloren gegangen war, mußte es auf unserer Seite für jeden Kenner der Verhältnisse klar sein, daß es nicht mehr gelingen würde, die Hereros in größerem Maßstabe zum Kampf zu stellen. Ebenso klar war es den Hereros, daß sie ihr Spiel verloren hatten. Zwar waren die Verluste an Menschen in den Gefechten am Waterberg auf ihrer Seite nicht sehr groß gewesen, geringer jedenfalls, als z. B. bei Omaruru oder Onganjira, aber ihre Einbuße an Vieh und sonstigem Besitz war sehr schwer. Die Schilderung der Flucht nach dem Durchbruch in dem Buch des Generalstabs*) ist hierüber sehr anschaulich. Tatsächlich hat denn auch in der Zeit, als die Hereros auf ihrem Rückzug waren, Salatiel, der Sohn des alten Kambasembi, einer der beiden Häuptlinge von Waterberg, versucht, Verhandlungen zum Zweck der Übergabe samt seinem Teil des Waterbergstammes anzuknüpfen. Dies wäre der gegebene Moment gewesen, um das alte von Leutwein stets und mit Erfolg angewandte Prinzip der Teilung der Eingeborenen und der

*) Die Kriege der deutschen Truppen in Südwestafrika. Auf Grund amtlichen Materials bearbeitet von der kriegsgeschichtlichen Abteilung 1 des großen Generalstabs. Berlin 1906. Seite 189 f. f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung der einen mit Hilfe der andern in geeigneter Form wieder aufzunehmen. Salatiel hatte beim Aufstande von Anfang an eine zögernde Haltung eingenommen und war der Kriegspartei schon während der Zeit nach dem Rückzug der Hereros von Ovumbo zum Waterberg als unsicherer Kantonist erschienen. Mit seiner Hilfe wäre es zweifellos möglich gewesen, einen Anzahl anderer Kapitäne, z. B. den alten Zacharias von Otjimbingue, der nur mit großem Widerwillen in den Aufstand gegangen war, und Saul von Otjenga, den zivilisiertesten unter den Hererogroßen, zur Unterwerfung zu bringen. Daran, die eigentlichen Rädelsführer und Anstifter des Blutvergießens in die Hände zu bekommen, war ja doch nicht mehr zu denken. Soweit sie noch am Leben waren, entzogen sie sich sicher der Bestrafung durch die Flucht auf britisches Gebiet, an den Okavango oder zu den Ovambos. Hatte man erst eine Anzahl Kapitäne und Großleute an der Hand, so konnte man sicher sein, auch größere Massen des Volks heran zu bekommen. Leuten wie Salatiel, Zacharias und Saul konnte unbedenklich verziehen werden, und der großen Masse, die nichts getan hatte, als ihren Häuptlingen zu folgen, mußte überhaupt auch beim Gericht verziehen werden. Auf diese Weise wäre es damals noch gelungen, nennenswerte Viehbestände zu retten und vor allen Dingen den Hererokrieg schon im Jahre 1904, statt ein Jahr später, zu beendigen. Der strikte Befehl des Kommandos verbot aber stattdessen alle Unterhandlungen mit irgendwelchen Hereros und schnitt alle Vorschläge von einsichtiger Seite, den Krieg auf zugleich humane und wohl überlegte Weise abzuschließen, ohne weiteres ab. Ein solcher Entschluß hätte umso näher gelegen, als unterdessen der Aufstand der Hottentotten im Süden ausgebrochen war und damit die Notwendigkeit weiterer sehr bedeutender Aufwendungen und einer abermaligen Verlängerung des Kriegszustandes im Lande ohnehin deutlich war. Wie aus den Andeutungen des bereits zitierten Generalstabswerks hervorgeht (S. 212), wollte das Oberkommando aus politischen Gründen von Verhandlungen mit den Hereros nichts wissen. Es heißt dort: „General v. Trotha

glaubte indessen den Zeitpunkt hierzu noch nicht gekommen. Er wies in einem Bericht an den Chef des Generalstabs der Armee darauf hin, daß Verhandlungen mit den Hereros schon deswegen unmöglich seien, weil die Kapitäne sämtlich entweder tot oder landflüchtig oder durch ihre Untaten während des Aufstandes zu schwer bloßgestellt seien, als daß die deutsche Regierung sich mit ihnen einlassen könnte. Außerdem hielt er die Annahme einer mehr oder minder freiwilligen Unterwerfung, die die Möglichkeit eines Wiederaufbaus der alten Stammesorganisation geboten hätte, für den größten politischen Fehler, der sich über kurz oder lang wieder blutig rächen würde. Er sah in der ganzen Aufstandsbewegung im deutschen Schutzgebiet das erste Anzeichen eines Rassenkampfes, mit dem alle am afrikanischen Kolonialbesitz beteiligten europäischen Mächte zu rechnen hätten. Bei dieser Sachlage mußte jede Nachgiebigkeit auf deutscher Seite dem Gedanken, daß Afrika seinen schwarzen Bewohnern allein gehöre — der sogenannten äthiopischen Bewegung — neue Anhänger zuführen."

Dieser Standpunkt ist aber nicht haltbar. Zunächst war es nicht richtig, daß außer den gefallenen und flüchtigen Kapitänen alle ohne Ausnahme durch ihre Untaten zu Beginn des Aufstandes für Verhandlungen unmöglich waren. Zacharias von Otjimbingue ist ja mit Gewalt zum Anschluß an die Erhebung gedrängt worden. Salatiel am Waterberg hätte am liebsten auch nicht mitgemacht. In Omaruru waren die ersten Mordtaten an den Ansiedlern überhaupt nicht von Omaruru-Hereros, sondern von jungen Leuten aus Okahandja begangen worden, die zu der Partei gehörten, die den Krieg unvermeidlich machen wollte, indem sie Blut fließen ließ. Der Oberhäuptling Michael von Omaruru ist wahrscheinlich an den Morden unbeteiligt gewesen. Sicher unbeteiligt war sein Unterhäuptling, der alte Mutate, der mit tiefer Bewegung von dem Missionar in Omaruru Abschied nahm, als die ersten Morde geschehen waren. Er sagte, nun sei es mit der Hoffnung auf den Frieden vorbei, da Blut geflossen sei; jetzt müßten die Deutschen, auch wenn sie anders gewollt hätten, kommen und mit der Waffe

jeden Herero dafür verantwortlich machen, was seine Landsleute ihren Landsleuten angetan hätten. Das ist das normale Empfinden dieser Menschen, und es war nicht möglich, den Alten von seiner Meinung abzubringen. Auch Saul von Otjenga war verhandlungsfähig, der beste Christ und der beste Schütze seines Volkes. Von der Möglichkeit eines Wiederaufbaus der alten Stammesorganisation nach Abgabe der Waffen, in einem Lande, das von Tausenden deutscher Truppen besetzt war, war natürlich vollends nicht die Rede. Den Hereros lag der Gedanke an eine Solidarität der schwarzen Rasse so weltenfern, wie nur möglich. Ihr Haß gegen die deutsche Herrschaft entsprang lediglich ihrer eigenen Situation, und man braucht mit der Psychologie des gewöhnlichen Negers nur einigermaßen vertraut zu sein, um zu sehen, daß diesen nichts so nachhaltig und eindringlich von seiner Unterlegenheit und von der Notwendigkeit, fortan Ruhe zu halten, überzeugt, wie eine energische Züchtigung. Diese aber war nach der Flucht vom Waterberg für das Volk als ganzes vollkommen erreicht. Der Äthiopismus, wenn man mit diesem Ausdruck das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der afrikanischen Stämme gegenüber den Weißen bezeichnen will, hat nicht bei den Hereros, wohl aber bei dem alten Hendrik Witbooi eine Rolle gespielt. Schon seine Korrespondenz mit Maharero Tjamaua, als dieser den Schutzvertrag mit dem Reichskommissar Dr. Göring schloß, schlägt verwandte Töne an, und der falsche Prophet Stürmann, der die Witboois zum Aufstand hetzte, scheint auch den Gedanken des Rassenkampfs in seine Kriegspredigt energisch mit hineingebracht zu haben. Vor allen Dingen mußte aber die Rücksicht auf die ungeheuren Kosten des Krieges und auf die Notwendigkeit einer baldigen wirtschaftlichen Wiederherstellung im Lande maßgebend sein. Nur die absolute zwingende Notwendigkeit durfte diesen Erwägungen gegenüber den Ausschlag geben. Eine solche aber lag nicht vor. Niemand kann bezweifeln, daß die Hereros nach ihren Verlusten bei Waterberg eine hinreichend schwere Bestrafung und Lehre für die Zukunft erhalten hatten und daß sie, wenn sie sich damals ergaben, vollkommen sicher in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Hand gelegen hätten. In einer Kolonie von den wirtschaftlichen Verhältnissen Südwestafrikas durften wir uns den Luxus nicht leisten, erst so und soviel tausend Eingeborene im Sandfeld zur Strafe verdursten zu lassen, denn das Wirtschaftsleben des Landes brauchte sie, nachdem ihre alte Stammesselbständigkeit und ihre alten Besitzrechte dahin waren, als Arbeiter. Wie schwer der Arbeitermangel auf die südwestafrikanische Wirtschaft drückt, das erfahren wir jetzt zur Genüge, nachdem ein so großer Teil der Eingeborenen, namentlich der Männer, durch den Krieg hingerafft worden ist. Und jedes gerettete Tausend Großvieh hätte schwerer gewogen, als die enge Möglichkeit, daß die Hereros irgend einmal in Zukunft etwas vom Äthiopismus zu hören bekamen. Gegen Äthiopismus ist eine gute Verwaltung, die das Übel garnicht erst aufkommen läßt, immer noch ein ganz ausreichendes Mittel, und schließlich ist es ja doch nicht ohne den Erlaß vom 1. Dezember 1905 gegangen. Auch dieser wäre erfolglos geblieben oder hätte wenigstens lange nicht den tatsächlich erreichten Erfolg gehabt, wenn nicht durch die Rheinische Mission, deren hierfür ausgesandte Vertreter den Hereros von altersher persönlich bekannt waren, die Möglichkeit bestanden hätte, den Eingeborenen das Vertrauen einzuflößen, daß ihnen die versprochene Amnestie auch wirklich gehalten werden würde. In dieser Beziehung war das anfängliche starke Mißtrauen der Hereros sehr begreiflich; ist es doch von deutscher Seite im Laufe des Feldzuges vorgekommen, daß eine Anzahl Hererogroßleute, darunter der Häuptling Saul von Otjenga, niedergeschossen wurden, nachdem sie sich im Vertrauen darauf, es würde mit ihnen wegen ihrer Übergabe verhandelt werden, in den Bereich der deutschen Gewehre begeben hatten. Dieser Vorfall, der sich in Ombakaha im Distrikt Gobabis abspielte, hat die allerunglücklichsten und schwerwiegendsten Folgen für alle späteren Friedensverhandlungen auch im Gebiet des Namaaufstandes gehabt, denn jedesmal, wenn es sich um die Frage handelte, ob die Aufständischen der Zusicherung, daß sie ihr Leben behalten würden, trauen dürften, kam von ihrer Seite der mißtrauische Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wand: ja aber Ombakaha! Daß die Hereros sich trotzdem schließlich auf die Zusage ihrer einstigen Missionare, es würde ihnen am Leben nichts geschehen, in einer Anzahl von beinahe 15 000 Köpfen stellten, bedeutet für die Rheinische Mission immerhin nachträglich keine kleine Genugtuung, nachdem ihre Fühlung mit den Eingeborenen beim Ausbruch des Aufstandes leider versagt hatte.

Auf das Konto der politischen Fehler, die während der Aufstandszeit in Südwestafrika gemacht worden sind und die der Entwicklung des Landes den schwersten Schaden zugefügt haben, gehört auch der ganze Witbooiaufstand und die damit verbundene Erhebung der meisten übrigen Namastämme. Als der Gouverneur Leutwein im Juni 1904 das Feldlager der Truppen im Hererolande verließ, um das Kommando abzugeben, kam eine Abordnung der Witbooikrieger, die als Verbündete der Deutschen mit im Hererofeldzug standen, zu ihm und fragte, ob die Witboois jetzt nicht auch nach Hause gehen dürften, denn sie hätten nur mit ihm, Oberst Leutwein, einen Vertrag, nicht mit einem anderen. (Leutwein, S. 454.) Diese Anfrage ist bezeichnend für die Auffassung der Eingeborenen über politische und staatsrechtliche Verhältnisse. Davon, daß Leutwein und dessen spezieller Vertrauensmann v. Burgsdorff, dem außer der Bezirksamtmannschaft von Gibeon auch noch die politische Oberleitung im ganzen Namalande übertragen war, ihnen wohl wollten, werden sie ebenso überzeugt gewesen sein, wie die Hereros nach jenem Brief des Oberhäuptlings Samuel aus dem Lager von Otjisonjati vom 6. März 1904. Solange Leutwein an der Spitze der Verwaltung wie der Militärmacht in Südwestafrika stand, mußte das auch in ihren Augen ein Gegengewicht gegen die Befürchtungen bilden, die bei ihnen durch das Reden der Weißen über Entwaffnung, Abschaffung der Kapitänschaft usw., vorhanden waren. Leutwein führt (S. 452 f.) eine sehr charakteristische Stelle aus einem Brief des Bezirksamtmanns von Keetmanshoop, Schmidt, vom Juli 1904 über die Lage im südlichen Namalande an, wo Weiße und Eingeborene in gegenseitiger Besorgnis sich gegenüber standen: „Auch hat bei ihnen — nämlich den Eingeborenen —

hat die Erörterung von Fragen, was nach Ansicht der Weißen in Zukunft mit den Eingeborenen geschehen müsse (Abnahme der Gewehre und ihres gesamten Landes) eine begreifliche Unruhe hervorgerufen. So saßen auf der einen Seite die Weißen an größeren Plätzen, wie Keetmanshoop, Bethanien, Bersaba oder an der englischen Grenze, um sofort übertreten zu können, und sprachen vom Aufstand und von dessen Folgen, und auf der anderen Seite die Eingeborenen und berieten über den Krieg. Bei beiden herrschte Furcht, meines Erachtens nicht am wenigsten bei den Hottentotten." Auch im Bezirk von Gibeon, dem eigentlichen Witbooigebiet, war die Lage, wenn auch nicht ganz so aufgeregt, wie in dem Keetmanshooper Gebiet, so doch unruhig genug. Schon längere Zeit vor dem Ausbruch des Aufstandes hatten die Witboois auf einigen Farmen im Nordosten des Gibeoner Bezirks in Abwesenheit der Besitzer geplündert, ohne daß der Bezirksamtmann aus Besorgnis, Schwierigkeiten mit dem Stamme zu bekomman, fürs erste durchgreifen wollte. Ein anderes Zeichen dafür, für wie unsicher v. Burgsdorff selbst die Lage hielt, war es, daß er den Gibeoner Kaufleuten untersagte, ihre Kreditforderungen für die Ausrüstung an Kleidern, Decken, Proviant usw., die sie den Witboois geliefert hatten, als jene gegen die aufrührerischen Bondelzwarts mit ausrückten, jetzt geltend zu machen. Natürlich trugen solche Maßnahmen das ihre dazu bei, um das Mißbehagen bei den weißen Ansiedlern zu verstärken. Dazu kam, daß an manchen Stellen auch auf den Farmen in der Nähe von Gibeon offene Widersetzlichkeiten des eingeborenen Personals und Drohungen gegen die Dienstherrschaft vorfielen. Nicht nur im Gespräch, sondern auch in der Presse des Landes, die den unterrichteten Eingeborenen, wenigstens unter den Hottentotten, keineswegs ganz unzugänglich war, wurde infolge dessen über die notwendigen Maßnahmen debattiert, um nach der Niederwerfung des Hereroaufstandes auch mit den Hottentotten reinen Tisch zu machen. Der Gouverneur schrieb daher schon im April 1904 an die Redaktion der Südwestafrikanischen Zeitung, es möchten derartige Fragen im Blatte mit Vorsicht behandelt werden, „da

andernfalls schließlich im Namalande die Gewehre von selbst losgehen würden." (Leutwein, S. 452.)

Es lag also Zündstoff genug im Namalande umher, aber von einem ernsthaften Entschluß zu bewaffneten Erhebung war bei Witbooi bis zum September 1904 nicht die Rede. In dieser Beziehung sind die Argumente, die Leutwein (S. 454 ff.) zusammengestellt hat, überzeugend. Etwa im September aber muß eine Abteilung Witboois, die nach den Gefechten am Waterberge heimlich von der Witbooi-Hilfsmannschaft bei der deutschen Truppe desertiert war, bei ihrem Kapitän auf Rietmond bei Gibeon angekommen sein. Diese Leute werden erstens erzählt haben, daß die neuen ins Land gekommenen deutschen Truppen, die jetzt mit den Hereros kämpfen, lange nicht so tüchtig seien, wie die alten, und daß, wenn es auch den Hereros schlecht gegangen sei, sie, die Witboois, sich einen Kampf mit jenen wohl zutrauen könnten; außerdem hätten die Deutschen mit den Hereros noch lange zu tun, und schließlich: der alte Gouverneur, ihr Freund, befehle nicht mehr, sondern es kommandiere jetzt ein fremder General, der den Hereros verkündet habe, er werde sie alle bis auf den letzten Mann töten. Die Nachricht vom Wechsel im Kommando mag um diese Zeit auch schon auf anderem Wege zu Witbooi gelangt sein. Auf jeden Fall mußte sie ihn in hohem Grade aufregen, ähnlich wie es bei den Hereros ein starkes Motiv zum Losschlagen war als sie hörten: der Gouverneur, der uns lieb hat, ist in einen schweren Krieg gezogen, er ist tot! Daß Witbooi von einem Personenwechsel in der politischen Leitung der Kolonie, wie dem zwischen Oberst Leutwein und General v. Trotha, von seinem Standpunkt aus nichts gutes zu erwarten hatte, sobald die Hereros erst unterworfen waren, wird für ihn nicht zweifelhaft gewesen sein, und einen Unterschied zwischen dem militärischen Oberbefehl und der Leitung der politischen Geschäfte, der ohnehin auch bald aufhörte, wird er nicht haben machen können. Man muß auch zugeben, daß er in gewissem Sinne mit seinen Befürchtungen objektiv recht hatte, denn jeder neue Gouverneur, der die Verwaltung des Landes nach Beendigung des Herero-

krieges übernahm, hätte dem Zwang der Umstände und der öffentlichen Meinung zu Hause wie in der Kolonie so weit nachgeben müssen, daß er irgendwie an die Frage der Entwaffnung der Hottentotten herantrat. Wenn also auch niemand mit Sicherheit sagen kann, was bei Vermeidung des Wechsels im Kommando bei Witbooi geschehen wäre, so ist es doch das Wahrscheinlichere, daß er sich nicht am äußersten Ende seines Lebens zur Empörung mit der Waffe entschlossen hätte, wenn derjenige Mann, der ihm die beste Garantie für gute Behandlung gab, vorläufig bei der Leitung der Truppe und des Landes geblieben wäre. Witbooi hat etwas ähnliches auch noch selbst gesagt. Als Leutwein im Oktober 1904 nach Ausbruch des Aufstandes ihm einen eingeborenen Boten mit einem Brief als Spion ins Lager nach Rietmond schickte, um die Stellung der Witboois zu erkunden, da sagte der alte Witbooi diesem Manne noch zum Abschied: Wenn er es mit dem Gouverneur allein zu tun hätte, so wäre es nicht so weit gekommen; weiteres wolle er jetzt nicht mehr sagen, da es jetzt mit der Freundschaft zwischen dem Gouverneur und ihm doch vorbei sei! (Leutwein, S. 463.)

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, nicht nur für die Politik, sondern auch für die Kriegführung in Afrika, in richtiger Weise mit der Psychologie der Eingeborenen zu rechnen, zumal der höher entwickelten Stämme. Vor allen Dingen kommt es darauf an, sich immer das klar zu machen, daß der Eingeborene vom Wesen unserer politischen Institutionen, von der unpersönlichen Macht des Staates und der Regierung, gar keine Vorstellung hat, weil ihm jede Bekanntschaft damit und jede Anschauung von solchen Dingen fehlt. Für ihn sind immer nur die Personen da, mit denen er es zu tun hat. Als 1895, nach dem Friedensschluß mit Witbooi, Major Müller als stellvertretender Truppenkommandeur aus Deutschland nach Windhuk gekommen war und Leutwein ihn beauftragt hatte, während er selbst ins Hereroland ging, sich im Namaland zu orientieren und bei der Gelegenheit Witbooi einen Besuch abzustatten, erfaßte diesen eine solche Besorgnis, daß er, als Major Müller sich Gibeon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

näherte, schleunigst aufsattelte und gleich 300 km weit bis über die englische Grenze nach Rietfontein ritt. Nur mit Mühe konnte er von diesem Mißtrauen zurückgebracht und davon überzeugt werden, daß dieser neue Major nichts übles gegen ihn im Schilde führte. Ebenso ist jede eingeborene Truppe mehr oder minder brauchbar in der Hand eines weißen Führers, der seit längerer Zeit mit ihr vertraut ist und den sie gut kennt, während ein neuer Offizier zunächst in der Regel den Eindruck hat, daß mit den Leuten nichts anzustellen ist.

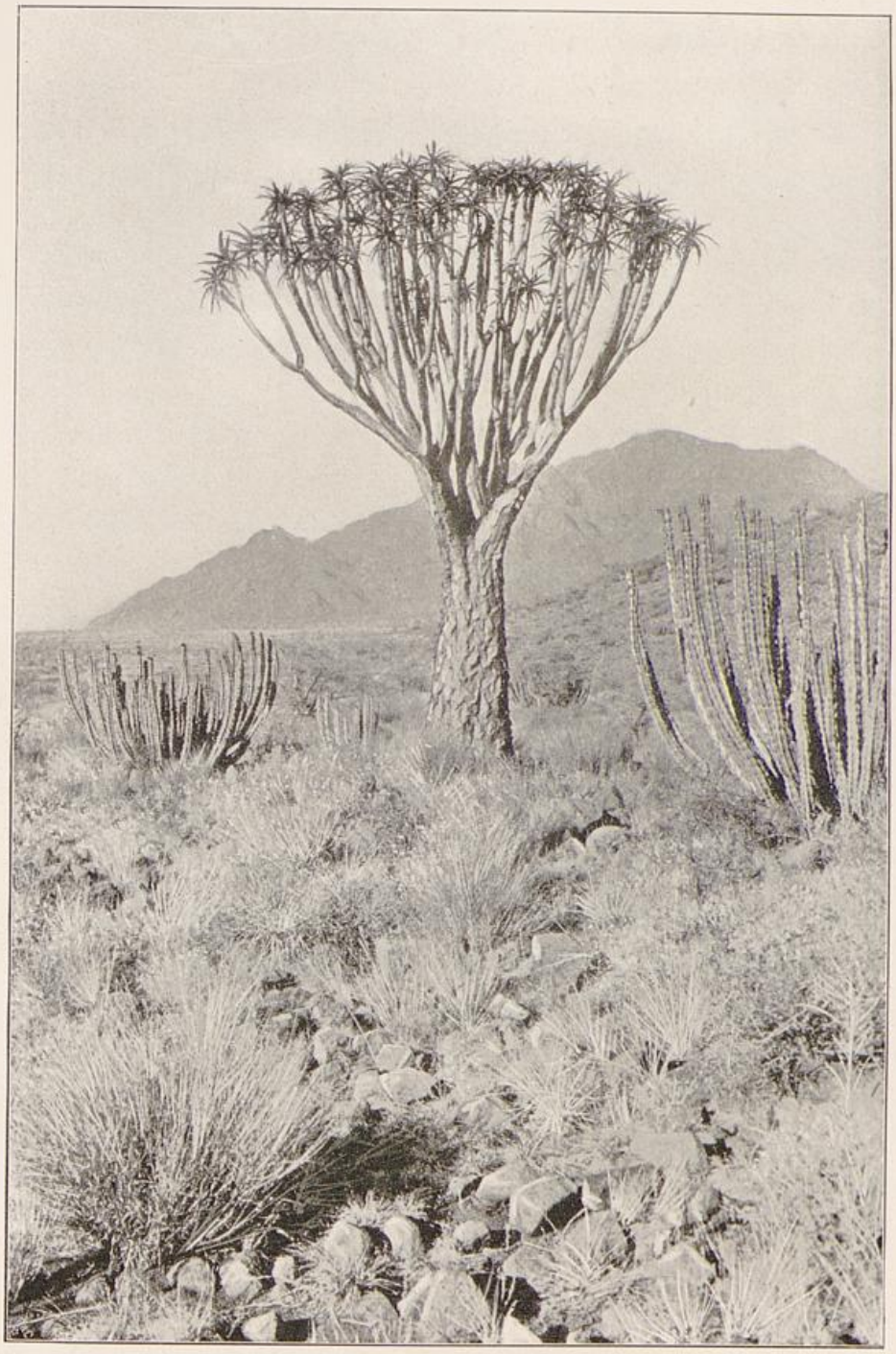
Auch daß man den Hottentotten, um überhaupt zu einem Ende zu kommen, schließlich doch eine Brücke zum Rückzug hat bauen müssen, ist ein Beweis dafür, daß für die richtige Abmessung der Chancen eines solchen afrikanischen Feldzuges die politischen Gesichtspunkte ebensosehr wie die militärischen eine entscheidende Rolle spielen. Seitdem sich die Witboois und der Bethanier Cornelius mit seinen Leuten ergeben hatten, also beinahe ein Jahr lang, wurde der Krieg eigentlich nur noch mit den Bondelzwarts und ihrem aus der Kapkolonie zugelaufenen Anhang geführt. Schon der Friedensschluß mit den Witboois wäre kaum in der Weise erreicht worden, wenn die Leute nicht den Offizier, der ihnen gegenüber den Befehl führte und die Verhandlungen mit ihnen leitete, Oberstleutnant v. Estorff, gekannt und ihm getraut hätten. Auch in diesen Verhandlungen hat bei den Witboois der Hinweis auf jenes Ereignis von Ombakaha seine Rolle gespielt. v. Estorff ist es dann auch gewesen, der mit Hilfe eines ausgezeichneten Unterhändlers, des Pater Malinowski von der katholischen Mission in Hairachabis, den Frieden mit den Bondelzwarts zustande gebracht hat. Auch der Bethanier Cornelius hat sich einem alten Offizier, dem Hauptmann Volkmann, ergeben. Im Verhältnis der Eingeborenen zu den Truppenführern aus der alten Zeit spielte eben immer noch der Leutwein'sche Grundsatz eine Rolle, daß bei der ungünstigen Lage der realen Machtverhältnisse zwischen uns und den Eingeborenen in der südwestafrikanischen Politik die Erhaltung des Vertrauens eine unumgängliche Notwendigkeit sei und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß eine Täuschung dieses vorhandenen Vertrauens nie und unter keinen Umständen vorkommen dürfe. Die Bedingungen des alten Leutweinschen Friedens von Kalkfontein vom 27. Januar 1904 lauteten den Bondelzwarts gegenüber auf: 1. Abgabe von Waffen und Munition, 2. Beschränkung des Stammes auf ein kleines Reservat, 3. Auslieferung aller Personen, die unter dem Verdacht des Mordes oder der Plünderung standen. Der entscheidende Punkt dieses Friedens, die Auslieferung der Waffen, wurde erfüllt; Punkt 2 und 3 wurden durch den Wiederausbruch des Krieges infolge des Einfalls des geächteten Morenga aus der Kapkolonie und des Witbooiaufstandes hinfällig. Drei Jahre später im Frieden von Ukamas ist nicht mehr erreicht worden, als was Leutwein schon erreicht hatte. Die Bondelzwarts haben wieder die Gewehre abgeliefert und sind auf ein kleines Reservatgebiet beschränkt worden. Anfang 1904 hatten sie noch etwas Vieh; Ende 1906 hatten sie keins mehr, aber die deutsche Regierung sagte ihnen zu, sie würde ihnen zu ihrem Unterhalt (d. h. damit sie leben könnten, ohne zu räubern) das notwendigste Vieh zuteilen. Wenn man aber nicht im April 1905 im Bondelzwartgebiet einen schweren politischen Fehler begangen hätte, so wäre höchst wahrscheinlich der ganze Namakrieg mit dem Tode des alten Witbooi und der Übergabe seines Stammes erledigt gewesen. Damals, im April 1905, wurde mit Morenga wegen seiner Übergabe verhandelt. Morenga führte den Krieg zusammen mit dem Kapitän der Feldschuhträger-Hottentotten, Hans Hendrik, der aber nach der vernichtenden Niederlage des Feldschuhträgerstammes bei Koes kaum noch einige Dutzend Leute bei sich hatte, und außerdem war in seinem Kriegslager Hendrik April, ein Unterkapitän der Bondelzwarts, dessen Sitz in den Karrasbergen war. Der eigentliche Bondelskapitän Johannes Christian war mit seinen Großleuten und einer verhältnismäßig bedeutenden Anzahl waffenfähiger Männer in Warmbad festgesetzt, wo die Leute, wie es heißt, mit allerlei ihrer Auffassung nach erniedrigenden Arbeiten beschäftigt wurden. Pater Malinowski und Hauptmann von Koppy, zwei alte Afrikaner und Kenner der Eingeborenen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren der Meinung, daß die Unterwerfung der ganzen noch kriegführenden Bande etwa unter den Bedingungen zu erreichen sein würde, daß Waffen, Munition und alles geraubte Vieh auszuliefern sei, das von früher her im Besitz der Hottentotten befindliche Vieh aber von ihnen behalten werden dürfe. Zu dem Vieh gehörte natürlich auch als selbstverständliche weitere Bedingung etwas Weideland. Das sind also dieselben Sätze, wie sie ein und dreiviertel Jahr später den Bondelzwarts bewilligt werden mußten, denn für das mittlerweile sämtlich umgekommene Vieh ist ihnen ja ein neuer Stock seitens der Regierung zum Lebensunterhalt geliefert worden. Das Hauptquartier forderte damals aber bedingungslose Unterwerfung, Auslieferung sämtlichen Viehs usw., und gestattete nur Zusicherung des Lebens an die sich Ergebenden. Morenga, der innerhalb der ganzen Bande nur eine bedingte und teilweise Autorität besaß, und die Hottentotten schwankten. Um die Verhandlungen günstig zu beeinflussen, wurde nun Johannes Christian mit all seinen Leuten in Warmbad freigelassen. Ein größerer politischer Fehler konnte garnicht gemacht werden, denn wenn etwas geeignet war, die noch kämpfenden Bondelzwarts selbst auf harte Bedingungen hin zur Unterwerfung zu veranlassen, so war es der Umstand, daß ihr eigentlicher Kapitän mit seinen nächsten Leuten nicht bei ihnen, sondern in Gefangenschaft war. Natürlich folgte nun was folgen mußte: Johannes Christian und die übrigen freigelassenen Bondels verschwanden schleunigst aus Warmbad, vereinigten sich mit dem noch unter Morenga kämpfenden Teil des Stammes und der Krieg ging weiter. Die Hottentotten werden überhaupt nicht verstanden haben, was in aller Welt die Deutschen veranlaßt hat, gerade in diesem kritischen Moment den Kapitän und die Großleute, die sie in ihrer Gewalt hatten, freizulassen! Großmut oder was er dafür halten soll, begreift der Eingeborene in Afrika, zumal solange er im Kriege mit den Weißen ist, ebensowenig, wie er es begreift, wenn wir ihm zumuten, in den wechselnden Persönlichkeiten unserer Verwaltung immer nicht so sehr die einzelnen Menschen von Fleisch und Blut zu sehen, mit



Landschaft im westlichen Namalande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen er in jahrelangem Verkehr vertraut geworden ist, sondern die Vertreter unserer staatlichen Idee und politischen Autorität als solche.

Es liegt diesen Ausführungen selbstverständlich vollkommen fern, an der Hingabe und der militärischen Tüchtigkeit aller jener Männer und Führer, die ohne zum alten Stamm zu gehören, an den Ereignissen in Südwestafrika ihren Anteil genommen haben, eine noch so leise unfreundliche Kritik zu üben. Vor allen Dingen maße ich mir keinerlei Kritik über jedwede militärischen Maßnahmen oder Unterlassungen an. Worum es sich hier handelt, sind aber nicht militärische, sondern politische und wirtschaftspolitische Dinge. Zur glücklichen Auffassung und Erledigung solcher Verhältnisse gehört neben allen anderen noch so hervorragenden Eigenschaften auch eine länger dauernde und nicht erst während der Kriegswirren, sondern während der vorhergehenden Friedensjahre durch den Aufenthalt im Lande und durch den Verkehr mit den Eingeborenen erworbene Kenntnis aller in diese Richtung fallenden besonderen Eigentümlichkeiten der Lage. Politische Fehler sind es, in deren Zeichen von Anfang an die ganze Entwicklung der Verhältnisse in Südwestafrika steht. Über die Bewaffnung der Hereros, über die Verschenkung des Kronlandes an die Landgesellschaften und die daraus folgenden Schwierigkeiten, gelangten wir infolge einer Verkettung weiterer ungünstiger Umstände zu der Katastrophe von 1904. Es ist ja bekannt genug, daß auch das Vorspiel der allgemeinen Erhebung der Eingeborenen, der Aufstand der Bondelzwarts vom Oktober 1903, durch ein direktes politisches Ungeschick des tapferen Offiziers, der im Bezirk von Warmbad befehligte, hervorgerufen ist. Wie die Entwicklung bis zum Aufstand, so sehen wir denn auch den Verlauf dieses letzten blutigen Akts in der Geschichte des alten Südwestafrika selbst durch eine Reihe von politischen Fehlern, die gleichmäßig aus der Unbekanntschaft mit den grundlegenden wirtschaftlichen Voraussetzungen im Lande folgten, wie aus der Unkenntnis der Sinnesweise der eingeborenen Stämme, in schwerwiegendem Maße beeinflußt. Wenn irgend ein Kapitel der deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Kolonialgeschichte, so ist es unsere Besiedelungs- und Eingeborenenpolitik in Südwestafrika, in der wir unser kolonialpolitisches Lehrgeld mit den schwersten Opfern haben zahlen müssen. Mögen diese Opfer für die Zukunft nicht vergeblich gewesen sein!

Zehntes Kapitel.

Der Neuaufbau der Wirtschaft.

Deutsch- und Britisch-Südafrika.

Wir haben bereits an verschiedenen Stellen dieses Buches Gelegenheit genommen, die Tatsache zu betonen, daß der deutsche Anteil an Südafrika seiner Natur nach in jeder Beziehung eine Einheit mit den übrigen Teilen des großen Trockengebiets bildet, das sich im Westen der Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean auf der einen, dem Atlantischen Ozean und der Kalaharidepression auf der andern Seite ausdehnt. Die nahe klimatisch-physikalische Verwandtschaft muß sich also auch ohne weiteres in den Wirtschaftsbedingungen auf beiden Seiten des Grenzstrichs, der Südafrika politisch zwischen England und Deutschland teilt, zum Ausdruck bringen. Eine vollkommene Bestätigung dieser Erwartung durch die unmittelbare eigne Anschauung ist für mich das Hauptergebnis meiner Dienstreise nach dem englischen Südafrika im Jahre 1905 gewesen.

Die Kapkolonie, Transvaal und Transoranje, Betschuana-Land und Betschuana-Protektorat sind ebenso wie Südwestafrika im wesentlichen Viehzuchtländer. Bei dieser Definition scheidet die wirtschaftliche Wertung der Minenbetriebe zunächst von der Beurteilung und vom Vergleich nach der einen wie nach der anderen Seite aus. Englisch-Südafrika war ein selbständig auf dem Weltmarkt ins Gewicht fallendes Wirtschaftsgebiet, bevor Fundstellen wertvoller Mineralien innerhalb seiner heutigen Grenzen entdeckt wurden, und auch in Deutsch-Südafrika können und werden zwar der Gang

und das Tempo der bevorstehenden Entwicklung durch den Mineralienabbau merklich beeinflußt werden, aber die Zukunft der Länder zwischen dem Kap und den Grenzen des tropischen Innerafrika hängt auf die Dauer auf der deutschen Seite so gut wie auf der englischen nicht von der Ausbeute an Gold, Diamanten, Kupfer usw. ab, das alles früher oder später einmal ein Ende nehmen muß, sondern von den immerwährenden natürlichen Gesetzen und Tatsachen der klimatisch-meteorologischen, der geologischen, der hydrographischen und der pflanzenphysiologischen Beobachtung und Erfahrung — *als der vierfachen Basis für den rationellen Betrieb einer extensiven Viehzucht.*

Vergleichen wir von diesem Ausgangspunkt zunächst kurz die einzelnen Landesteile. *Basutoland* hat 750 bis 1000 Millimeter Regenfall; dieselbe Menge fällt zwischen Kapstadt und Ceres sowie in verschiedenen Gebieten längs der Südküste. Zu einem solchen Regenreichtum gibt es in Deutsch-Südafrika überhaupt keine Analogie. Die zweite Stufe, mit 500 bis 750 Millimetern, umfaßt ganz Transvaal, den größten Teil des früheren Oranjefreistaats und den Osten des Kaplandes bis über den 26. Längegrad hinaus, sowie fast die ganze Südküste. Dieses Gebiet entspricht also im Regenfall der Landschaft von Grootfontein—Otavi—Gaub über das Amboland bis zum Kunene. Ein durchgreifender Unterschied zwischen dort und hier besteht aber darin, daß Transvaal und die übrigen genannten Gegenden im britischen Besitz größere und kleinere Flüsse haben, die das ganze Jahr hindurch Wasser führen, zum Teil sogar ziemlich reichlich, und ebenso zahlreiche Quellen, während der Norden des deutschen Gebietes überhaupt keine Flüsse und auch verhältnismäßig nur wenige und schwache dauernd laufende Quellen aufweist. Zwar kann davon auch nicht die Rede sein, daß selbst in den regenreichsten Gegenden Transvaals und des östlichen Kaplandes Farmwirtschaft möglich wäre, ohne daß im ausgedehnten Maße Wasser durch Brunnen mit beschafft würde, und ebenso ist während der Trockenzeit eine sehr starke Abnahme des Wasserstandes auch in den Flüssen durchweg zu beobachten, aber

trotzdem sind die Verhältnisse dort und bei uns stark verschieden. Der Regenfall in Bloemfontein und Grootfontein ist im Durchschnitt fast genau derselbe, aber während dort das Wasser in den Fluß- und Bachbetten dauernd am Fließen bleibt, verschwindet es im Norden unserer Kolonie alsbald nach dem Regen in den Boden, ohne daß es selbst nur zur Bildung von wirklichen Flußbetten kommt, wie das doch selbst in dem weit regenärmeren Damara- und Namalande, ja selbst in dem dürrsten Teile der Karroo der Fall ist.

Der Grund für diese Verschiedenheit liegt in Grootfontein und dem Ambolande, wie wir sahen, in den geologischen Verhältnissen, d. h. den durchlässigen Massen von Kalkstein und Sand, die dort den Boden des Landes bilden.

Die dritte Region, mit einem Regenfall von 250 bis 500 Millimetern, umfaßt den Osten von Betschuanaland Griqualand, West, einen kleineren Teil des früheren Oranjefreistaats und die ganze östliche Karroo um De Aar, Hannover, Middelburg, Graaff Reinet, Victoria West und Prieska. Dieser Zone entsprechen demnach in Deutsch-Südafrika das ganze Hereroland, das Bastardland und selbst noch der sogenannte Süden bis in die Nähe von Gibeon. Abgesehen vom Oranje und dem Vaalfluß, sowie einigen kleineren Küstenflüssen in der südlichen Randgebirgszone, hört hier das dauernde oberirdische Fließen des Wassers auf, und die Flußbetten führen nur noch, wie in Deutsch-Südafrika, unmittelbar nach starkem Regen für längere oder kürzere Zeit, d. h. äußerstenfalls für einige Wochen oder Monate im Jahre, Wasser.

Die vierte Zone, mit 125 bis 250 Millimeter jährlichen Regens, entspricht dem Süden des deutschen Namalandes, mit Ausnahme etwa der extrem regenarmen Gebiete von Warmbad und Bethanien. Sie umfaßt die ganze westliche und die sogenannte zentrale Karroo.

In den letzten Jahren hat übrigens der tatsächliche Regenfall an vielen Plätzen dieser Zone nicht einmal die untere Grenze von 125 Millimeter erreicht.

Der äußerste Westen der Kapkolonie endlich, das sogenannte

Buschmannland, und der Küstenstreifen am Atlantischen Ozean bleiben ebenso wie die angrenzenden Teile des deutschen Gebiets unmittelbar nördlich vom unteren Oranjefluß noch unter der Grenze von 125 Millimetern und können zum Teil wie die Namib in Deutsch-Südafrika als nahezu regenlos bezeichnet werden.

Indem wir nun diejenigen Teile des englischen Gebiets, die über 750 Millimeter Regen haben, aus der weiteren Betrachtung ganz ausscheiden, und diejenigen mit einem Regenfall zwischen 500 und 750 Millimetern nur bedingt zum Vergleich heranziehen, können wir schon jetzt sagen, daß wir im Kaplande und seinen Nachbargebieten vorzugsweise innerhalb der Grenzen von 125 und 500 Millimetern diejenige wirtschaftlich-praktische Belehrung finden werden, auf die es uns für die Entwicklung unserer eigenen Kolonie besonders ankommt.

Ganz wie in Deutsch-Südafrika spielt auch auf englischem Gebiet innerhalb des oben bezeichneten Gebietes die Viehzucht die schlechthin ausschlaggebende und beherrschende Rolle, während der Ackerbau, von gelegentlichen Ausnahmefällen abgesehen, gleichfalls nur dort gute Erträge liefert, wo man künstliche Bewässerung anlegen kann. Im Unterschied von Deutsch-Südafrika ist aber das Kapland, namentlich die Karroo, hauptsächlich nicht mit Gras, sondern mit den sogenannten Karroobüschen bedeckt, Futterpflanzen, die sich für die Rindviehzucht nur wenig eignen, umsomehr aber für Kleinvieh. Erst gegen den Westen und Nordwesten in den Distrikten von Frazerburg, Calvinia, Kenhard und Upington, geht das Buschfeld allmählich ins Grasfeld über; anfangs noch unter starkem Überwiegen der Futterbüsche. Jenseits des Oranjeflusses, in Britisch-Betschuanaland und Griqualand West, herrscht reines Grasfeld, stellenweise mit viel hohen, schnell hart und holzig werdenden sogenannten Sauergräsern. Dementsprechend ist die Rindviehzucht nur in diesen letzteren, westlichen und nordwestlichen Gebieten der Kapkolonie relativ entwickelt — abgesehen natürlich von dem regenreichen Osten und der Südküste, wo die Farmer in der Lage sind, ihr Rindvieh großenteils mit besonders hierfür ange-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bautem Kraftfutter zu unterhalten. Bedingungen, die für die Rindviehzucht, was Weide anbetrifft, so günstig sind, wie im ganzen Hererolande und in ausgedehnten Strichen weiter gegen Süden und Norden innerhalb unserer Kolonie, kommen im ganzen englischen Südafrika überhaupt nur in wenigen Gegenden vor. Das schließt allerdings nicht aus, daß infolge der älteren Kultur auch in solchen Gebieten des Kaplandes, in denen die Weide von Natur ungünstiger ist, als z. B. im Hererolande, tatsächlich ein erstklassiges Vieh produziert wird: Tiere, an deren Qualität selbst unsere besten sogenannten Afrikaner Rinder kaum heranreichen.

Wenden wir uns zunächst dem Kleinvieh zu. Am wichtigsten auf diesem Gebiet ist für das Kapland die Schafzucht, wobei übrigens zu bemerken ist, daß in den letzten Jahren viele Farmer von der Wollschafzucht wieder zurückgekommen sind und statt dessen, wie schon vor Jahrzehnten, vor Einführung der Merinos, von neuem das alte sogenannte Afrikaner Schaf als Schlachtvieh züchten. Die Ursachen hierfür sind verschiedener Art. Das Merinoschaf ist empfindlicher gegen die sogenannte Brandzikte, weniger beweglich im Falle eintretender Dürre, und überhaupt anspruchsvoller, als das Afrikaner Schaf. Die letzten dürren Jahre räumten daher im Kaplande unter den Merinos besonders stark auf. Dazu kam die den Buren besonders lästige und verhaßte Verschärfung der englischen Gesetzgebung über das sogenannte Dippen der Schafe, das bei den Merinos für besonders notwendig gehalten wird, und schließlich nicht zum mindesten die hohe Steigerung der Fleischpreise nach dem Burenkriege infolge der allgemeinen Verminderung des Viehbestandes und des wieder schnell anwachsenden Bedarfs in den Minenstädten. So muß also damit gerechnet werden, daß die Wollproduktion des Kaplandes noch für eine Reihe von Jahren zurückgehen wird: ein Wink, den wir für die Beschleunigung und Unterstützung unseres Wollfarmbetriebes in Südwestafrika nicht außer acht lassen sollten.

Welche Möglichkeiten eröffnet nun die Beobachtung der Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnisse im Kapland zahlenmäßig für die Schafzucht in unserer Kolonie?

Indem wir jene bereits bezeichneten Regengrenzen von 125 bis 500 Millimetern jährlich festhalten, sehen wird, daß sich innerhalb dieses Gebietes die Dichtigkeit des Schafbestandes, der Abnahme der jährlichen Regenmenge von Ost nach West entsprechend, südlich des Oranjeflusses folgendermaßen gestaltet:

Es haben, auf den Quadratkilometer berechnet, die einzelnen Distrikte innerhalb jenes Regengebietes folgende Mengen von Kleinvieh (Schafe und Ziegen):

Distrikte:	Schafe:	Ziegen:
Hopetown	23	5
Philippstown	32	9
Britstown	30	5
Victoria West	32	4
Richmond	31	6
Hannover	36	7
Colesberg	40	10
Middelburg	28	12
Beaufort West	25	8
Murraysburg	23	23
Aberdeen	10	35
Graaff Reinet	35	35
Jansen Ville	6	46
Willowmore	12	27
Prince Albert	15	9
Sutherland	17	3
Frazerburg	10	2
Carnarvon	11	2
Prieska	16	4
Kenhard	4	1
Calvinia	9	2
Van Rhynsdorp	6	4
Namaqualand	3	2
Durchschnitt:	zirka 20	zirka 11

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dieser Berechnung sind diejenigen Distrikte, namentlich im Süden der Kapkolonie, fortgelassen, in denen auch abgesehen von der Regenmenge noch andere Faktoren die Kleinviehzucht nicht zu dem durchschnittlich maßgebenden Erwerbszweig der Bevölkerung machen.

Nimmt man nun an, daß innerhalb Deutsch-Südafrikas in den Bezirken Gibeon und Keetmanshoop ein Flächenraum von rund 200 000 Quadratkilometern für Kleinviehzucht nutzbaren Bodens (ausschließlich der Namib), d. h. eines Bodens, der, was seine Weidequalität betrifft, den genannten kapländischen Distrikten im Durchschnitt ebenbürtig ist, zur Verfügung steht, so ergibt sich, daß innerhalb jener beiden Bezirke über $4^1/_2$ Millionen Schafe und gegen $3^1/_2$ Millionen Ziegen, im ganzen zirka 8 Millionen Stück Kleinvieh, existieren könnten, unter der Voraussetzung, daß die Ernährungsverhältnisse für dieses Vieh annähernd dieselben sind, wie im Kaplande. Das Verhältnis von $2^1/_2$ Hektar Weidefläche auf jedes Stück Kleinvieh, wie es die Berechnung für unseren Süden ergäbe, wird aber von den Farmern in der Karroo als nur für die schlechteren Striche im Kleinviehgebiet des Kaplandes gültig angesehen. Es gibt auch Strecken in der Karroo, wo nicht mehr als ein Hektar Weide pro Schaf erforderlich sind, und sogar solche Farmen habe ich dort gefunden, auf denen im Durchschnitt mehr als ein Tier auf dem Hektar geweidet werden konnte. Zwei bis drei Hektar pro Kopf Kleinvieh werden innerhalb des deutschen Namalandes nur bei dürftigem Weidefeld gerechnet. Selbst unter Belassung einer erheblichen Reserve in der Regel nicht anzugreifenden Weidefeldes für besonders trockene Jahre könnte also in den Gebieten von Gibeon und Keetmanshoop neben einer Kleinviehzahl, die den kapländischen Verhältnissen entspräche, immer noch ein nennenswerter Bestand an Großvieh gehalten, oder aber die berechnete Kleinviehmenge vergrößert werden. Dieses gemischte System der gleichzeitigen Groß- und Kleinviehzucht auf demselben Platz ist denn ja auch bisher bei uns selbst in den ausgesprochen trockenen Gebieten des Südens das herrschende gewesen. Die Über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

legenheit des deutschen Namalandes gegenüber der Karroo, wodurch ein solches gemischtes System in größerem Maße begünstigt wird, als es im Kaplande der Fall sein kann, besteht namentlich darin, daß unser Süden, abgesehen von der größeren absoluten Futtermenge, mit Ausnahme der sehr sterilen Striche um Warmbad und Bethanien durchweg ein gemischtes Feld, Gras und Futterbüsche zugleich, aufweist.

Der bestimmende Faktor, von dem durchweg in ganz Südafrika für die Beurteilung der Möglichkeit zur rationellen Viehzucht ausgegangen werden muß, ist und bleibt der Regenfall.

Eine gewisse Regenhöhe bedeutet überall vom Transvaal bis an die Namib auch einen gewissen Reichtum oder Mangel an Futterpflanzen. Es gibt kein Gebiet mit merklichen regelmäßigen Niederschlägen, das nicht auch einen diesem Niederschlag entsprechenden Wert als Weideland hätte; nur muß in Südafrika außerdem noch Rücksicht auf besondere, periodisch wiederkehrende Schwierigkeiten genommen werden. Dem deutschen wie dem englischen Gebiet sind gemeinsam die innerhalb gewisser unregelmäßiger Fristen wiederkehrenden Dürre-Perioden. Eine solche Trockenheit herrschte in der ganzen westlichen und zentralen Karroo im Jahre 1896, und ebenso im großen und ganzen von 1901 ab bis 1905, und auf unserem Gebiet in den Jahren 1901—1903 im südlichen Namalande. Ist die Dürre nicht besonders intensiv und trifft sie namentlich nicht gleichzeitig sehr ausgedehnte Gebiete, so helfen sich die kapländischen Farmer dadurch, daß sie ihr Vieh dorthin bringen, wo es mehr geregnet hat und das Feld daher nicht so trocken ist. Die Strecken, die von den Schafherden auf diese Weise zurückgelegt werden, sind mitunter außerordentlich groß, so daß unter Umständen selbst massenhafter Eisenbahntransport angewendet wird. Die Tiere weiden dann auf dem entfernten besseren Lande, natürlich gegen Entgelt an die dortigen Farmbesitzer. Mit Ausnahme der westlichsten und nordwestlichsten Striche gibt es in der Kapkolonie fast gar kein freies Land (Kronland) mehr. Hält aber die Dürre jahrelang an und erstreckt sie sich namentlich zu gleicher Zeit über weite

Gebiet, wie es 1905 im Kaplande seit dem Ende des letzten Krieges der Fall war, so versagt schließlich auch dieses Mittel oder hilft wenigstens nicht mehr durchgreifend, so daß die Kleinviehbestände dann massenhaft zu Grunde gehen und viele Farmer nur noch einen Bruchteil ihres einstigen Besitzes behalten. In dieser Lage war 1905 ein großer Teil der Karroowirtschaften.

Diese kapländische Erfahrung weist uns für unser Gebiet den Weg, auf dem ähnlichen Notständen bis zu einem gewissen Grade begegnet werden könnte. Es wird sich zunächst empfehlen, in verschiedenen Gegenden besonders des Namalandes Reserven an Regierungsland zu schaffen, die zunächst überhaupt nicht verkauft werden oder beweidet werden dürfen, deren Futtervorräte vielmehr für die Farmen eines bestimmten Distrikts für Zeiten der Dürre unberührt bleiben.

Die Futterpflanzen Südafrikas haben durchweg die Eigenschaft, daß sie nach Erlangung der Reife auf dem Halm oder im Kraut trocken stehen bleiben, ohne alsbald zu verderben, und daß sie auch im vollkommen ausgedörrtem Zustande selbst jahrelang einen großen Teil ihres Nährwertes behalten. Erst abermalige Regenfälle, die neues Gras und neue Blätter an den Büschen auf dem alten Wurzelstock oder aus dem umhergewehten Samen hervorsprießen lassen, beseitigen die dürren Halme und Stengel früherer Jahre. Dieses Mittel wird für eine zunächst absehbare Zeit zur Beseitigung oder Milderung der Folgen besonders dürrer Jahre und Perioden ausreichen. Allerdings wird seine Anwendung mit dem Fortschreiten der Besiedelung des Landes immer schwieriger werden, einerseits weil sich die Zahl der im Notfall auf jene Weidereserven angewiesenen Farmer vermehrt, andererseits weil mit der Zeit das hierfür ausgesonderte Land selbst für die Besiedelung erforderlich werden wird. Dem gegenüber bliebe das Mittel einer rechtzeitig vorsorgenden Organisation der Ausfuhr für das notleidende Vieh, sei es in geschlachtetem, sei es in lebendem Zustande, übrig.

Nun weist allerdings das Vorgehen einzelner besonders tüchtiger und materiell fortgeschrittener Farmer im Kapland und seinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachbargebieten noch einen dritten Weg, um den verderblichen Folgen der Dürre zu begegnen. Es ist dies der Anbau besonderer Futterreserven mit Hilfe künstlicher Bewässerung, und zwar steht hier bei weitem voran die Luzerne. Luzerne kann im ganzen südafrikanischen Trockengebiet nur mit Hilfe künstlicher Berieselung zum Gedeihen und zu guten Erträgen gebracht werden. Die Berieselung kann erfolgen erstens aus fließenden Quellen, zweitens aus Staudämmen, drittens aus Brunnen, aus denen das Wasser durch Pumpwerke gehoben werden muß. Die Zahl der Quellen ist in Südwestafrika gering, und wo es Quellen gibt, da ist ihre Verwertung zur Berieselung des Landes in der Regel so einfach, daß darüber nichts weiter gesagt zu werden braucht. Auch über die Bedeutung von Dämmen kleineren und mittleren Maßstabes ist unter den Kennern südafrikanischer Verhältnisse kein Streit. Sie haben, abgesehen von den verhältnismäßig hohen Kosten, die sie verursachen, und von der Möglichkeit ihrer Vernichtung durch das Wasser selbst bei unzweckmäßiger Anlage, nur den einen Nachteil, daß sie zu ihrer Füllung auf den Regenfall angewiesen sind, und daß sie daher, sobald eine längere Dürre-Periode eintritt, eben infolge des fehlenden Regens austrocknen und versagen. Im übrigen kann der Ertrag der Luzerne, die unterhalb eines solchen Dammes gebaut wird, ohne große Beeinträchtigung des Futterwertes jahrelang aufgespeichert werden. Der Dammbau auf den Farmen ist im Kaplande durchschnittlich sehr viel weiter vorgeschritten, als bei uns selbst in den am besten besiedelten Teilen unserer Kolonie. Es erklärt sich das zumeist daraus, daß den kapländischen Farmern in den Jahren, da es ihnen gut ging, namentlich aus den Erträgen ihrer Wollproduktion viel größere laufende Bareinnahmen zur Verfügung standen, als unseren fast durchweg noch ganz im Anfangsstadium steckenden Ansiedlern. Auch für die nächste Zukunft werden unsere Farmer anders als durch Kredit aus öffentlichen Mitteln meistens nicht in der Lage sein, Dammbauten von merklichem wirtschaftlichem Nutzen auszuführen.

Nach dem Zensus von 1904 besaß die Kapkolonie rund 11,8 Mil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lionen Schafe und 7 Millionen Ziegen; hiervon waren zirka $8^1/_2$ Millionen Stück Wollschafe und $2^3/_4$ Millionen Angoraziegen. Sowohl Wollschafe als auch Angoras haben gegen die vorhergehende Zählung von 1891 eine nicht unwesentliche Verminderung zu Gunsten der gewöhnlichen, für die bloße Fleischproduktion gezüchteten Schaf- und Ziegenrassen erfahren. Womit diese Verschiebung nach rückwärts für die kapländische Schafzucht zusammenhängt, habe ich bereits weiter oben angedeutet; für das Verhältnis von Angoras und gewöhnlichen Ziegen gelten im wesentlichen dieselben Gesichtspunkte. Auch wir werden nach Beendigung des letzten Kriegszustandes vor allen Dingen noch längere Zeit mit hohen Fleischpreisen zu rechnen haben, und darin wird auch für unsere Farmwirtschaft eine starke Versuchung liegen, die einfachere Zucht der bloßen Fleischschafe und Fleischziegen vor der auf die Dauer lohnenderen, aber zunächst schwierigeren der Merinos und Angoras zu bevorzugen.

Ich habe, bevor ich die Kapkolonie sah, es selbst für einen zu weit getriebenen Optimismus gehalten, wenn gelegentlich Kenner Südafrikas behaupteten, daß unsere Kolonie ebensoviel Kleinvieh ernähren, ebensoviel Wolle und Mohair produzieren könne, wie das Kapland. Jetzt, nachdem ich selbst die englischen Besitzungen gesehen und die Menge des kapländischen Kleinviehs in einigen als besonders dürr geltenden Karroodistrikten aus eigenem Augenschein zu der dortigen Weidequantität und -Qualität in Vergleich setzen kann, trage ich länger kein Bedenken, der Meinung beizupflichten, daß wir uns für Südwestafrika in der Kleinviehproduktion eine der heutigen Leistungsfähigkeit der Kapkolonie nahekommende Menge unbedenklich als Ziel setzen können. Wenn hiergegen, was die Woll- und Mohairerzeugung betrifft, bisweilen eingewendet wird, daß die Dornbüsche in vielen Landesteilen dem hinderlich seien, so ist darauf zu erwidern, daß die Region des eigentlichen Vorwaltens der Dornbüsche, das Hereroland, hauptsächlich ein Rindergebiet ist und daß für Wolle und Mohair von vornherein auf andere Bezirke der Kolonie zu rechnen ist, die ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weder nur wenig oder überhaupt nicht mit Dornen bewachsen sind. Auch im Kaplande entfällt ja ein großer Teil des Kleinviehs auf gewöhnliche Fleischschafe und Ziegen, und solche können, gehörige Auswahl und Akklimatisation vorausgesetzt, bei uns im ganzen Lande gezogen werden. Dasselbe gilt von der Straußenzucht, die im Kaplande jetzt, nachdem eine Reihe kritischer Jahre wegen mangelnder Nachfrage nach Straußenfedern auf dem Weltmarkte überstanden ist, nach zeitweiliger Flauheit wegen Überproduktion in neuem Aufschwung begriffen ist. Als Straußenfarmland ist Südwestafrika der Kapkolonie im ganzen mindestens so gut gewachsen, wie als Kleinviehzuchtgebiet.

Im Jahre 1874, als im Kaplande die Produktion an Mineralien noch eine im Vergleich zur Farmwirtschaft unbedeutende Rolle spielte, betrug der Wert der kapländischen Ausfuhr an Produkten der Kleinviehzucht (inkl. Strauße), d. h. ganz überwiegend Wolle und Mohair, gegen 43 Millionen Mark. Dreißig Jahre später finden wir ihn, trotz der mittlerweile eingetretenen starken Absorption der wirtschaftlichen Gesamttätigkeit durch die Minen, auf zirka 80 Millionen Mark gestiegen, also nahezu verdoppelt.

Mit diesem Wertbetrage für die Ausfuhr von Wolle, Mohair und Federn darf auch das deutsche Südafrika als mit einer durchaus zu erreichenden Norm rechnen, sobald Wasser erschlossen wird und Bahnen gebaut werden.

Allein unser Süden kann nach der weiter oben angestellten Berechnung selbst unter der entschieden zu ungünstigen Voraussetzung, daß er als Kleinviehweideland den kapländischen Karroodistrikten nur ebenbürtig ist, nach seinem Futterreichtum 8 Millionen Stück Schafe und Ziegen ernähren. Mehr als zirka 11 Millionen Stück Merinos und Angoras gibt es, wie wir sahen, zur Zeit in der ganzen Kapkolonie auch nicht, selbst einschließlich ihrer vor der Karroo weit bevorzugten Weidedistrikte im Osten und Südosten! Jene Kleinviehziffer reicht hin, um die eben genannten Ausfuhrwerte zu erzeugen, und so gut wie die Kapkolonie außer den Merinos und Angoras auch

noch 7—8 Millionen gewöhnliche Fleischschafe und Ziegen aufweist, so gut können auch wir darauf hinweisen, daß die mittleren und nördlichen Landesteile unserer Kolonie ebenfalls bedeutende Strecken guter Kleinviehweide besitzen. Ein erheblicher Teil des Bezirks Outjo und der ganze Westen des englischen Compagniegebiets im Norden sind erstklassige Kleinviehweide, und es ist bekannt, daß selbst ein so ausgesprochen Rinder züchtendes Volk wie die Hereros waren, nicht unerhebliche Mengen von Kleinvieh besaß. Selbstverständlich — das muß immer von neuem zwischenein wiederholt werden, damit sich nicht unversehens das Bild des bloß Möglichen vor das, was einstweilen erst Wirklichkeit ist, schiebt —: alle jene Ertragsziffern gelten für unser Land erst in dem Falle, daß zu der Weide das Wasser auch dort überall hinzutritt, wo von Natur keins offen vorhanden ist, und der Schienenweg, der das Erzeugnis der Wirtschaft auf den Markt bringt. Wird kein Wasser geschafft, d. h. betreten wir nach dieser Richtung hin nicht auch den Weg, auf dem unsere englischen Nachbarn mit so glänzendem Erfolge unter ähnlichen Verhältnissen, wie wir sie haben, vorangehen, so bleiben alle jene Ertragsbilder eben bloße Bilder. Ebensowenig, glaube ich, wird es überflüssig sein zu bemerken, daß kein verständiger Mensch daran denken kann, in wenigen Jahren und ohne zeitweilige Rückschläge, wie sie auch die Kapkolonie zu verzeichnen hat, oder ohne eine weitblickende, geregelte Landverkaufspolitik und ohne systematisches Hinarbeiten auf Futterreserven natürlicher und künstlicher Art, das am letzten Ende uns vorschwebende Produktionsziel zu erreichen. Notwendig aber ist vor allen Dingen das eine: wir müssen uns bewußt sein, daß wir es erreichen wollen!

Viehwirtschaft und Besiedlung.

Wir werden auf den Vergleich zwischen den beiden Wirtschaftsgebieten, dem deutschen und englischen Südafrika, außer unter dem Gesichtspunkt der Weidequalität weiter unten noch in mehrfacher Beziehung, namentlich was die Wassererschließung und die wirtschaftliche Wirkung des Eisenbahnbaues betrifft, zurückzukommen

haben. Beides, Wasser und Eisenbahnen, müssen wir in Südwestafrika schaffen, um das Rückgrat unserer Wirtschaft, die Viehzucht, stark zu machen. Vorher aber erhebt sich die Frage, nach welchen Prinzipien verfahren werden soll, um die Viehwirtschaft zusammen mit dem ganzen Werk der Besiedlung des Landes, die wir ja um der Naturverhältnisse unserer Kolonie willen im wesentlichen als Einheit zu denken haben, jetzt nach der Niederwerfung des Aufstandes von neuem mit dem günstigsten Nutzungsverhältnis von Kraft, Zeit und Geld (nicht etwa auch mit den geringen absoluten Mitteln!) auf die Füße zu stellen.

Wir haben bereits bei früherer Gelegenheit bemerkt, daß die Größe der südafrikanischen Normalfarm unter verkehrspolitisch minder entwickelten Verhältnissen, wie sie in Südwestafrika zunächst noch vorliegen, nicht gut weniger als 10 000 Hektar zu betragen hat, mit der weiteren Maßgabe, daß für ausnahmsweise begünstigte Gebiete diese Größe etwa auf die Hälfte herabgesetzt werden kann, daß sie aber in futterarmen und klimatisch besonders ungünstigen Strichen auf das doppelte, unter Umständen noch weiter, zu steigern ist. Diese Forderung von 10 000 Hektar Land für jeden Ansiedler, aus der dann sehr leicht wie weitere Konsequenz zu errechnen ist, daß bei 500 000 Quadratkilometer Weidefläche nicht mehr als 5000 Farmen in Südwestafrika herauskommen, hat auf der einen Seite eine oberflächliche Kritik hervorgerufen, als ob damit dem ganzen deutschen Südafrika bereits ein wirtschaftliches Urteil gesprochen sei; auf der andern Seite aber ein Bestreben, durch allerhand Abstriche die fatal erscheinende geringe Ziffer etwas in die Höhe zu bringen. Über jenen ersten Einwand, der mit der Frage nach der Art und der Höhe der wirtschaftlichen Gesamtrentabilität der Kolonie zusammenfällt, werden wir noch zu handeln haben. Was die Bemühungen betrifft, die erforderliche Farmgröße in Südwestafrika kleiner hinzustellen, als sie unserer Überzeugung nach für jetzt in Wirklichkeit ist, so verbinden sich hier zwei Tendenzen, nämaußer jenem Bestreben nach einer etwas besseren rechnungsmäßigen Aufmachung des Bildes auch noch der Wunsch, die Besiedlungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einheiten dazu zu verkleinern, um möglichst viele Ansiedler ins Land zu bekommen. Der Vater dieses Wunsches ist der Gedanke, daß auf diese Weise die eigene Wehrfähigkeit der Kolonie ohne Hinzuziehung weiterer Truppen aus dem Mutterlande in möglichst kurzer Zeit für alle Eventualitäten auf die wünschenswerte Höhe gebracht werden könne. Diese Tendenz macht sich auch in den neuen Bestimmungen, über den Verkauf von Kronland in Südwestafrika geltend, die unter anderem in dem kürzlich erschienenen amtlichen Ratgeber für Südwestafrika abgedruckt sind. Anlage 2 enthält das Wichtigste in dem Buch: Die Bestimmungen über den Verkauf von Kronland. Die entscheidenden Grundsätze sind folgende:

1. Kronland darf nur an solche Personen verkauft oder verpachtet werden, die sich verpflichten, selbst auf dem erworbenen Grundstück zu wohnen und dasselbe persönlich zu bewirtschaften

2. Das verkaufte oder verpachtete Farmgrundstück darf nicht größer sein als 20 000 Hektar; niemand soll mehr als insgesamt 20 000 Hektar Kronland erwerben dürfen.

3. Der Preis für Kronland soll sich in der Regel zwischen 20 Pfennig und 1 Mark pro Hektar bewegen; ausgeschiedene Angehörige der Schutztruppe und solche wehrpflichtige Reichsangehörige, die an einem Feldzug im Schutzgebiet teilgenommen haben, können, falls sie ein Betriebskapital von mindestens 2000 Mark nachweisen, den Preis bis auf die Hälfte ermäßigt erhalten.

4. Ein Zehntel des Kaufpreises ist als Anzahlung zu entrichten. Während der nächsten fünf Jahre ist der Käufer von weiteren Zahlungen auf den Kaufpreis befreit. Vom sechsten Jahre an sind die verbliebenen neun Zehntel in jährlichen Raten abzuzahlen.

5. Vor Ablauf von zehn Jahren und vor völliger Zahlung des Kaufpreises darf der Käufer die Farm ohne Genehmigung des Gouvernements nicht veräußern. Für den Fall, daß der Käufer diese Bestimmung verletzt oder nicht persönlich auf der Farm seinen Wohnsitz nimmt, wobei mit der Bewirtschaftung spätestens sechs Monate nach der Genehmigung des Kaufvertrags begonnen werden muß, räumt der Käufer dem Gouvernement ein Recht auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Farm im Namalande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Farm im Namalande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rückübertragung des Eigentums an der Farm ein und verpflichtet sich, eine Vormerkung zur Erhaltung dieses Rechts im Grundbuch eintragen zu lassen. — — —

Die Bestimmung, wonach das Maximum an Kronland, das zu Farmzwecken erworben werden darf, 20 000 Hektar beträgt, wird für die Praxis nach dem Satz auf S. 36 des Ratgebers zu beurteilen sein, daß „zur erfolreichen Begründung eines selbständigen Betriebes in größerem Umfange" ein Farmbesitz von 5000—10 000 Hektar „je nach Lage der Farm" für erforderlich erachtet wird. Diese Beschränkung ist überdies in einer Rundverfügung des Windhuker Gouvernements vom Jahre 1906 ausdrücklich ausgesprochen.

Bedenken im Interesse einer raschen und gedeihlichen Entwicklung der Farmwirtschaft im Lande erregt manches in diesen Bestimmungen. Zunächst ist die Bemessung der durchschnittlichen Farmgröße auf 5000—10 000 Hektar „je nach Lage der Farm" zweifellos zu gering. Wenn stattdessen dastände: 10 000—20 000 Hektar, so wäre weniger dagegen einzuwenden. Allerdings lautet die Bestimmung über das Höchstmaß in der eigentlichen Landverkaufsordnung auf 20 000 Hektar. Mit diesem Maximum sind aber augenscheinlich nur die ganz armen und unsicheren Weidegebiete im äußersten Süden gemeint. Jedermann im Lande weiß, daß man an einzelnen besonders begünstigten Punkten auf 5000 und selbst auf 3000 Hektar wirtschaften kann. Das sind aber seltene Ausnahmen. Außerdem ist durch eine Reihe von Farmverkäufen aus der Zeit nach Beendigung des Aufstandes zur Genüge bekannt geworden, wie sehr das Gouvernement gegenwärtig auf ein möglichst kleines Ausmaß der Farmen drückt. Was nun den Verkauf von Farmland anbetrifft, so macht es für den Eintritt desjenigen Zeitpunktes, zu dem die Kolonie aus eigner Kraft wehrpflichtig ist, wenig aus, ob man die Farmgrößen jetzt unter liberalen Gesichtspunkten bemißt, oder ob man sie ängstlich beschneidet. Je weiter die wirtschaftliche Entwicklung vorschreitet, je mehr Eisenbahnen gebaut werden, je mehr die Produktions- und Absatzbedingungen für den südwestafrikanischen Far-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mer sich bessern, mit desto größerer Sicherheit wird sich die durchschnittliche Farmgröße von selber auf die dem Entwicklungsstande des Landes entsprechende Norm einstellen. Auch die Kapkolonie, Transvaal und Transoranje haben mit großen Farmen von 10 000 Kapschen Morgen und mehr angefangen, und je weiter die Verhältnisse vorschritten, desto mehr verkleinerte sich die Farm. Noch stehen die Dinge in Südwestafrika lange nicht so, daß jedem, der das Risiko der Ansiedlung in dieser Kolonie auf sich nimmt, ohne weiteres die goldenen Berge winken. Es ist nicht mehr als recht und billig, wenn man den Männern, die sich jetzt eine Farm gründen, das Land nach ihrem jetzigen Bedarf und nicht nach dem, der vielleicht in 15 oder 25 Jahren bestehen wird, zumißt. Mit Recht betont der amtliche Ratgeber, daß die Familiengründung seitens der Farmer das Erwünschte sei. Für eine gesunde Entwicklung im ganzen Lande, sowohl nach der nationalen, als auch nach der wirtschaftlichen Seite hin, ist sie ein schlechthin entscheidender Faktor. Was ist natürlicher für einen Farmer, der sich jetzt Grund und Boden im Schutzgebiet erwirbt, als daß er den Wunsch hat, nach zwanzig Jahren, wenn seine Jungen herangewachsen sind, dem einen oder dem andern von der eigenen väterlichen Farm ein Stück abzutreten! Wenn man jeden, der ins Land kommt, von vornherein auf ein so kleines Pflichtteil an Grund und Boden setzt — wo sollen denn da der wirtschaftliche Unternehmungsgeist, der Wagemut, die Freiheit, die Wohlhabenheit, die man doch haben möchte, herkommen? Wird jetzt das Land in lauter solche kleine Stücke zerschnitten, so ist das so, als wenn man für jeden Ankömmling einen Strich an den Türpfosten zeichnet: so hoch darfst du wachsen, höher nicht. Nach zehn Jahren, wenn das wirtschaftliche Vermögen sich vergrößert hat und die Mittel da sind, um den Betrieb zu erweitern, möchte der Mann noch Land zukaufen. Die nächsten 5000 Hektar Kronland, die er bekommen kann, liegen dann aber irgendwo 200 Kilometer weit nach Osten oder Norden entfernt.

Ganz unmöglich ist die Aufrechterhaltung der Bestimmung, daß niemand mehr als insgesamt 20 000 Hektar Farmland vom Fiskus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

käuflich erwerben darf, und nahezu ebenso starke Bedenken ergeben sich gegen den Zwang, daß jedermann, der vom südwestafrikanischen Kronland eine Farm kaufen will, sich binnen sechs Monaten persönlich auf dem gekauften Land niederlassen und selbst mit der Bewirtschaftung beginnen muß. Wenn sich wirklich größere Unternehmungen für Viehzuchtzwecke nach Südwestafrika wenden, so ist nicht abzusehen, aus welchem Grunde man ihnen den Erwerb von Land verweigern soll. Natürlich bildet der selbständige, im Lande seßhafte Farmerstand für alle Besiedelungspolitik in Südwestafrika den gegebenen Schwerpunkt, und es kann nicht davon die Rede sein, so viel Land an Großunternehmen wegzugeben, daß für die Farmer Mangel an Platz entsteht. Davon aber braucht noch lange nicht die Rede zu sein, wenn eine Anzahl kapitalkräftiger Unternehmungen, die ohne Landkonzession oder ähnliche Privilegien wirtschaften, sich in der Kolonie niederlassen. Wozu also einen Paragraphen in die Landordnung bringen, der von vornherein dazu da ist, um nicht durchgeführt zu werden. Ebenso wird es nicht vermieden werden, Ausnahmen von dieser Bestimmung zu machen, wenn einflußreiche und hochgestellte Persönlichkeiten in Deutschland sich an Unternehmungen in Südwestafrika beteiligen wollen. Wenn aber dem einen etwas recht ist, so ist es auch dem andern billig.

Was schließlich den Zwang anbetrifft, auf der Farm zu wohnen, so ist dieser Paragraph gleichfalls rigoros. Notwendig ist es, einen Zwang zur Bewirtschaftung binnen angemessener Frist zu stipulieren. Warum aber will man es verhindern, wenn sich jemand, der in Südwestafrika vorläufig noch einen andern Beruf hat, oder der in Deutschland lebt, für sich selbst oder einen nahen Angehörigen, z. B. einen Sohn, den er Farmer werden lassen will, in der Kolonie eine Farm kauft und sie durch einen Verwalter oder sonst in genügender Weise bewirtschaften läßt? Der Landspekulation kann auch auf andere Weise entgegengetreten werden, als durch solch eine drakonische Bestimmung, die doch auch nur dazu da sein wird, um mit einer Verbeugung in der Versenkung zu verschwinden, sobald

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jemand kommt, dem gegenüber ihre Anwendung für das Gouvernement peinlich oder unangemessen erscheint.

Vielleicht darf man aber hoffen, daß schon beim ernsthaften Versuch, den leider nur zu büreaukratischen Geist der neuen Landverkaufsordnung von Fall zu Fall zu verwirklichen, die Natur der Verhältnisse selbst sich dahin geltend machen wird, daß eine Revision in weitherzigerem und weniger ängstlichem Sinn eintritt. Wir setzen daher in den folgenden Ausführungen immer den Betrieb auf einer Farm von gehörigen Abmessungen voraus, d. h. von zirka 10 000 Hektar im Norden, und von zirka 20 000 im Süden. Von einem Wirtschaftsbeginn mit nennenswert geringerem Umfange des Weidelandes kann einstweilen normalerweise nur abgeraten werden.

Angenommen, es beginnt jemand mit Großvieh zu farmen, so bringen ihm seine Zuchtkühe zwar schon während des ersten, zweiten und dritten Jahres Kälber, aber diese bedeuten noch keinen realisierbaren Wert, sondern eine bloße Anwartschaft auf die Zukunft. Mit dem Ende des vierten Wirtschaftsjahres fängt dann der erste Jahrgang der weiblichen Nachzucht seinerseits an, Kälber zu liefern. Diese wie die folgenden weiblichen Tiere sind aber sämtlich Noli me tangere, da aus ihnen ja allmählich die erstrebte normale Endbestockung der Farm mit Muttervieh heranwachsen soll. Die männliche Nachzucht dagegen kann und wird fortgesetzt als Schlacht- oder Treckochsen verkauft werden. Diese Einnahme soll aber erst vom Ende des fünften Wirtschaftsjahres an beginnen, denn erst mit dem vollendeten dritten Jahre kann man rationeller Weise mit dem Anlernen des jungen Ochsen zum Trecken anfangen. Ebenso ist es für südafrikanische Verhältnisse unwirtschaftlich, junge Rinder als Schlachtvieh zu verkaufen, bevor sie vier Jahre alt sind. Von vornherein klein angelegte Betriebe sind ja natürlich auch möglich; die typische mittlere Farmwirtschaft aber, die wir erstreben und die wir fördern wollen, muß darauf aus sein, vor allen Dingen erst einen Muttervieh bestand von einigen hundert Tieren heranzuzüchten und, bevor das erreicht ist, kein gesundes weibliches Tier, sei es Kalb, Färse oder Kuh, zu verkaufen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf guten Absatz für Schlachtochsen, sobald solche da sind, kann für die nächsten, an sich schwierigsten Jahre wohl schon deshalb gerechnet werden, weil zunächst eine relativ bedeutende Truppenmacht im Lande stationiert bleiben muß. Für die aufzuziehenden Treckochsen dagegen wird vor allen Dingen die fortschreitende Besiedlung selbst einen wachsenden Abnehmer bieten. Immerhin würde es auf jeden Fall eine sehr starke Last bedeuten, wenn jeder neue Farmbetrieb eo ipso mit der Erzielung eigener Einnahmen bis zum Ende des fünften Wirtschaftsjahres warten müßte. Hier tritt die Kleinviehzucht helfend ein. Mit Ausnahme einiger weniger, nicht sehr ausgedehnter Striche gestattet das ganze Land, soweit es überhaupt Futterpflanzen trägt, die Kleinviehzucht unter teils ausreichenden, teils günstigen Bedingungen, sei es als Neben-, sei es, wie namentlich im Süden, als Hauptbetrieb. Vom Kleinvieh aber bekommt man bereits vom Ende des zweiten Wirtschaftsjahres ab gute Erträge, insofern von da ab die männliche Nachzucht als Schlachtvieh verkauft werden kann. Ein Hammel ist in Südwestafrika mit $1^1/_2$ Jahren schlachtreif, ein sogenannter Kapater (verschnittener Ziegenbock) mit zwei Jahren. Hierbei, d. h. bei der Kleinviehproduktion zu Schlachtzwecken, handelt es sich um gewöhnliche einheimische Ziegen und Schafe. Das einheimische, sogenannte afrikanische Fettschwanzschaf kommt in Südwestafrika so gut wie überall fort. Nur muß auch hier, ganz wie bei der Rindviehwirtschaft, betont werden, daß die Marktfähigkeit der Nachzucht als Schlachtvieh um so früher eintritt, je bessere (also unter Umständen gute importierte) Rammen man in die Herde setzt. Auch für den Absatzmarkt dieser Kleinviehproduktion gelten natürlich die oben skizzierten günstigen Verhältnisse der nächsten Jahre.

Der andere und für die dereinstige weltwirtschaftliche Stellung unserer Kolonie wahrscheinlich wichtigere Zweig der Kleinviehzucht ist die Produktion von Wolle und Mohair (Angoraziegenhaar). Auch hier gibt es, verhältnismäßig rascher als bei der Rindviehzucht, bare Erträge, die, wenn sie auch zunächst nicht bedeutend sind, doch schnell wachsen. Allerdings sind nicht alle Gegenden Südwestafri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kas für diese Produktion gleich geeignet, denn öfters verbietet die besondere Art der herrschenden Vegetation (Dornen mit Widerhaken) sie von selbst. In der Richtung auf Wollproduktion hin muß mit größter Energie und unter Vermeidung jeder falschen Sparsamkeit vorgegangen werden, denn hier handelt es sich um den Faktor, mit dem unsere Kolonie am raschesten und zugleich sichersten auf den Weltmarkt kommen kann.

Sehr wichtig und sehr schwierig ist das Kapitel der Pferdezucht. Der größte Feind der Pferdezucht in ganz Südwestafrika ist die sogenannte Sterbe. Es gibt einige, zum Teil recht umfangreiche Gebiete im mittleren und südlichen Teil unserer Kolonie, die erfahrungsgemäß sterbefrei sind und die Pferdezucht in größerem Maßstabe gestatten, aber je weiter nach Norden, desto schwieriger wird die Aufzucht und Erhaltung der Pferde. Soll sich also das Pferd in Südwestafrika außerhalb der verschiedenen, ringsum inselartig begrenzten sterbefreien Plätze zu einem das ganze Jahr hindurch zuverlässig gebrauchsfähigen Zuchttier machen lassen, so muß ein Mittel gegen die Sterbe, ähnlich der Rinderpestimpfung, gefunden werden. Wenn das gelungen ist, so kann Südwestafrika so gut ein Pferde für den Weltmarkt lieferndes Land werden, wie Australien und Argentinien. Vielleicht führt das vor einigen Jahren in ganz Südafrika eifrig diskutierte, allerdings noch nicht mit einheitlichem Vertrauen aufgenommene Verfahren, über das Geheimrat Robert Koch 1904 berichtet hat, dazu. Auf jeden Fall muß aber betont werden, daß in Südwestafrika bereits vor einer Reihe von Jahren in den Grootfonteiner Impfungen des Stabsarztes Dr. Kuhn gute Erfolge erzielt waren. Ich habe die von Kuhn gegen Sterbe geimpften Tiere während der schweren Regenzeit von 1904 selbst beobachtet. Leider war es nur ein Bruchteil der auf der Station Grootfontein vorhandenen Pferde. Während unter den nicht geimpften Tieren die Sterbe von Ende Januar an zu wüten begann, bildeten die anderthalb oder zwei Dutzend geimpften Pferde unseren einzig sicheren Verlaß während einer Reihe schwerer Kriegspatrouillen, namentlich im Februar und März. Ohne sie wären

diese Patrouillen überhaupt schwer zu verwirklichen gewesen. Mit „ungesalzenen" Pferden kann es kommen, daß plötzlich vielleicht 100 Kilometer von der Station ein Drittel oder die Hälfte der Patrouille pferdelos wird. Dem konnte bei uns vermöge der Kuhnschen Impfungen in besonders wichtigen Fällen durch Mitgabe sterbefester Pferde begegnet werden.

Zweifellos kann nach alledem durch ein energisch und zweckentsprechend geleitetes Zusammenwirken der bisher skizzierten Wirtschaftszweige — Rindvieh-, Kleinvieh- und Pferdezucht — auf Grund der natürlichen in Südwestafrika vorhandenen wie der noch zu erschließenden Weide- und Wassermengen ein günstiges und für unsere nationale Gesamtbilanz bedeutsames Resultat erzielt werden. Es wird aber auf der anderen Seite ebenso deutlich geworden sein, daß ohne kräftige Unterstützung der gegenwärtigen und der neu zu schaffenden Farmbetriebe aus Staatsmitteln die ganze an sich zu erwartende Entwicklung in Frage gestellt wird, und zwar deshalb, weil wir für die Auswanderung nach Südwestafrika für absehbare Zeit nicht mit kapitalskräftigen, dazu im Großbetrieb oder im Genossenschaftswesen geschulten Elementen zu rechnen haben, sondern fast nur mit persönlich zwar oft sehr tüchtigen aber wirtschaftlich zunächst noch schwächeren Leuten, die an der Aufgabe der Überwindung der ersten schwierigen Jahre allein aus eigenen Mitteln entweder scheitern oder eine unverhältnismäßig große Menge Zeit und Arbeitskraft darauf verwenden müßten. Nach dieser Richtung hin haben wir dort nachgerade so viel Erfahrung gesammelt, daß es unmöglich wäre, keine Lehre daraus zu nehmen.

Wer ist denn überhaupt willig, nach Südwestafrika von Deutschland auszuwandern, und auf wen müssen wir für die Besiedelung das Augenmerk richten? Ohne Zweifel würden sich bei unbeschränkter Bereitstellung von Regierungsbeihilfen zur Ansiedelung zahlreiche, ja massenhafte Einwanderer finden — mehr, als dort untergebracht werden können. Damit aber wäre der Kolonie und ihrer Entwicklung wenig gedient. Wenn jedermann, der sich meldet, ein recht großes Stück Land bekommt, womöglich umsonst, dazu Vieh,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hausgerät und sonstige Betriebsmittel, alles auf Regierungsvorschuß mit langfristigem Rückzahlungstermin, so werden sich sicher viele Tausende von Persönlichkeiten, die gar keine innere und äußere Qualifikation zum Farmer in Südwestafrika besitzen, für geeignet halten, dort einmal einen solchen Betrieb zu versuchen. Wenn es dann nicht geht, so hat man wenigstens kein eigenes Geld verloren, und um die Rückzahlungspflicht gegenüber der Regierung werden sich wahrscheinlich die meisten wenig Sorge machen. Im allgemeinen muß daher zum Gedeihen des Siedelungswerkes daran festgehalten werden, daß nur solche Einwanderer heranzuziehen sind, die auch ein gewisses eigenes Vermögen ins Land mitbringen. Wer sein persönliches Eigentum, sei es groß oder klein, mit in der Arbeit drin stecken hat, wird sie anders betreiben, als wer mit fremden Geldern und dazu mit Staatseigentum, dem gegenüber das allgemeine Verpflichtungsbewußtsein doch ein lockereres ist, arbeitet. Ausnahmen müssen natürlich zulässig sein, um zweifellos tüchtigen, wenn auch unbemittelten Menschen, z. B. älter eingesessenen vermögenslosen Südwestafrikanern, die Übernahme einer Farm zu ermöglichen, aber sie müssen eben Ausnahmen bleiben. Nach dieser Richtung ist die Praxis, die sich in den britischen Siedelungskolonien bewährt hat, sicher auch für uns brauchbar, d. h. die Beihilfe aus öffentlichen Mitteln wird grundsätzlich bis zur Höhe des eigenen Vermögens des Ansiedelungslustigen gewährt. Dies Prinzip läßt sich ohne weiteres auch über den direkten Ansiedelungskredit hinaus erweitern (so auch in Britisch-Südafrika seit dem Kriege), z. B. für alle Meliorationen an den toten und lebenden Betriebsmitteln einer Farm. Selbstverständlich darf dabei mit der unteren Grenze des Ansiedelungsvermögens, des eigenen wie des staatlich dargeliehenen, nicht unter ein gewisses Mindestmaß herabgegangen werden. Die untere Grenze wird je nach dem Landesteil verschieden sein; ausgesprochene Kleinviehwirtschaften oder Betriebe mit starkem Ackerbauanteil, wie im Norden, wo die künstliche Bewässerung oft nicht notwendig ist, werden sich bei bescheidensten Anfangsansprüchen an Lebenshaltung bereits mit 10 000 bis 15 000 Mk. Ge-

samtkapital mit einiger Aussicht auf Lebensfähigkeit anfangen lassen, aber für eine normale Rinder- oder gemischte Farm im mittleren Teil der Kolonie sind 20 000—25 000 Mk. das Minimum, und mehr ist besser. Für Pferdefarmen genügt eine solche Summe überhaupt noch nicht zu rationellem Beginn des Betriebes.

Durchaus unerwünscht ist es, wenn die Mehrzahl der neu heranzuziehenden Ansiedler aus unverheirateten jungen Leuten besteht. Die Erfahrungen, die wir nach dieser Richtung hin dort schon gemacht haben, sind direkt erschreckend. Infolge des bisherigen starken Überwiegens der unverheirateten Weißen ist eine Bastardrasse im Entstehen, deren Anwachsen nicht anders als von den allerbedenklichsten Folgen begleitet sein kann. Die Menge der sogenannten halbweißen Kinder im Lande, namentlich an den größeren Plätzen, wächst von Jahr zu Jahr in steigender Progression. In zahlreichen Fällen hatten sich die Ansiedler, namentlich die entfernten und vereinzelt wohnenden, farbige Konkubinen zugelegt, und unter dem Einfluß dieser heillosen Wirtschaft ging dann erfahrungsgemäß in erstaunlich kurzer Zeit alles und jedes Gefühl für Sitte, Kultur, gesellschaftliche Ordnung und nationale Würde verloren. Die Leute „verkaffern", wie man sagt; der stete Umgang mit dem farbigen Weib und deren ganzer Freundschaft und Verwandtschaft zieht sie in vielen Fällen rettungslos soweit hinunter, daß schwer abzusehen ist, wie aus einem solchen, in seinem ganzen Empfindungsleben einmal unter das bescheidenste weiße und europäische Niveau hinabgesunkenen Mann mit seinem Schwarm verwilderter, unerzogener, schmutziger Bastardkinder noch einmal eine national wertvolle Existenz werden könnte. Es gibt einige etwas höher stehende Beispiele farbiger Verbindungen, aber sie verschwinden in der Masse von Schmutz, den das Treiben mit den eingeborenen Weibern im Lande ausschüttet.

Muß so auf der einen Seite entscheidender Wert darauf gelegt werden, daß solide, materiell und moralisch einigermaßen fundierte Elemente zur Ansiedlung in Südwestafrika gewonnen werden, so versteht sich aber auf der anderen Seite von selbst, daß alsdann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bedingungen für die Ansiedelung auch so gefaßt sein müssen, daß diejenigen Leute, die wir dort brauchen und die wir haben wollen, Lust zum Auswandern nach Südwestafrika bekommen. Eine jede Landverkaufsordnung hat unter den dortigen Verhältnissen einer dreifachen Aufgabe zu entsprechen, indem sie darauf eingerichtet sein soll: 1. geeignete Ansiedler heranzuziehen; 2. wirtschaftlich fördernd und erzieherisch zu wirken; 3. die unproduktive Landspekulation zu hemmen. Wenn diese drei Zwecke gleichzeitig erreicht werden sollen, so darf man sich nach einer Richtung hin nicht allzunahe an die benachbarten Vorbilder der britisch-südafrikanischen Landordnungen halten, besonders was die äußere Form der Kaufbedingungen betrifft. In England ist der Erwerb von eigenem Grund und Boden für minder Bemittelte so schwierig, daß dem englischen Auswanderer, der in die Siedelungskolonien geht, Bedingungen wie die kapländischen noch ganz verlockend erscheinen, da sie ihm überhaupt den Erwerb eines Farmgrundstückes ermöglichen. Wir in Deutschland haben es dagegen viel schwieriger, solche Auswanderer, wie sie für unseren Siedelungszweck nötig sind, zu gewinnen, denn in Deutschland ist es auch für Leute mit verhältnismäßig wenig Kapital gar nicht so schwierig, denjenigen Trieb, mit dem wir ja für unsere südwestafrikanische Kolonisation grundsätzlich rechnen müssen, den Wunsch nach Grundeigentum, für sich und die Nachkommen zu befriedigen. Der bäuerliche Mittel- und kleinere Besitz ist bei uns zu Hause, im Gegensatz zu England, eine weit verbreitete und solid fundierte Institution. Auf die Menschen aus diesem Kreise sind wir aber für die Heranziehung von Ansiedlern in erster Linie angewiesen, und zwar auf diejenigen, deren Vermögen zwar nicht ausreicht, um in der Heimat mit einiger Sicherheit zu eigenem Haus und Hof zu gelangen, die aber genug haben, um mit Hilfe einer staatlichen Ansiedelungsunterstützung von der annähernden Höhe ihrer eigenen Mittel in Südwestafrika eine, späteren Wohlstand versprechende, bäuerliche Farmwirtschaft zu beginnen. Auf diese Leute, die eben vor allen Dingen die eigene Scholle besitzen wollen, wird eine Verklausulierung oder Erschwerung des wirklichen

Besitzrechtes in der Weise, daß der Mann auf lange hinaus nicht recht zum Gefühl des wirklich freien Eigentums kommen kann, von vornherein höchst abschreckend wirken.

Über die Schwierigkeit einer solchen Aufgabe, wie das Ansiedelungswerk in Südwestafrika sie darbietet, dürfen wir uns aber bei allen noch so sorgfältig erwogenen Landordnungen und Verkaufsbedingungen keiner Täuschung hingeben. Auch die beste Verordnung erhält ihre lebendige Wirkung erst durch den Geist, der ihre Handhabung im praktischen Leben bedingt, und vor allen Dingen durch die lebendige Fühlung, in der diese Handhabung mit dem dauernden konsequenten Streben der Verwaltung nach dem einmal festgestellten wirtschaftspolitischen Ziel für das deutsche Südafrika steht. Dieses Ziel muß, wie wir wissen, heißen: Verwandlung dieser Kolonie in ein dem Zusammenhange der Weltwirtschaft eingegliedertes, nennenswerte Beträge exportierendes und konsumierendes Viehzuchtgebiet, und das mit einem Aufwand von Mitteln, der innerhalb der anzunehmenden Entwicklungsfrist nach dem voraussichtlichen Verhältnis von Anlagekapital und Betriebsergebnissen zu bemessen ist. Es wird nicht leicht möglich sein, sich der Erkenntnis zu verschließen, daß hier allein mit beamteten, ausschließlich im Staatsdienst stehenden Kräften überhaupt nicht gut ans Ziel zu kommen ist. Nach dieser Richtung hin kann ich als Ergebnis meiner mehr als dreijährigen dienstlichen Tätigkeit in Südwestafrika nur die bestimmte Überzeugung hinstellen, daß die Kolonialverwaltung für die durchgreifende Förderung des Besiedelungswesens in Südwestafrika vollkommen auf dem richtigen Wege war, als sie sich im Jahre 1903 zur Gründung einer besonderen Ansiedelungskommission nach dem Vorbild der bereits bestehenden Behörden dieser Art in den englischen südafrikanischen Kolonien, d. h. unter Leitung eines Beamten, aber unter Heranziehung von Vertretern der Bevölkerung, entschloß. Allerdings ist mir bekannt, daß an den gegenwärtig für die Verwaltung Südwestafrikas maßgebenden Stellen die gegenteilige Auffassung besteht, und daß dementsprechend nach meinem Ausscheiden aus dem Kolonialdienst der Posten eines besonderen wirtschaftlichen Sachver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständigen und Ansiedelungskommissars in Fortfall gekommen ist. Ich glaube aber, daß man über kurz oder lang sich dazu entschließen müssen wird, ihn, und zugleich die Ansiedelungskommission, in irgend einer Form wieder ins Leben zu rufen, oder daß im gegenteiligen Falle eine Benachteiligung der Sache selbst unvermeidlich sein wird. Ich habe bei der sogenannten Entschädigungs- oder Hilfeleistungskommission, der ich etwa ein halbes Jahr als beamtetes Mitglied angehört habe und deren Arbeiten ich beinahe zwei Jahre lang als Vorsitzender leitete, die vollkommen zweifellose Erfahrung gemacht, von wie segensreichen Folgen für die Bearbeitung wirtschaftlicher Aufgaben innerhalb der Verwaltung die Zusammensetzung einer Behörde aus Regierungsbeamten und nichtbeamteten, der Bevölkerung angehörigen Mitgliedern ist, unter der Voraussetzung, daß diese letzteren nicht nur Sachverständige mit beratender Stimme, sondern wirkliche, bevollmächtigte und beschließende Mitglieder der Kommission sind. Die Entschädigungskommission bestand ursprünglich aus einem Beamten als Vorsitzenden, einem weiteren Beamten und drei Vertretern der Bevölkerung als Beisitzern. Mit der Ausdehnung des Aufstandsgebiets auch über den ganzen Süden und mit der Häufung der Arbeit mußte die Kommission erweitert und es mußten Unterkommissionen mit beamteten und nichtbeamteten Mitgliedern für die einzelnen Bezirke eingesetzt werden. Die Beschlußfassung in der Kommission vollzog sich dann entweder in der Weise, daß die Beisitzer aus den verschiedenen Bezirken des Landes sich unter dem Vorsitz eines beamteten Mitglieds am Sitz der Kommission, Windhuk, versammelten, oder so, daß ein delegiertes beamtetes Mitglied mit einigen Beisitzern und Unterkommissions-Mitgliedern in den Bezirken die Arbeiten soweit erledigte, daß für die Hauptsitzungen in Windhuk nur die Überprüfung und Bestätigung oder Abänderung der Vorbeschlüsse aus den Bezirken zu erledigen blieb. Dieses System hat sowohl nach der Seite der wirtschaftlichen Richtigkeit der Beschlüsse, als auch was ihre Autorität bei der öffentlichen Meinung im Schutzgebiet anbetraf, die günstigsten Erfolge gehabt. Es wäre ausgeschlossen gewesen, mit

einer nur aus Beamten bestehenden Kommission oder einer solchen, in der die Vertreter der wirtschaftlich interessierten Bevölkerung kein formelles und materielles Beschlußrecht besaßen, in derselben Weise sachlich unanfechtbar und autoritativ zu arbeiten. Eine gewisse Erschütterung nach beiden Richtungen fing sich bei den Kommissionsarbeiten erst von dem Zeitpunkt an bemerkbar zu machen, wo die Kommission gezwungen wurde, teilweise anderen Einflüssen nachzugeben, als ihrer eignen Überzeugung.

Keine Aufgabe innerhalb der Verwaltung unserer südwestafrikanischen Kolonien erfordert in gleichem Maße eine genaue Vertrautheit mit allen natürlichen Verhältnissen jedes einzelnen Landesteils und ebenso mit seiner vorhergehenden besonderen Entwicklung, dazu mit allerlei Personaldingen, wie das Ansiedelungswerk. Außerdem müssen die Kräfte, welche diese Arbeit leiten, in ganz besonderem Maße mit der allgemeinen südafrikanischen Wirtschaftsweise, mit Fragen der Vieh- und Farmwirtschaft, mit der Technik der landesüblichen Verkehrsmittel, mit der Preisbildung, mit Gewohnheiten und selbst mit Vorurteilen der Bevölkerung vertraut sein. Es kann daher zu nichts gutem führen, wenn die stets wechselnden Assessoren und Regierungsräte an der Zentralstelle, die erst im Laufe ihrer Dienstzeit anfangen können, sich mit den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen vertraut zu machen, samt den Verwaltungsbeamten in den Bezirken, die immer nur die Notwendigkeiten ihres eigenen Verwaltungsbereichs übersehen, sich allein mit der Sache beschäftigen. Ebenso unmöglich ist es, die ganze Arbeit von Berlin aus mit Erlassen und Verordnungen zu regeln. In allen Kolonialgebieten und selbständigen Staaten, in denen das Besiedelungsproblem noch eine Rolle spielt, gibt es auch eine Spezialbehörde für Ansiedelungsfragen. Wird also eine solche Behörde, wie erwartet werden muß, in Zukunft auch wieder für Südwestafrika eingerichtet, so würde das zweckmäßigerweise in Anlehnung an die früheren Absichten der Kolonialbehörde und an die Erfahrungen, die mit der Entschädigungskommission gemacht worden sind, geschehen. Der Vorsitzende, mag man ihn nun Ansiedelungskommissar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder sonst irgendwie nennen, und noch etwa eine beamtete Hilfskraft, würden den sozusagen permanenten, dauernd in Tätigkeit befindlichen Teil der Ansiedelungskommission bilden, die Zivilbeisitzer aber für jeden Bezirk besonders ernannt, gewählt oder sonst bestimmt werden. Ebenso versteht sich von selbst, daß der jeweilige Verwaltungschef des betreffenden Bezirks für diesen seinen Amtsbereich zur Kommission gehört. Auf diese Weise wird nach der einen Seite hin der innere Zusammenhang der Arbeit gewahrt bleiben; auf der anderen aber wird die Gewähr dafür geboten sein, daß kein Plan gemacht, keine Entscheidung gefällt wird ohne die bestimmende Mitwirkung von Personen, die ernstlich und genau mit den besonderen lokalen Verhältnissen und Notwendigkeiten vertraut sind. Eine solche Einrichtung bedeutet dann, neben ihren großen praktischen Vorteilen, auch einen prinzipiellen Schritt weiter zur Teilnahme der Ansiedler an der kolonialen Verwaltung.

Es ist nicht abzusehen, weshalb dem ersten Schritt, der Berufung nicht nur von Vertretern der Bevölkerung an sich, sondern sogar einer Mehrheit von solchen, in die Entschädigungskommission, nicht auch eine Erweiterung des einmal gezeigten Vertrauens auf das weitere Werk der systematischen kolonialen Besiedelung hin folgen soll — denn darüber, daß wir mit der Zeit zur kolonialen Selbstverwaltung nach dem Muster aller erfolgreichen Kolonialvölker fortschreiten müssen, besteht ja grundsätzlich nirgends ein Zweifel. Hierzu kann keine Vorschule für die Bevölkerung besser sein, als die Verantwortlichkeit nicht nur beratender, sondern auch beschließender Teilnahme an dem Werk der Besiedelung, das in ihre eigensten wie in die Gesamtinteressen des Landes so unmittelbar praktisch und so tiefgehend eingreift. Hierin liegt auch die starke Gewähr dafür, daß die nicht beamteten Mitglieder der Ansiedelungskommission in jedem Distrikt ihre Pflicht und ihr Recht mit der nötigen Sachlichkeit und Besonnenheit ausüben werden.

Praktisch würde die Sache also so aussehen, daß die Ansiedelungskommission einmal jährlich (bei besonderem Anlaß natürlich auch öfter) in jedem Bezirk zusammentritt und den Besiedelungsplan

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für dieses bestimmte Gebiet im ganzen wie im einzelnen festsetzt. Außerdem wird ein vielleicht zu berücksichtigendes Erfordernis die feste Anstellung je eines unteren Beamten für jeden Besiedelungsdistrikt, etwa mit dem Titel eines Farminspektors oder so ähnlich, sein. Es ist ausgeschlossen, daß die Mitglieder und Beamten der Ansiedelungskommission für längere Zeit und im einzelnen den neu angesetzten Farmern helfend zur Seite stehen, bis jene sich praktisch in die neuen Verhältnisse eingelebt haben. Das kann am besten jemand, der dauernd in erreichbarer Nähe der Leute sich aufhält und der speziell für die Hilfeleistung bei ihrer Eingewöhnung da ist. Selbst die Ansiedelungskommission für Posen und Westpreußen, wo es sich doch um ein Gebiet handelt, das denjenigen Bezirken, aus denen die Ansiedler kommen, in jedem Falle ungleich verwandter ist als Südwestafrika, hat sich genötigt gesehen, jeder neu anziehenden Gruppe von Zuwanderern eine erfahrene Persönlichkeit als Inspektor zur Seite zu stellen, der den Leuten solange hilft, bis sie genügend mit den für sie neuen Verhältnissen vertraut sind. Alsdann wechselt er seinen Platz und wird einer neuen Ansiedlergruppe zugewiesen. Gerade so wird man es auch hier machen müssen, um Fehlschläge von vornherein zu verhüten. Ein berufsmäßiger, mit den Wirtschaftsverhältnissen des Landes seit längerer Zeit vertrauter Berater für jeden Ansiedelungsbezirk wird jedenfalls durch sein Dasein mehr Kosten sparen, als seine Remuneration betragen kann.

Je breiter nun die Ansiedelungskommission die Basis für den zu schaffenden Aufbau der Besiedelung anzulegen vermag, desto sicherer und rascher wird er soweit in die Höhe zu führen sein, daß die selbsttätige Funktion und die Rentabilität dieses Stückes unserer Kolonialwirtschaft auf dem Weltmarkt beginnen. Der Zeitpunkt, wo Südwestafrika als Großlieferant für Vieh und Viehprodukte auftritt, wird sehr verschieden weit von der Gegenwart abliegen, je nachdem jährlich 25, 50, 100 oder 200 neue Farmbetriebe entstehen, und ebenso verschieden, je nachdem diese Betriebe mit 30, 50 oder 100 Kühen bezw. den entsprechenden Mengen von Klein-

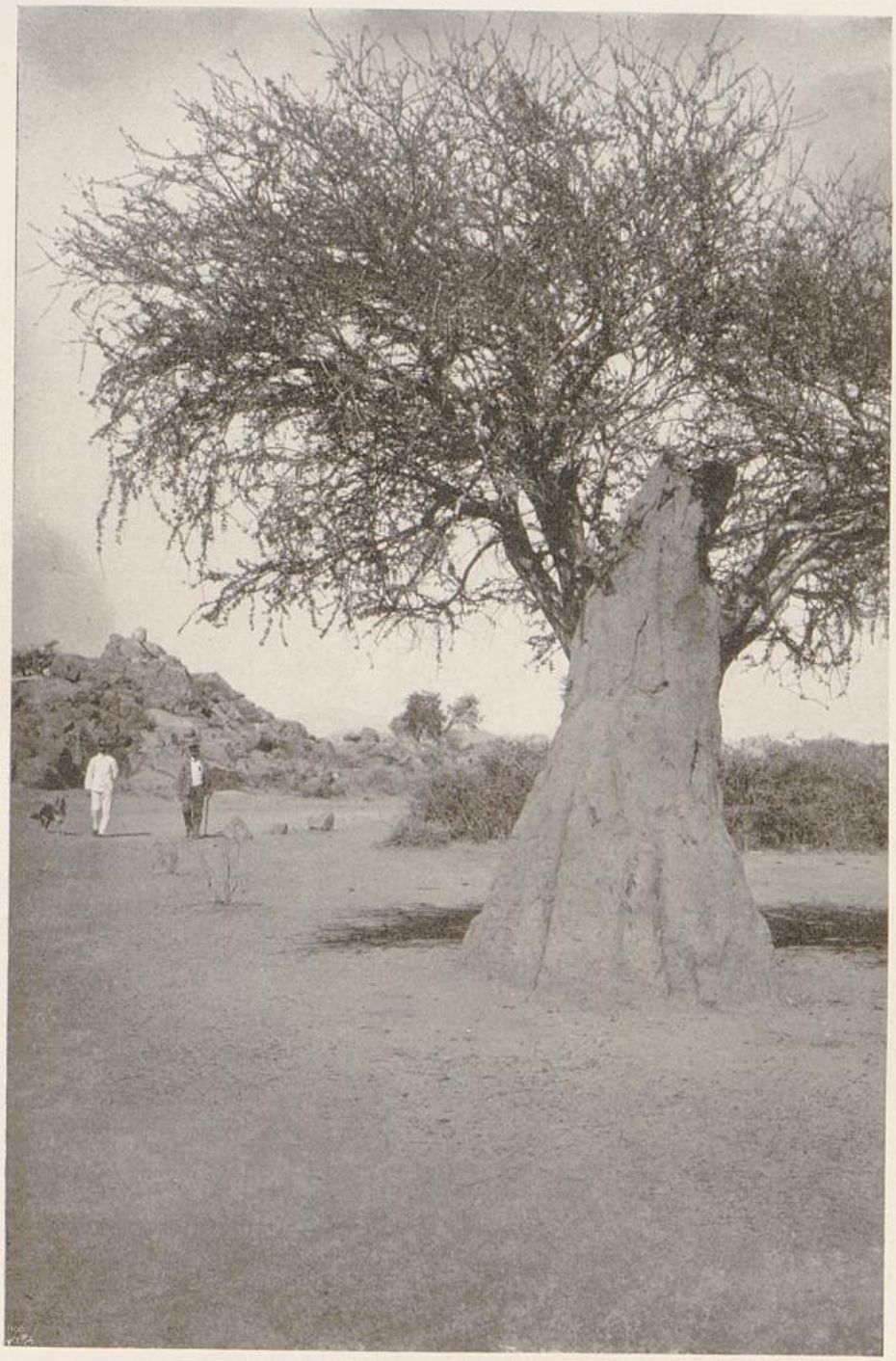
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vieh zu wirtschaften anfangen. Jedenfalls aber muß man an der Einsicht festhalten, daß folgende Punkte die Grundvoraussetzungen des Fortschritts bilden:

1. daß eine für den Weltmarkt konkurrenzfähige jährliche Viehproduktionsrate hier nicht eher erreicht sein wird, als bis eine hinreichende Anzahl von Farmbetrieben sich derart mit Muttervieh gesättigt hat, daß die Besitzer von einer weiteren Vermehrung ihres Zuchtstockes absehen können;
2. daß es vollkommen ausgeschlossen erscheint, ohne jahrelang konstant fortgesetzte Einfuhr von Zuchtmuttervieh hier in absehbarer Zeit zur exportfähigen Großproduktion von Vieh für den heimischen wie für den Weltmarkt zu gelangen;
3. daß die Wasserfrage das stete ceterum censeo für jeden südafrikanischen Wirtschaftsplan, im größten wie im kleinsten Maßstabe, ist.

Dieser letztere Zeitpunkt, der Beginn der Ausfuhrmöglichkeit in größerem Stil, wird, um eine Zahl zu nennen, vielleicht als erreicht anzusehen sein, wenn jährlich 100 000 Stück Großvieh für die Ausfuhr verfügbar sind. Die entsprechenden Kleinviehwerte verstehen sich dabei immer von selbst. Natürlich beginnt die Exportfähigkeit an sich auch schon bei einer geringeren Quote, als gerade 100 000 Stück, aber man muß bedenken, daß wirkliche Großunternehmungen für Vieh- und Fleischexport sich unterhalb einer gewissen, recht hohen Menge dauernd verfügbarer lebender Bestände nicht rentieren. Angenommen, es existierten zunächst in Südwestafrika 1000 Farmbetriebe mit nur je 200 bis 300 Stück Muttergroßvieh, so bedeutet das einen Gesamtbestand von rund einer Viertelmillion Rinder und eine jährliche Zuwachsrate von ca. 150 000 Kopf. Davon geht ein verhältnismäßig geringer Teil für den eigenen Bedarf des Landes an Schlachttieren, an Zuchtvieh für die neu entstehenden Farmen, an Treckochsen usw. ab. Bei weitem die Hauptmasse aber wird für die Ausfuhr zu weltmarktfähigen Preisen verfügbar sein. Hierzu tritt die Kleinviehproduktion mit Fleisch, Wolle, Mohair und lebenden Tieren mit keinem geringeren Gesamtwert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Termitenbau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Setzen wir zur Verdeutlichung des Sachverhalts einmal den Schematismus des Fortschreitens einer Viehwirtschaft in Südwestafrika her. Die Berechnung, ebenso wie die Annahme der jährlichen Zuwachsrate von 60 % zur Zahl der ursprünglichen Stammherde, rührt von dem langjährigen Chef des Veterinärwesens in Südwestafrika, Rickmann, her, dem der Satz von 60 % Zuwachs als Ergebnis seiner Erfahrung, selbst unter Berücksichtigung ziemlich schwerer Seuchenverluste, gilt. Wir haben weiter oben, zur noch größeren Vorsicht, nur 50 % angenommen. Bei 50 Kühen Anfangsbestand zu Beginn des ersten Wirtschaftsjahres und der Zuwachsrate von 60 % schreitet die Vermehrungsreihe schematisch für das Ende jedes folgenden Jahres so fort: 50 — 80 — 110 — 140 — 179 — 227 — 284 — 353 — 436. Bei 100 Kühen Anfangsbestand ist die Reihe bis zum Schluß des achten Jahres, wo die ursprünglichen Muttertiere ausgeschieden werden müssen, folgende: 100 — 160 — 220 — 230 — 358 — 454 — 568 — 706 — 872. Nimmt man an, daß der Verkauf des größeren Teils des Jahreszuwachses frühestens etwa erfolgen kann, sobald der Mutterviehstock einer Farm ca. 250 Stück beträgt, so ist dieser Zeitpunkt bei 50 Kühen Anfangsbestand am Ende des achten Wirtschaftsjahres erreicht, bei 100 Kühen dagegen bereits in der zweiten Hälfte des fünften Wirtschaftsjahres, wobei allerdings zu berücksichtigen bleibt, daß die letzten Jahrgänge noch Kälber und junge Tiere sind. Den Jahreszuwachs an männlichem Vieh ist der Farmer aber dafür auch schon früher zu verkaufen in der Lage. Natürlich will diese Rechnung nicht als Garantieleistung, sondern als Schema zu dem Zweck verstanden werden, die erste annähernde Klarheit über die zu Grunde liegende Frage zu schaffen.

Geht nun, um im Schema des Beispiels zu bleiben, die Neubesiedelung mit einem Zuwachs von 100 Farmen jährlich vor sich, mit 50 Kühen Anfangsbestand für jede Farm, so würde das nach dem bisher Ausgeführten bedeuten, daß die vorläufige Produktionsnorm, von der wir oben sprachen, in 16 Jahren erreicht ist.

Bereits in einer Denkschrift vom August 1904 an die Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verwaltung hatte ich auseinandergesetzt, daß auch ohne das Dazwischenkommen des Eingeborenenaufstandes die Beschleunigung des Besiedelungstempos, zu welchem Zweck die Ansiedelungskommission ja errichtet werden sollte, ohne Import von Muttervieh, sei es aus dem britischen Südafrika, sei es aus Argentinien, nicht gut möglich gewesen wäre, da es für eine größere Zahl neu zuziehender Ansiedler in der Kolonie selbst nach Erschöpfung der geringen vorhandenen Reserven nicht hinreichend Muttervieh mehr zu kaufen gegeben hätte. Das einzige sehr bedenkliche Mittel wäre außerdem allenfalls gewesen, zunächst einen verstärkten Druck auf die Hereros zur käuflichen Abgabe von Vieh auszuüben. Nach einigen Jahren hätte dann infolge Vermehrung der Nachzucht sowohl des Ansiedler- als auch des Eingeborenenviehs im Lande die Einfuhr wieder aufhören können. Durch den Aufstand wurde das gesamte Vieh der Eingeborenen mit Ausnahme von knapp 3000 Stück auf dem nördlichen und südlichen Kriegsschauplatz zusammen erlangter Beuterinder vernichtet, und außerdem, abgesehen von den beiden Nordbezirken, fast das gesamte Farmervieh. An zuchtreifem Muttervieh aus dem Besitz der Weißen sind durch den Aufstand rund 22 000 Stück verloren gegangen. Erhalten geblieben war auch noch der Viehbestand im Bastardlande, unter dem es nach Angabe der Distriktsverwaltung von Rehoboth zirka 6000 Stück erwachsene Mutterrinder geben mag. Es war also nicht einmal daran zu denken, daß die beraubten alten Farmer aus den kümmerlichen noch vorhandenen Resten von Großvieh den Bedarf zur Wiedereinrichtung ihrer Wirtschaften deckten, geschweige denn, daß für neue Zuwanderer ein Markt für den Einkauf von Zuchtvieh vorhanden war. Dementsprechend wurde im Dezember 1904 eine aus zwei südwestafrikanischen Sachverständigen bestehende Kommission nach Argentinien geschickt, mit dem Auftrage, die Rückreise über Mexiko zu nehmen, um in den beiden wichtigsten amerikanischen Steppen-Viehzuchtländern die Voraussetzungen für die Möglichkeit einer Einfuhr von dorther zu untersuchen, während ich entsprechende Informationen auf einer Dienstreise im britischen Südafrika einziehen sollte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Selbst wenn die Gründung neuer Farmen, von der Wiederaufrichtung der alten Betriebe abgesehen, zukünftig nur nach demselben Maßstabe erfolgt, wie in den letzten Jahren vor dem Aufstande, so war mit einem Zuwachs von mindestens fünfzig Wirtschaften jährlich, d. h. mit einem Jahresbedarf von nicht unter 1500 bis 2000 Mutterrindern, für den Wirtschaftsbeginn zu rechnen. Tatsächlich war zu erwarten, daß sich nach Beendigung des Krieges der Bedarf noch bedeutend höher stellte, da auf eine große Zahl von Ansiedlungslustigen aus der im Lande befindlichen Schutztruppe mit Sicherheit gerechnet werden konnte, und ebenso auf eine verstärkte Zuwanderung von neuen Farmern aus Deutschland. Beides ist beinahe in noch höherem Maße, als man ursprünglich hätte denken sollen, eingetreten, so daß man sich gegenwärtig einer gewissen Besorgnis wegen des allzu großen Zudranges und wegen der wahrscheinlich zu erwartenden Rückschläge kaum enthalten kann.

Die Ergebnisse der nach Argentinien entsandten Kommission lagen im Frühjahr 1905 soweit vor, daß die erste Probebestellung von dorther hätte erfolgen können. Die Preise waren nicht übermäßig hoch, die vorläufigen geschäftlichen Beziehungen waren durch die Kommission angeknüpft und die Mittel für den Probetransport im Betrage von über 150 000 Mk. standen dem Gouvernement zur Verfügung. Auch konnte leicht dafür gesorgt werden, daß die aus Argentinien ankommenden Rinder, zur Akklimatisierung in kleinere Trupps verteilt, innerhalb des Landes sofort auf Posten gestellt wurden, wo sie unter dem Schutz der Truppe vor aufständischen Banden und Viehräubern sicher waren. Bedauerlicherweise unterblieb die Bestellung infolge besonderer Einflüsse, die sich innerhalb des Gouvernements geltend machten. Erst im Februar 1906 wurde eine neue Kommission, die außer den beiden nach Argentinien entsandten Herren auch noch aus mehreren Gouvernementsbeamten bestand, mit der Ausarbeitung besonderer Vorschläge über einen versuchsweisen Einfuhrtransport von argentinischem Vieh beauftragt. Von vornherein bestand unter den Beauftragten vollkommene Übereinstimmung darüber, daß in einer solchen Lebensfrage für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kolonie, wie der Vieheinfuhr zu Zuchtzwecken, zunächst das Sichere dem Unsicheren vorgezogen werden mußte. Das Sichere war und ist heute noch der Ankauf in Britisch-Südafrika, soweit dessen klimatische Verhältnisse den südwestafrikanischen entsprechen, und soweit dort eine unserm Afrikaner- oder Damaravieh verwandte Rasse herrscht; das Unsichere ist die Einfuhr aus Argentinien, Mexiko oder andern überseeischen Gebieten, wo die äußeren Verhältnisse und die Rassen, wenn auch ähnlich geartet wie bei uns, so doch immerhin verschieden sind. Wenn eine Sicherheit dafür bestände 1. daß im Kaplande und seinen Nachbargebieten die für uns erforderlichen Viehmengen jetzt und in Zukunft erhältlich sind, 2. daß von dort aus keine Ausfuhrverbote oder ähnliche hindernde Maßnahmen erlassen werden, 3. daß das Küstenfieber keinen Strich durch die Rechnung macht, so wäre die Einfuhr aus Amerika ein überflüssiges Experiment. Jene Sicherheit besteht indes nicht, namentlich nicht nach den beiden letzten Seiten hin, und auch nach der ersteren hin kann niemand eine Sicherheitsleistung gegen äußere oder innere Veränderungen des gegenwärtigen Markts übernehmen. Daran, daß zur Zeit immer noch größere Mengen von zuchtfähigen Kühen und Färsen zu erschwinglichem Preise in Britisch-Südafrika für uns vorhanden sind, scheint indes nach den vorhandenen Nachrichten kein Zweifel zu bestehen.

Angesichts dieser Lage erschien und erscheint es durchaus notwendig, beizeiten Vorsorge für den möglichen Fall zu treffen, daß sich der Mutterviehbezug aus dem Kapland, Betschuanaland, Freistaat usw. nicht in dem Maße verwirklichen läßt, wie es zur annähernden Wiederherstellung unserer zerstörten Betriebe und zur Versorgung der neuen Zuwanderung notwendig ist. Nichts wäre verhängnisvoller für unsere nächste ökonomische Zukunft, als wenn neue Ansiedlungselemente in größerer Menge anfingen zuzuströmen und man dann erst zu spät erkennen würde, daß ihnen die herrschende Viehknappheit ein gedeihliches Anfangen und Vorankommen unmöglich macht.

Daß zu Anfang 1906 nach Lage der Dinge zunächst nicht gleich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von einem Massenimport aus Amerika die Rede sein konnte, sondern nur von einem Probetransport, war klar. Dieser mußte in kleineren Posten auf mehrere Plätze des Landes verteilt und das Ergebnis der Akklimatisierung abgewartet werden. Ein annähernes Urteil wäre auf diese Weise in den meisten Fällen wohl schon nach Ablauf des ersten Versuchsjahres möglich gewesen. Systematisch abschließende Ergebnisse können allerdings erst nach der ersten vollständigen Zuchtperiode, d. h. nach etwa vier Jahren, vorgelegt werden. Auf das dringlichste zu wünschen war die sofortige Inangriffnahme des Probetransports, so daß die Tiere, noch bevor das Feld vollkommen trocken war, im Lande zur Weide gebracht werden konnten.

Über die Einzelheiten des Importversuchs ergab sich, auf Grund der Ergebnisse, welche die Mitglieder der amerikanischen Kommission von ihrer Studienreise mitgebracht hatten, daß zunächst vom Bezug mexikanischen Viehs abgesehen und lediglich in Argentinien eine Bestellung gemacht werden sollte. Von den in Argentinien vorhandenen Rassen und Kreuzungen sollte das dort einheimische, mit eingeführtem Herefordblut mäßig verbesserte sogenannte Criollorind gewählt werden.

Unter den argentinischen Viehrassen kommen drei in Betracht. 1. das einheimische unverbesserte Criollorind; 2. die Shorthornkreuzungen; 3. die Herefordkreuzungen. Das Criollorind stammt von dem spanischen Vieh ab, das von den Eroberern Süd-Amerikas seit dem 16. Jahrhundert eingeführt wurde. Es ist dünnleibig und hochbeinig, ausdauernd, aber von keinem hohen Schlachtgewicht. Es ist das Produkt jahrhundertelanger Inzucht und unserem früheren sogenannten Damaraschlag ähnlich.

An sich das höchstwertige Produkt argentinischer Viehzucht sind die vorgeschritteneren Kreuzungen zwischen Criollo und Shorthorn. Die Shorthornkreuzung gedeiht vorzüglich, wo es gute weiche Weide gibt und das Klima keine schroffen Gegensätze aufweist. Diesen Erfordernissen würden in Südwestafrika nur wenige Gegenden entsprechen. In den nördlichen Teilen Argentiniens mit hoher Som-

merhitze und in den kalten südlichen Provinzen mit ihrem härteren Gras bevorzugt man daher nicht die Shorthorn-, sondern die Herefordkreuzung. Diese liefert ein sehr widerstandsfähiges Produkt, das auch bei schlechter Weide in gutem Futterzustande bleibt und sich auch für steiniges und bergiges Terrain eignet. Dieselben Vorzüge eignen auch der Kreuzung mit dem schottischen Aberdeen-Angusrind, das im Milchertrage noch über Hereford steht. Hereford hat aber für uns den Vorzug, daß hiermit in Südwestafrika bereits einige bewährte Versuche gemacht worden sind. Da wir für absehbare Zeit durchaus auf Fleischertrag hin züchten müssen, und die Milchproduktion für uns zunächst eine mehr nebensächliche Bedeutung hat, so empfiehlt sich die Einfuhr von Herefordkreuzung. An Fleischertrag steht diese hinter den Shorthorns nicht zurück. Das argentinische Vieh ist im Verhältnis zu unserem Damara- und Afrikanerschlag frühreif und mit vier Jahren ungefähr ausgewachsen. Es lebt wie bei uns ganz im Freien, aber die argentinischen Farmen sind nicht nur vollständig mit Draht eingezäunt, sondern auch zur Erzielung einer rationelleren Zucht in eine Anzahl geschlossener Schläge mit besonderen Wasserstellen eingeteilt. Die Menge des für den Export in Betracht kommenden Viehs ist praktisch unbegrenzt; nur müssen gewisse Schwierigkeiten in den argentischen Ausfuhrbestimmungen in geeigneter Weise berücksichtigt, eventuell durch Verhandlungen für diesen Fall beseiseitigt werden. Natürlich ist jeder Transport dieser Art aus einem fremden Zuchtgebiet nach Südwestafrika zunächst nur ein Versuch, aber um die Notwendigkeit solcher Versuche werden wir auch fernerhin schwerlich herumkommen. Neben dem Experiment mit Argentinien müssen wir fortgesetzt auf die Einfuhr aus dem britischen Südafrika bedacht sein, aber wir müssen bedenken, daß, sobald wirklich Ruhe und Sicherheit für unsere Farmer geschaffen sind, einige hundert Wirtschaften in kurzer Zeit dastehen und Muttervieh verlangen werden. Man kann nicht daran denken, jedem Farmer dann ein Dutzend Kühe zu geben und zu sagen: nun wirtschafte! Die untere Grenze für einen Betrieb, wenn er nicht auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viele Jahre hinaus im wesentlichen auf barem Kapitalsverbrauch zum Lebensunterhalt beruhen soll, sind 30—40 Stück zuchtfähige Mutterrinder, dazu natürlich ein Stamm Kleinvieh. Es ist garnicht daran zu denken, daß der plötzlich eintretende massenhafte Viehbedarf bei dem allgemeinen Wiederbeginn der Farmwirtschaft sich von selbst regulieren wird. Wenn keine rechtzeitigen Maßnahmen zur Regulierung, keine vorbereitenden Organisationen getroffen werden, so gehen wir mit aller Bestimmtheit einer neuen schweren Krisis für den gesamten Farmerstand entgegen.

Infolge unzweckmäßiger, die Vorschläge der Kommission überhaupt nicht berücksichtigender Anordnungen über die Auswahl, den Einkauf, den Transport und die erste Unterbringung der argentinischen Proberinder im Lande kann nun allerdings von einer erheblichen Beweiskraft des schließlich geschehenen Versuchs, namentlich auch nach der Seite der Kosten hin, kaum gesprochen werden. Fürs erste erscheinen die ganzen erheblichen Aufwendungen, die für die Entsendung der Kommission nach Süd- und Mittelamerika gemacht wurden, überhaupt ziemlich nutzlos, während sie bei sachgemäßer und durch keinerlei Sonderrücksichten beeinflußter Ausführung der ganzen Idee schon jetzt die besten Früchte, auf jeden Fall aber ein gründliches Erfahrungsmaterial, hätten zeitigen können. Dagegen hat sich der Import von Zuchtrindern über Land aus dem britischen Gebiet bisher zum Glück günstig gestaltet. Die Kapkolonie hat bei der schweren geschäftlichen Depression, die dort immer noch herrscht, und die bisher durch die Wirkungen des Aufstandes im deutschen Südafrika jahrelang merklich gemildert worden ist, ein großes Interesse daran, wenigstens einen gewissen Absatz von Vieh nach Südwestafrika zu haben. Trotzdem dürfte es gewagt erscheinen, sich vollständig auf die Zufuhr von dorther zu verlassen. Wir müssen damit rechnen, daß es noch eine ganze Reihe von Jahren hindurch, von Ausnahmefällen abgesehen, in unserer Kolonie Mutterrinder aus eigner Nachzucht überhaupt nicht zu kaufen geben wird. Gerade der überraschend starke Zustrom von neuen Einwanderern, den das Land jetzt erlebt, darunter nicht wenige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohlhabende und gebildete Leute, macht die äußerste Vorsorge dafür nötig, daß nicht eines Tages infolge von Viehmangel oder aus anderen hiermit zusammenhängenden Ursachen ein Rückschlag eintritt. In dieser Beziehung sind meine Vorschläge, solange ich noch in Südwestafrika im Dienst war, allerdings erfolglos, auf die Bildung einer geeignet zu organisierenden und durch die Regierung zu unterstützenden Vieheinfuhr-Genossenschaft aus den in der Kolonie ansässigen wie aus den neu zuwandernden Farmern gerichtet gewesen.

Als den dritten Punkt des südwestafrikanischen Wirtschaftsplans bezeichneten wir die Wasserfrage. Auch hierin sind sowohl die praktischen Erfahrungen, die man im englischen Südafrika gemacht hat, als auch die wirtschaftlichen und technischen Methoden, die sich dort herausgebildet haben, für uns von großer Wichtigkeit. In der Kapkolonie hat man in neuerer Zeit sehr gute Erfahrungen mit Tiefbohrungen gemacht. Allerdings handelt es sich auch dort noch lange nicht um Bohrungen zur praktischen Wasserbeschaffung von tausend und selbst noch erheblich mehr Fuß Tiefe, wie sie z. B. in den australischen Trockengebieten nicht selten vorgenommen werden, aber wie sich die kapländischen Bohrungen zu den australischen verhalten, so verhalten sich unsere bisher in Südwestafrika herrschenden Anschauungen über Bohrtiefe und was dazu gehört zu den kapländischen. Es rührt dies hauptsächlich wohl daher, daß unsere Ansiedler durch den reichlichen Grundwasservorrat, der sich im Sande der zahlreichen Flußbetten meist nur wenige Fuß unter der Oberfläche talwärts bewegt, soweit verwöhnt sind, daß sie eine Brunnentiefe von 15 Meter oder 50 Fuß schon für sehr erheblich und eine solche von 100 Fuß für beinahe unerhört halten. Allerdings ist Wasser aus einer solchen Tiefe mit den primitiven Hebewerkzeugen, wie sie bei uns noch fast durchweg im Gebrauch sind, d. h. mit Menschenkraft oder bestenfalls mit einer sogenannten Baggerpumpe, nicht mehr gut in die Höhe zu bringen. Die Aufsetzung eines Windmotors übersteigt aber in der Regel ebenso wie die Anlage eines tieferen Brunnens schon die wirtschaftliche Kraft eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenig kapitalkräftigen Ansiedlers, und um solche handelte es sich bisher bei unseren Farmern so ziemlich in neun Fällen unter zehn. Die kapländischen Bohrungen innerhalb des weiter oben beschriebenen Trockengebiets haben nun aber gezeigt, daß die Tiefenzone bis zu 100 Fuß, d. h. derjenigen Grenze, die bisher in Südwestafrika von den sogenannten Bohrkolonnen innegehalten werden sollte, für die Erschließung des unterirdischen Wasservorrats wenigstens in der Karroo und ihren Nachbargebieten in keiner Weise entscheidend ist, insofern die Bohrer innerhalb dieser Grenze meist durch völlig trockenes Gestein gingen. Dagegen haben z. B. die großen Bohrungen der Firma Logan & Co. bei Tweedside und Matjesfontein die jetzt dort zur Verwertung gelangenden sehr bedeutenden Wassermengen erst in einer Tiefe von 200 bis 400 Fuß aufgeschlossen. Auf der Loganschen Farm Tweedside sah ich den unterirdischen Wasserdruck einen einzölligen Strahl 8 Fuß hoch aus einem gegen 400 Fuß tiefen Bohrloch werfen. Um ein anderes Beispiel anzuführen, so ist ganz kürzlich auf der Farm Rhenosterskolk im Distrikt Carnarvon bei 300 Fuß ein Wasserzufluß von 40 000 Gallonen = 160 000 Liter binnen 24 Stunden aufgeschlossen worden. Eine lange Reihe ähnlicher Erfahrungen hat die kapländische Regierung veranlaßt, mit der normalen Tiefengrenze für die staatlichen Bohrmaschinen bis auf 300 Fuß hinaufzugehen, und kürzlich ist sogar, um die Farmer zu weiteren Bohrungen zu ermutigen, der vom Ansiedler zu leistende Beitrag zu den Bohrkosten von $7^1/_2$ auf 5 Schilling pro Fuß herabgesetzt worden.

Ursprünglich war die Berechnung die, daß der Staat und der jeweilige Bohr-Interessent die Kosten je zur Hälfte tragen sollten. Auf den Anteil des Farmers entfielen dabei außer den $7^1/_2$ Schilling pro Fuß noch die Lieferung von Wasser und Feuerung für die Maschinen, die Gestellung eines Teils der Arbeitskräfte und die Abholung des ganzen Bohrparks von der nächsten Eisenbahnstation. Jetzt können außer der Reduktion des pro Fuß zu leistenden Beitrages um ein Drittel auch noch alle diesen Naturalleistungen des Farmers durch eine entsprechende Erhöhung seiner baren Quote abgelöst

werden. Die Farmer werden dabei veranlaßt, namentlich überall dort, wo die Entfernungen von der Eisenbahn größere sind, sich gruppenweise zusammenzutun. Eine solche Farmgruppe wird dann hintereinander abgebohrt. Die Erhöhung der Tiefengrenze für die Bohnrung bleibt besonderer Vereinbarung zwischen dem Farmer und der Regierung vorbehalten. Diese Bestimmungen gelten übrigens nur für solche Bohrungen, die dem landwirtschaftlichen Betrieb: Viehzucht, Gartenkultur und ähnlichen sonstigen Bewässerungszwecken, dienen sollen.

Man wird nicht umhin können, diese Regelung des Bohrwesens in der Kapkolonie durch das Gouvernement als eine ebenso liberale wie weitblickende zu bezeichnen. Die Erfahrungen, die wir bisher voor dem Aufstande, namentlich in den Bezirken Gibeon und Keetmanshoop gemacht haben, wo trotz der viel geringeren Tiefengrenzen der größere Teil der Bohrungen doch schon erfolgreich war, d. h. Wasser lieferte, lassen es im Verein mit den Ergebnissen im Kaplande angezeigt erscheinen, auf dem betretenen Wege energisch weiter zu gehen.

Wie bereits im ersten Teil dieses Buches ausgeführt wurde, handelt es sich sowohl im größten Teil des Namalandes, als auch weiter im Norden und Osten von Südwestafrika teils mit Sicherheit, teils mit großer Wahrscheinlichkeit um flach gelagerte Schichten, die also in dieser Beziehung ähnliche günstige Bohrungsergebnisse versprechen, wie sie in den hauptsächlichsten Bohrungsgebieten der Kapkolonie, namentlich in der Karroo, erreicht worden sind. Ich erinnere an die von dem damaligen südwestafrikanischen Landesgeologen Dr. Lotz bearbeiteten Ergebnisse der bisherigen Bohrungen im Schutzgebiet im amtlichen Jahresbericht für 1903/04. Darnach war im Namalande der größere Teil der Bohrungen schon bei einer Maximaltiefe von 100 Fuß erfolgreich. Im Grootfonteiner Gebiet haben seitdem private Versuche gezeigt, daß der sogenannte Otavikalk wahrscheinlich in nicht erheblicher Tiefe auf undurchlässigen wagerecht gelagerten Gesteinsschichten aufliegt. Wenn also auch im einzelnen über die Verwandtschaft der Schichten im deutschen und

englischen Südafrika durchgehende Ergebnisse vergleichender geologischer Untersuchungen noch nicht vorliegen, so wird man doch nach den bisher hüben und drüben gemachten Erfahrungen nur in der geologisch stark gestörten mittleren Zone von Südwestafrika, dem zentralen Erhebungsgebiet um das Auasgebirge und dem südlichen Hererolande, mit den Erwartungen betreffs der Bohrergebnisse zurückhaltend zu sein brauchen. Allerdings bleibt der Anfang und das Ende für jeden wirklichen Fortschritt die energische Vornahme geologischer Untersuchungen. Wenn es auch zweifellos eine bemerkenswerte Tatsache ist, daß eine Anzahl wissenschaftlicher Geologen, von denen ich einige in Afrika persönlich kennen gelernt habe, der Funktion der sogenannten Wünschelrute keineswegs mit einem von vornherein ablehnenden, allerdings grundsätzlich kritischen, Urteil gegenüberstehen, und wenn auch der Landrat von Uslar neben zweifellosen Mißerfolgen mit seiner Wünschelrute auch praktischen Erfolg gehabt hat, so ist es doch ganz unmöglich, ein System für die Bestimmung aller erforderlichen Bohrpunkte in Südwestafrika auf die Wünschelrute aufzubauen. Das kolonialwirtschaftliche Komité hatte mit seinen Bohrkolonnen nach Überwindung starker anfänglicher Schwierigkeiten eine Reihe schöner Erfolge erzielt, als der Eingeborenenaufstand ausbrach. Den damals befolgten Prinzipien gegenüber muß aber erstens die Tiefgrenze der Bohrungen erhöht werden, und zweitens muß der bloßen Erbohrung des unterirdischen Wassers für den Farmer auch die Darbietung der Möglichkeit folgen, sich des „erschlossenen" Wassers tatsächlich zu bemächtigen und es für seinen Wirtschaftsbetrieb zu verwerten. Man kann nur in seltenen Fällen bei einer Bohrung im voraus mit Wahrscheinlichkeit angeben, ob das Wasser in so geringer Tiefe gefunden wird, daß die billigsten und einfachsten Hebevorrichtungen genügen, um es nutzbar zu machen. Oft wird der Zufluß reichlich sein, aber die Tiefe, bis zu welcher er emporsteigt, doch so beträchtlich, daß es ziemlich kostspieliger Pumpwerke bedürfen wird, den Reichtum bis an die Oberfläche zu fördern. Im Kaplande und den früheren Burenfreistaaten ist für den Farmer, dem es zeitweilig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwar schlecht gehen mag, der aber doch noch über einiges Kapital oder sonstige Hilfsquellen, zumal über einen erschwinglichen Kredit verfügt, das normale, daß er die Hebeanlagen für das mit Hilfe des Gouvernements erbohrte Wasser mit eigenen Mitteln beschafft: verfügt er doch über eine alte Wirtschaft mit erheblichen Boden- und sonstigen Inventarwerten und mit Viehbeständen, die auch in ihrer gegenwärtigen starken Reduktion durch die Dürre eine ganz andere Größe repräsentieren, als unsere kleinen Durchschnittsanfänger selbst vor Beginn des jetzigen Kriegszustandes. Unsere Ansiedler haben aber in der Regel nicht so viel Kapital, um leistungsfähige Windmotore oder andere Maschinen zur Wasserhebung anzuschaffen; darum begnügen sie sich notgedrungen mit kleinen und armen Wasserlöchern, wenn sie nur nicht tief zu sein brauchen, und darum können für sie die Bohrungen nur fruchtbar gemacht werden, wenn sie auch noch Kredite für die Beschaffung von Pumpmaschinen erhalten.

Bevor ich nun zu einer kurzen zusammenfassenden Schilderung der kapländischen Bohrungen und ihrer Ergebnisse übergehe, möchte ich nochmals die Tatsache betonen, daß die physikalischen Voraussetzungen — Klima, Bodenbeschaffenheit, Weide und was sonst das Gesamtbild der natürlichen Wirtschaftsbedingungen ausmacht — in dem weitaus größten Teile der Kapkolonie teils nicht günstiger, teils bestimmt ungünstiger liegen, als im deutschen Südafrika. Was in viehwirtschaftlicher Beziehung aus dem Kaplande hat gemacht werden können, das kann im Verhältnis mindestens auch aus unserer Kolonie gemacht werden und die Summe privater und öffentlicher Energie, die aus der englischen Kolonie ein mit den Produkten seiner Viehwirtschaft auf dem Weltmarkt ins Gewicht fallendes Gebiet geschaffen hat, die wird, wenn sie bei uns zur Anwendung gelangt, naturgemäß keinen anderen, als den entsprechenden ökonomischen Effekt haben. Wir sollen und müssen uns von der total verkehrten Vorstellung losmachen, als ob wir ein schlechtes oder gar das schlechteste Stück von Südafrika erhalten haben. Das ist in keiner Weise wahr, und war, mag er auch selbst in Südwest-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

afrika gewesen sein, von diesem Lande als von einer Sandwüste, von einem für Besiedlungszwecke nicht geeigneten Gebiet, von einem Mühlstein an unserem Halse, und was dergleichen Wendungen mehr sein mögen, spricht, der zeigt damit nur, daß er Südafrika in Wirklichkeit nicht kennt und seine Natur als Besiedlungsgebiet überhaupt nicht begriffen hat. Nicht das schlechteste, sondern eins der besten Stücke aus der ganzen Ländermasse zwischen Kap und Sambesi besitzen wir in Südwestafrika: nur müssen wir erkennen, was zu seiner Entwicklung dient — und nach dieser Erkenntnis handeln.

In der Kapkolonie fließen jetzt, teils selbsttätig, teils durch Hebemaschinen gefördert, zwischen 150 und 200 Millionen Liter, zirka 175 000 Kubikmeter, Wasser täglich aus Bohrlöchern, von denen die ersten im Jahre 1892 niedergetrieben worden sind — zu einer Zeit, wo die deutsche Flagge schon seit acht Jahren dem Namen nach über Südwestafrika wehte! Nichts steht dem im Wege, daß menschliche Arbeit sie in zehn Jahren noch verdreifacht, in zwanzig Jahren verzehnfacht. 1893 arbeiteten in der Kapkolonie elf Regierungs-Bohrmaschinen und schafften Wasser im Betrage von nicht ganz 37 Millionen Litern täglich. 1903 arbeiteten 40 Maschinen und der Neueffekt zum Jahresschluß waren über 22 Millionen Liter täglich *). Das heißt Energie in der Erschließung eines trockenen Steppenlandes für Viehzucht. Und eine große Anzahl gerade der wasserreichsten Bohrlöcher liegt mitten in dem niederschlagärmsten Trockengebiet der

*) Nach den kapländischen Blaubüchern, die mir in Windhuk bei Abfassung meines im amtlichen Kolonialblatt publizierten Berichts über meine Dienstreise nach Britisch-Südafrika vorlagen (Juli-August 1905), betrug die Gesamtmenge des seit 1892 bis Mitte 1904 erbohrten Wassers, d. h. das am 1. Juli frei ausfließende oder durch Maschinen gehobene Quantum, ca. 140 Mill. Liter. In der Etatsdenkschrift für Südwestafrika 1907 werden von 1896 bis Ende 1904 rund 167 Mill. Liter angegeben (S. 76); dazu für 1893—1895 noch ca. 27 Mill. Liter; zusammen also über 200 Mill. Liter. Da die kapländischen Blaubücher mir hier nicht zugänglich sind, vermag ich die Differenz nicht aufzuklären; für die Sache, um die es sich hier handelt, ist sie jedenfalls unerheblich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zentralen Karroo. Das alles, und mehr als das, können wir in unserem Südwestafrika auch haben. Wir müssen dazu nur begreifen und handeln. Die künstliche Wassererschließung größeren Stils wird in Trockengebieten mit Viehzucht weltwirtschaftlich bedeutsam dadurch, daß sie sichere Tränkstellen und vor allen Dingen die Möglichkeit der Gewinnung sicherer Futterreserven für Jahre der Dürre schafft. Auch das muß man sich nicht allzu leicht vorstellen. Der Anbau von Luzerne ist in Südafrika auch unter leidlich günstigen Verhältnissen keine so einfache Sache, daß es mit Säen und Schneiden schon getan wäre, aber er ist möglich, und wenn die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, kann der Farmer, wenn er sicheres Wasser hat, auf dauernde Durchschnittserträge rechnen. Man hat auch im Kaplande lange geglaubt, mit den natürlichen Weidevorräten auszukommen, bis die Folgen des verheerenden mehrjährigen Krieges und die gleichzeitig eintretende große Dürreperiode zusammen mit dem Steigen der Bevölkerung und der notwendig werdenden fortgesetzten Teilung und Verkleinerung der Farmen dazu gezwungen haben, in steigendem Maße zum Luzerneanbau zu greifen. Auch wir in Südwestafrika müssen von vornherein mit Energie auf dasselbe Ziel losarbeiten, wie es jetzt die kapländische Farmwirtschaft tut. Dazu kommt, daß unser Grundwasservorrat zwar nicht geringer ist, wohl aber die Zahl der von Natur offenen Wasserstellen verhältnismäßig kleiner, als im Kaplande. Nur der kleinste Teil unseres Landes kann ohne künstliche Wasserschaffung in Bewirtschaftung genommen werden und nur wenige Farmen gibt es, die von vornherein die für jede rationelle Viehwirtschaft notwendige Mehrzahl der Wasserstellen aufweisen. Gerade das ist es ja, was die Verdeutlichung unserer besonderen südwestafrikanischen Verhältnisse und den überzeugenden Erfolg auch der ausführlichsten Darlegungen über sie so schwierig macht, daß der unkundige Blick nur so wenig von den Möglichkeiten und Aussichten wahrnimmt, welche die Natur, sobald nur menschliche Aufschließungsarbeit ihr zu Hilfe kommt, dort verspricht und darbietet. Und doch muß die Überzeugung dem Entschluß vorangehen, die Mittel

zu gewähren und zu verausgaben, ohne deren Gewährung die Besiedlung von Deutsch-Südafrika als Ganzes ein unerfreulicher Kümmerversuch bleiben wird und bleiben muß.

Im Kaplande, im früheren Freistaat und in Transvaal gibt es kaum eine Farm ohne Dämme — worunter man nach afrikanischem Sprachgebrauch nicht nur die Erd- oder Steinschüttung, sondern auch den aufgestauten Wasserinhalt und das Becken hinter dem Damm selbst mit versteht. Der Damm in diesem Sinne ist aber mit zwei Mängeln behaftet: er ist 1. sobald es sich um etwas größere Dimensionen handelt, eine kostspielige Anlage, und 2. versagt er gerade dann mit Naturnotwendigkeit, wenn der Farmer ihn am nötigsten braucht, nämlich in Zeiten anhaltender Dürre. Nach beiden Seiten hin ist ein gelungenes Bohrloch vorzuziehen, denn bei gleichem Anlagekapital gewährleistet es eine sichere und gewöhnlich auch nicht einmal kleinere Wasserergiebigkeit, als der Damm. Trotzdem wird jeder Farmer bei uns so gut wie im Kaplande und seinen Nachbargebieten darauf aus sein, auf seiner Farm eine Anzahl kleinere und nicht zu kostspieliger Dämme zu haben. Sind diese billig angelegt, womöglich ganz oder zum größten Teil mit den eigenen Arbeitskräften des Farmers, so sind sie in normalen Zeiten ein sehr wertvolles und nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel, um eine rationelle Beweidung des ganzen Farmgebietes durchzuführen und Überweidung einzelner Stücke zu vermeiden. Namentlich kann mit ihrer Hilfe die Ansammlung ausreichender Futterreserven für schlechte Zeiten erleichtert und beschleunigt werden. Nur sollte, von besonders gearteten Ausnahmefällen abgesehen, die wirtschaftliche Existenz einer Farm nach Möglichkeit nicht allein auf einen Damm gegründet werden.

Mit besonderer Vorsicht veranlassen die Erfahrungen im englischen Südafrika an die Errichtung *großer* Stauwerke und Dammanlagen heranzutreten. Für den einzelnen Farmer kann sich ein sehr kostspieliger Damm überhaupt nur unter der Voraussetzung eines sehr großen Farmareals oder besonders günstiger Absatzverhältnisse rentieren. Von staatlichen Anlagen ist ein bekanntes

Beispiel der große Damm von Van Wyks Vley im Distrikt Carnarvon. So imposant das gefüllte Wasserbecken auch aussieht, so ist gerade Van Wyks Vley doch eine starke Aufforderung zu sorgfältiger Kritik ähnlicher Projekte. Der Damm, der etwa eine halbe Million Mark gekostet hat, steht auf einer undurchlässigen Tonschicht. Das hat zur Folge, daß die oberhalb aufgestaute Wassermasse wegen fast vollständiger Behinderung der Sickerzirkulation sich allmählich stark mit Salzen anreichert und die unterhalb betriebenen Kulturen durch die fortschreitende Versalzung des Berieselungswassers leiden. Im Jahre 1883 war das Werk vollendet: etwas über zwei Kilometer unterhalb wurde eine Anzahl Gärten angelegt und acht Kilometer vom Damm wurde den Ansiedlern das Pflügeland in Losen zu 10 Hektar zugewiesen. Jetzt ist die Versalzung des Bodens schon soweit vorgeschritten, daß die Gartenkultur so gut wie ganz aufgegeben werden mußte und die unter dem Pflug befindliche Fläche, der allmählichen Aufgabe der durch das Berieselungswasser verbrakten Felder folgend, sich fortgesetzt abwärts verschiebt. Schlimmer als dieser Übelstand ist aber der andere, daß mit dem Vorwärtsbau der Zweigbahn von Hutchinson (Viktoria West) nach Carnarvon der Weizenpreis in Carnarvon, das bisher der Hauptmarkt für die ackerbauenden Kleinsiedler von Van Wyks Vley war, soweit sinkt, daß die Dammkolonisten entweder in ihrer bisherigen wirtschaftlichen Existenz bedroht werden — oder die Regierung die Wasserabgaben soweit erniedrigen muß, daß an eine Verzinsung des Baukapitals und Bestreitung der Unterhaltungskosten für die ganze Anlage nicht mehr zu denken ist. Von Van Wyks Vley nach Carnarvon beträgt die Entfernung kaum 90 Kilometer — drei Tage mit Ochsen- oder Eselwagen — und trotzdem droht das Vorrücken der Eisenbahn, die das Weltmarktgetreide von den Häfen der Südküste heraufbringt, die wirtschaftliche Existenzberechtigung der ganzen Stauwerkskolonie in Frage zu stellen. Und das bei den hohen Tarifen der kapländischen Staatsbahn! Diese Erfahrung werden wir uns in Südwestafrika allerdings prüfend vor Augen halten müssen, wenn es sich um unsere Stauwerksprojekte handelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Elftes Kapitel.

Eisenbahnbau und wirtschaftliche Produktion.

Jede Eisenbahnanlage in Südwestafrika versteht sich unter der Voraussetzung, daß sie das Binnenland mit der See, d. h. mit den beiden einzig brauchbaren Gelegenheiten zur Landung an unserer Küste, der Reede von Swakopmund und der Lüderitzbucht, verbinden soll. Wir erinnern uns zunächst an den physikalischen Unterschied zwischen der Nord- und Südhälfte des Landes. Während der Norden im wesentlichen eine zusammenhängende Hochfläche mit unregelmäßig darauf verstreuten Kuppen, Gebirgszügen und vereinzelten Massiven darstellt, sahen wir den Süden durch einige parallel zueinander von Norden nach Süden verlaufende tiefe und breite Täler in eine Anzahl großer Schollen geliedert, die an den meisten Punkten steil aus den dazwischen liegenden Einsenkungen aufsteigen. Zwischen das Herero- und Namaland schiebt sich in einer Reihe schwer zugänglicher, untereinander zusammenhängender Gebirgslandschaften, die Hauptwasserscheide zwischen Norden und Süden ein, und wenn man diese ganze massige und fast durchweg sehr kurzbrüchig gegliederte Hochlands-Anschwellung nicht in einem übermäßig weit nach Osten ausholenden Bogen umgehen will, so bietet sich als einzig brauchbare Verbindung zwischen einem nördlichen und südlichen Bahnsystem nur der Windhuker Paß über das Auas-Gebirge dar, durch den die große Straße nach dem Süden von Anfang an ihren Lauf genommen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In wirtschaftlicher Beziehung müssen Eisenbahnen in Südwestafrika unter einem doppelten Gesichtspunkt angesehen werden:

1. als Mittel zur Erleichterung der Besiedelung,

2. als Vorbedingung für die Ausfuhr der hier zu erzeugenden oder zu gewinnenden Güter.

Als drittes Moment, das aber nicht mehr unmittelbar wirtschaftlicher, wenn auch in anderer Beziehung höchst bedeutsamer Natur ist, tritt das der militärischen Sicherung hinzu. Für den weiteren Gang der Darlegung wird es von Vorteil sein, das nördliche und das südliche Bahngebiet zunächst getrennt zu behandeln und die materiellen Voraussetzungen für die Entwicklung der Schienenwege hier und dort nacheinander aufzuzeigen.

Im Gebiet nördlich des Khomas-Hochlandes und des Auas-Gebirges sind die beiden vorläufig notwendigsten Zielpunkte für den Eisenbahnbau durch das Verwaltungs- und Besiedelungszentrum in und um Windhuk einerseits und durch die Kupfererze von Tsumeb-Otavi, samt den Grootfonteiner Siedelungsgebiet, andererseits gegeben. Windhuk und Tsumeb sind denn auch bereits jetzt die Endstationen je einer 60 Zentimeter-Schmalspurbahn. Weiter in der Verlängerungslinie der Windhuker Bahn liegt als ihr von Natur gegebener Endpunkt das etwas über 200 Kilometer entfernte Gobabis, während diese Rolle gegenüber der Otavibahn mit noch bestimmterer Deutlichkeit und ungefähr in derselben Entfernung das Okavangotal ostwärts vom Schnittpunkt der portugiesischen Grenze mit dem Flußlaufe selbst spielt. Die Gesamtlängen der Linie Swakopmund—Gobabis sind zirka 600 Kilometer, Swakopmund—Okavango zirka 800 Kilometer, wovon auf die bereits fertig gebauten Strecken bis Windhuk und bis Tsumeb hier gegenwärtig fast 400, dort etwas weniger als 600 Kilometer, also in beiden Fällen nahezu drei Viertel, entfallen. Abgesehen davon, daß es wünschenswert sein wird, an einigen Punkten dieses Systems kurze Zweigbahnen an den Hauptstrang anzuschließen, — z. B. von der Otavibahn aus nach Waterberg, Outjo und Grootfontein, von der Windhuker Bahn nach den Kupferfundstellen in den Onjatibergen — Abzwei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gungen, deren Länge in keinem Fall über 60 bis 70 Kilometer hinausgehen würde, — kann man ohne weiteres sagen, daß hiermit wirklich das Bedürfnis des gesamten Nordens nach Eisenbahnverbindung für absehbare Zeit gedeckt sein wird.

Nimmt man, wie herkömmlich, den Wendekreis des Steinbocks als die Grenze zwischen dem Norden und Süden der Kolonie an, so zeigt ein Blick auf die Besitzstandskarte von Südwestafrika, daß sich die Besiedelung bisher in sechs größeren Gruppen von Farmen geordnet hat: 1. zu beiden Seiten der Eisenbahn um Karibib und Okahandja, 2. um Windhuk, 3. bei Gobabis, 4. bei Omaruru, 5. bei Outjo, 6. bei Grootfontein. Von diesen sechs Gruppen werden die ersteren drei samt ihrem weiteren rundum gelegenen Ausdehnungsgebiet durch eine Bahn Swakopmund—Gobabis, die letzteren drei durch die Linie nach Tsumeb aufgeschlossen — zumal wenn die Abzweigungen nach Otjisonjati, Waterberg, Outjo und Grootfontein mit als fertig vorausgesetzt werden. Angesichts der breiten, durch keinerlei Schienenverbindung überbrückten Räume, die zwischen den beiden Hauptlinien und außerdem nach Nordwesten gegen das Kaokofeld, nach Osten gegen das große Sandfeld klaffen, könnte diese Meinung auffallend erscheinen, aber sie findet ihre begründete Aufklärung darin, daß in einem Lande von der wirtschaftlichen Struktur Südwestafrikas alles auf die Verbindung des Inneren mit den Eingangshäfen ankommt, dagegen wenig auf die Kommunikation zwischen den im Inneren gelegenen und zu verschiedenen Verkehrsradien gehörigen Plätzen. Entscheidend ist lediglich der Gesichtspunkt, daß kein Teil des zu besiedelnden Gebietes so weit von irgend einem Punkt des Eisenbahnsystems entfernt ist, daß die Einrichtung des Farmbetriebes und der Abtransport seiner Produkte mit wirtschaftlich hohen Kosten verknüpft erscheint. Man kann sagen, daß die wirtschaftliche Grenze für die Führung einer rationellen Farmwirtschaft in Südafrika mit einer Entfernung von 150 bis 200 Kilometern von der Eisenbahn gegeben ist. Im einzelnen können allerdings auch starke Abweichungen von dieser Norm vorkommen. So ist es natürlich nicht möglich, Produkte des Feld- und Gartenbaus,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie Korn, Mais, Kartoffeln, Luzerne, Früchte, noch mit Vorteil über 200 Kilometer mit Ochsen- oder Eselwagen zu verfrachten, wenn auf der anderen Seite die konkurrierende Anfuhr direkt mit der Bahn geschehen kann. Schlachtvieh dagegen wird unter günstigen Umständen aus noch erheblich größerer Entfernung angetrieben werden können. Im Durchschnitt aber, und namentlich mit Rücksicht auf die Wollproduktion, kann die Entfernung von 150—200 Kilometern, zu deren Überwindung der Ochsenwagen hin und zurück 2 bis 3 Wochen braucht, als ein Maximum für die Entfernung gewöhnlicher Farmbetriebe von der Eisenbahn angesehen werden. Zwischen Gobabis und Grootfontein beträgt die direkte Entfernung nicht viel über 300 Kilometer; wenn diese beiden Orte also an den Endpunkten zweier etwa bei Karibib auseinandergehender Bahnlinien liegen, so fällt das ganze zwischen den beiden Schenkeln gelegene Dreieck auch noch an seiner breiten östlichen Basis innerhalb des Bereichs einer genügenden wirtschaftlichen Wirkung der Eisenbahn. Andererseits würde der Radius von 150—200 Kilometern von Outjo und Tsumeb aus nach Westen und Norden bereits bis ins Kaokofeld und bis ins Amboland greifen. Einzig um das entsprechend wertvolle Okavangotal zu erschließen, müßte mit einer Fortsetzung der Otavibahn über Tsumeb hinaus vorgegangen werden, zumal es sich dort am Okavango um Kulturmöglichkeiten handelt, die überhaupt nur durch direkten Eisenbahnanschluß zu verwirklichen sind. Hiervon wird noch ausführlicher zu handeln sein.

Mithin kann tatsächlich der gesamte Norden bereits durch die Otavi-Okavango-Bahn und die nach Gobabis zu verlängernde Windhuker Bahn für Farmwirtschaft voll ausgenutzt werden. Im einzelnen würde sich das Bild dieser Nutzung folgendermaßen gestalten. Nach Abzug derjenigen Gebiete, deren versuchsweise landwirtschaftliche Inangriffnahme auf jeden Fall einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben muß, d. h. des nordwestlichen Kaokofeldes und des großen östlichen Sandfeldes, in dem sich von 1904 auf 1905 der teilweise Untergang der Hereros vollzog, ferner nach Abzug

der nicht nur wasser- sondern auch vegetationslosen Namib, beläuft sich der Umfang des zum Farmen geeigneten und durch das nördliche Eisenbahnsystem aufzuschließenden Areals auf zirka 200 000 Quadratkilometer, gleich 20 000 000 Hektar. Bei einer vorläufigen Durchschnittsgröße von 10 000 Hektar für jede Farm gäbe das fürs erste 2000 Farmeinheiten im Norden. In Wirklichkeit wird die Zahl wahrscheinlich schon von Anfang an etwas größer werden, da im Grootfonteiner Bezirk unbedenklich auf eine Durchschnittsgröße von 5000 Hektar herabgegangen werden kann. Überdies möchte ich ausdrücklich bemerken, daß große Teile des östlichen Sandfeldes in Zukunft auch zur Bewirtschaftung werden herangezogen werden können, da es dort nicht an Gras, sondern nur an Wasser fehlt, dieses aber zu beschaffen sein wird. Ich betone das besonders, um nicht eines Widerspruchs mit der früheren Berechnung geziehen zu werden, die nicht das zunächst erschließbare, sondern das überhaupt mit Futterpflanzen bestandene Nutzungsgebiet innerhab Südwestafrikas im Auge hatte.

Dies vorausgesetzt, versuche man sich den Unterschied klar zu machen, der zwischen der Besiedelung Südwestafrikas, zunächst der nördlichen Landesteile, mit und ohne Eisenbahn statthätte. Nicht zuletzt — um etwas scheinbar ferner Liegendes an die Spitze zu stellen — hängt es an der Erschließung durch den Bahnbau, ob die solide Familiensiedelung, oder der bisherige, in mehr als einer Richtung unerfreuliche Zustand, daß die Masse der Farmer auf Jahre hinaus unverheiratet bleiben muß, die zukünftige Norm für die Besiedelung der Kolonie bilden soll. Wenn es auch unter Umständen durchaus richtig sein kann, daß der Farmer für die erste Zeit, solange bis er seinen Besitz richtig kennen gelernt hat, noch keine dauernden Gebäude errichtet, sondern sich mit einem Pontok oder einem Hartbeesthause begnügt, so bleibt es doch auf alle Fälle wünschenswert und für ein normales Familienleben direkt erforderlich, daß möglichst bald eine feste und leidlich eingerichtete Behausung entsteht. Das Material hierzu kann, soweit die Lehm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steine für das Mauerwerk in Frage kommen, meist ohne weiteres dem Boden selbst entnommen werden; alles übrige aber, Bedachung, Fenster, Türen, Mobilien usw., muß von auswärts, d. h. aus Europa, bezogen und herangeschafft werden. Die Preise, die auf diese Weise für den Bau eines ordentlichen Wohnhauses in größerer Entfernung von der Eisenbahn entstehen, sind außerordentlich hoch, und sie werden sich jetzt, wo infolge des Aufstandes die Anschaffung von Zugochsen um mehr als das Doppelte erschwert ist, noch viel höher stellen, so daß die für den Hausbau erforderliche Summe auch bei bescheidenen Ansprüchen einen unverhältnismäßigen Teil des meist ohnehin spärlichen Anfangskapitals verschlingen würde. Auch abgesehen von der Frage der Behausung, kann man aber den Familien, die aus Deutschland zur Ansiedelung nach Südwestafrika auswandern, nicht ohne weiteres dasselbe an Entbehrungen und Anspruchslosigkeit zumuten, wie z. B. den Buren, die im Besitz jahrhundertelanger Anpassung und minimalster Kulturansprüche vor 100 Jahren mit Weib und Kind die Besiedelung der Oranjeufer und später von Transvaal vollzogen. Wenn eine deutsche Ansiedlerfamilie überhaupt im Besitze der Mittel ist, die abgesehen von einer eventuellen Staatsunterstützung auf jeden Fall zur Auswanderung hierher notwendig sind, so versteht sich auch von selbst, daß sie sich nicht einfach 20 Tagereisen weit von aller Verbindung in den Busch setzen wird, um in einer aus Baumzweigen, Lehm und Ochsenmist gebauten Hütte, ohne alle Einrichtung, ohne dauernde Verpflegung mit den notwendigsten europäischen Nahrungsmitteln, ohne Möglichkeit des Schulbesuchs für die Kinder, ihr Dasein zu führen. Eine solche Existenz ist möglich für den einzelnen unverheirateten Pionier, für einen jungen Mann, der glauben kann, es käme ihm nichts darauf an, fünf, sechs, sieben Jahre und mehr von seinem Leben dafür hinzugeben, daß er ganz oder halb wie ein Kaffer oder Treckbur lebt, wenn nur währenddessen sich die Kleinigkeit Vieh, mit der er angefangen hat, soweit vermehrt, daß er schließlich an Hausbau, Heirat, Einrichtung und Wohlstand denken kann. Diejenigen, die

unseren Ansiedlern eine ähnliche Methode als Norm empfehlen, weisen dabei immer wieder darauf hin, daß so auch die Buren Südafrika kolonisiert hätten. Das ist scheinbar richtig, tatsächlich ein großer Irrtum. Der junge Bur, der ins unbesetzte Land hinaustreckte, um sich seine Farm zu gründen, hatte vor allen Dingen seine Frau mit und lebte von vornherein ein relativ geordnetes Familienleben. Wir aber in Deutsch-Südafrika sollten jetzt eigentlich doch klug genug durch die Erfahrungen geworden sein, die wir mit der „Verkafferung" unserer unverheirateten Ansiedler durch die Schmutzwirtschaft mit den eingeborenen Weibern gemacht haben. Nur zu häufig findet man den Mann nach einigen Jahren solchen Lebens, mag auch sein Viehbesitz sich gut vermehrt haben, moralisch und insbesondere national soweit heruntergekommen, daß auf ihn als solides deutsches Ansiedelungselement ein für allemal nicht mehr zu rechnen ist. Nur zu häufig sind die Fälle, in denen wertvolle Farmen mit ihrem lebenden und toten Inventar über kurz oder lang einem zusammengepantschten Geschlecht von Bastardkindern anheimfallen werden, dessen Überhandnehmen im Lande uns noch schwere Sorgen bereiten wird. Es wäre eine starke Verkennung des tatsächlichen Schwergewichts dieser Erwägung, wenn man über den Zusammenhang zwischen der Schaffung moderner Verkehrsmittel im Lande und der allein wünschenswerten familienhaften Besiedelung leicht hinweggehen wollte. Ohne ein gewisses Minimum zivilisierter Verhältnisse, wie es in Südafrika allein durch die Eisenbahn gewährleistet werden kann, bringen wir die deutsche Frau und die deutsche Familie nicht in dem unbedingt erforderlichen gesunden Verhältnis zu der Zahl der Ansiedelungen dorthin. Läßt es sich aber nicht durchsetzen, daß die Besiedelung von vornherein den Typus der Familienhaftigkeit erhält, so kommen wir weder in wirtschaftlicher noch in nationalpolitischer Hinsicht in Südwestafrika sobald auf einen grünen Zweig. Schärfer noch, vor allen Dingen augenfälliger, als bei der Frage der Familiengründung, schneidet der Mangel an Eisenbahnen bei der rationellen Betriebsausstattung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Farmwirtschaften ein. Außer dem Hausbau müssen auf der Farm sofort Brunnen- und Tränkanlagen, wenn irgend möglich auch eine Einrichtung zur Berieselung von etwas Land, aufgestellt werden. Bereits die einfachsten Pumpwerke werden durch einen weiten Transport per Wagen immens verteuert. Für Windmotoren, eiserne Leitungsrohre, Kesselblech zur Abdichtung von Staudämmen und ähnliche schwere und umfangreiche Gegenstände, stellen sich die Preise in weit von der Bahn entfernten Gebieten direkt prohibitiv. Für die Weiterentwicklung der Farmwirtschaft über die primitiven Anfangsstadien hinaus, für jedes Bestreben nach dichterer Besiedelung des Landes, ist es ferner unerläßliche Bedingung, daß die Farmen eingezäunt sind. Keine einzige von den ca. 6000 Farmen des früheren Oranjefreistaats ist ohne einen 4- bis 6-drähtigen Umfassungszaun; ebenso im südlichen und mittleren Teil von Transvaal und weitaus im größten Teil der Kapkolonie. Nur der dünn besiedelte teilweise noch von Eingeborenen-Stämmen besetzte Norden Transvaals und der sterile Westen des Kaplandes, Buschmannland und Klein-Namaqualand, die nur mit den allerärmsten Strichen unseres Südens verglichen werden können, haben uneingezäunte Farmen. Auch die Weidegelände Argentiniens, Steppen wie die südafrikanischen, haben durchweg, wo der Farmbetrieb über die roheste Gauchowirtschaft hinaus ist, Estancia für Estancia ihren Drahtzaun. Ohne Eisenbahnen aber sind die Kosten für Einzäunung der Farmen und damit der normale Fortschritt unseres Wirtschaftslebens in Südwestafrika schlechthin unerschwinglich. Auf die Einzäunung verzichten, heißt auch auf geschlossene, das vorhandene Weidegebiet voll ausnutzende Besiedelung, auf rationelle Zucht, auf durchgreifende Seuchenbekämpfung, auf dauernde Konkurrenzfähigkeit gegenüber Argentinien, Britisch-Südafrika und Australien, verzichten. Nur die vereinzelten, weit in das noch nicht aufgeteilte Land hinein vorgeschobenen Pionierfarmen können der Einzäunung solange allenfalls entraten, bis das zusammenhängende Farmgebiet sich an sie herangeschoben hat.

Man kann also die Sache ansehen von welcher Seite man

will: Familiengründung, Hausbau, rationelle Wirtschaftseinrichtung, Wasseranlagen, Einzäunung — überall bedeutet das Fehlen der Eisenbahn für das Werk der Besiedelung in Südwestafrika: Primitivität, Stockung, Verkümmerung, Zurückbleiben der Rentabilität im Vergleich zu den durch Eisenbahnbau geschaffenen Chancen. Die Beispiele in der Entwicklung verwandter Wirtschaftsgebiete sollten doch dazu da sein, damit wir von ihnen lernen. Wieviele Bahnen in Kapland, Argentinien und Australien dienen nicht der Aufschließung von Minen- und Ackerbaudistrikten, sondern sind rein zu dem Zweck gebaut, den extensiven und intensiven Fortschritten der Farmwirtschaft zu ermöglichen! Die Kapkolonie baut gegenwärtig drei Bahnlinien, die allein für die wirtschaftliche Hebung des armen westlichen und nordwestlichen Karoogebiets bestimmt sind: 1. von Kapstadt nach Norden durch die westlichen Küstendistrikte nach Eendekuil, ca. 130 engl. Meilen von Kapstadt; 2. von Hutchinson und 3. von de Aar, zwei Stationen an der großen Kimberley-Johannesburger Hauptlinie, ostwärts durch die Distrikte Viktoria-West, Carnarvon, Britstown, Prieska — gegenwärtige Endpunkte Carnarvon und Prieska, ca. 80 und 120 Meilen von den Ansatzpunkten an der Magistrale. Diese drei Linien sollen in ihrer weiteren Fortführung das ganze große Dreieck zwischen der Kapstadt-Kimberley-Bahn, dem atlantischen Ozean und dem Oranjefluß, ein Gebiet so groß wie der ganze Süden unseres Schutzgebietes, aber hinter diesem an wirtschaftlichen Wert zweifellos zurückstehend, aufschließen. Es handelt sich hier um das ärmste und am wenigsten begünstigte Stück von ganz Britisch-Südafrika; trotzdem aber und trotz der augenblicklich nichts weniger als glänzenden Finanzlage in der Kapkolonie sind jene 500 km reine Karoobahn, und zwar südafrikanische Vollspur, nicht nur Schmalspur, während der letzten Jahre gebaut worden und die Vorarbeiten für die Verlängerungen teils im Gange, teils bereits fertiggestellt.

Ebenso ist die über 400 km lange Vollbahn von Bahia-Blanca am Atlantischen Ozean nach Neuquèn im nördlichen Patagonien zu dem Zweck gebaut worden, um ein Territorium, das von Natur

zu den minder begünstigten Farmgebieten der argentinischen Republik gehört, für die Besiedelung zu öffnen. Die beiden Territorien Rio-Negro und Neuquèn, für deren Besiedelung die Bahn die erste und notwendigste Vorarbeit darstellen soll, sind zusammen beinahe 40 Millionen Hektar groß, zählen aber einschließlich der Eingeborenen erst ca. 30 000 Bewohner. Unser Hereroland, das mindestens 40 000 bis 50 000 Eingeborene in sich schloß, ist dreimal kleiner. Das Beispiel der Neuquèn-Bahn zeigt also deutlich, daß Argentinien sie nicht um der bereits vorhandenen, sondern um der erst zu ermöglichenden Besiedelung willen baute.

Am großartigsten ist das System der Aufschließungsbahnen in dem Steppen- und Viehzuchtsgebiet der australischen Kolonie Queensland entwickelt. Von den Hafenplätzen Brisbrane, Rockhampton und Townsville ausgehend und in drei parallelen Linien westwärts in das Innere der großen Schafzuchtdistrikte vordringend, erstrecken sich diese Farmbahnen bereits über eine Länge von mehr als 3000 km. Alle drei Systeme überschreiten das nordöstliche Randgebirge des australischen Kontinents und vermitteln die Ausfuhr von Wolle, Häuten und lebendem Vieh aus dem Innern über Entfernungen, die bis über 800 km von den Hafenplätzen landeinwärts sich erstrecken. Dabei kann in diesen Teilen von Queensland nicht die Rede von Goldfunden sein, wie sie das Eisenbahnnetz von Neusüdwales, Viktoria und Westaustralien zur Entwicklung gebracht haben und im Norden von Queensland selbst bestimmend gewesen sind. Ebenso kommen die binnenwärts des Randgebirges gelegenen, sehr regenarmen und trockenen Gebiete für Ackerbauproduktion nicht in Betracht; vielmehr ist es durchweg Viehzuchtgebiet.

Bei keiner einzigen dieser Eisenbahnunternehmungen konnte gleich anfangs von einer Rentabilität in gewöhnlichem Sinne die Rede sein. Sie sind alle ins Werk gesetzt worden im Vertrauen darauf, daß die Besiedelung und die allgemein wirtschaftliche Entwicklung den neu eröffneten Einzugsstraßen überall dorthin folgen würden, wo die natürlichen Verhältnisse die Gründung gewinnbringender Viehzuchtbetriebe gestattete. Man kann dem entgegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten, daß die australischen Kolonien sich am Eisenbahnbau finanziell übernommen hätten. Aber erstens sind gerade die Finanzen von Queensland, das unter allen australischen Staaten verhältnismäßig am meisten für die Aufschließung der reinen Farmdistrikte durch Schienenwege ausgegeben hat, durchaus günstig, und zweitens verlangt ja niemand für Südwestafrika jetzt ein Eisenbahnnetz von ähnlicher Ausdehnung. Worauf es hier ankommt, ist nur die Einsicht, daß man solche Länder wie Südafrika und Australien, deren wirtschaftliche Bilanz, von Mineralfunden abgesehen, auf der Entwicklung der Viehzucht beruht, ohne einige von der Küste in die inneren Weidegebiete eindringenden Bahnlinien nicht für die Besiedelung aufschließen kann, wenn sie in absehbarer Zeit zu einem wertbaren Faktor in der nationalen wie in der Weltwirtschaft gemacht werden sollen.

Der Grundfehler, der vor allen Dingen vermieden werden muß, wenn man unser südwestafrikanisches Eisenbahnproblem richtig erfassen will, ist die Unterschätzung der Produktionskraft des Landes, die es imstande ist, zu entwickeln, sobald es in dem Besitz der notwendigsten Verkehrswege gelangt. Wir nahmen weiter oben die Zahl der Farmen, die im Gebiet des nördlichen Eisenbahnsystems (Swakopmund-Windhuk-Gobabis- und Otavi-Bahn) ohne Inanspruchnahme des eigentlichen Kaokofeldes und des östlichen Sandfeldes untergebracht werden können, auf mindestens 2000 Einheiten an. Tatsächlich werden es, wie gesagt, mehr sein, da im Grootfonteiner Distrikt die vorausgesetzte Durchschnittsgröße von 10 000 ha nicht erreicht werden wird. Wir haben früher festgestellt, daß der jährliche Bruttoertrag einer mit mehreren hundert Mutterrindern oder der entsprechenden Anzahl Kleinvieh bestockten Farm unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß die Viehpreise in Südwestafrika sich allmählich zur Konkurrenz mit Argentinien und Australien auf den Weltmarktpreis einstellen, auf 15 000 bis 30 000 Mark zu veranschlagen sein wird, je nachdem, ob bloße Fleischnutzung stattfindet, ob Großvieh oder Kleinvieh und welche Rassen gewählt werden, ob Wollschafe und Angoraziegen gehalten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Felle verwertet, Nebenerträge aus Mais, Luzerne, Tabak gewonnen werden können usw. Bei 2000 Betrieben zu 10 000 ha kann also schon für den Norden mit einer Jahresproduktion im Wert von ca. 50 Millionen Mark gerechnet werden. Eine solche Ziffer zeigt bereits, wie wenig stichhaltig es ist, wenn allen Ausführungen über den wirtschaftlichen Wert Südafrikas von minder wohlwollender oder minder sachverständiger Seite immer entgegengehalten wird, daß wenn dieses Land nur für einige tausend Farmen Platz biete und dementsprechend auch nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von weißen Bewohnern darin existieren könne, unmöglich derartige Werte darin zu produzieren und daraus zu exportieren seien, daß mehr Aufwendungen für seine Entwicklung lohnten. Wer sich aber durch die Berechnung der Produktionsfähigkeit unserer Kolonie auf Grund des Ertrages einiger tausend vollbestockter Viehfarmen zu durchschnittlichen Weltmarkt-Fleischpreisen noch nicht überzeugen lassen will, den wird ein Vergleich mit den angloburischen Teilen Südafrikas darüber belehren, daß in solchen Viehzucht in großem Maßstabe treibenden Kolonialgebieten sowohl die Produktion, als auch die Verbrauchsrate auf den Kopf der weißen Bevölkerung im Durchschnitt eine unvergleichlich viel höhere ist, als selbst im wohlhabendsten Europa. Transvaal und der Oranjefreistaat hatten vor dem Kriege auf einem Flächenraum von über 450 000 qkm nach Abzug des Minendistrikts von Johannesburg eine weiße Bevölkerung von nur $^1/_4$ Million Seelen, wozu (gleichfalls ohne Johannesburg) noch reichlich eine halbe Million Eingeborener kam. Ganz Südafrika vom Kap bis zum Sambesi hat heute knapp eine Million weißer Einwohner, und von dieser Million kommt über die Hälfte allein auf Kapstadt samt den übrigen Hafenplätzen an der Südküste und auf die Minenstädte. Beim Ausbruch des Burenkrieges lebten in dem wohlhabenden, wirtschaftlich ausgezeichnet prosperierenden Oranjefreistaat noch nicht 50 000 erwachsene Weiße beiderlei Geschlechts. Dabei beliefen sich die Staatseinnahmen auf ca. 70, die Ausgaben auf ca. 65, die Staatsschuld auf rund 36, der Wert des Staatsvermögens auf 110, die Ausfuhr auf ca. 36, die Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fuhr auf ca. 25 Millionen Mark. Der ganze Freistaat aber ist nur wenig größer, als das einstige Hereroland im engeren Sinne, so wie es den Hereros in den letzten Jahren vor dem Aufstande zugewiesen und begrenzt war, und als Weidegebiet, worauf es hier allein ankommt, stehen sich beide Länder ihrer durchschnittlichen Qualität nach ungefähr gleich. Wenn das Hereroland eine Entwicklung von zwei Menschenaltern hinter sich haben wird, wie Transoranje am Ende des 19. Jahrhunderts, dann wird man es auch in Farmen von 2000—5000 statt von 10 000 ha teilen können, oder vielmehr die natürliche Entwicklung wird dann schon lange von selber diese Richtung eingeschlagen haben. Als die ersten Buren sich jenseits des Oranje niederließen, da werteten sie das Land auch so, daß 10 000 oder 20 000 ha nicht mehr als eine Farm waren, und noch Jahrzehnte später, als das ganze Land schon unbestritten im Besitz der Weißen war, konnte man solch eine Farm für ein Gespann Ochsen samt Wagen kaufen. Noch 1854 gab England den bereits annektierten Freistaat und noch 1884 gab es Transvaal auf, weniger aus Humanität und Gerechtigkeitsgefühl, als aus der rechnerischen Erwägung, daß diese Länder die Kosten der britischen Okkupation und Verwaltung doch nicht decken würden. Für Transvaal erwies sich diese Rechnung durch die Entdeckung der Goldfelder als irrig, der Freistaat aber ist auch ohne die Diamanten von Kimberley, die ihm ja 1871 durch England fortgenommen wurden, allein durch seine Farmwirtschaft ein wohlhabendes und blühendes Gemeinwesen geworden, und das, obwohl der nächste Hafenplatz, von dem er seine Wolle verschiffen konnte, mehrere hundert Eisenbahnkilometer entfernt auf fremdem Gebiet lag. Im Jahre 1897 exportierte der Freistaat, nach Abzug der verhältnismäßig unbedeutenden Diamanten-Ausfuhr aus den Minen von Jaagersfontein und einigen benachbarten kleinen Gruben, Güter für mehr als 26 Millionen Mark, welcher Wert sogut wie ausschließlich auf Produkte der Farmwirtschaft entfiel. Will man auf Grund dieser Ziffer einen Vergleich mit der oben skizzierten Rechnung gewinnen, nach der für die nördliche Hälfte Südafrikas ein Ertrag

von 50 Millionen Mark jährlich aus der Farmwirtschaft eingenommen wurde, so müßte für den Freistaat zu dem Wert der Ausfuhr noch der ganze zweifellos höher zu veranschlagende Betrag des inneren Verbrauchs hinzugerechnet werden.

Gegenüber dem Freistaat mit seinen verhältnismäßig kleinen gut entwickelten Wirtschaftseinheiten, wird Südwestafrika zunächst, und noch auf lange hinaus, ein Land der großen Farmen bleiben müssen, bis sich auch bei uns mit dem wirtschaftlichen Voranschreiten, mit der Bevölkerungszunahme, mit dem Beginn der Erbteilungen und nicht zuletzt mit dem Verschwinden der kolossalen Buschmassen, die im Freistaat schon fast ganz ausgerottet sind, die Verkleinerung der Betriebe von selber vollziehen wird. Dieser bloß zeitlich bedingte Unterschied ändert aber nichts an der Vergleichbarkeit beider Länder, die fast in allen Punkten, physikalisch und wirtschaftlich, nahe verwandt sind und nur zwei Entwicklungsstadien darstellen. Britisch-Südafrika können wir uns daher im einzelnen als Muster dafür nehmen, wie die Aufschließung eines Wirtschaftsgebiets durch die Eisenbahn auf seinen Verbrauch an solchen Gegenständen wirkte, die aus der Ferne importiert werden müssen. Ein gewisses Minimum dieser Art ist für den südafrikanischen Farmer unter allen Umständen notwendig. Aus Europa (oder Amerika) kommen für ihn fast alle Baumaterialien, abgesehn von Ziegeln und Steinen; so Wellblech, Dachbalken, Bretter, Schrauben, Nägel, vielfach auch die fertigen Fenster und Türen; Möbel, alle Glas- und Metallwaren ohne Ausnahme, alle Kleiderstoffe, eine Menge Lebensmittel, Konserven, Getränke, ja vielfach selbst Getreide, Weizen, Mais, Hafer, Reis usw. Diese Notwendigkeit, eine so große Anzahl von Bedarfsartikeln von Übersee einzuführen und von der Küste ins Innere zu bringen, bedeutet für eine südafrikanische Bahn auf jeden Fall ein gewisses Minimum an Fracht in der Richtung landeinwärts, und es bedarf keiner großen Überlegung, um zu sehen, daß ihre Menge sich fortgesetzt erhöhen muß, je mehr im Anschluß an den Bahnbau die Besiedelung sich ausbreitet, und je mehr mit deren zeitlicher Entwicklung die Wohlhabenheit und die Kaufkraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Farmbevölkerung steigen. Will man aber deshalb, weil die Besiedelung, durch welche die schließliche Rentabilität der Bahn gewährleistet wird, eben noch nicht vorhanden ist, überhaupt keine Bahn bauen, so liegt es unter den geschilderten Umständen auf der Hand, daß wir in Südwestafrika weder eine ordentliche Besiedelung, noch eine rentable Bahn, noch überhaupt ein Ende des wirtschaftlichen Gesamtdefizits erleben werden.

Eine Bedeutung wesentlich anderer Art als für die Einfuhr werden die Bahnen in unserem Norden für die Ausfuhr erhalten, sobald von einer solchen in diesem Teil Südwestafrikas die Rede wird sein können. Die Otavi-Bahn ist zwar entstanden für den Abbau bestimmter Erzvorkommnisse, und so lange der währt, hat sie ihren Zweck natürlich in den Abtransport des Kupfers zum Verschiffungsort; früher oder später aber werden die Minen erschöpft sein, und dann erhält das Vorhandensein dieser Linie in ihrem unteren, durch die Wüste führenden Teil ein besonderes Gewicht dadurch, daß sie die Viehausfuhr ermöglicht. Diese selbst muß durchaus unser schon jetzt neben allen Minenhoffnungen fest ins Auge zu fassendes Wirtschaftsziel bilden, auf das alle praktischen Maßnahmen von vornherein ihren Zuschnitt zu erhalten haben. Ebenso müssen wir uns darüber klar sein, daß Britisch-Südafrika nicht den einzigen Angelpunkt unserer Exporthoffnungen bilden darf. Es ist leicht möglich, daß es überhaupt für uns als Absatzmarkt ausscheidet, wenn wir uns wieder so weit in die Höhe gearbeitet haben, daß wir Vieh außer Landes zu verkaufen haben. Auf alle Fälle sicher ist uns dann nur der überseeische Absatz, und dazu müssen wir unsere Tiere verschiffen, d. h. wir müssen sie auf irgend eine Weise durch die des Wassers und der Weide entbehrende Namib bringen können. Die Viehtransporte, welche die Baufirma Arthur Koppel für die Verpflegung ihres weißen und eingeborenen Arbeitspersonals aus Argentinien bezogen hat, sind von Swakopmund aus nach der Landung nicht etwa in Waggons hinaufgebracht worden, sondern getrieben worden. Es waren Futter und Wasser im voraus angefahren und in geeigneten Abständen längs der Bahnlinie be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reitgestellt. Auf diese Weise haben zu verschiedenen Malen mehrere hundert Stück starke Herden von schweren Schlachtochsen fast ohne Verlust in kleinen bequemen Tagemärschen die Wüste überwunden. Was von der Küste aufwärts ins Innere möglich war, nachdem die Tiere eben den anstrengenden Seetransport überstanden hatten, wird jedenfalls noch leichter und sicherer in umgekehrter Richtung von statten gehen, wo die zu verschiffenden Herden direkt von der Weide in Marsch gesetzt werden. Auch wenn späterhin nicht mehr das jetzige schmale Gleis der Otavibahn, sondern südafrikanische Normalspur nach Swakopmund hinunterführt, wird es für Großvieherport wahrscheinlich immer noch billiger sein, Futter und Wasser zu fahren, und die Tiere selbst zu treiben, als sie in besonderen Viehzügen zu verfrachten. Nur für Kleinvieh zeigt das Beispiel des Kaplandes, daß es auf längere Strecken rationeller ist, solches mit der Eisenbahn zu transportieren, als durch Antrieb.

Ebenso unentbehrlich wie für die Ausfuhr lebendigen Viehs wird die Eisenbahn sich erweisen, sobald sich bei uns der Export geschlachteten Fleisches entwickelt. Für diesen wird sich auch bei möglichst sparsamer Einrichtung das in Swakopmund geschlachtete wahrscheinlich teurer stellen, als wenn die Schlachtung im Innern an der Weidegrenze geschieht und die Tierkörper in zerlegtem und gefrorenem Zustande mit der Bahn hinuntergebracht werden. Die eigentümlichen klimatischen Verhältnisse Südafrikas, die in den Monaten des südlichen Winters während der Nachtstunden sehr oft bereits ein natürliches Herabsinken der Temperatur unter den Gefrierpunkt und auch im Sommer eine starke nächtliche Abkühlung bedingen, begünstigen im Innern die Einrichtung von Gefrieranlagen in hohem Grade. In zehn bis fünfzehn Jahren kann sowohl lebendiges Schlachtvieh als auch gefrorenes Fleisch aus Südwestafrika auf dem deutschen Markt ein ähnlich wichtiger Faktor sein, wie der australische gefrorene Hammel und der argentinische Schlachtochse in London oder Liverpool. Nur ohne leistungsfähige Bahnverbindungen für Südwestafrika wird es nie dazu kommen, und wie bereits mehrfach betont, wäre es ein starker Irrtum, zu sagen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Werft am Okavango.

Werft am Okavango.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, wenn es im Hererolande erst soviel Ochsen und Hammel gibt, daß wir einen Export nach Hamburg einrichten können, dann soll es auch Eisenbahnen durchs ganze Land geben! Wenn die Bahnen jetzt nicht bald gebaut werden, dann werden wir es statt in fünzehn vielleicht in fünfzig Jahren erleben, daß sich die Produktion Südwestafrikas bis zur Rentabilität der Kolonie entwickelt. Erst müssen die Bahnen da sein, erst muß das in sie zu steckende Kapital das Land befruchten und aufschließen, dann kann die Besiedelung in Schwung kommen, dann können Geschäftsgewinne gemacht werden, nicht umgekehrt.

In die Darstellung der Eisenbahnfrage für unseren Norden gehört als ein besonderes und nötiges Kapital noch die Verlängerung der jetzigen Otavibahn bis zum Okavango, und zwar in der Richtung von Tsumeb etwa über Tsintsabis, Tschitschib, den Onjati- und Ombungo-Omuramba auf den dicht besiedelten Abschnitt des Stromtales zu, der sich von da an, wo der Okavango die deutsch-portugiesische Grenze zu bilden anfängt, bis über die Mündung des Ombungo-Omuramba hinaus erstreckt. Die Länge der Strecke Tsumeb—Okavango beträgt auf dieser Route (sie erreicht den Okavango gegenüber der Werftgruppe von Okambombo, die auf dem portugiesischen Ufer liegt) ungefähr 220 Kilometer. Der Okavango selbst ist von dieser Stelle an, wo er das deutsche Gebiet erreicht, bis zu den Stromschnellen von Andara, d. h. über 350 Kilometer, für geeignet gebaute Flußdampfer aufwärts und abwärts schiffbar. Der Wasserstand sinkt in den trockenen Monaten allerdings so weit, daß der Fluß an einzelnen Stellen gerade noch furtbar wird, doch bedeutet das immer noch eine genügende Tiefe für den Verkehr mit flachgehenden Fahrzeugen. Abgesehen davon, herrscht während des größeren Teils des Jahres durchweg eine Wassertiefe, die das Passieren des Flusses weder zu Pferde noch mit Ochsenwagen gestattet, also für Flußdampfer mehr als hinreicht.

Über das Okavangotal besitzen wir die Berichte von Volkmann und Jodtka aus den Jahren 1901—1903. Diese geben ein sehr deutliches Bild von der starken Produktionsfähigkeit des ganzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiets. Nach seinen Boden- und Bewässerungsverhältnissen fällt es durchaus aus dem Rahmen des übrigen Südwestafrika heraus; es ermöglicht den Anbau in großem Stil für alle Gewächse, die während einiger Wintermonate imstande sind, leichte Frostgrade zu ertragen. Für solche Pflanzen, die vor dem Eintritt der Kälte zur Aberntung gelangen und für den Plantagenbetrieb geeignet sind, fällt diese Beschränkung übrigens fort. Der Oberlandmesser beim Gouvernement in Windhuk, Görgens, der selbst das Okavangotal durchzogen hat, berechnet 40 000 Hektar Pflanzungsland allein für das Stück des Flußlaufs abwärts bis zur Einmündung des großen Omuramba, zirka 220 Kilometer von dem Punkte entfernt, wo der Okavango die deutsch-portugiesische Grenze zu bilden beginnt, und zwar nur für den Talstreifen auf der deutschen Seite des Flusses. Dazu tritt ein ebensolches Areal auf dem portugiesischen und ein entsprechendes Stück auf beiden Ufern weiter stromab bis zu den Schnellen von Andara, so daß zusammen weit über hunderttausend Hektar unmittelbar zu beiden Seiten eines schiffbaren Stromes bereit liegen, denn wirtschaftlich würde sich natürlich die Nutzung des politisch zum portugiesischen Angola gehörigen linken Ufers gemeinsam mit der Kultivierung des rechten deutschen vollziehen.

Für Südafrika kommt die Aufschließung des für innerafrikanische Verhältnisse bereits jetzt leidlich bevölkerten und angebauten Okavangotales durch die Verlängerung der Otavibahn in dreifacher Beziehung in Betracht: 1. wegen der Möglichkeit, die Kolonie von dort teilweise mit Getreide zu versorgen (Mais, Reis, Kaffernkorn usw.), 2. für den Anbau und den eventuellen Export hochwertiger Nutzpflanzen (Tabak, Baumwolle, Agavenfaser, Ölfrüchte), 3. für die Aufnahme der Handelsbewegung von Süd- und Ost-Angola, in der namentlich der Wurzelkautschuk eine wichtige Rolle spielt.

Wir müssen es uns in Südwestafrika durchaus zum Ziel setzen, die Ernährung mindestens der im Dienst der Regierung und Privater beschäftigter Eingeborenen in derselben Weise auf Maiskost zu basieren, wie das im englischen Südafrika der Fall ist. Hierfür ist der

Maisbau im Grootfonteiner Distrikt, der noch stark ausgedehnt werden kann, wichtig. Abgesehen aber davon, daß Grootfontein auch mit Jahren der Dürre rechnen muß, und daß der Maisverbrauch im Lande und die Entlastung des überseeischen Einfuhretats für Lebensmittel noch bedeutend durch Maisfütterung an die Pferde der Truppe, der Regierung und der Privaten, statt des Hafers, gesteigert werden könnte, wird der Bedarf an Mais im Norden und im Zentrum allein durch die Vermehrung der weißen und eingeborenen Bevölkerung allmählich größer werden, als daß die Grootfonteiner Durchschnittsproduktion ihn dauernd decken sollte. (Der Süden wird wahrscheinlich alles Getreide billiger über Lüderitzbucht zur See aus Europa oder Amerika beziehen.) Außer für Mais begünstigt aber das Überschwemmungsgebiet des Okavango in geradezu ausgezeichneter Weise die Reiskultur, und für Reis wird der eigene Markt der Kolonie gleichfalls dauernd in hohem Grade aufnahmefähig sein. Wie weit nach Süden das Land mit Getreide vom Okavango versorgt werden kann, das wird davon abhängen, wie billig die Produktion dortselbst und wie hoch sich die Eisenbahntarife auf der Otavibahn gestalten würden. Daran daß der ganze Norden in Zukunft ein Absatzgebiet für den Okavango werden kann, braucht man nicht zu zweifeln. Noch bestimmter aber ist anzunehmen, daß sich ein starker Handel mit Lebensmitteln nach Angola hinein entwickeln wird, wo die Anbauverhältnisse in der Nachbarschaft des Okavango vielfach sehr mäßige sind, die Kaufkraft für Waren aller Art aber durch die Ausbeutung des Wurzelkautschuks verhältnismäßig stark. Schon jetzt liefern die den Okavangohäuptlingen tributpflichtigen Buschleute ihre Abgaben in Kautschuk und erhalten dafür Korn und Tabak von den Feldern der Ovakvangaris. Der Wurzelkautschuk, dessen Produktionsverhältnisse durch den Experten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Baum, gelegentlich einer Reise durch das deutsch-portugiesische Grenzgebiet nördlich des Okavango in den Jahren 1899/1900 genauer erforscht sind, entstammt einer Pflanze, die auf wasserlosen, sandigen Höhenrücken und Flächen in Süd-Angola wächst, und die

sich vielleicht auch in dem daran grenzenden Dünen-Sandfeld, das sich auf deutschem Gebiet zwischen dem Okavango und dem Omuramba u Ovambo (Tsintsabis) bis dreiviertel des Weges nach Tsumeb—Grootfontein ausdehnt, zum Fortkommen bringen lassen wird. Trotz der starken Ausbeute sollen sich nach dem Baumschen Bericht in Süd-Angola die Bestände der Kautschukpflanze an manchen Stellen noch tagereisenweit ausdehnen, und wenn man dazu berücksichtigt, daß die Okavangobahn durch den Verbindungsweg des schiffbaren Stromes auch alle übrigen Wirtschaftsbeziehungen eines Hinterlandes von nahezu 400 Kilometern Frontbreite und bedeutender Tiefe auf den Weg nach und durch Südwestafrika leiten würde, so sollten sich für den Nutzen und die Ratsamkeit der Herstellung dieses Schienenweges weitere Deduktionen eigentlich von selbst erübrigen. Da die portugiesischen Kolonialbahnen in Süd-Angola doch für absehbare Zeiten in der küstennahen Region stecken bleiben werden, so liegt es auf der Hand, daß der Einflußbereich einer von Swakopmund ausgehenden den Okavango erreichenden und das zur Zeit wasserlose tief sandige Dünengebiet jenseits des Omuramba u Ovambo überbrückenden Bahn direkt bis in das obere Zuflußgebiet des Sambesi reichen und seine Grenze erst an der Anziehungssphäre der englischen Kap-Kairo-Linie finden würde. Dort kommt es dann darauf an, ob der weitere Weg über die Rhodesiabahnen nach dem nächsten Hafen Beira am Indischen Ozean, oder der nähere Weg nach Swakopmund über die Otavibahn sich als vorteilhafter erweist. Hierfür sind dann Erwägungen ausschlaggebend, die hier nicht mehr behandelt zu werden brauchen. Jedenfalls werden die vorgetragenen Argumente in ihrer Gesamtheit wohl genügen, um den Gedanken einer Tsumeb-Okavangobahn nicht als uferloses Projekt, sondern einer zustimmend kritischen, nüchternen Erwägung wert erscheinen zu lassen.

Mit der weittragenden Bedeutung einer Verbindung zum Okavango läßt sich die Wichtigkeit der weiter oben als wünschenswert erwähnten Zweiglinien der Otavibahn nach Waterberg, Outjo und Grootfontein (jede etwa 70 Kilometer lang) nicht vergleichen; immer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hin aber verlohnt es sich, auch auf diese drei zusammengenommen erst die Länge der ersteren erreichenden Strecken noch näher einzugehen.

Die wichtigste ist jedenfalls die nach Outjo, deren Ansatzpunkt an der Hauptlinie gleich dem für die Waterbergabzweigung bei Kilometer 387 (Station Otjivarongo) liegen müßte. Der Anschluß Outjos an das nördliche Eisenbahnsystem ist nach zwei Richtungen hin von großer Bedeutung: gegen das Kaokofeld und gegen das Amboland hin. Im Kaokofeld, das bald westlich und nordwestlich von Outjo beginnt, muß der Satz von der Grenze, über die hinaus sich der durchschnittliche Wirkungsbereich einer Eisenbahnverbindung in Südafrika landeinwärts von der Schienenverbindung nicht mehr erstreckt, insofern eine Korrektur erhalten, als hier der zum Teil extrem schwierige Charakter der Verkehrswege eine merkliche Verkleinerung dieser Zone verlangt. Das Kaokofeld bietet vielfach ein sehr schwierig zu passierendes Gelände dar. Das gilt nicht nur von den fast unzugänglichen, weglosen und für die Besiedelung wohl kaum je in Betracht kommenden Streifen gegen den Kunene und gegen die Seeküste hin, sondern zum Teil auch von der südöstlichen, gegen Outjo, den Ugabfluß und das Hereroland gerichteten und sehr wohl besiedelbaren Hälfte der großen Landschaft. Dort gibt es in der näheren und weiteren Umgebung von Outjo sogar schon eine ganze Anzahl von Farmen, von denen einige unter die besten des Nordens gerechnet werden. Für diese Besiedelungsgruppe erscheint aber das eigentliche Kaokofeld als natürliches Ausdehnungsgebiet, vorausgesetzt, daß die Kaoko-Land- und Minengesellschaft, alias South-West-African-Company, die Besiedelung nicht künstlich zurückhält. Ohne Näherrücken der Eisenbahn bis Outjo würde aber aus den vorhin erwähnten Gründen nicht viel davon Wirklichkeit werden können, was mit besonderer Rücksicht darauf sehr zu bedauern wäre, daß jene Gegenden hervorragend geeignetes Land für Pferde- und Wollschafzucht enthalten. Außerdem ist die Outjolinie bedeutsam für die Verbindung mit dem Amboland. Wir können aus klimatischen Gründen weder an eine direkte

dauernde Besetzung des Ambolandes denken, noch an eine Besiedelung ähnlich wie im Herero- und Namalande. Umso wichtiger bleibt es aber, das Amboland politisch unter ausreichender Kontrolle zu behalten und den besonders gearteten wirtschaftlichen Wert, den es trotz seiner Nichtbesiedelbarkeit für uns hat, auszunutzen.

Die nächste Zweiglinie, Otjivarongo-Waterberg, wird insofern von Bedeutung sein, als sie ein besonders wichtiges zukünftiges Besiedelungszentrum im eigentlichen Hererolande, mit einer Ortschaft, an der sich jedenfalls eine stärkere weiße Bevölkerung ansiedeln wird, an das Verkehrsnetz des Landes anschließt. Waterberg ist für den Norden des Hererolandes dasselbe, was Okahandja für den Süden ist: ein Platz, der sowohl an sich durch die Naturverhältnisse hervorragend begünstigt, als auch im weiten Umkreise von einem ausgezeichneten Viehzuchtsgebiet umgeben ist. Der Südrand des Waterberg-Plateaus, vom Omuveroume bis Otjihaevita, weist auf einer Strecke von über 50 Kilometern jene Reihe ergiebiger Quellen auf, von denen bei der Beschreibung des Hererolandes die Rede war. In ihrem jetzigen Zustande, wo das nahe am Fuß des oberen Steilrandes entspringende Wasser zum großen Teil wieder in der mächtigen Schutthalde versickert, die den größten Teil der Höhe des Sandsteinmassivs verhüllt, reichen sie allerdings für die Bewässerung größerer Landflächen noch nicht aus; durch Fassung und Leitung des Wassers aber, und noch in viel höherem Maße durch Aufmachung weiterer Ausflußpunkte für den inneren Wasserreichtum des Gebirges, wird sich hier tatsächlich für Irrigationszwecke mehr erreichen lassen, als vermutlich an irgend einem anderen Punkt im Norden. Parallel dem Waterberg und seinen nach Nordosten und Südwesten streichenden Fortsetzungen drängten sich auf dem ganzen Mittellaufe des großen Omuramba von Otjikurume bis zur Mündung des Omuramba-Ondengaura bei „Coblenz", auf einer Strecke von etwa 170—180 Kilometern, von altersher die Werften der Hereros; hier war auch während des Aufstandes von April bis August 1905 die ganze Masse des Volkes mit ihren

mächtigen Rinder- und Kleinviehherden versammelt. Gegen Osten und Südosten von diesem Teil des Omuramba haben aber die Kriegsmärsche und Patrouillen unserer Truppen einen unvermuteten Reichtum an Wasser und Weide bis weit gegen den oberen Eiseb zu festgestellt. Die alten Händler wußten und erzählten zwar schon vor dem Aufstand, daß dies Gebiet, die sogenannte Omaheke, eins der besten Stücke des Hererolandes sei, aber abgesehen von ihren Handelszügen und vereinzelten, wenig beachtet gebliebenen Streifen der Truppe war die Omaheke, trotzdem geglaubt wurde, daß dort viel Hererovieh stand, so gut wie unbekannt — kein Wunder angesichts ihrer Abgelegenheit von den bis dahin begangenen wichtigeren Verkehrslinien. Für dieses ganze weite Gebiet bildet Waterberg, sobald es durch eine Zweigbahn an die große Verbindungslinie mit der Küste angeschlossen ist, den natürlichen Brennpunkt, den Ausgangsort für die Besiedelung und das Sammelzentrum für die spätere Produktion. Außerdem aber liegt hier auch der Schlüsselpunkt für die militärische Sicherung der ganzen nördlichen Hälfte des Hererogebiets, und aus diesem Grunde wird Waterberg dauernd auch nach Durchführung der vollkommenen Pazifikation des Nordens einem größeren Detachement der Schutztruppe als Garnison dienen müssen, wie das auch bereits von zuständiger Seite vorgesehen ist.

Die dritte Anschlußlinie an die Otavibahn, die nach Grootfontein, ist bereits durch die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft in Bau genommen. Die Nordgrenze für die zusammenhängende Besiedelung des Grootfonteiner Bezirks wird vorläufig etwa durch eine Linie vom östlichen Ende der Etoscha-Pfanne längs des Omuramba u Ovambo über Tsintsabis, Guntsas, Neitsas zur Gabelung des großen Omuramba und des sogenannten Apato gebildet. Jenseits dieser Linie liegt vorläufig eine breite, sandige, von flachen Dünen durchzogene und von großen lichten Waldmassen erfüllte Zone, deren Besiedelung erst in Frage kommen kann, sobald festgestellt ist, daß sich dort genügende unterirdische Wasservorräte durch Bohrungen erschließen lassen. Solange die wasserführende

Senke des Omuramba u Ovambo noch die Grenze bildet, bis wohin das Farmgebiet sich ohne weitere Schwierigkeiten vorschieben läßt, liegt keiner der durch die oben erwähnte Linie (und durch ihre Verlängerung den großen Omuramba aufwärts bis Coblenz) eingeschlossenen Plätze von der Bahnstrecke Otavi—Tsumeb weiter entfernt, als daß die Produktionsverhältnisse dadurch merklich beeinträchtigt werden sollten. Dagegen hat die Rücksicht auf den Minenabbau an den Kupferfundstellen zwischen Otavi und Grootfontein, Nageib, (Groß-Otavi) Asis, (Klein-Otavi) und Guchab, die baldige Inangriffnahme der Grootfonteiner Zweiglinie veranlaßt. Jene kleineren Erzvorkommnisse hatten, obwohl die Ovambos seit alters her gerade die Otaverze, nicht Tsumeb, ausbeuteten, noch nicht genügt, um eine Erschließungsbahn von der Küste her zu bauen; nachdem diese aber einmal bis zu den reichen Lagern von Tsumeb geführt worden ist, kann der Anschluß des eigentlichen Otavi-Minendistrikts natürlich auch erfolgen, selbst wenn sich dort an den einzelnen Stellen nur eine geringere Erzmenge als vorhanden erweist. Von Vorteil für die Besiedelung bleibt die Verlängerung der Bahn bis Grootfontein natürlich auf jeden Fall, namentlich mit Rücksicht auf der Maisbau und auf die Lieferung von Bau- und sonstigen Nutzholz aus den baumreichen Strichen am Omuramba u Ovambo. Dort beginnt der Verbreitungsbezirk einer Reihe edler Holzarten, die in großer Masse auch in dem Gebiet vorkommen, das die Okavangobahn weiter nach Norden durchschneiden würde. Bei derartigen Schwerfrachten, wie Holz, kann natürlich an keine Ausnutzung gedacht werden, wenn es sich um längere Anfuhrstrecken bis zur Bahn handelt.

Bei diesem ganzen aus der Stammlinie der Otavibahn erwachsenden System: Swakopmund—Tsumeb, Okavangobahn, Zweiglinien nach Outjo, Waterberg und Grootfontein, handelt es sich durchweg um die 60 Zentimeter-Spur. Was die wichtige Frage des Oberbauprofils betrifft, von dem Stärke und Kosten einer Eisenbahn in erster Linie abhängen, so müßte nach dem Okavango zweifellos der Schienentyp der Otavibahn mit einem Gewicht von

15 Kilogramm für das laufende Meter Schiene gewählt werden, und ebenso mit Rücksicht auf den einheitlichen Betrieb der Erzförderung und des Erztransportes auch für eventuelle weitere Gleisanlagen im Otavi-Grootfonteiner Gebiet. Für Otjivarongo-Waterberg und Otjivarango-Outjo dagegen steht dem nichts im Wege, daß auch ein leichteres Profil, z. B. das der gegenwärtigen Staatsbahn Swakopmund—Windhuk mit 9 Kilogramm für den laufenden Meter, zur Anwendung gelangt. Nennenswerte Geländeschwierigkeiten sind weder bei der Okavangobahn noch bei einer der drei erwähnten Zweiglinien vorhanden, ausgenommen etwa einige Steigungen zwischen Otavi und Grootfontein, für den Anschluß der südlichen Minen an den Hauptstrang der Otavibahn. Zwischen den Plätzen Outjo und Waterberg können die Schienen ohne größere Brückenanlagen fast durchweg über ganz ebenes Terrain, das nur unbedeutende Bodenschwellungen aufweist, gelegt werden. Ebenso erstreckt sich von den Höhen von Tsumeb nach Norden und Nordosten bis zum Okavango eine einzige, anfangs kalkige, dann von großen Massen flachgewellten roten und grauen Sandes bedeckte Ebene, in der nur der Omuramba u Ovambo sowie der Ombungo- (Hyänen) Omuramba leichte, zeitweilig etwas Wasser führende Senkungen bilden. Die übrigen auf der Karte verzeichneten Omiramben und Laagten sind als Talzüge oder einstige Flußläufe ohne Nivellement überhaupt nur an dem Charakter der Vegetation und dem starken Humusgehalt des Bodens in ihnen erkennbar. Abgesehen von der Kostenersparnis hat also auch mit Rücksicht auf das Gelände das Vorgehen mit der Schmalspur nach allen diesen Richtungen hin kein Bedenken mehr, nachdem das Beispiel der Otavibahn gezeigt hat, wie bedeutende Betriebsleistungen selbst unter den erschwerendsten Umständen bei 60 Zentimeter-Spurweite möglich sind. Abgesehen davon, daß täglich das Gleismaterial zur Legung von durchschnittlich 1 bis $1^1/_2$ Kilometer bis zur Bauspitze zu fördern und ein sehr bedeutendes Quantum Wasser von den weitauseinander liegenden Wasserstationen auf und ab zu fahren war, konnten monatlich noch mehrere tausend Tonnen Güter für die Regierung und

für Private von Swakopmund nach Karibib geschaffen werden, nachdem der Betrieb über diese Strecke eröffnet worden war. Dabei will beachtet werden, daß die Bahn mit Wasser von abnormen Härtegraden arbeiten mußte, daß die Zahl der Maschinenschäden daher sehr hoch war, und daß das Fahrpersonal bei der Schwierigkeit des Ersatzes nur zum kleinen Teil aus vollwertigen Kräften rekrutiert werden konnte.

Anders als für das System der direkt nach Norden führenden schmalspurigen Aufschlußbahnen steht es mit der Frage der Gleisbreite und des Schienenprofils auf der Strecke zwischen Swakopmund und Windhuk. Hier ist ja der Umbau in der Spurweite der übrigen südafrikanischen Eisenbahnen, der sogenannten Kapspur, auch bereits von der Regierung geplant und die Herstellung eines Kostenanschlages ist, zunächst für die Strecke zwischen Karibib und Windhuk, durch die Firma Arthur Koppel beendet. Windhuk ist nun einmal der natürliche und jetzt seit einem halben Menschenalter auch in politischer und administrativer Beziehung erprobte Mittelpunkt des Landes. Hier wird sich der ganze aus dem Süden und Osten kommende und dorthin gehende Verkehr auch in Zukunft konzentrieren; hier werden immer die Hauptdepots der Zivil- und Militärverwaltung und eine Anzahl großer Kaufgeschäfte verbleiben; hier muß auch dauernd mit einer weißen Bevölkerung von mehreren tausend und einer farbigen von der mehrfachen Anzahl Köpfen gerechnet werden; dazu kommt, daß im Windhuker Bezirk und in den angrenzenden Teilen der Distrikte von Okahandja und Rehoboth die Besiedelung des flachen Landes schon jetzt weiter vorgeschritten ist und auch für die Zukunft einen größeren Vorsprung behalten wird, als irgend wo anders im Lande. In Friedens- wie in Kriegszeiten hat sich gezeigt, daß die gegenwärtige Schmalspur- oder richtiger Feldbahn mit ihrem geringen Gleisgewicht, ihren schwachen Maschinen, ihrem großen Wasserbedarf und ihrer unverhältnismäßigen Abnutzungsrate derartig teuer arbeitet, daß auf die Dauer an ihre Beibehaltung doch nicht zu denken ist. Zu den genannten Mängeln kommt dann noch jene so unvorteilhafte Wahl der Linienführung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich dem Gelände ohne andere Rücksicht als die auf möglichste Gradlinigkeit viel zu wenig anpaßt und eine Menge von Steigungen und von Strecken verlorenen Gefälles aufweist, die eine ökonomische Betriebsgestaltung dauernd unmöglich machen. Je weiter die allgemeine Entwicklung des Landes fortschreitet und je größer die regelmäßige Inanspruchnahme der Linie für die Beförderung von Gütern nach beiden Richtungen wird, desto schärfer werden sich alle bestehenden Mißstände geltend machen, und an der Notwendigkeit eines durchgreifenden Umbaues an sich kann daher gar kein Zweifel bestehen. Muß aber einmal umgebaut werden, dann kommt selbstverständlich nur die Kapspur, die mit 1,067 Meter ja immer noch bedeutend kleiner ist, als die europäische Normalspur, in Frage. Dieselben Erwägungen, wie hier, haben auch beim Bau der Lüderitzbuchtbahn dazu geführt, die Kapspur zu wählen. Selbst in dem eben gestalteten Norden ist es beinahe eine Überraschung gewesen, daß die schmalspurige Otavibahn sich bisher in Bau- und Betriebstechnik so gut bewährt hat; für ein überwiegend stark gebrochenes Gelände aber, wie es der südlichste Teil des Hererolandes, den die Windhuker Bahn durchschneidet, aufweist, und wie es von da ab nach Süden in der ganzen Kolonie herrscht, kann ein Schmalspurbetrieb über hunderte von Kilometern sich überhaupt nicht anders als wirtschaftlich im hohen Grade unvorteilhaft gestalten. Für die Windhuker Bahn darf daher auf keinen Fall mehr lange mit dem Umbau gezögert werden. Es nutzt jetzt nicht mehr, sich in Tadel gegen die verfehlte Anlage zu ergehen, die der Bekämpfung des Aufstandes immerhin nicht hoch genug zu wertende Dienste geleistet hat; tadelnswert im unmittelbaren Sinne wäre es nur, die jetzige Bahn, die auf keine Weise zu einem wirtschaftlich arbeitenden und im Verhältnis zu seinen Kosten leistungsfähigen Betriebe gemacht werden kann, aus finanzieller Abneigung gegen die Kosten des Umbaues weiter bestehen zu lassen. Die Folge würde die sein, daß vielleicht noch einige Jahre die großen Betriebszuschüsse gezahlt werden, daß dann die Gewalt der Verhältnisse doch zwingender ist, als der minder überlegte Wunsch, auf alle Fälle zu sparen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß die bis zur schließlichen Durchführung des Umbaues erwachsenen weiteren Kosten nutzloser Weise verwendet worden sind. Für die untere Strecke, von Swakopmund bis Karibib, kann natürlich nur die Trace der Otavibahn in Betracht kommen; die Staatsbahnstrecke durch den Khan muß aufgegeben werden. Es wird dann eine zeitlang der Zustand bestehen, daß von Swakopmund bis Karibib die Schmalspur der Otavibahn, von Karibib bis Windhuk die Kapspur der Regierungsbahn den Verkehr vermittelt. Dies Bild sieht aber sonderbarer aus, als es ist. Die Otavibahn bis Karibib wird bei ihrer Leistungsfähigkeit jedenfalls eine zeitlang die Aufnahme des Verkehrs nach und von der kapspurigen Staatsbahn ohne Schwierigkeit vor sich bringen; für später muß sie natürlich von Karibib bis Swakopmund auch in Kapspur umgebaut werden. Die Umladung der Güter, jetzt der für die Staatsbahn, später der für die nördlichen Strecken der Otavibahn bestimmten und von dort kommenden, läßt sich bei zweckentsprechenden Vorrichtungen viel billiger und einfacher erledigen, als man zunächst denkt. Auf jeden Fall verkehrt wäre es nur, angesichts der Notwendigkeit, die Staatsbahn überhaupt umzubauen, nun nicht auch gleich die Kapspur zu wählen, denn lange kann es auf keinen Fall dauern, bis diese für die Hauptlinie des ganzen Landes, und zwar von der Küste ab, notwendig wird. Die verhältnismäßig geringe Kostendifferenz, die beim Umbau der oberen Bahnstrecke in Kapspur statt in 60 Zentimeterspur entsteht, muß aber im voraus für denjenigen Zeitpunkt verauslagt werden, wo der Gesamtverkehr von der Küste zum Innern und zurück die erhöhte Leistungsfähigkeit verlangt; sonst müßte ja über Jahr und Tag ein abermaliger Umbau erfolgen. Die Kapspur als schließliches Ziel für die ganze Linie Swakopmund—Windhuk ist auch schon aus dem Grunde eine Notwendigkeit, weil für die Bahnen im Süden der Kolonie, nachdem einmal mit der Lüderitzbuchtbahn ein rationeller Anfang gemacht worden ist, die Frage der Kapspurweite auf jeden Fall präjudiziert erscheint. So wie das Bild des südwestafrikanischen Eisenbahnsystems sich dann gestaltet, hat es Hand und Fuß: Kapspurbahnen für die beiden großen Eingangsstraßen

ins Innere von Swakopmund und Lüderitzbucht, wo die breite Spur durch die zukünftigen Verkehrsverhältnisse und durch die Gestaltung des Geländes gefordert wird; Kapspur natürlich auch für die Längsverbindung zwischen den beiden transversal zur Achse des Landes verlaufenden Linien, ebenfalls durch die Rücksicht auf den Verkehr wie auch das Gelände bedingt; leistungsfähige Schmalspurbahn endlich für das ganze, in der Höhe von Karibib an die Hauptlinie anschließende Nordsystem mit seinen anders und bequem geordneten Wirtschafts- und Terrainverhältnissen.

Ein notwendiges Ergänzungsstück für die Swakopmund—Windhuker Bahn ist der Ansatz einer Schmalspurbahn von Windhuk nach Osten bis Gobabis. Das Gelände bietet mit Ausnahme der ersten 30 Kilometer jenseits Windhuk gar keine Schwierigkeiten dar. Von Windhuk bis halbwegs nach Seeis ist die dem Auasgebirge vorgelagerte stark koupierte Hügellandschaft zu durchschneiden; dann verflacht sich das Gelände und geht jenseits des Seeisflusses in die große Ebene des Ostens über, die dann jenseits Gobabis allmählich den typischen Kalahariharakter annimmt. Außerdem, daß die Terrainverhältnisse Einfachheit und Billigkeit in der Herstellung des Bahnkörpers versprechen, kommt als weitere Ersparnis noch in Betracht, daß entweder das Gleis und Maschinenmaterial der jetzigen Staatsbahn, oder die Schienen und Schwellen der unteren über kurz oder lang doch gleichfalls umzubauenden Strecke der Otavibahn verwandt werden können. Da in der Richtung auf die mittlere Kalahari zu doch niemals von einem Weiterbau oder einem Anschluß ins englische Gebiet hinein die Rede sein kann, so wird man hier auch nicht später in die Verlegenheit kommen, die einmal gebaute Strecke später noch einmal in Kapspur umbauen zu müssen. Die Zweiglinie nach Gobabis ist lediglich dazu notwendig, die Besiedelung des sonst unzugänglich bleibenden Ostens zu ermöglichen. Ihr Wirkungsgebiet in dieser Hinsicht wird nach Norden und Süden vorläufig so weit greifen, wie an ein Vorschieben der Farmen gedacht werden kann. Von ihrem Endpunkt Gobabis aus wird es auch nach Südosten und Nordosten bis in die jetzt sogenannten

wasserlosen Gebiete an der englischen Grenze hineinreichen und dort für später die Arbeit der Wassererschließung ermöglichen, durch die man das Sandfeld zum Teil gleichfalls in brauchbares Farmland wird umwandeln können. Ohne die Schienenverbindung bis Gobabis würden die Weidegebiete des entfernteren Ostens, die am Nosob, am Epukiro, Eiseb und am Chapman-River besonders für Rinderzucht von hervorragender Güte und sehr großem Grasreichtum sind, kaum für die Besiedelung verwertbar sein.

Den Übergang zu dem Südbahnsystem bildet dann die bereits vor einiger Zeit projektierte und tracierte Strecke Windhuk—Rehoboth. Die Passage durch das Auasgebirge gleich südlich von Windhuk, die früher als sehr bedenkliche Schwierigkeit für einen Bahnbau galt, hat sich durch die Koppelschen Voruntersuchungen als über Erwarten einfach herausgestellt; mit Ausnahme einer einzigen ganz kurzen Tunnelstrecke ist das Gebirge mit durchaus mäßigen Schwierigkeiten, ohne verlorenes Gefälle bis zur Kammlinie und ohne für den Betrieb störende Steigungen, zu überschreiten. Jenseits des Gebirges erstreckt sich der Bereich der Südbahnen zwischen dem Ozean und der englischen Grenze vom Wendekreis ab bis zum Oranje. Nach Abzug der Namib und der halbwüsten Striche in den Distrikten Bethanien und Warmbad sind hier immer noch mehr als 200 000 Quadratkilometer oder 20 Millionen Hektar für Farmland verfügbar. Im Süden müssen ja der geringen Futtermenge wegen, die hier im Vergleich zum Norden auf demselben Flächeninhalt wächst, die Farmen erheblich größer sein. Machen wir auch hier die Rechnung mit der erforderlichen Vorsicht und bemessen die Südfarm auf das doppelte gegenüber der Nordfarm, d. h. auf 20 000 Hektar, so kann man doch reichlich tausend Betriebe auf den Süden im oben beschriebenen Umfange rechnen. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß dort so gut wie im Norden durch Bohrungen für die Verwertbarkeit des Landes in dem Umfange gesorgt ist, wie die Vegetationsverhältnisse seine regelmäßige Beweidung erlauben.

In noch schärferer Ausprägung als für das Nordgebiet gilt

für den Süden der Satz, daß ohne Eisenbahn kein günstiger Fortgang der Besiedelung und keine erfolgreiche Ausnutzung aller vorhandenen Möglichkeiten für die allgemeine ökonomische Entwicklung vor sich gehen kann. Die schwierigen natürlichen Verkehrsverhältnisse im Süden würden die rationelle Einrichtung und Ausstattung der Farmbetriebe ohne Eisenbahn noch kostspieliger und unerschwinglicher machen, als wir das für den Norden bereits gesehen haben. Man kann unbedenklich behaupten, daß es ohne Eisenbahn vollkommen unmöglich ist, den Süden auch nur annähernd geschlossen mit Farmwirtschaften zu besetzen, deren Stand über das roheste und bedürfnisloseste burische Halbnomadentum hinausginge. Ebenso wie mit der Errichtung der Betriebe steht es aber auch mit ihrer Erhaltung und der Verwertung ihres Ertrages. Der Süden als Wirtschaftsgebiet wird zweifellos den Schwerpunkt seiner Produktion in Wolle und Mohair finden. Darauf weist die Natur des Landes mit zwingender Deutlichkeit hin, und wenn sich vielleicht auch zunächst noch viele Südfarmer, um die gegenwärtigen hohen Fleischpreise auszunutzen, mit der Einfuhr von Wollschafen und Angoraziegen nicht beeilen, sondern einstweilen noch mehr das afrikanische Fleischschaf und die gewöhnliche Namaziege halten werden, so wird diese Tendenz mit der jetzigen Konjunktur von selber schwinden. Anders steht es im Kaplande und in Transoranje, wo die Fleischpreise der Minen wegen dauernd hoch sind und wo außerdem noch eine schematische Handhabung der Seuchengesetzgebung die Farmer von der Zucht der Merinos und Angoras zu Gunsten des härteren Afrikaner-Kleinviehs abbringt. Wir sahen bereits, wie sich aus diesem Grunde die Woll- und Mohairproduktion dort seit einigen Jahren tatsächlich stark vermindert, so sehr, daß die Einwirkung auf die Ausfuhrziffer bereits zu merken ist. Gerade aus diesem Grunde aber ist es für uns um so vorteilhafter, rasch und energisch unsere Wollschaf- und Angorazucht in Südafrika auf die Füße zu stellen und die drüben im englischen Produktionsgebiet entstehende Lücke auszufüllen. Die Kleinviehzucht bedarf indes noch dringlicher sowohl einer Einzäunung der Farmen als auch

einer Vermehrung der Tränkanlagen, als die Großviehzucht. Die Südfarmen sind ausgedehnter als die Nordfarmen, und dieser Vergrößerung des Weidefeldes steht noch gegenüber, daß Schafe und Ziegen nicht täglich so große Entfernungen zum Trinken zurücklegen können wie Rindvieh, und daher auch nur ein kleineres Stück Weide rund um die Wasserstelle auszunutzen vermögen. Eine Kleinviehfarm braucht also schon an sich mehr Brunnen als eine Großviehfarm, und angesichts des größeren Areals der Betriebe im Süden erst recht. Straußenzucht vollends, wofür sich neben manchen Gegenden im Norden die Dünengebiete und sandigen Flächen des Südostens eignen, ist ohne Einzäunung der Farmen ein Unding. Selbst aber wenn es möglich wäre, daß der Süden ohne die Eisenbahn dazu gelangte, seine Farmwirtschaft zu entwickeln — wie gezeigt eine faktisch unmögliche Annahme — so wäre es darum doch nicht zu sagen, wie denn eine Verwertung der Produktion stattfinden soll. Wenn die Farm ihrem Besitzer kein Geld einbringt — wem will man dann zumuten, Farmwirtschaft zu treiben? Die Hauptartikel für die Ausfuhr sind bei Kleinviehzucht: Wolle, Mohair, Häute und Straußenfedern, deren Gewinnung am ehesten auch noch als ein der Kleinviehzucht verwandter Produktionszweig anzusehen ist. Wie früher bereits bemerkt, führt die Kapkolonie hiervon, ohne die Häute, jetzt für 80 Millionen Mark jährlich aus, während die Produktion vor einem Menschenalter, als noch keine Eisenbahnen von der Küste ins Innere führten, an Wert nur etwa die Hälfte, an Masse noch bedeutend weniger betrug, aus dem Grunde, weil Wolle und Federn damals höher werteten, als heute. Die Produktionssteigerung infolge des Eisenbahnbaues ist also quantitativ noch höher anzuschlagen, als die dem Werte nach eingetretene Verdoppelung. Ohne Eisenbahn wäre die ganze Wollschaftzucht der Kapkolonie aber ebenso bloßes Gerede geblieben, wie sie es bei uns in Südwestafrika ohne Eisenbahnbau bleiben wird.

In der Kapkolonie grenzen für Farmwirtschaft geeignete Gebiete, mit Ausnahme eines Teiles der Westküste, unmittelbar ans Meer. Daher war es auch möglich, schon vor Beginn des Eisenbahn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gibeon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gibeon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeitalters in den küstennahen Gebieten nennenswerte Erträge zu gewinnen. In Deutsch-Südafrika dagegen zieht sich der Wüstenstreifen der Namib in einer wechselnden, durchschnittlich auf 75 bis 120 Kilometer anzunehmenden Breite zwischen dem inneren Weidelande und der Küste hin. Im Süden, wo der von Lüderitzbucht ausgehende Verkehrsweg die Wüste kreuzt, ist diese reichlich 120 Kilometer breit, und ungefähr ebenso groß ist die von Swakopmund aus zu überwindende Strecke. Erst hoch im Norden wird die Namib schmäler. Was also im Kapland bereits Produktionsland auch vor dem Eisenbahnbau war, das ist bei uns, so lange keine Eisenbahn ins Innere da ist, ein lähmendes Hindernis für die Farmwirtschaft, die ohne Absatz nicht existieren kann; Absatz aber gibt es ohne Überbrückung der Namib durch eine Eisenbahn ebenso wenig, wie rationelle Farmeinrichtung.

Den ersten wirtschaftlich bedeutsamen Abschnitt erreicht die von Lüderitzbucht ausgehende, bis Keetmanshoop bewilligte Linie am Konkiprivier, etwas mehr als halbwegs von Aus nach Keetmanshoop. Das Konkiptal, das sich aus den östlichen Schluchten des Zarisgebirges entwickelt und sich kurz vor der Mündung des Fischflusses in den Oranje mit dem ersteren vereinigt, bildet eine der wichtigsten Linien für den Verkehr und die wirtschaftliche Entwicklung des Südens. Unterhalb Brackwasser hört das brauchbare Farmland allerdings ziemlich bald auf; nach Norden aber liegen in dem großen Grabental zwischen dem Zarisgebirge und dem Hanamiplateau (Schwarzrand, Zwiebelhochebene) und auf den zu beiden Seiten der Senke ansteigenden Hochländern zahlreiche gute Wasserplätze und Weidegebiete. Bei Bethanien, kurz oberhalb der Stelle, wo die Bahn den Konkip erreichen wird, mündet überdies die von Berseba und Gibeon über den Schwarzrand kommende Straße in das Tal. Mit der Erreichung von Brackwasser-Bethanien wird der wirtschaftliche Aufschließungsbereich der Bahn also bereits bis an die großen Karrasberge und bis an die Grenze zwischen den Bezirken Gibeon und Keetmanshoop reichen und einen Halbkreis bilden, dessen abschneidende Sehne gegen das unproduktive Gebiet unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fähr längs des Westrandes des Zarisgebirges und gleich östlich vom inneren Abfall der Huibhochebene verläuft. Allerdings ist das Gebiet südlich von den kleinen Karrasbergen wenig wert, dürr und überaus klippig, so daß eine zusammenhängende Besiedelung nicht möglich erscheint.

Der nächste Abschnitt ist Keetmanshoop: zweifellos der wichtigste natürliche Knotenpunkt für alle bedeutenderen Verbindungslinien des ganzen Südens zwischen Gibeon und dem Oranje. Bis zum Konkip kann noch nicht die Rede davon sein, daß die Bahn wirtschaftlich dauernd nutzbare Gebiete durchschneidet; höchstens von Kuibis an, kurz vor Brackwasser und Bethanien, ist es möglich, von extra schlechten Regenjahren abgesehen, den größeren Teil des Landes als regelmäßige Weide zu benutzen. Westlich von Kuibis gibt es zwar einzelne Strecken seitwärts der Bahn, so z. B. in der Gegend von Aus und Kubub, wo reguläre Farmwirtschaft getrieben werden kann, aber das sind gleichsam Oasen in dem unsicheren Zwischengebiet zwischen der Wüste und dem perennierenden inneren Weidefeld. Vom Konkip bis Keetmanshoop dagegen beginnt tatsächlich zusammenhängendes Weideland, wenn auch von sehr verschiedener Qualität, zu beiden Seiten der Bahn sich auszudehnen. Nur weiter nach Süden bleibt es damit dauernd schwach bestellt: der Warmbader Distrikt, der bis Keetmanshoop und darüber hinaus den Zufuhr- und Abfuhrbezirk für die Südbahn bildet, ist nun einmal, von der Namib abgesehen, das schlechteste Stück Südwestafrikas. Mit der Erreichung von Keetmanshoop schiebt die Bahn ihre Wirkung ostwärts annähernd bis an die englische Grenze, in das gut besiedelte, schon beinahe ganz in bewirtschaftete Farmen aufgeteilte Vilandergebiet vor. Nur die äußerste Südostecke der Kolonie, Warmbad selbst und das Land jenseits der großen Karrasberge, liegt dann noch weit ab, und wenn die Engländer den wie es heißt bestehenden Plan ausführen, die Gokieper Minenbahn von Steinkopf aus zum Oranje zu verlängern, etwa auf Upington zu, das von der anderen Seite her bereits als vorläufiges Ziel der de Aar-Prieskabahn ins Auge gefaßt ist, so würde die Strecke Lüderitzbucht—Keetmanshoop

für diese südlichen Striche jedenfalls nicht mit der Verbindung durch das englische Gebiet nach Port Nolloth konkurrieren können.

Eine für das Schicksal des gesamten Südens wirklich entscheidende Wendung nimmt die Eisenbahnfrage dagegen, sobald erst die Schienen von Keetmanshoop nordwärts auf Gibeon zu gelegt werden. Von Keetmanshoop entweder über Berseba oder (direkter) über Tses und Groendorn nach Gibeon und dann weiter über Kub am oberen Fischfluß nach Rehoboth läuft die zentrale Verkehrs- und Wirtschaftsader des Südens. Eine hier entlang geführte Eisenbahn schließt mit einem Schlage alles Land westwärts bis an die Namib, ostwärts bis an den Auob und den oberen Nosob, wo jedenfalls noch auf längere Zeit hinaus die praktischen Besiedelungsgrenzen liegen werden, auf. Zwischen den Parallelen von Rehoboth und Keetmanshoop auf der einen, der Namib und der Nosob-Auoblinie auf der anderen Seite liegt ein etwas schräg von Nordwest nach Südost verschobener, 500 Kilometer langer und 300 Kilometer breiter Landblock, der im großen und ganzen zusammenhängend besiedelbar ist und der das eigentliche Kernstück des Südens ausmacht. Diese ganze, rund 150 000 Quadratkilometer umfassende Masse durch eine Längsbahn von der angedeuteten Richtung zu öffnen, hat ökonomisch eine sehr viel größere Bedeutung, als sie die Lüderitzbucht—Keetmanshoop im Verhältnis zu den von ihr durchschnittenen Landesteilen gewinnen kann, wenn sie auch als Verbindung zwischen Küste und Hinterland im ganzen für die endgültige Fortschaffung der Landesproduktion natürlich entscheidend ist.

Es ist zweifellos ein günstiger Umstand, daß wir imstande sind, mit einer einzigen, dazu noch von Keetmanshoop nach Norden direkt auf der Linie des geringsten Terrainwiderstandes verlaufenden Bahn alles Erforderliche für die Aufschließung des Südens zu tun. Dadurch, daß die Bahn von Süden nach Norden fast genau die Mitte des oben bezeichneten Ansiedelungsgebietes durchschneidet, bleibt zu beiden Seiten kein Punkt viel weiter als 150 Kilometer von ihr entfernt, d. h. nicht weiter, als daß noch An- und Abtransport der Farmgüter rationeller Weise im Durchschnitt mit den eige-

nen Mitteln des Farmers geleistet werden kann. Dafür, daß über eine Entfernungszone von durchschnittlich mehr als 150 Kilometer von der Bahn Wolle, Mohair und ähnliche Produkte nicht mehr im großen mit Vorteil erzeugt werden können, dafür ist auch die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in der Kapkolonie und in Australien ein Beweis. In den australischen Wollprovinzen Neu-Süd-Wales und Queensland beträgt die mittlere Entfernung zwischen den großen, von der Küste ins Binnenland eindringenden Bahnsystemen, auf denen die Produktionsfähigkeit der Wollschafzucht dort beruht, fast nirgends mehr als 300 Kilometer, so daß nach keiner von beiden Seiten hin ein längerer Transport als über 150 Kilometer in Frage kommt. In Südaustralien ist die Ausnutzung des Landes zu Farmzwecken gleichfalls an eine entsprechend breite Zone zu beiden Seiten der nach Norden führenden Inlandbahn gebunden. Viktoria und Westaustralien können, das eine wegen der allgemeinen Dichtigkeit seines Eisenbahnnetzes, das andere wegen seiner für die Viehzucht überhaupt ungünstigen Verhältnisse, nicht mit zum Vergleich herangezogen werden. Für die Kapkolonie ist es besonders interessant, die Dichtigkeit des Bestandes an Kleinvieh mit dem Verlauf des Eisenbahnnetzes zu vergleichen. Wenn man den Osten mit seinen besseren Regenverhältnissen ausscheidet und nur die zentrale Karroo, die mit ihren ringsum anstoßenden Grenzgebieten eine einheitliche Klimaregion darstellt, zum Objekt des Vergleichs nimmt, so kann man in der Richtung nach Westen geradezu eine Skala in der Abnahme des Kleinviehs proportional der Entfernung von der Eisenbahn konstruieren, und zwar tritt die Abnahme der Kleinviehdichtigkeit etwa auf der kritischen Grenzlinie für den Wolltransport schon viel früher ein, als sie klimatisch durch das nach Westen hin verschärfte Sinken der Regenhöhe bedingt wäre. In den von der Kapstadt—Kimberleybahn durchschnittenen oder unmittelbar westlich an sie angrenzenden Distrikten Sutherland, Beaufort-West, Viktoria-West, Britstown und Hopetown beträgt die Kleinviehdichte 77 Stück auf die englische Quadratmeile, und ebenso hoch ist sie in den östlich der Bahn gelegenen Karroodistrikten, wo

die nächste Parallelbahn bereits in einem durchschnittlichen Abstande von 200 Kilometern von der erstgenannten Linie durch das Land führt. Nach Westen weisen dagegen die Distrikte Frazerburg, Carnarvon und Prieska, die jener ersten Reihe mit der Durchschnittsdichte von 77 Stück jenseits der 150 Kilometer-Zone parallel laufen, nur noch eine Dichte von 37 Stück pro Quadratmeile auf, also weniger als die Hälfte. Einen deutlicheren Beweis für den direkten Zusammenhang zwischen Wollproduktion und Bahnverbindung braucht man nicht zu wünschen. Überdies kommt noch die weitere Tatsache hinzu, die ich im vorigen Jahre bei einer Reise durch die Karroo selbst Gelegenheit hatte zu beobachten; daß mit der Entfernung von der Eisenbahn die Zahl der Wollschafe und Angoraziegen unter dem Kleinvieh sich rasch vermindert und der Prozentsatz der bloß zur Schlachtung gezüchteten einheimischen Rasse herrschend wird. Die äußersten Westdistrikte, Calvinia, Kenhart, Klein-Namaqualand, weisen, wegen der größeren Dürre, einen noch geringeren Kleinviehbestand auf, aber dabei ist es bezeichnend, daß das Wollschaf und die Angoraziege hier überhaupt so gut wie verschwinden und nur noch gewöhnliche Schlachttiere gezüchtet werden, die imstande sind, den weiten Weg bis zur Eisenbahn, mit der sie nach den großen Verbrauchszentren geschafft werden, zu Fuß zurückzulegen. Für die Produktion im großen muß es also nach all diesen Erfahrungen bei der Regel bleiben, die in den beiden wichtigsten Wollgebieten der Welt, Südafrika und Australien, gleichmäßig erprobt ist: daß die vorteilhafte Transportgrenze für den Wolle und Mohair erzeugenden Farmer mit der Entfernung von 100 englischen Meilen oder zirka 150 Kilometern von der Eisenbahn gegeben ist. Das heißt also auf den Süden unserer Kolonie angewendet, daß außer einer Bahnverbindung zwischen Kubub und Lüderitzbucht erstens noch eine Fortsetzung derselben in östlicher Richtung nach Keetmanshoop, und zweitens eine das ganze südliche Besiedelungsgebiet erst wahrhaft öffnende nordsüdliche Längsbahn von Keetmanshoop über Gibeon nach Rehoboth erforderlich ist. Die Herstellung einer Verbindung zwischen Rehoboth und Windhuk ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht sich dann von selbst. Will man also daran denken, daß Südwestafrika die jetzt aufgewandten Kosten dereinst wieder einbringt, will man es zu einem Lande entwickeln, das wirkliche Werte hervorbringt und ausführt, will man über die Wollschafzucht nicht nur reden und schreiben, sondern sie auch zu einer Tatsache machen, dann muß man die Südbahn bauen, und will man die Südbahn nicht bauen, dann muß man sich auch darüber klar sein, daß man keine Wollschafe und Angoras, keine Besiedelung, die diesen Namen verdient und keine nennenswerten Exportwerte will. Man kann die Eisenbahn bauen und den Süden mit guter Aussicht wirtschaftlich entwickeln, aber man kann nicht keine Eisenbahn bauen und doch erwarten, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Südens auf natürlichem Wege von selber kommen soll.

Wir müssen endlich einmal einsehen, daß die maßgebenden Lehren und Beispiele für uns in denjenigen fremden Ländern liegen, die von Natur unserem Südwestafrika gleich oder ähnlich geartet sind, in denen aber die materielle Entwicklung eine ältere ist. Auf dem Weltmarkt schließt der wirtschaftliche Wettbewerb der Völker unerbittlich jeden, der teurer produzieren muß als seine Konkurrenten, von der Erreichung eines Erfolges aus. Zu diesem Schicksal ist und bleibt unser Süden ohne eine Zufahrts- und Aufschlußlinie, die ihn in seiner ganzen Ausdehnung durchzieht und ihn mit der Küste verbindet, für alle Zeiten verurteilt.

Von der Einsicht der bestimmenden Faktoren in die Lage wird nächst der grundsätzlichen Entscheidung über den Bahnbau vor allen Dingen auch das Tempo abhängen, in dem man mit der Ausführung des für notwendig erkannten Werkes vorgeht. Wenn irgendwo, so ist hier nach dem Satze zu handeln: was Du tun willst, das tue bald! Zaudern, Aufschub, stückweis widerstrebende Bewilligung kleiner Teilstücke bedeuten nur, daß der Zeitpunkt des wirtschaftlichen Fruchtbringens für den Süden zwecklos hinausgeschoben und die Entwicklung, die uns einzig den gehabten Schaden wiederbringen soll, künstlich verlangsamt wird. Während jetzt am Bau von Aus nach Keetmanshoop gearbeitet wird, ist es Zeit, auch schon die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorarbeiten für die Längslinie über Gibeon nach Rehoboth zu betreiben. Wenn dann dort die Arbeit beginnt, wird die Keetmanshooper Strecke schon anfangen, Frucht zu tragen. Im dortigen Bezirk waren zu Beginn des Eingeborenenaufstandes ca. 60 Farmen mit einem Gesamtareal von mehr als einer Million Hektar in festem Privatbesitz. Als hinderlich für die Besiedelung hatten sich, außer den schlechten Verkehrsverhältnissen und der allgemeinen Geldknappheit, namentlich die Landrechte der engl. South-African-Territories-Gesellschaft im Gebiet der Bondelzwarts- und Veldschoendrager-Hottentotten, d. h. im Distrikt Warmbad, erwiesen. Auf dem Gesellschaftslande saßen nur einige Buren als Pächter, die für den allgemeinen Wirtschaftsstand des Südens sehr wenig in Betracht kamen. Etwa ein Viertel dieses vor dem Kriege bewirtschafteten Landes wird man als zu weit abgelegen aus dem direkten Wirkungsbereich einer bis Keetmanshoop geführten Bahn mehr oder weniger ausschalten müssen, d. h. die betreffenden Farmen werden natürlich auch ihren Nutzen von der verbesserten Verbindung mit der Küste haben, aber man wird nicht erwarten dürfen, daß der Betrieb auf ihnen sich, was Produktion und Anfuhr von neuem Inventar betrifft, so durchgreifend umgestaltet, wie das im unmittelbaren Bahngebiet der Fall sein wird. Mit einigen Millionen Hektar besseren Weidegebiets kann aber das Keetmanshooper Teilstück der Bahn als mit einer sicheren und unmittelbar vorhandenen Betriebsbasis rechnen, d. h. natürlich unter der Voraussetzung, daß alles übrige geschieht, um das Land rasch mit Vieh und sonstigen Betriebsmitteln, baren Ansiedelungsbeihilfen usw., auszustatten. Dazu kommt dann noch eine Menge Land von geringerer Qualität, aber immerhin noch mit der Möglichkeit extensiver Bewirtschaftung, und jener schwer bestimmbare, nicht ganz zu vernachlässigende Beitrag, den die weiter abliegenden Farmgebiete durch ihre partielle Beteiligung am Bahnverkehr zu den Betriebsergebnissen gleichfalls noch liefern werden. Auf mehrere hundert Farmbetriebe kann die Bahn also rechnen, und zwar in der Weise, daß zunächst der Antransport des zur Einrichtung nötigen Inventars, später der dauernde Bedarf der

Wirtschaften und die Abfuhr ihrer Produktion, das hauptsächlichste Frachtmaterial bilden werden. Wenn die Tarife auf einer rationellen Höhe gehalten werden, so können sich die Frachten schon während der eigentlichen Installationsepoche bedeutend entwickeln. Die bestehenden Farmgebäude waren vor dem Aufstande wegen des kostspieligen Materialtransportes klein und primitiv; außerdem sind sie jetzt zum großen Teil durch die Eingeborenen und durch die Truppendurchzüge beschädigt oder zerstört. Zu den alten Wirtschaften werden sofort mit dem Vordringen der Bahn neue hinzutreten, soweit besiedelungsfähiges Land in angemessener Entfernung vorhanden ist. Das Holz- und Eisenmaterial (Bedachung) für einige hunderte Wohnhäuser zu transportieren, ferner Zement, Pumpen, Motoren, sonstige Maschinen und Maschinenteile für Damm- und Brunnenanlagen und all das übrige mannigfaltige Schwergut, das ein gut eingerichteter afrikanischer Farmbetrieb braucht, das ergibt zusammen, wenn auch auf mehrere Jahre verteilt, eine ganz leidliche Frachtrate. Abgesehen davon hat jede Farmwirtschaft einen jährlichen laufenden Bedarf an Proviant und Wirtschaftsmaterial im Betrage von mehreren Wagenfrachten durchschnittlich. Am schwersten ins Gewicht werden jedenfalls Eisenpfähle und Draht für die Farmeinzäunungen fallen, sobald erst eine hinreichende Vermehrung des Viehs stattgefunden hat und die neuen oder neu beginnenden Farmer ihre ersten größeren Betriebseinnahmen haben, von denen sie solche große Anschaffungen bestreiten können.

Natürlich wird sich niemand einer Täuschung darüber hingeben, daß man in einem Lande, das im wesentlichen noch besiedelt werden soll, nicht sofort einen Massenfrachtverkehr erwarten kann. Die Regierung hat hier sehr viel in der Hand, dadurch, daß sie Ansiedelungsbeihilfen speziell für Farmgründung im Bahngebiet erteilt, das Land zu beiden Seiten der Linie mit besonderer Beschleunigung vermißt, notwendige öffentliche Arbeiten im Südbezirk soweit beschleunigt, daß der Vorteil der Bahnfracht für sie möglichst schnell zur Ausnutzung gelangt. Die Erbauung fester Unterkunftsräume für die Truppen an verschiedenen Punkten, die Ausführung eines

Stauwerks, wie z. B. an dem großen Löwenfluß südlich von Keetmanshoop, die systematische Abbohrung des Südbezirks mit Dampfbohrmaschinen — das sind Aufwendungen, die früher oder später gemacht werden müssen. Es liegt auf der Hand, wie entscheidende Einwirkungen auf die Gestaltung der Bahnfracht während der ersten Jahre hier möglich sind, wenn Pläne und Entschlüsse rechtzeitig zustande kommen, Vorstudien und vorläufige Ermittelungen rechtzeitig angestellt und die erforderlichen Mittel rechtzeitig,, sachverständig und in überzeugender Weise angefordert werden. Nicht zu unterschätzen ist die Menge des Materials, das die Verwaltung und die Privaten an den größeren Plätzen im Süden dauernd und mit der Bevölkerungszunahme in steigendem Maße zu Bauzwecken brauchen. Dazu kommt die Verpflegung des im Süden zunächst auf alle Fälle noch stationiert bleibenden Truppenbestandes samt Pferden usw. und der Zivilbevölkerung. In dieser Beziehung, was Nahrung, Kleidung und sonstige unmittelbare Bedarfsartikel betrifft, reicht der Wirkungsbereich auch einer nur bis Keetmannshoop führenden Bahn ganz erheblich weiter, als es für die Entwicklung der vollen Farmnutzung möglich ist, — in diesem Falle soweit nördlich, bis die Wirkungssphäre der Windhuker Bahn beginnt.

Dies sind die Quellen, aus denen während der ersten Jahre die für die Bahn und von der Bahn zu schaffende Arbeitsleistung fließen muß. Sie so, wie es die Vorsorge für die Zukunft des Landes erfordert, zum Fließen zu bringen, wird überhaupt erst durch das Bestehen der Bahn möglich. Beides bedingt sich gegenseitig: Bahnbau und allgemeine Kapitalsaufwendung mit dem Erfolg der wirtschaftlichen Erschließung. Allerdings, wenn man das allgemeine Ziel nicht will, dann braucht man auch keine Bahn zu bauen. Mit dem Fortgang dieser Investierungsarbeit werden aber die Erträge kommen. Eine Million Wollschafe bedeutet für Südafrika nach dem Beispiel der Kapkolonie, je 1000 Tonnen Transportgewicht an Wolle, die zur Küste abzufahren ist. Soviel kann der Keetmanshooper Bezirk innerhalb der Bahnzone unschwer erreichen, sobald die Bahn die sonstigen Vorbedingungen dafür, daß

die Schafe nicht nur fressen, sondern ihre Wolle auch auf den Markt bringen, geschaffen hat.

Vollkommen anders, in jeder Beziehung weit günstiger, gestalten sich, wie gesagt, die Verhältnisse, sobald Gibeon und das Bastardland, der Distrikt von Maltahöhe an der Naukluft und am Zarisgebirge, die Weideflächen auf dem Kalkplateau zwischen Fischfluß und Auob und die grasreichen Ränder des östlichen Dünengebiets unter den direkten Einfluß der Bahnverbindung kommen. Dort können wir allein auf eine Wollproduktion rechnen, die drei bis viermal größer ist, als im Bezirk Keetmanshoop, und in beiden Bezirken zusammen auf mehr als tausend leistungs- und aufnahmefähige Farmbetriebe. In Gibeon besteht ja auch Hoffnung darauf, daß sich auf den dortigen Blaugrundstellen abbauwürdige Diamantenlagerstätten ergeben werden. Wenn sie Tatsache wird, so hat damit der Eisenbahnbau überhaupt aufgehört, ein Problem zu sein, aber auch so lange es sich noch um das Stadium der Untersuchungen und Vorarbeiten für den Minenbetrieb handelt, sei es für Diamanten oder für etwas anderes, gewährt erst eine Bahnverbindung die Möglichkeit ausgiebiger Schürfungen und probeweiser Aufschlußarbeiten mit einem Kostenaufwande, der das riskierende Kapital nicht von vornherein abschreckt. Kupferlager wie die von Tsumeb-Otavi, die es gleich gestatten, 20 Millionen Mark in eine Förderbahn bis zur Küste zu stecken, finden sich natürlich nicht so leicht, aber Erzvorkommnisse geringeren Grades, an die vielleicht unter der Voraussetzung, daß eine Bahn schon da ist, wohl herangetreten werden kann, sind schon seit lange an verschiedenen Stellen im Süden bekannt. Sie kommen für die zukünftigen Frachtmengen mit in Betracht, auch wenn sich die Hoffnungen auf den Gibeon-Blaugrund am Ende doch als vergeblich herausstellen sollten.

Daran, daß ein Südbahnsystem in Kapspur, mit Anschluß an die Swakopmund-Windhuker Bahn über Rehoboth, allein schon von derjenigen Farmwirtschaft existieren kann, die aus der Verwirklichung der Bahnen sich als direkte und baldige Folge ergeben wird, braucht aber auch ohne alle Bergwerksmöglichkeiten kein Zweifel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu existieren. Sobald nämlich der Farmbetrieb des Südens erstarkt, tritt auch hier als notwendige Folge zugleich und als Voraussetzung die Ausfuhr von lebendem oder geschlachtetem Vieh auf den Plan. Was wir hier schon bei der Otavibahn sahen, das wird sich auch bei der Südbahn verwirklichen: daß sie diesen Export erst ermöglicht, und daß sie imstande sein wird, aus ihm erhebliche und wirtschaftlich gerechtfertigte Einnahmen zu ziehen. Wenn der Norden Vieh und Fleisch produziert und exportiert, so wird es sich dort größtenteils um Großvieh handeln. Auch der Süden hat Striche, in denen speziell Rindviehzucht vorteilhaft ist, und Rindvieh wird man durch die Namib zwischen Kubub und Lüderitzbucht am besten ebenso mit Hilfe von Futter- und Wasserstationen bringen, wie von Usakos nach Swakopmund. Kleinvieh dagegen, das für die Südbahn jedenfalls viel mehr in Betracht kommen wird als Rinder, wird vorteilhafter nicht getrieben, sondern direkt mit der Bahn verladen werden, auch wenn es lebend zur Ausfuhr gelangen soll. Wahrscheinlich aber wird sich im Süden weniger lebende Ausfuhr, als vielmehr ein großer Schlacht- und Gefrierbetrieb entwickeln. Die klimatischen Voraussetzungen für einen solchen sind hier ebenso günstig wie im Norden, und das starke Überwiegen der Kleinviehzucht muß noch bestimmter darauf hindrängen.

Wohl kann es sonderbar anmuten, wenn man unter unseren jetzigen Verhältnissen, wo wir die größte Sorge haben, in die fast ihres ganzen früheren Viehbestandes durch den Aufstand beraubte Kolonie auch nur einen kleinen neuen Stamm zum Wiederanfangen hineinzubekommen, von Fleischausfuhr im großen spricht. Aber es ist doch keine weitere Frage dabei, als die der Vertrautheit mit der Natur und der Wirtschaftsgeschichte anderer unserem Südwestafrika verwandter Steppen-Viehzuchtgebiete auf der südlichen Halbkugel. Am 20. Januar 1788 wurden in der Botanybay bei dem heutigen Sydney mit einem Schub Deportierter ein Hengst, drei Stuten, ein Stier, fünf Kühe und achtundzwanzig Schafe gelandet. Das sind die Ahnen der 1,7 Millionen Pferde, 11,4 Millionen Rinder und 84 Millionen Schafe, die hundertundzehn Jahre später auf dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

australischen Kontinent gezählt wurden, denn was man später aus Europa eingeführt hat, diente wesentlich zur Veredelung, nicht zur quantitativen Vermehrung. Und diese gewaltige Vermehrungsziffer stellt ihrerseits sogar noch einen zeitweiligen Rückgang dar: 1894 vor der letzten großen Dürreperiode hatte die Zahl der Schafe schon über 100 Millionen Stück betragen. Bevor aber das Eisenbahnzeitalter Australiens anbrach (1855 wurde die erste Bahn von Sydney nach einem Nachbarort gebaut), und in seiner Folge die Ausnutzung der ungeheuren Buschsteppen im Inneren des Erdteils als Viehweide, hielt sich die Menge des australischen Viehs doch in bescheidenen und wenig beachteten Grenzen; erst als die Aufschlußbahnen gebaut wurden, wuchsen die Ziffern rapid in die Höhe. Bei der starken Vermehrungsquote des Kleinviehs kann ein Jahrzehnt schon hinreichen, um aus den noch vorhandenen geringen Resten in Südwestafrika und aus der Zufuhr, die wir jetzt zur Ergänzung unserer Zuchtbestände ins Werk setzen, den jetzt noch als Phantasiebild erscheinenden Fleischexport zur Wirklichkeit zu machen. Und als ein festes wirkliches Ziel, nicht bloß als unbestimmtes „vielleicht", muß jede nüchtern und sicher vorausblickende Wirtschaftspolitik für Südwestafrika die Ausfuhr von lebendem und geschlachtetem Fleisch im großen, sei es nach Europa, sei es nach anderen Verbrauchsländern, ins Auge fassen. Viehzuchtprodukte in solcher Menge auf den heimischen und auf den Weltmarkt zu bringen, daß der letzte erreichbare Grashalm und der letzte Brakbusch dieses Landes Jahr für Jahr in Wolle, Mohair, Fleisch, Talg, Häute usw. verwandelt wird: dafür müssen wir dort jetzt mit aller Energie, Konsequenz und Klarheit anfangen zu wirtschaften, Wasser aufzumachen, das Land zu vermessen, Zuchtvieh zu importieren, Ansiedelungsbeihilfen auszugeben — vor allen Dingen aber Eisenbahnen zu bauen. In diesem Sinne ist die schließliche wirtschaftliche Rentabilität unseres kolonialen Anteils an dem großen südafrikanischen Weideland nichts weiter, als eine Frage der Befähigung unserer maßgebenden Stellen, sich von den hiesigen Verhältnissen im Vergleich zu ihren kulturtechnisch weiter entwickelten Analogien in Afrika, Amerika und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Australien eine physikalisch und ökonomisch zutreffende Vorstellung zu machen. Es ist ein Irrtum, wenn man die Viehproduktion dieser Gebiete nur als eine Art Folge oder Begleiterscheinung ihres Reichtums an Minen betrachtet. Argentinien z. B. hat überhaupt keine nennenswerte Ausfuhr an Edelmetallen; das Kapland und der Oranjefreistaat führten für über 40 Millionen Mark Wolle und Straußenfedern aus, bevor noch die ersten Diamanten- und Goldfunde gemacht worden waren, und in Australien werten Wolle und Fleischexport erstens um ein Mehrfaches höher, als der Betrag für Edelmetalle, und zweitens sind dort für landwirtschaftliche Zwecke insgesamt mehr Eisenbahnen gebaut worden, als für den Minenbetrieb. Auch bei uns in Südwestafrika wird es so sein, daß die vorhandenen Minen, von denen in Tsumeb-Otavi, Otjisonjati und Gorob der Abbau teils schon begonnen hat, teils bestimmt in Aussicht steht, für die nächste Zeit eine sehr wertvolle Unterstützung der Farmwirtschaft bilden werden, insofern als hier ein sofortiger Absatz auch schon für die Anfänge der wiederbeginnenden Viehproduktion in Aussicht steht. Für 10 000 oder 100 000 Hammel jährlich kann man noch keine überseeische Ausfuhr organisieren; wenn die Farmer sie aber so lange, bis sie mehr zur Verfügung haben, im Lande selbst los werden können, so bedeutet das gerade für die Übergangszeit zum allmählichen Emporwachsen der Massenproduktion eine Hilfe von großem, vielleicht von entscheidendem Wert. Für den Süden kommt von den drei vorhingenannten Minenplätzen allerdings kein einziger recht in Betracht; dagegen bietet ihm speziell die Bahnverbindung mit Lüderitzbucht auch schon für die geringeren Mengen des ersten überschüssigen Schlachtviehs eine Chance der Ausfuhr nach Kapstadt, wohin die bestehende regelmäßige Schiffsverbindung den Transport zu einer so billigen Rate ermöglichen wird, daß gut gezüchtete und schwere Tiere noch zu lohnenden Preisen verkäuflich sein werden.

Im einzelnen das Bild der zukünftigen Entwicklung Südwestafrikas unter der Wirkung eines durchgeführten Eisenbahnsystems von der Art auszumalen, wie es in dem vorstehenden Kapitel ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worfen ist, würde an dieser Stelle keinen Zweck haben. Dem Kenner des Landes wäre damit nichts geboten, was er sich nicht selber mit Leichtigkeit vorstellen kann, und für denjenigen, dem die persönliche Anschauung südwestafrikanischer Verhältnisse fehlt, wird es schon schwierig genug sein, sich ein Bild davon zu machen, wie überhaupt aus dem verwüsteten und von Unkundigen in viel zu schlechten Ruf gebrachten Lande durch die Eisenbahn noch etwas gemacht werden kann. Im letzten Grunde ist und bleibt der Entschluß, nach all den Kriegsausgaben noch weitere bedeutende Mittel zu Wirtschaftszwecken in Südwestafrika zu bewilligen, eine Frage des Vertrauens gegenüber allen denjenigen Darstellungen der Verhältnisse, die aus eigener genauer Kenntnis und Erfahrung heraus gegeben werden!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zwölftes Kapitel.

Wirtschaftliche Irrwege.

Kleinsiedlung.

Eins der umstrittensten wirtschaftlichen Probleme ist in Südwestafrika gegenwärtig die Frage der sogenannten Kleinsiedlung. Sowohl in der Kolonie als auch in Deutschland war man eigentlich schon durchweg für den derzeitigen Entwicklungsstand des Schutzgebiets zu einem negativen Urteil über die Kleinsiedlung gelangt. In der Kolonialabteilung wie beim Windhuker Gouvernement wollte man nach den gemachten Erfahrungen und nachdem eine Anzahl Kleinsiedlungen im Lande unter großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten allmählich angefangen hatte, in die Höhe zu kommen und den Bedarf zu decken, nichts mehr von Experimenten dieser Art wissen. Da rückte der Wechsel im Gouvernement von Südwestafrika die Kleinsiedlungsfrage mit einem Male wieder ganz in den Vordergrund. Die politisch maßgebenden Persönlichkeiten im Gouvernement stellten sich auf den Standpunkt, daß es sich vor allen Dingen darum handele, möglichst schnell eine möglichst große Anzahl von Ansiedlern in die Kolonie zu bringen — und da hierzu der normale Weg der farmwirtschaftlichen Besiedlung des Landes zu langsam erschien, so dachte man daran, zahlreiche Kleinsiedler an verschiedenen Punkten auf dem wasserhaltigen Schwemmland der großen Riviere, und außerdem etwa noch am Waterberg und an ähnlichen Stellen, anzusetzen. Dieser ganze Plan kann aber meiner Überzeugung nach hauptsächlich aus zwei Gründen zu keiner gedeihlichen Entwicklung führen: erstens, weil er nicht in genügender Weise mit den südafrikanischen Wasserverhältnissen rechnet, und zweitens, weil es unmöglich ist, einer so großen Anzahl von Kleinsiedlern, daß sie

merklich für eine Verstärkung der Wehrfähigkeit der Kolonie ins Gewicht fiele, Absatzmöglichkeiten für ihre Produkte zu schaffen.

Der natürliche Grund, weswegen jeder auf die Ausnutzung der Flußalluvien berechnete umfassendere Kleinsiedelungsplan scheitern muß, ist die zu geringe Menge des dort erreichbaren Wassers — es sei denn, daß zu den Vorrichtungen für die Entnahme des Grundwassers noch große und kostspielige Stauanlagen zur Aufspeicherung des Regenwassers in oberirdischen Reservoiren hinzutreten. Für die Menge des zur Berieselungskultur notwendigen Wassers in subtropischen Trockengebieten, wie Südwestafrika eins ist, läßt sich kein einheitlicher Koeffizient angeben; wohl aber lassen sich aus den in andern, ähnlich gearteten, Ländern erzielten Erfahrungen gewisse Mindestziffern ableiten. So gilt z. B. in Nordindien, im russischen Turkestan, im Kaukasus, in Kleinasien und in verschiedenen Teilen des nordafrikanischen Küstengebiets gleichmäßig die Norm, daß für gemischte Kulturen mit stärkerem Wasserbedarf zur vollen Ausnutzung der im Boden steckenden Ertragsfähigkeit ein Liter Wasser pro Hektar und Sekunde gehört. Dieses Sekunden-Liter bedeutet auf je 24 Sekunden berechnet rund 86 Kubikmeter oder auf den Quadratmeter täglich 8—9 Liter Wasser, womit nicht gesagt ist, daß diese Bewässerungsmenge gerade täglich zuzuführen ist — wohl aber muß die gesamte Überstauungshöhe während der Dauer der Vegetationsperiode einen entsprechenden Betrag ausmachen.

Von dieser Normalziffer — pro Hektar und Sekunde 1 Liter Wasserzufluß — sind viele Ausnahmen denkbar. Manche Kulturen, wie z. B. Reis, bedürfen einer noch stärkeren Überstauung; andere, wie Weizen und Mais, sind mit weniger zufrieden, wiewohl auch hier ein starkes Herabgehen nur auf Kosten der sonst zu erzielenden Beträge möglich ist. Eine so geringe Bewässerung, wie sie nach Rehbock („Deutsch-Südwestafrika", S. 77) für die Weizenkultur bei Van-Wyks-Vley im Carnarvon-Distrikt, Kapkolonie, angewendet wird, ist bereits sehr irrationell. Dort beträgt die gesamte Wasserzufuhr, nach dem genannten Werk, von der Aussaat

bis zur Ernte, also während rund 6 Monaten, nur 1500—3000 Kubikmeter auf den Hektar, d. h. rund 0,1—0,2 Liter in der Sekunde. Rehbock bezeichnet die mit einer solchen Bewässerung erzielten Weizenernten als „leidlich gut", was aber für die erste Ziffer jedenfalls viel zu optimistisch ausgedrückt ist und auch bei 0,2 Sekunden-Litern nur unter der Voraussetzung eine Erklärung findet, daß infolge der ganz besonders ebenen und sehr wasseraufnahmefähigen Beschaffenheit der Ackerfläche bei Van-Wyks-Vley auch noch die ganze dort niedergehende Regenmenge ohne nennenswerten Verlust durch Ablauf in den bestellten Boden eindringt. Da es sich hierbei um 10 bis 15 Zentimeter Niederschlagshöhe handelt, so muß für die Weizenernte zu der künstlichen Wasserzufuhr von 1500 bis 3000 Kubikmetern auf den Hektar noch eine natürliche von 1000 bis 1500 Kubikmetern hinzugerechnet werden. Wir dagegen in Südwestafrika dürfen den Regenfall nicht in der gleichen Weise für unsere Berieselungsländereien mit in Berechnung ziehen, weil im Carnarvondistrikt der entscheidende Regenfall meist voll in die Vegetationsperiode schlägt, was bei uns sowohl an sich als auch mit Rücksicht auf den besonderen Bedarf der verschiedenen Kulturen überwiegend nicht der Fall sein wird.

Das englische Handbuch „Cape Colony for the Settler" (S. 121) gibt an, daß drei Zoll Wasser für die Umpflügung des Bodens und darnach in der Regel noch zweimal je fünf bis sechs Zoll, im ganzen also 13—15 Zoll oder durchschnittlich gegen 40 Zentimeter Überstauung (4000 Kubikmeter Wasser auf den Hektar) gegeben werden sollen. Das bedeutet bereits nahezu 0,3 Sekundenliter auf den Hektar. An derselben Stelle heißt es aber auch, daß zur Zeit für die östlichen Provinzen der Kapkolonie der Betrag von 250 Gallonen pro Minute auf 100 acres „genüge". Diese Angabe ergibt umgerechnet 0,4 Liter pro Sekunde und Hektar, woraus zu entnehmen ist, daß die obengenannte geringere Angabe sich nur auf Kulturen mit jährlich zwei- resp. dreimaliger Bewässerung, von der an der betreffenden Stelle die Rede war, bezieht. Die meisten Kulturen brauchen aber mehr als zweimal nach der ersten Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellung Wasser. Außerdem ist die ausdrückliche Beschränkung dieses Quantums von 0,4 Litern auf die östlichen Provinzen der Kapkolonie sehr bedeutsam, sobald wir eine Nutzanwendung für unser Südwestafrika daraus ziehen wollen, denn gerade der Osten des Kaplandes hat einen erheblich stärkeren Regenfall, als der trockene Westen und als die meisten Teile von Deutsch-Südafrika.

Für Südwestafrika mögen drei typische Beispiele für praktische Bewässerungskultur angeführt werden: Klein-Windhuk, die Schlettweinsche Farm Warmbad bei Zesfontein im Kaokofeld und die Farm Okakango der Damaraland-Farmgesellschaft bei Okahandja.

Für Klein-Windhuk hatte die dortige Wassergenossenschaft ursprünglich die Normalquote von 35 Kubikmeter Wasserzufluß pro Tag und Hektar angenommen. Es stellte sich aber bald heraus, daß nicht weniger als 50 Kubikmeter täglich erforderlich waren. Diese Menge ist dort gegenwärtig als das erforderliche Minimum für die gemischte Kultur von Wein, Obst, Gemüse und Luzerne erprobt und im Gebrauch. Abweichungen nach oben und nach unten kommen bei einzelnen Betrieben vor, und namentlich da, wo die Kartoffelzucht stark überwiegt, werden bedeutend größere Mengen gebraucht. 50 Kubikmeter pro Tag bedeuten etwa 0,6 Sekundenliter. Dabei herrscht unter den Klein-Windhuker Ansiedlern kein Zweifel darüber, daß die Erträge gesteigert werden könnten, wenn mehr Wasser zur Verfügung stände.

Warmbad im Kaokofeld braucht für eine gemischte Kultur von Wein, Weizen und Tabak 60 Kubikmeter täglich, — beinahe 0,7 Sekundenliter pro Hektar, entsprechend der im Verhältnis zu der Windhuker Gegend geringeren Regenmenge.

Die Richtigkeit des Grundsatzes, daß zu einer wirklich intensiv gesteigerten Kultur, mit Gewächsen von starkem Feuchtigkeitsbedarf, auch bei uns in Südwestafrika noch ganz andere Wassermengen gehören, als durchschnittlich in Klein-Windhuk und bei Zesfontein, beweist aber (neben manchen Klein-Windhuker Beispielen), die Farm Okakango.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gegenwärtige Kulturfläche in Okakango beträgt zirka 2 Hektar Bewässerungsland. Diese Fläche wird durchschnittlich in drei Tagen einmal bewässert, wozu jedesmal 450—500 Kubikmeter erforderlich sind. Auf den Hektar und den Tag berechnet, ergibt das 75—83 Kubikmeter, das heißt fast genau den in Mittel- und Westasien und in den meisten Gegenden Nordafrikas gebräuchlichen Betrag. Okakango hat wie alle unsere Flußalluvien einen stärkeren Sandgehalt, als die teilweise oder überwiegend durch bloße Verwitterung des Gesteins entstandenen Böden, wie Klein-Windhuk einen solchen aufweist. Darin ist das Schwemmland in Südafrika dem Kulturland in Turkestan nahe verwandt, und für Berieselungskulturen auf solchem Boden müssen daher von rechtswegen gleichfalls nicht weniger als 80 Kubikmeter täglich pro Hektar gerechnet werden. Ein weiteres Beispiel hierfür ist der Wasserverbrauch auf den Kartoffelpflanzungen der Farm Okaokasioti bei Omaruru. Hier müssen 120 Kubikmeter täglich gegeben werden — ebenfalls wegen des starken Bedarfs im sandhaltigen Flußalluvium. Auf solchem sollen aber die meisten südwestafrikanischen Kleinsiedelungen angelegt werden.

Als Endergebnis dieser Untersuchung wird man betrachten müssen, daß für die geplante südwestafrikanische Kleinsiedelung keinesfalls unter 50 Kubikmeter täglich, — 0,6 Sekundenliter pro Hektar, — als das denkbar knappste Maß herabgegangen werden darf, und daß auf fluviatilem Alluvium gut 80 Kubikmeter täglich, d. h. annähernd ein Sekundenliter, auf den Hektar erforderlich sein werden. Diese Wassermenge ist aber in dem Alluvialland der Riviere, auf dem die Besiedlung zunächst vorzugsweise erfolgen soll, in keinem Fall, selbst unter den günstigsten Umständen nicht, erreichbar, sobald es sich um die Ansetzung von mehr als ganz kleinen Siedelungsgruppen auf dem in Betracht kommenden Gelände handelt.

Soviel mir bekannt ist, wird zunächst auf drei Stellen an eine umfassende Kleinsiedelung gedacht: am Swakop bei Osona, am weißen Nosob unterhalb Otjivero und am Omaruru-Fluß oberhalb

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und unterhalb von Omaruru. An allen drei Stellen steht zweifellos das erforderliche Land reichlich zur Verfügung, und nach den bisher gemachten Erfahrungen ist auch anzunehmen, daß die Bodenqualität sich bei genügender Wasserzufuhr als befriedigend erweist. Mit welchen Größen aber darf in der Frage der Wasserzufuhr praktisch gerechnet werden?

Der Grundwasservorrat innerhalb des Schwemmgeländes der südafrikanischen periodischen Flüsse setzt sich aus zwei Koeffizienten zusammen: 1. aus demjenigen Wasser, mit dem sich die ganze Masse des Flußalluviums einmal während der Regenzeit bis an die Grenze der Aufnahmefähigkeit gesättigt hat, und 2. aus dem den oberen Teilen der Haupt- und Nebenflüsse langsam entsickernden, den Vorrat der Regenzeit unten bis zu einem gewissen Grade ergänzenden Zuflußwasser.

Entscheidend für die Berechnung der unter diesen Umständen erreichbaren Wassermenge sind drei Faktoren. 1. Die Aufnahmefähigkeit des Alluviums gegenüber dem in den Boden eindringenden ihn durchtränkenden und durchströmenden Wasser; 2. die Geschwindigkeit, mit der das von oben her nachströmende Wasser das gesättigte Schwemmland zu durchfließen imstande ist; 3. die Ergiebigkeit der letzten Reservoire in den Quellgebieten des Grundwasserstroms.

Für den ersten Punkt kann auf die übereinstimmenden Angaben Rehbocks und Königs (Deutsche Kolonialzeitung 1906, 13. Januar, Nr. 2) verwiesen werden. Diese beiden Fachmänner nehmen für ein Schwemmland wie das des Swakop den durchschnittlichen Wassergehalt im Verhältnis zu den festen Bestandteilen des Bodens wie 1 zu 3 an, sodaß auf jeden Kubikmeter Alluvium $^1/_3$ Kubikmeter Wasser kommt. Diese Wassermasse ist, um das gleich vorweg zu sagen, bei weitem die Hauptmenge, mit der für die Bewässerungskultur zu rechnen ist. Der zweite Faktor, der Wassernachfluß von oberhalb, ist bei der äußerst geringen Bewegungsgeschwindigkeit des Grundwasserstroms im Alluvium nicht wesentlich mit in Betracht zu ziehen. Rehbock berechnet die tägliche Geschwindigkeit der Grund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wasserbewegung im Swakop auf bloß 22 Zentimeter, d. h. sie würde, sobald die kultivierte Fläche auf dem Schwemmlande ein Areal von einigen wenigen Hektaren überschreitet, an sich nicht mehr hinreichen, um den Wasserverlust zu decken, der im durchtränkten Boden durch die Bewässerungsanlagen entsteht. Was endlich den dritten Punkt, die letzten Quellgebiete des Grundwasserstroms betrifft, so wird sich niemand, der unsere südwestafrikanischen Flüsse kennt, hierüber falschen Vorstellungen hingeben — ist es doch eine nur zu bekannte Tatsache, daß nach jeder Regenzeit im Laufe weniger Monate die oberen, feineren Verästelungen der Flußnetze ihre anfängliche Wasserführung im Sande und den darunter liegenden gröberen Geschieben überhaupt verlieren und gänzlich austrocknen. Der Grund dafür ist, wie leicht ersichtlich, ein doppelter: 1. die stärker saugende Wirkung der Kapillarverdunstung bei der geringeren Mächtigkeit der in Frage kommenden Schichten und 2. der raschere Ablauf infolge des viel stärkeren Gefälles in den Quellgebieten.

Wie verhalten sich nun die unter diesen Umständen in unseren Flußalluvien verfügbaren Wassermengen zu den für eine umfassendere Kleinsiedelung erforderlichen Quanten?

In Osona sollen einige 30 Heimstätten geschaffen werden. Es ist unmöglich, wenn die Leute darauf vorwärts kommen sollen, sie kleiner als 6—8 Hektar zu machen. Das ergibt nach Abzug des für Gebäude- und Wegeanlagen notwendigen Areals eine zu bewässernde Mindestfläche von zirka 200 Hektar, mithin bei 80 Kubikmetern Wasser pro Hektar und Tag einen täglichen Wasserbedarf von nicht weniger als 16 000 Kubikmetern = 16 000 000 Litern. Wenn man annimmt, daß ein ausgewachsenes Stück Großvieh im Durchschnitt täglich 50 Liter Wasser saufen kann, so würde jene Wassermenge hinreichen, um in Osona alle Tage 300 000 Rinder zu tränken. *Ein einziger Hektar Berieselungsland verbraucht täglich so viel Wasser, wie mehr als 1500 ausgedurstete Ochsen!*

Machen wir nun die nach allen Erfahrungen tatsächlich sehr günstige Annahme, daß die durchschnittliche Stärke der wasser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führenden Schicht zwei Meter betragen soll und bemerken nur noch, daß innerhalb des eigentlichen Bettes, in dem der Fluß abzukommen pflegt, natürlich keine Brunnen- und Pumpanlagen gemacht werden können, weil diese jedesmal beim Abkommen zerstört werden würden. Angenommen weiter, es gelingt, zu beiden Seiten des Flußbettes eine genügende Menge — 200 Hektar — Siedelungsland mit wasserführendem Untergrund zu finden, so würde sich also der darin enthaltene Wasservorrat im Höchstfalle auf 1,3 bis 1,4 Millionen Kubikmeter belaufen. Dividiert durch 365 ergibt das pro Tag etwa 3500 Kubikmeter gegenüber den erforderlichen reichlich 16000 Kubikmetern. Hierzu muß die täglich den Flußquerschnitt durchströmende Wassermenge hinzugerechnet werden. Nach Rehbocks Berechnung würde sie, wenn man die Gesamtbreite der wasserführenden und zugleich nutzbaren Zone auf 1000 Meter annimmt, was jedenfalls sehr günstig gerechnet ist, $\frac{1000}{3}$. 0,22, d. h. zirka 75 Kubikmeter betragen, also ein Volumen, das neben dem ursprünglichen Vorrat in den wasserführenden Schichten kaum noch in Betracht kommt.

Diese Berechnung ergibt also bereits, daß selbst in demjenigen Fall, der theoretisch als der günstigste konstruierbar ist, wenn nämlich der ganze überhaupt vorhandene Grundwasservorrat dem Boden entzogen werden könnte, das unter den günstigsten Annahmen dort vorhandene Wasser doch erst wenig mehr als rund ein Fünftel des in Wirklichkeit zur Berieselung der Kulturen erforderlichen Quantums ausmachen würde. Nun aber ist diese Idee der vollständigen Wasserentziehung praktisch nicht zu verwirklichen. Erstens scheitert sie daran, daß die kapillare Retention immer einen großen Teil der Feuchtigkeit in sozusagen gebundenem Zustande im Erdboden festhält, und zweitens müßten auf einer Heimstätte alsdann so zahlreiche Brunnen samt den dazugehörigen Hebewerken angelegt werden, daß die Herstellungs- und Betriebskosten hierfür den wirtschaftlichen Nutzen voraussichtlich ausschließen würden. Tatsächlich kommt also selbst

von jenem theoretisch vorhandenen Fünftel nur ein Bruchteil in Betracht, und es erscheint demnach überhaupt als undurchführbar, eine Ansiedelung in dem geplanten Umfange und mit dem hierfür erforderlichen Wasserbedarf, sei es in Ojona, sei es an anderen ähnlichen Stellen, einzurichten — auch wenn wir die Mächtigkeit der wasserführenden Schicht zur Trockenzeit noch viel größer annehmen wollten, als zu 2 Metern!

Außer den bisherigen Ausführungen kommt aber noch ein weiteres, noch mehr zur Vorsicht mahnendes Moment in Rechnung: die Frage, was aus dieser ganzen Kleinsiedlung werden soll, wenn der Swakop, wie es bereits mehrmals während des letzten Menschenalters geschehen ist, bei Ojona überhaupt nicht abkommt? Die Erinnerung der älteren deutschen Bewohner von Okahandja weiß davon zu berichten, daß zu ihrer Zeit die Hereros mit ihrem Vieh von Ojona fortziehen mußten, weil der Fluß in dem Jahr nicht abgekommen war und selbst die tiefsten und sonst ergiebigsten Wasserlöcher nichts mehr hergaben. Das ganze Schwemmland war vollkommen ausgetrocknet und der Grundwasserstrom war überhaupt versiegt. Gegen ein solches elementares Ereignis gibt es schlechterdings kein Mittel, außer etwa der Errichtung großer Stauwerke, die, wie die Viehtränken in den australischen Trockengebieten von vornherein darauf berechnet sind, schlimmstenfalls für zwei Jahre genügend Wasser zu halten. Damit aber ist die ganze Kleinsiedelungsfrage prinzipiell auf einen andern Boden gestellt, dessen Haltbarkeit hier nicht zur Diskussion steht.

Dieselben grundsätzlichen Bedenken, die gegen eine umfassendere Kleinsiedlung bei Ojona sprechen, gelten, wie aus dem Vorgetragenen ersichtlich, gegen das ganze System der Besiedlung fluviatiler Alluvialböden, wie es zur Zeit von seiten des Gouvernements geplant wird. Dasselbe doppelte Gesetz: der begrenzten Aufnahmefähigkeit des Schwemmlandes gegenüber den zur Regenzeit abkommenden Wassermassen und der relativen Bedeutungslosigkeit des zur Trockenzeit von oben nachströmenden Quantums,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gilt wie für den Swakop, so für alle übrigen in Betracht kommenden Flußgebiete. Ebenso ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß in gewissen, keineswegs besonders langen Zwischenräumen bald hier, bald dort in verschiedenen Gebieten unserer Kolonie der Jahresniederschlag zu gering ist, um die Flüsse zum Abkommen zu bringen. Mit einem solchen Trockenjahr ist dann die Vernichtung des größeren Teils aller auf dem betreffenden Boden angelegten Pflanzungen, ohne Möglichkeit der Gegenwehr, besiegelt. Maßgebend für diese Erkenntnis ist die erfahrungsgemäß als unbestreitbar feststehende Tatsache, daß weder unsere Flußbetten selbst, noch ihr gleichfalls mit sogenanntem Grundwasser angereichertes Gelände imstande sind, nennenswerte Mengen von Wasser länger als von einer Regenzeit zur andern festzuhalten. Kommt es nicht zu einem, wenn auch nur teilweisen und vorübergehenden Fließen und zum Erguß großer Wassermengen aus den seitlichen Zuflußtälern in das Hauptstrombett, so mag der an günstig gelegenen Stellen auch bis ins zweite Jahr erhalten bleibende Vorrat bei rationeller Benutzung zum Tränken des Viehs und unter Umständen vielleicht auch zur notdürftigen Erhaltung eines einzelnen kleinen Gärtchens ausreichen — von weiterem aber kann keine Rede sein.

Bei der Kraft, mit der die kapillare Verdunstung angesichts der extremen Lufttrockenheit innerhalb des einmal durchfeuchteten Erdbodens wirkt, ist ein anderes als dieses erfahrungsgemäß belegte Resultat auch nicht wohl denkbar.

Unter diesen Umständen kann ein wirtschaftliches Gutachten über die Ratsamkeit einer systematischen Kleinsiedelung von erheblicherem Umfange am Swakop, am Nosob, am Omaruru und überhaupt auf allen ähnlich gearteten Flußalluvien Südwestafrikas nur direkt und unbedingt verneinend ausfallen. Die Verantwortung, um die es sich dabei handelt, erscheint um so größer, wenn man bedenkt, welch ein Schaden unserer kolonialen Sache dadurch zugefügt werden würde, wenn etwa trotz aller dieser Gegengründe und Bedenken eine starke Kleinsiedelung auf die geplante Art und Weise ins Werk gesetzt wird, und dann der sichere Rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlag in Gestalt von Wassermangel, Ruin und Wegzug der Ansiedler, Verantwortlichkeit der Regierung und Besiegelung des abfälligen Urteils über die ganze Kolonie in der Heimat auf lange hinaus eintritt.

Auf der anderen Seite aber muß betont werden, daß innerhalb derjenigen Grenzen, welche uns die Natur dieses Landes vorschreibt, auch mit der Kultivierung einzelner Stücke von Schwemmland durchaus nützliche und praktische Ergebnisse gezeitigt werden können. Diese Grenzen sind allerdings relativ enge, aber um so notwendiger ist es, Klarheit über sie zu gewinnen. Es gibt einige Stellen (z. B. im Fischfluß oberhalb Grab, bei Kub und an einigen anderen Punkten; im Omarurufluß bei Omaruru; im Swakop in regenreicheren Jahren bei Otjimbingue; im Auob bei Gochas; im schwarzen Nosob bei Gobabis), an denen durch besondere Lagerungs- und Spaltungsverhältnisse in dem das Flußbett umgebenden Gestein teils echte Quellen zu Tage treten, teils eine quellenartige Empordrängung des Wassers bis an die Oberfläche stattfindet. Andererseits trifft die schematische Berechnung des Wassergehalts im Schwemmland nach dem Verhältnis von 1 zu 3 natürlich nur als oberste Durchschnittsbewertung zu, während in Wirklichkeit das Grundwasser nicht das ganze Schwemmland gleichmäßig durchdringt, sondern sich für seine Ansammlung wie für seinen Abfluß innerhalb der Sedimente naturgemäß die Schichten des geringsten Bewegungswiderstandes wählt. So kommt es, daß grobkörnige, in weniger durchlässiges Material eingelagerte Bänke oft einen überraschend großen Wasserreichtum enthalten können, und ebenso ist es eine bekannte Tatsache, daß bei Schwemmland, welches als unterste Basis eine auf dem gewachsenen Felsboden liegende Kiesschicht aufweist, fast der ganze Grundwasserreichtum innerhalb dieser Zone konzentriert ist. Durch solche Einzelverhältnisse, wie sie noch viel mannigfaltiger denkbar sind und zur Beobachtung gelangen, werden die allgemeinen Gesetze über die maximale Wasserführung und den maximalen Wasserdurchfluß innerhalb eines bestimmten Flußabschnittes nicht ihrem Wesen nach alteriert — wohl aber er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gibt sich die praktische Möglichkeit, an derart günstigen Punkten auf beschränktem Raum eine verhältnismäßig große Menge Wasser zu entnehmen und zu Kulturzwecken zu verwenden. So können also im Flußalluvium in gehörigen Abständen von einander einzelne blühende Kleinwirtschaften entstehen; nie aber wird es möglich sein, derartige Anlagen in größeren Gruppen auf einem beschränkten Raum in der Weise, wie es jetzt geplant ist, zusammenzuschließen, denn überall wird bereits in nächster Nähe das Wasser, das der eine Ansiedler dem Boden entzieht und für sich verbraucht, dem projektierten Nachbar von seinem rechnungsmäßigen — ohnehin ja auch nur einen Bruchteil der erforderlichen Gesamtmenge ausmachenden — Anteil fehlen.

Um aber die Kleinsiedelung innerhalb dieser von der Natur gewiesenen verhältnismäßig engen Grenzen anzuspornen und weiter zu entwickeln, dazu bedarf es für uns keiner besonderen staatlichen Maßnahmen, ausgenommen etwa die, daß gewisse besonders günstig gelegene Örtlichkeiten hierfür reserviert bleiben könnten. Ob aber unsere Flußalluvien überhaupt im allgemeinen für Kleinsiedelung geeignet sind, dürfte fraglich erscheinen. Höchstens in unmittelbarer Nähe größerer Wohnplätze könnten auf solchem Boden einzelne mit sehr vorsichtigen Abständen bemessene Grundstücke zur Verfügung gestellt werden, und auch das nur nach einer eingehenden und umfassenden Erkundung darüber, ob die besonderen Wasserverhältnisse an diesen Stellen auch für Jahre der Dürre eine gewisse Möglichkeit gewähren, wenigstens die perennierenden Pflanzungsgewächse bis zur nächsten Regenzeit durchzubringen. Soweit ich bis jetzt sehe, dürfte es sich dabei wohl nur um Plätze am Omaruru- und am Fischfluß handeln; in einer entfernteren Zukunft möglicherweise auch am Kuiseb und am Tsauchab. Auch hier aber kann die Frage aufgeworfen werden, ob nicht mit Rücksicht auf die Unsicherheit des Betriebes, die bei der Kleinsiedelung auf Flußalluvien auch bei einem solchen sehr eingeschränkten Umfange des Planes nie in wirklich genügender Weise auszuschalten

sein wird, diese ganze Art von Ländereien grundsätzlich für den Verkauf an wirkliche größere Farmbetriebe zu bestimmen sind. Der in der Hauptsache Viehzucht treibende Farmer wird, wie dies bereits verschiedene Beispiele praktisch beweisen, durch Gartenbau auf Alluvialland oft gute Ergebnisse erzielen, ohne durch ein Fehljahr, wie der Kleinsiedler, in seiner Existenz bedroht zu sein. Für wirkliche Kleinsiedlung aber sind die Plätze, an denen auf ein Gelingen gerechnet werden kann, statt auf den unsicheren Flußalluvien, besser an den perennierenden Quellen gegeben. Allerdings befinden sich von diesen eine Anzahl bereits in Privatbesitz. Die größte und stärkste Quelle in ganz Südwestafrika, die eine Stunde oberhalb Grab im Felsbett des Fischflusses zu Tage tritt, gehört der Schäferei-Gesellschaft; die (etwas brackigen) mächtigen Johann Albrechts-Quellen bei Urikos in Tsauchab gehören der Kolonial-Gesellschaft; die Quelle von Rietfontein gehört ganz, die von Groß-Otavi zur Hälfte der South-West-African-Company, ebenso die beiden großen durch unterirdische Quellen gespeisten wassererfüllten Einsturzkessel von Otjikoto und Guinas. Auch die Quellen von Warmbad bei Zesfontein sind im Privatbesitz. Von bedeutenden Quellen gehören dem Staat nur noch das ganze Waterberg-System und die Gewässer in der Osthälfte der Naukluft. Nicht ausgeschlossen ist es übrigens, daß an verschiedenen anderen Stellen bisher schwach fließende Adern durch weitere Aufmachung zu stärkerer Ergiebigkeit gebracht werden können, wie das Beispiel Klein-Windhuks auf das deutlichste beweist. Abgesehen aber von all diesen Möglichkeiten muß das Problem der Kleinsiedelung an sich unter vergleichsweise so wenig entwickelten Verhältnissen, wie es die unsrigen auch im günstigsten Falle bis auf eine Reihe von Jahren hinaus sein werden, noch als ein ungeklärtes bezeichnet werden. Die Grundvoraussetzung für ihr Gedeihen ist ein richtiges Verhältnis zwischen den Produktionskosten und den beim Absatz der Produkte zu erzielenden Verkaufspreisen. Hier sind schon so viele bittere Erfahrungen gemacht worden — vor allen Dingen auch im Britischen Südafrika, daß es, abgesehen von wenigen ganz zweifellos be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

günstigten Punkten, wie unter gewissen Voraussetzungen Waterberg einer ist, dringend notwendig erscheinen wird, nur mit großer Vorsicht und vor allen Dingen nur nach einer eingehenden technisch und ökonomisch gleich sachverständigen Prüfung zur tatsächlichen Aufwendung größerer Geldmittel zu schreiten. Nach dieser Richtung hin liegen noch für keinen einzigen zu Kleinsiedelungszwecken ins Auge gefaßten Punkt in Südwestafrika hinreichend verläßliche Bearbeitungen alles einschlägigen Materials vor. So viel aber läßt sich immerhin schon sagen, daß an eine Kleinsiedelung in größerem Maßstabe anders als mit Hilfe großer Staudämme und Reservoire nicht wohl gedacht werden kann. Wenn Rücksichten auf die Erleichterung der Landesverteidigung wirklich in solchem Maße zwingend sein sollten, daß eine umfassende Kleinsiedelung auf jede Weise ins Werk gesetzt werden muß, dann wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als der Anlage großer Staudämme auf die Gefahr des schließlichen Mißerfolges hin praktisch näher zu treten, denn Quellgebiete von einer Ergiebigkeit für mehr als höchstens je ein Dutzend Familien besitzen wir nicht. Natürlich ist es dann ausgeschlossen, daß jeder Kleinsiedler sich auf die Produktion von Gemüse, Wein und Früchten wirft, weil alsdann in kürzester Frist ein schlechthin ruinierendes Überangebot an diesen Dingen da wäre — zumal der billiger arbeitende größere Farmer in der Nähe der bevölkerteren Plätze es sich nicht nehmen lassen wird, seine Weintrauben und seine Gurken gleichfalls auf den Markt zu bringen, wie das schon vor dem Aufstande geschah und jetzt wieder geschieht. Bei einer solchen Ausdehnung der Kleinsiedelungsprojekte, wie sie statthaben müßte, wenn davon eine erhebliche und rasche Wirkung auf die eigene Wehrkraft der Kolonie ausgehen soll, muß überhaupt schon grundsätzlich die Versorgung des ganzen Landes mit den eigentlichen Massenprodukten der Landwirtschaft ins Auge gefaßt werden: Brotkorn, Mais, Luzerne in erster, Kartoffeln und Tabak in zweiter Linie.

So führt auch diese Reihe von Erwägungen zu demselben Schluß,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu dem meines Erachtens alle natürlichen Verhältnisse Südwestafrikas im Verein hindrängen: daß die kommende Entwicklung dieser Kolonie noch für lange Zeit fast ausschließlich auf dem rationellen Betrieb einer extensiven Rind- und Kleinviehzucht mit größeren Farmeinheiten beruht, und daß es daher geboten erscheint, alle verfügbaren Mittel zusammenzufassen, damit die Erreichung dieses Zieles beschleunigt werde. Dieser Weg ist es, der — von der immerhin noch unsicheren Minenfrage abgesehen — in die wirtschaftliche Zukunft unseres Landes führt, und wenn er festen und geraden Schritts gegangen wird, ohne Hast und ohne bloße tappende Experimente, aber mit raschem und folgerichtigem Auskaufen jeder Einsicht und jeder sich bietenden Gelegenheit, dann werden auf ihm die Erfolge größer sein, als wir alle jetzt noch zu hoffen wagen. Die Kleinsiedelung aber wird sich an ihrem Teil von selber in dem von der Natur erlaubten und gebotenen Umfange entwickeln, sobald und soweit die besonderen Absatzverhältnisse in der Nähe größerer Siedelungen, Minen oder dergleichen dazu auffordern, die Gelegenheit günstiger Wasserverhältnisse, wie sie auch immer geartet sein mögen, auszunutzen.

Ein Kleinsiedlertum aber von solchem Umfange zu schaffen, daß es als stärkerer Faktor für die Wehrkraft der Kolonie ins Gewicht fiele, dazu reichen weder die in den Flußalluvien, noch die in den offenen Quellen Südwestafrikas enthaltenen und erschließbaren Wasservorräte aus. Die Aufwendung von Millionen für große Stauwerke mag überdies nur verantwortet werden, sobald aus andern als rein wirtschaftlichen Gründen nicht nur die Notwendigkeit der Konzentrierung einer größeren Zahl von weißen Ansiedlern innerhalb der Kolonie zwingend feststeht, sondern auch an den maßgebenden Stellen einwandsfreie Klarheit darüber besteht, daß im Fall eines wirtschaftlichen Mißerfolges dieser Experimente die Ausgaben zur dauernden Aufrechterhaltung der betreffenden Siedelungen einen steten Passiv-Posten unserer kolonialen Bilanz

bilden werden. Es ist und bleibt ein warnender Fingerzeig, daß in den Trockengebieten des ganzen britischen Südafrika noch kein einziges künstlich, mit öffentlichen Mitteln propagiertes Kleinsiedelungsunternehmen einen guten Fortgang genommen hat, während sich das Kleinsiedlertum dort, wo es selbständig Fuß faßte, vielfach günstig entwickelt hat. Wie die Kleinsiedelungssache in Südwestafrika bis jetzt in die Hand genommen worden ist, kann der Mißerfolg gleichfalls schwer ausbleiben. Die Leute werden die paar tausend Mark Ansiedelungsbeihilfe von der Regierung nehmen, und wenn sie damit fertig sind, ohne etwas erreicht zu haben, werden sie sagen: nun hilf weiter! Für Heuschrecken, für Arbeiterschwierigkeiten, für fehlenden Absatz und für eigene Untüchtigkeit werden sie immer wieder die Regierung verantwortlich machen, und um das offene Fiasko und um den Wegzug der Leute zu vermeiden, wird dann nur zu leicht die Versuchung auftauchen, immer wieder neue Gelder und Hilfsmaßnahmen auf Kosten der Gesamtheit in die verlorene Sache zu stecken.

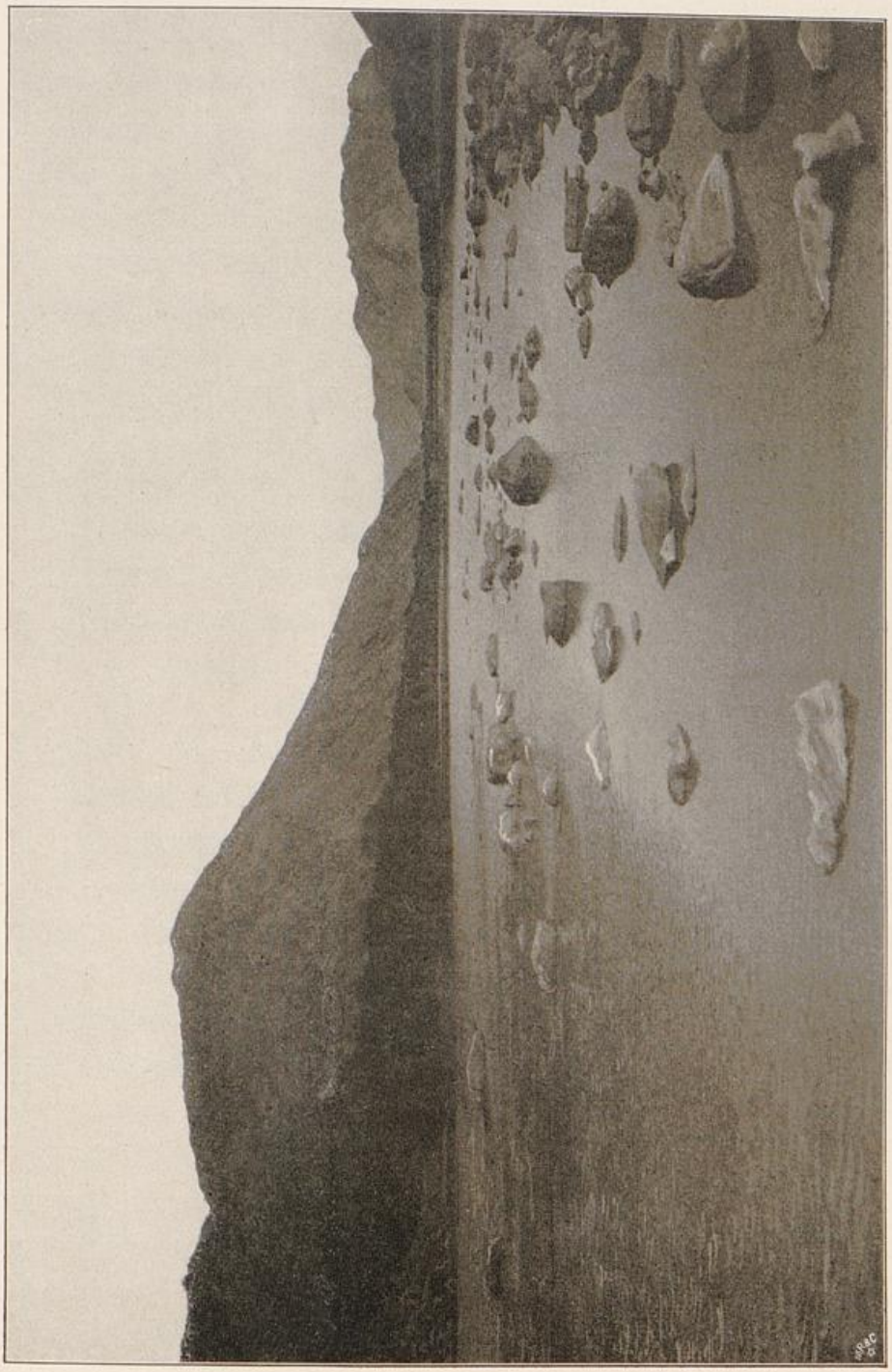
Nur von einer Seite her ist es wahrscheinlich doch noch möglich, der Frage etwas umfassenderer Kleinsiedelungsanlagen in Südwestafrika in Verbindung mit einigen der größeren Stauwerksprojekte unter einem ganz besonderen Gesichtspunkt näher zu treten. Es handelt sich dabei um die durch Verdienst eines Berliner praktischen Arztes, Dr. Julius Katz, ins Leben gerufenen Bestrebungen zur Ansiedelung leicht lungenkranker Personen in der Kolonie, deren Klima, ebenso wie das englische Südafrika, Lungenkrankheiten günstig beeinflußt. Hierfür liegen bereits eine Reihe von Erfahrungen vor. Der Haupteinwand gegen die großen Stauwerke betrifft bekanntlich die Unsicherheit der Ertragsberechnung. Von allem andern abgesehen, können bereits Verschiebungen in den Verkehrsverhältnissen die Verzinsung der für ein solches Unternehmen angewandten Kapitalien auf das ernsthafteste in Frage stellen. Ich erinnere an die Erfahrung, die man in der Kapkolonie mit dem großen Staudamm bei Van Wyks Vley gemacht hat, wo die Ansiedler ihren Weizen nicht

einmal mehr auf dem 90 Kilometer entfernten Markte von Carnarvon zu einem für sie lohnenden Preise anbieten konnten, als die Eisenbahn das über Kapstadt kommende Weltmarktgetreide bis nach Carnarvon zu liefern anfing. Von solchen Erwägungen abgesehen, bleiben aber die Faktoren der Unsicherheit für eine große Staudammwirtschaft in Südafrika immer noch recht groß. Es kann nicht nur ein Jahr, sondern es kann einige Jahre hindurch der Regen zur Füllung des Reservoirs entweder ganz ausbleiben oder in so geringer Menge fallen, daß das Staubecken nur einen minimalen Zulauf erhält und der ganze Bewässerungsapparat versagt. Es können Heuschrecken kommen und die ganze Ernte eines Jahres mit Stumpf und Stiel abfressen, wie die Gartenbesitzer, Kleinsiedler und Farmer in Südwestafrika das in diesem Jahre erlebt haben. Es ist durchaus zuzugeben, daß es ein sehr wünschenswertes Ziel wäre, die Versorgung der Kolonie mit Brotkorn durch eine ausreichende Weizenproduktion innerhalb ihrer eigenen Grenzen sicher zu stellen. Professor Rehbock hat daher mit Recht auf diese Seite der Stauwerksfrage immer das größte Gewicht gelegt, während Alexander Kuhn, der leider zu früh verstorbene Leiter der Fischflußexpedition des kolonialwirtschaftlichen Komitees vom Jahr 1903, überwiegend vom Luzernebau berichtete. Kuhns Begeisterung für die vermehrte Einführung der Luzernekultur in Südwestafrika und ihre voraussichtlichen Folgen hat ihn aber nach dem Urteil aller erfahrenen Landeskenner im Schutzgebiet zu optimistisch sich äußern lassen. Namentlich seine Rentabilitätsberechnungen über die Straußenzucht sind in hohem Grade anfechtbar. Zur Schaffung von Futterreserven für Jahre und Perioden der Dürre wird jeder Farmer in Südwestafrika darauf bedacht sein müssen, sich eine Luzerneanlage mit Hilfe eines Staudammes oder einer anderen Bewässerungsmethode herzustellen, aber mit solcher Leichtigkeit wie Kuhn die Sache darstellt, wird das nach den bisher gemachten Erfahrungen nicht gehen. Auch das ist nicht möglich, Riesenplantagen von Luzernen einzig zu dem Zweck anzulegen, um Schafe darauf fett zu machen. Wenn damit auch nur einige hundert Kleinsiedlerfamilien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an einem Stauwerk sich beschäftigen wollten, so müßten sie dazu hunderttausende von Hektaren Weideland besitzen, um die Schafe darauf während der Zeit fressen zu lassen, wo sie noch nicht fett gemacht werden, sondern nur heranwachsen und ihren Unterhalt finden sollen. Aber der Getreidebau ist in der Tat eine ernsthaft zu diskutierende Sache. Nur darf man sich dabei nicht der Täuschung hingeben, als ob Südafrika, selbst bei einem noch so glücklichen Fortschreiten der Besiedelung, Getreide zu exportieren oder sehr bedeutende Quantitäten davon zu verbrauchen imstande sein wird. Der Export verbietet sich durch die Produktionskosten, und wenn wir die Kopfzahl der gegenwärtig vorhandenen weißen Bevölkerung einschließlich des Militärs auf etwa 12 000 veranschlagen, so wird das wahrscheinlich für die Gegenwart die Zahl der Konsumenten schon reichlich darstellen. Wie schnell sich diese Zahl vermehren wird, ist schwer zu sagen. Auf keinen Fall ist daran zu denken, daß die 4000 Mann der bewaffneten Macht, die jetzt im Lande stationiert sind, dort dauernd verbleiben. Für die nächsten Jahre wird also die zu erwartende Vermehrung der Zivilbevölkerung durch die allmähliche Verringerung der Truppenzahl ausgeglichen werden. Ob wir in einem Jahrzehnt schon mit einer Vermehrung der Weißen bis auf 20 000 Seelen werden rechnen können, ist ungewiß, wenn auch diese Annahme vielleicht noch nicht zu optimistisch sein wird. Wollte man aber auch den Plan einer Getreideversorgung der Kolonie vom eignen Grund und Boden auf eine Verpflegungsziffer von 20 000 Köpfen und selbst auf eine noch höhere Zahl basieren, so ist doch leicht zu sehen, daß schon eine sehr bescheidene Produktionsmenge im Getreidebau genügen wird, um den Bedarf zu decken. Ganz unmöglich können wir vollends daran denken, durch die Einführung von Getreidezöllen in der Kolonie die dortige Produktion künstlich zu schützen. Der Weizenbau in Südwestafrika kann also nur unter der Voraussetzung in die Hand genommen und mit irgendwelchen öffentlichen Mitteln gefördert werden, daß er imstande ist, ohne Unterstützung durch Zölle, besondere Tarife usw. mit dem aus Deutschland eingeführten Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Oranjefluß.

Oranjefluß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treide erfolgreich zu konkurrieren. Rehbock und Kuhn konnten in ihren Veröffentlichungen noch auf die sehr bedeutenden Transportkosten hinweisen, mit denen das europäische Getreide durch das Fehlen von Eisenbahnen bis zum Verbrauchsort belastet war. Diese Verhältnisse haben sich durch den beginnenden Ausbau der Eisenbahnen jetzt schon sehr geändert und werden sich noch viel mehr ändern, sobald die Bahn nach Keetmanshoop und die Längsbahn von Windhuk über Rehoboth und Gibeon nach dem Süden, deren Inangriffnahme auch nur eine Frage ziemlich naher Zukunft sein kann, fertig sind. Auf der andern Seite sind allerdings auch die Kosten für die Errichtung der Stauwerke, bei denen es sich in erster Linie um den Preis des Zements an der Baustelle handelt, infolge des Vordringens der Eisenbahn gegen die Zeit, da Rehbock seine Projekte aufstellte, erheblich gesunken.

Man wird also sagen können: Wenn es gelingt, die immerhin sehr bedeutenden und auf jeden Fall in die Millionen gehenden Mittel zur Ausführung einiger großer Stauwerke zu erhalten, ohne daß dadurch den übrigen notwendigen Aufwendungen für die Besiedelung des Landes Eintrag geschieht, so sollte man wohl an die Ausführung des Werkes herantreten. Bisher konnte allein schon aus dem Grunde nicht gut daran gedacht werden, weil jeder Pfennig für näherliegende wirtschaftliche Aufgaben gebraucht wurde. Auch jetzt noch steht die Sache so, daß, wenn es sich um die Wahl handelt, ob eine oder einige Millionen für kleine Farmdämme, für Ansiedlungsbeihilfen, für Zuchtviehimport, für Zuschüsse zu Brunnenbohrungen und ähnliche Zwecke *oder* für ein bis zwei große Staudämme verwendet werden sollen, diese Wahl für jeden Einsichtigen nicht zweifelhaft sein kann. Wenn man aber das Geld für jene *notwendigen* Dinge hat und dazu auch noch einen hinreichenden Betrag zur Inangriffnahme, der wenn auch zweifellos nützlichen, so doch sicher nicht in demselben Sinne notwendigen Versuche mit den großen Stauwerken, so stehen die Dinge natürlich anders. Wahrscheinlich kann hier ein Gedanke von Dr. Katz fruchtbar entwickelt werden. Dr. Katz ist der Meinung, daß von seiten der

Landesversicherungsanstalten in Deutschland die Mittel hergegeben werden könnten, um einen Versuch zur Ansiedlung leicht lungenkranker Personen mit Hilfe einer solchen Stauwerksanlage zu machen. Natürlich geht es nicht an, auf diese Weise hunderttausende oder auch nur viele tausende von Kranken nach Südwestafrika zu schaffen, weil für deren Produktion kein Absatz zu ermöglichen wäre, selbst wenn es Ackerland und Wasser genug für sie in Südwestafrika gäbe — was auch nicht der Fall ist. Vor allen Dingen müssen es auch Leute sein, die in dem für Lungenleidende günstigen Klima Südwestafrikas landwirtschaftliche Arbeit zu leisten imstande sind. Mit einer mäßigen Verzinsung ihrer Kapitalsvorschüsse werden die Versicherungsanstalten wahrscheinlich rechnen können, wenn sie das eine Risiko mit in den Kauf zu nehmen bereit sind, daß in Jahren vollständiger Dürre oder vernichtenden Heuschreckenfraßes, die immerhin zu den Ausnahmefällen gehören werden, die Zinsen zu erlassen oder zu stunden sein würden. Im übrigen werden sie den Vorteil von der Sache haben, daß diejenigen Patienten, die auf solche Weise die Möglichkeit zur Ansiedlung in Südwestafrika erhalten haben, den Kassen keine weiteren Unkosten für ihre Behandlung verursachen. Ich würde vorschlagen, sobald eine erneute und sorgfältig geprüfte Kosten- oder Rentabilitätsberechnung die tatsächliche Wahrscheinlichkeit einer genügenden Verzinsung des Kapitals, von Ausnahmejahren abgesehen, erweist, etwa bei Hatsamas den ersten Versuch mit einem großen Staubecken und einer Ansiedelung von einigen hundert leicht lungenkranken Personen zum Zweck des Getreidebaues zu machen. Im Süden würde die sogenannte große oder Löwenflußnaute südwestlich von Keetmanshoop in Frage kommen. Auf jeden Fall aber lohnt die Sache für die Versicherungsanstalten eine nähere Untersuchung. Mit der Zeit könnten der ersten und zweiten Ansiedelung auch noch weitere folgen. Ein starkes Bedenken gegen diesen ganzen Plan würde nur in dem Fall entstehen, daß von der Ansiedelung Lungenkranker eine Verschlechterung des Gesundheitszustandes und der allgemeinen Tauglichkeit der Bevölkerung in Südwestafrika in Zukunft zu erwarten stände. Nach dem Urteil maßgebender ärztlicher

Autoritäten soll das aber nicht der Fall sein. Voraussichtlich würde am ehesten die zur Hergabe größerer Mittel erforderliche Klarheit geschaffen werden, wenn ein Arzt und eine Vertrauensperson der Krankenkassen auf Grund persönlicher Besichtigung der Verhältnisse in Südwestafrika gemeinschaftlich einen speziellen Plan mit Kostenanschlag vorzulegen in den Stand gesetzt würden, und ich glaube, daß es im Interesse der Kranken wie der Kolonie liegen würde, wenn eine so zusammengesetzte Kommission möglichst bald mit dieser Aufgabe betraut würde. —

„Exportkulturen".

Zu den Irrtümern, die in der wirtschaftlichen Bewertung Deutsch-Südafrikas, man könnte sagen von den ersten Tagen, da wir von diesem Lande Besitz ergriffen, an, bis auf die Gegenwart, immer wieder von neuem unter den Freunden unseres Kolonialwesens Verwirrung stiften und von seinen Gegnern dazu ausgenutzt werden, um die ganze Kolonie zu diskreditieren, gehört auch die Idee, daß es möglich und vorteilhaft wäre, einen Export von pflanzlichen Produkten, d. h. also von Produkten einer irgendwie gearteten Bodenbebauung aus Südwestafrika ins Leben zu rufen. Dem gegenüber gilt die nun schon so oft betonte Tatsache, daß für die Trockengebiete Südafrikas die eigentliche und einzige Exportkultur nur die Viehzucht sein kann. Vielleicht aber wird es doch von Nutzen sein, da die Frage der Exportkultur von Pflanzenprodukten, z. B. Baumwolle und andere Gespinnstfasern, für Südwestafrika gegenwärtig wieder zur Diskussion steht, wenn wir auf die Gefahr hin, daß Einzelheiten dabei wiederholt werden müssen, die Gründe, die gegen Experimente in dieser Richtung sprechen, noch einmal zusammenfassen.

Die vier Hauptfaktoren, mit denen jede Art von Bodenkultur in Südwestafrika rechnen muß, sind:

1. Wassermangel,
2. Nachtfröste,

3. bis auf weiteres Arbeiterknappheit,
4. Heuschrecken.

1. In der ganzen Kolonie gibt es, wie wir gesehen haben, nur an wenigen Stellen dauernd und frei fließendes Wasser, sei es selbst nur in der Gestalt nennenswerter Quellen. Keine von diesen liefert nach europäischen Begriffen auch nur einen Bach, und nach einem Laufe von einigen 1000 Metern versiegt das Wasser wiederum in dem Gestein oder den lockeren Schwemmlandmassen der Flußtäler. Damit ist die Kultur auf Grundlage künstlicher Bewässerung fast durchweg auf die Hebung des Grundwassers aus Brunnen vermittelst Pumpwerken angewiesen, was in jedem Falle eine große Verteuerung des Betriebes gegenüber der Bewässerung aus frei fließenden Wasserläufen bedingt. Darüber, daß an umfassendere Kulturen auf den bloßen Regenfall hin überhaupt nicht gedacht werden kann, wird es für Südwestafrika keiner längeren Ausführungen bedürfen. Die Zeit, innerhalb welcher nennenswerte Regen vorkommen, beschränkt sich im ganzen Lande auf wenige Monate. Selbst im mittleren Gebiet; im Bastardlande, um Windhuk und in dem früheren Hererolande, beginnt die Regenzeit oft erst im Januar und hört schon im März wieder auf, um sofort einer intensiven Trockenheit Platz zu machen. Innerhalb dieser Regenzeit besteht wiederum keinerlei Sicherheit dafür, daß der Regen in gleichmäßiger Verteilung und in angemessenen, für das Gedeihen der Kulturpflanzen erforderlichen Zwischenräumen fällt. Es kommt selbst vor, daß auf den ersten ausgiebigen Regen hin das Gras zu sprießen anfängt, und daß die aufgegangenen grünen Halme dann doch wieder verdorren, weil die Zeit bis zum nächsten Regen zu lange und die stattgehabte Durchfeuchtung des Bodens zu gering ist. Erst nach Wochen bringt dann der neu einsetzende Regen das schon einmal aufgegangene Weidegras zur erneuten Entwicklung. Am günstigsten ist in Bezug auf den Regenfall der Grootfonteiner Bezirk gestellt. Hier ist es möglich, auf Regenfall hin Mais zu kultivieren, aber auch diese Möglichkeit ist keine regelmäßige. Die Farmer bei Grootfontein rechnen, daß im Durchschnitt innerhalb dreier Jahre

der Regenfall einmal eine günstige, einmal eine mittelmäßige Maisernte und einmal einen annähernden oder vollständigen Ausfall bedingt.

2. Die Nachtfröste. Während der ganzen kühlen Jahreszeit, d. h. vom Mai bis September, sind Nachtfröste überall in Südwestafrika eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Außerdem aber kommen auch in den vorhergehenden und folgenden Monaten Temperaturen, die erheblich unter den Nullpunkt sinken, immer noch vor. Selbst in dem geschützt liegenden Klein-Windhuker Tal ist während der drei Jahre, die ich in Südwestafrika zugebracht habe, das Thermometer noch Ende Oktober mehrmals auf 4 bis 8 Grad minus gefallen und die Fröste haben die Weinpflanzungen, die Kartoffel- und Gemüsefelder auf das empfindlichste geschädigt. In Klein-Windhuk wird die Blüte der Obstbäume, die in den Oktober und September fällt, fast regelmäßig zum großen Teil durch die Fröste zerstört. Mit voller Sicherheit kann man nur die Monate Dezember, Januar und Februar als wirklich frostfrei ansehen. Das hindert nicht, daß auch in derjenigen Zeit des Jahres, wo Fröste häufig sind, die Tagestemperatur zu tropischer Hitze ansteigt. Aber die lebhafte Ausstrahlung des Erdbodens bei unbewölktem Himmel in der dünnen und klaren Nachtluft ruft trotzdem den starken Abfall der Temperatur, namentlich in den frühen Morgenstunden, hervor. Damit scheiden also alle diejenigen Kulturen, die durch Nachtfröste in ihrem Ertrage erheblich geschädigt werden können, von vornherein aus der Berechnung aus.

3. Der Arbeitermangel. Man kann annehmen, daß durch den Aufstand die Zahl der arbeitsfähigen Eingebornen um die Hälfte verringert worden ist. Unter den Überlebenden besteht ein unverhältnismäßig großer Teil aus Frauen und Kindern. Die öffentliche Arbeit, die jetzt für eine längere Reihe von Jahren bevorsteht, die Eisenbahnen- und Telegraphenbauten, Staudämme, Straßenverbesserungen u. dergl. werden ohnehin große Anforderungen an Arbeitskräfte stellen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß es sehr bald schwer sein wird, selbst für den gewöhnlichen

südafrikanischen Wirtschaftsbetrieb solche in ausreichender Menge und zu billigen Preisen zu bekommen. Jede Farm erfordert für sich mehrere Familien von eingeborenen Hilfskräften für die Beaufsichtigung des Viehes, für Gartenarbeiten usw. Die Truppe, deren Stärke für die nächsten Jahre jedenfalls noch auf mehrere tausend Mann anzunehmen ist, verlangt sehr viel eingeborenes Personal, und auch die weiße Bevölkerung in den Städten und größeren Wohnplätzen hat einen ganz bedeutenden Bedarf an Dienstboten, wofür in Südafrika, von den seltenen Fällen eines wohlhabenden Haushaltes abgesehen, nur farbiges Material in Betracht kommt. Der Bedarf namentlich an Erdarbeitern wurde schon in der Zeit vor dem Aufstande zum Teil durch die Ovambos gedeckt. Das Amboland vermag aber bei seiner keineswegs starken Bevölkerung und bei seinem eigenen starken Verbrauch von Kräften für die dort herrschende Ackerwirtschaft nur eine sehr beschränkte Anzahl von Arbeitern abzugeben, und bei diesen will auch noch bedacht werden, daß es sich nur um ungelernte Leute für grobe Arbeit, namentlich Erdarbeiten, Lastentragen und dergleichen handelt. Für qualifizierte Arbeit, wie z. B. Gartenbau, und namentlich Kulturen, die eine etwas sorgfältigere Pflege verlangen, ist der Ovambo in der Regel nicht zu brauchen. Man kann auch nicht darauf rechnen, ihn mit der Zeit anzulernen, weil der einzelne Mann als richtiger Sachsengänger immer nach Verlauf einiger Monate wieder in seine Heimat zurückkehrt und dann garnicht oder vielleicht nach Jahren wiederkommt. Die südafrikanische Viehzucht bedarf zu ihrem Betriebe nur eines verhältnismäßig geringen Arbeiterpersonals; ein oder zwei Dutzend Köpfe auf der Farm genügen schon, um hunderte von Rindern und tausende von Schafen zu beaufsichtigen und die nötige Arbeit im Hause und beim Hause zu verrichten. Anders ist es mit dem Anbau von eigentlichen Kulturgewächsen, zumal in solcher Menge, daß von Export die Rede sein kann. Diese verlangen sowohl für die Pflanzung als auch für die Wartung und Bewässerung während der Vegetationsperiode und für die Aberntung und die Zubereitung der Ernte eine Menge geübter Arbeitskräfte. Es ist

ganz ausgeschlossen und unvereinbar mit der gesunden Entwicklung des Landes als Viehzuchtgebiet, wozu es von Natur bestimmt ist, Arbeitskräfte für pflanzliche Exportkulturen der Viehwirtschaft und den hierfür erforderlichen öffentlichen und privaten Notwendigkeiten zu entziehen.

4. Außer diesen drei genannten Schwierigkeiten: Wassermangel, Fröste und fehlende Arbeitskräfte, muß auch noch in Betracht gezogen werden, daß in unserer Kolonie, wie in ganz Südafrika, von Zeit zu Zeit Heuschreckenschwärme, zu deren erfolgreicher Bekämpfung bisher kein Mittel gefunden ist, alle von Menschenhand gepflanzten Gewächse und teilweise selbst das natürliche Weidegras durch Fraß zerstören. So ist zum Beispiel in diesem Jahre die Heuschreckenplage mit einer Heftigkeit aufgetreten, wie seit lange nicht. Kein einziger Garten, kein Kartoffel- oder Luzernefeld, keine Baumpflanzung ist verschont geblieben. Alles ist aufgefressen worden, selbst die Rinde der Bäume und Sträucher in den Gärten. Von den dicken, bereits in der Trocknung begriffenen Maisstengeln ist nicht ein Stumpf über der Erde geblieben. Einen derartigen Schaden kann der Farmer, der im Hauptberuf Viehzüchter ist, ertragen, weil angewiesen ist, sondern weil seine wirtschaftlichen Erfolge von den feld für das Vieh bleibt aber, wenn die Heuschrecken es auch teilweise schädigen können, im großen und ganzen immer bestehen, und schlimmstenfalls können die Herden erhalten bleiben, indem man sie wo anders hintreibt, wo es noch genug Gras gibt. Der Landwirt oder Pflanzer aber, der mit einem wesentlichen Teile seiner Wirtschaft auf den Ertrag irgend welcher Kulturen angewiesen ist, erleidet in einem solchen Falle eine verderbliche, seine wirtschaftliche Existenz überhaupt bedrohende Schädigung.

Eine gewisse Ausnahme ist von dem Gesagten allerdings in einzelnen besonders gearteten Fällen zu machen, insofern als die Möglichkeit besteht, trotzdem in beschränktem Umfange und unter der Voraussetzung, daß nebenher auch noch der Viehzuchtbetrieb einen gewissen Rückhalt bietet, für bestimmte Pflanzen einen gartenmäßigen Kulturbetrieb einzurichten. Ob aber dabei selbst im Falle

des denkbar günstigsten Erfolges von Export wird die Rede sein können, das erscheint doch sehr fraglich. Es handelt sich bei diesen Ausnahmen erstens um Tabak. Der südwestafrikanische Tabak ist ursprünglich von Buren und anderen Einwanderern aus Transvaal und dem Kaplande eingeführt worden, und der Tabaksbau hat sich sehr schnell bei Weißen und Eingebornen im ganzen Lande verbreitet. An einzelnen Punkten, s. z. B. auf der Farm Okakango bei Okahandja, war die Tabakskultur so weit vorgeschritten, daß sogar besondere Gebäude zum Trocknen und Fermentieren des Tabaks bestanden. Die große Lufttrockenheit verursacht es, daß der in gewöhnlicher Weise zum Trocknen aufgehängte Tabak noch feuchte Rippen aufweist, wenn das eigentliche Blatt schon lange knochentrocken und spröde ist. Die aus dieser Ungleichmäßigkeit im Trockenprozeß entspringenden Schäden sind in Okakango dadurch überwunden worden, daß in dem Trockenhaus Wasser zum Verdunsten gebracht und dadurch eine Verzögerung und ein gleichmäßiger Ausfall des Trocknens erzielt wurde. Die schnelle Austrocknung des einmal abgepflückten Blattes hat, beiläufig bemerkt, auch die verschiedenen Versuche, die mit der Zucht von Seidenraupen angestellt wurden, vereitelt. Schon nach wenigen Stunden waren die Blätter so hart, daß die jungen Raupen sie nicht mehr zerbeißen konnten und an Nahrungsmangel eingingen. Verdunstungsanlagen in dem erforderlichen Umfange erscheinen aber für die Seidenraupenzucht zu kostspielig und damit wirtschaftlich unmöglich. Man wird annehmen dürfen, daß es bei geeigneter Behandlungsweise gelingen wird, den südwestafrikanischen Tabak bis zur selben Qualität zu entwickeln, die der gute Transvaal-Tabak besitzt. Dieser ist innerhalb Südafrikas ein sehr gangbarer Artikel. Der Preis — 2 bis 3 M. pro Pfund geschnittenen Tabaks — spielt für die Verhältnisse in Südafrika, wo das Geld einen so viel geringeren Wert besitzt als in Europa, keine Rolle, aber er verhindert selbst für den Fall, daß die Produktion sich noch bedeutend steigern ließe, den Export auf den Weltmarkt. Dasselbe wird also jedenfalls auch in Südwestafrika der Fall sein. Man könnte aber schon sehr zufrieden sein, wenn es

gelänge, durch geeignete Unterstützung den südwestafrikanischen Tabaksbau so weit zu entwickeln, daß der im Lande vorhandene Bedarf von hier aus gedeckt werden kann. Unter besonders günstigen Voraussetzungen wäre es dann vielleicht auch noch möglich, Tabak von Südwestafrika nach der Kapkolonie und ihren südafrikanischen Nachbargebieten zu exportieren. Weiter hinaus wird man aber auf keinen Fall Hoffnungen hegen dürfen. Diese Ausführungen über den Tabaksbau bitte ich gleichfalls nicht so zu verstehen, als ob damit der Anlage großer Pflanzungen im eigentlichen Sinne das Wort geredet werden soll. Vielmehr ist es das Normale und Wünschenswerte, wenn der einzelne Farmer, der hierfür geeignetes Land und etwas Kapital für die Anlage des Gartens und des Bewässerungsapparates besitzt, den Tabaksbau als Nebenbetrieb neben seiner Viehzucht einrichtet. Allerdings wird es der Entwicklung dieses Wirtschaftszweiges sehr förderlich sein, wenn womöglich mehrere erfahrene Sachverständige für den Tabaksbau für eine Zeitlang nach Südwestafrika entsandt werden, um den Farmern mit praktischem Rat an die Hand zu gehen. Wahrscheinlich wird es gut sein, wenn solche Kräfte, auch wenn sie im europäischen Tabaksbau noch so erfahren sind, zuerst sich einige Zeit in den guten Tabaksbezirk von Transvaal z. B. Magaliesberg, aufhalten, um die dortigen Methoden kennen zu lernen. Ob es einen Zweck hat, mit der Einführung von Sorten aus Sumatra und anderen Ländern für Qualitätstabake vorzugehen, erscheint zweifelhaft, mag aber immerhin, falls die Mittel dazu reichen, unter der Voraussetzung, daß zuerst das wirklich Notwendige geschieht, versucht werden. Bisher hat sich der Preis für besseren südwestafrikanischen Tabak, z. B. den von Okakango, in rauchfertigem Zustande auf 2 M. pro Pfund gestellt; der des gewöhnlichen, ohne weitere Vorrichtungen getrockneten und meist nicht nach Gebühr behandelten Burentabaks aus dem Lande auf 1 M. bis 1,50 M. pro Pfund.

Außer dem Tabakbau hat sehr wahrscheinlich die Dattelkultur eine gewisse Zukunft. Die Dattelpalme verlangt das Zusammentreffen von Grundwasser in hinreichender Menge und in nicht

zu großer Tiefe mit Lufttrockenheit, hoher Tagestemperatur und Sonnenschein. Diese Bedingungen sind in sehr vielen der trockenen Flußtäler von Südwestafrika vorhanden. Selbst in dem Gouvernementsgarten von Windhuk, in einer Höhenlage von beinahe 1700 Metern bei ziemlicher Tiefe des Grundwasserspiegels, haben die vor zehn bis zwölf Jahren gepflanzten Dattelkerne sich teilweise zu guttragenden Bäumen entwickelt. Im vorigen Jahre trug die größte Palme, die etwa zwölf Jahre alt war, über 300 Pfund Datteln von brauchbarer Qualität. Unter günstigeren Verhältnissen, so z. B. in Omaruru, das nur 1200 Meter hoch liegt, haben die Dattelpalmen schon nach sieben bis acht Jahren reichlich, und nach dem allgemeinen Urteil ganz vorzügliche Datteln, zu tragen angefangen. Soviel mir bekannt ist, rechnet man auch in Nordafrika und am unteren Euphrat, den eigentlichen Ländern der Dattelkultur, sieben Jahre von der Pflanzung bis zum ersten Ertrag des Baumes. Die Dattelpalme ist eine Pflanze, die, sobald ihr Fortkommen einmal sicher ist, nur einer sehr geringen und mit beschränkten Arbeitskräften zu leitenden Pflege bedarf. Die Flußbetten des Swakop und des Omarurulusses und die zahlreichen Flußbetten des sogenannten Kaokofeldes (des nordwestlichen Teiles von Südwestafrika) bieten von Natur sehr günstige Verhältnisse für die Anpflanzung der Palme dar. Bei der Forststation Ukuib am unteren Swakop waren kurz vor dem Aufstande größere Strecken mit Dattelkernen bepflanzt worden. Nach Ausbruch der Unruhen konnte sich jahrelang niemand um die Anlage kümmern, und man erwartete, daß alles zu Grunde gegangen sein würde. Das war aber nicht der Fall; vielmehr hatte sich ein großer Teil der Pflanzen gehalten und gut entwickelt. Es wäre sehr zu wünschen, daß mit der Dattelkultur ganz energisch und ohne viel Zeitverlust vorgegangen wird. Natürlich kann von einer schnellen Rentabilität solcher Dattelpflanzungen nicht die Rede sein; man wird vorsichtshalber doch bis zu zehn Jahren rechnen müssen, bevor die Erträge beginnen. Das sollte aber nicht hindern, auf Maßregeln bedacht zu sein, die die Sache fördern. Dattelkultur als Nebenbetrieb neben der gewöhn-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Farmwirtschaft kann deshalb weniger regelmäßig in Aussicht genommen werden, als z. B. der Tabaksbau, weil der untere Lauf der großen Flußbetten vielfach schon außerhalb des für die Farmwirtschaft geeigneten Gebietes liegt, entweder in den Übergangslandschaften zwischen dem inneren Weidefelde und der Wüste oder innerhalb dieser letzteren, der Namib selbst. Nach den Feststellungen des jetzigen Forstreferenten beim Gouvernement in Windhuk, Forstassessor Pogge, ist z. B. das Bett des Omarurufluſſes noch tief innerhalb der Namib, an einem Punkt, der kaum 60 Kilometer von der Mündung in den Ozean entfernt ist, noch so reich an Grundwasser und Vegetation, daß man ohne weiteres vermuten kann, hier würden Datteln noch gut gedeihen. Ähnlich steht es beim Swakop. Gerade diese Teile der Flußläufe, die schon erheblich tiefer liegen, als das im Durchschnitt 1400 Meter hoch aufragende innere Hochland, werden besonders günstige Temperaturverhältnisse aufweisen.

Soweit ich sehe, ist mit diesen beiden Objekten, Tabak und Datteln, die Zahl derjenigen Pflanzen bereits erschöpft, für deren Anbau man in Südwestafrika eine günstige Prognose stellen kann und bei denen gleichzeitig Erfahrungen in diesem Sinne bereits vorliegen. Darüber hinaus beginnt das Reich der noch auf keinerlei Erfahrung gestützten Möglichkeiten. Von diesen kommen meiner Meinung nach folgende in Betracht: 1. Rizinus. Der Rizinus wächst im ganzen Lande wild, friert aber im Süden und in den höher gelegenen Teilen, so z. B. bei Windhuk, in der Regel während der kalten Jahreszeit ab und schlägt dann mit Beginn der neuen Vegetationsperiode von neuem aus. Unter günstigen Verhältnissen überdauert ein Stamm auch wohl die kalte Zeit und entwickelt sich im nächsten Jahre weiter. Anders im Norden, bereits im Grootfonteiner Bezirk. Dort wächst die Rizinuspflanze als ausdauernder, sich ziemlich stattlich entwickelnder Baum. Die Stämme bei der Station Grootfontein waren, als ich dort war (Anfang 1904), fünf oder sechs Jahre alt und hatten eine Höhe von sieben bis acht Metern bei einem Umfang von vielleicht fünfzig Zentimetern. Sie litten

nicht weiter vom Frost und trugen fortgesetzt reichlich Früchte und Samen. Soviel ich weiß, ist das Öl z. B. als Schmiermittel für Eisenbahnlokomotiven und andere Maschinen gut brauchbar. Ein Farmer hatte bei der Eisenbahndirektion Windhuk angefragt, ob ihm, im Falle er größere Quantitäten Öl liefern könnte, dieses von der Verwaltung abgenommen würde. Seiner Angabe nach fiel die Antwort bejahend aus, aber der Ausbruch des Aufstandes verhinderte ihn am weiteren Verfolg dieses Planes. Soweit übersehbar, würde der Rizinusbaum im ganzen Nordbezirk ohne künstliche Bewässerung und ohne tief greifende Bearbeitung des Bodens fortkommen, und bei der Beschaffenheit der Früchte erscheint es auch möglich, die Aberntung mit einer beschränkten Zahl einheimischer Arbeitskräfte durchzuführen. Für die Pressung des Öles müßten allerdings Maschinen aufgestellt werden.

3. Der Ölbaum. Bei Grootfontein wächst eine echte Wild-Olive, die ich gemeinsam mit dem im Aufstand ermordeten Farmer Merkel, früherem Leiter der Anpflanzungen, an den Orientbahnen in Mazedonien, an verschiedenen Punkten auf dem Kalkrücken in unmittelbarer Nähe der Station in ziemlicher Menge festgestellt habe. Die Früchte sind allerdings bei dieser wilden Varietät des Ölbaumes winzig klein und zur Ölgewinnung nicht brauchbar. Merkel hielt es aber für wahrscheinlich, daß der Versuch, Pfropfreiser der edlen Olive etwa aus Kapstadt auf diesen Wildling zu übertragen, Erfolg haben würde. Ich habe dem Gouvernement in Windhuk seinerzeit mündlich und schriftlich über diese Sache berichtet und den Vorschlag gemacht, Pfropfreiser aus Kapstadt kommen zu lassen. Zuletzt sprach ich noch Anfang 1906 mit dem jetzigen Bezirksamtmann von Grootfontein, Oberförster Dr. v. Eschstruth, über die Olivenfrage. Ob bereits etwas in der Angelegenheit geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen. Der verwitterte Kalkboden, auf dem die wilde Olive von Grootfontein wächst, sieht äußerlich genau so aus, wie der Kalk in Syrien und Palästina, auf dem die Olive von alters her in Menge gedeiht und Früchte trägt. Ich hatte die Absicht, das Vorkommen des Baumes auch in dem großen Kalkgebiet west-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich und nordwestlich von Grootfontein näher zu erforschen, aber der Ausbruch des Aufstandes und die lange Einschließung in Grootfontein hinderten mich daran, und später bin ich, trotz mehrfacher Bemühungen, nicht wieder nach dem Norden des Schutzgebietes gekommen.

4. Agaven. Eine Agavenart, die mit der in Ostafrika angebauten Sisal-Agave entweder identisch oder ihr sehr nahe verwandt ist, jedenfalls auch richtige Fasern enthält, wird in ganz Südafrika als Zierpflanze sehr häufig angebaut und ist in den letzten Jahren in derselben Eigenschaft auch in den Gärten von Windhuk gepflanzt worden. Sie gedeiht dort auf dem Quellenkalk anscheinend gut, bei etwas künstlicher Wasserzufuhr allerdings sehr viel besser, als ohne solche. Auch an anderen Stellen in Südwestafrika sind neuerdings Agaven gepflanzt worden und kommen fort. Immerhin glaube ich, ohne bei der geringen bisher gemachten Erfahrung ein wirkliches Urteil abgeben zu wollen, daß die mittleren und vollends die südlichen Landesteile im ganzen genommen zu wasserarm sein werden, um ganz ohne künstliche Bewässerung die Anpflanzung von Agaven in größerem Maßstabe zu gestatten. Außerdem soll die Agave kalkhaltigen Boden ausgesprochen bevorzugen. Dieser aber ist in Südwestafrika mit Ausnahme des Nordbezirkes und des sogenannten Gibeoner Kalkes im Südosten nicht gerade häufig und jedesmal auf eine räumlich geringe Ausbreitung beschränkt. Der große Gibeoner Kalk ist an seiner Oberfläche überdies noch besonders wasserarm. Anders und günstiger sind vielleicht die Möglichkeiten für den Agavenanbau im nördlichen Grootfonteiner Kalkgebiet zu beurteilen. Hier ist die Wasserhaltigkeit des Bodens infolge der etwas längeren Regenperiode größer oder wenigstens zeitlich ausgedehnter, und außerdem bedeckt den Kalk vielfach eine Verwitterungsschicht von wechselnder Stärke, wodurch die erste Anpflanzung erleichtert werden würde. Auf einigen Farmen im Nordosten von Grootfontein, an der Grenze gegen das unbesiedelte und vorläufig unbesiedelbare Sandfeld, dachten die Besitzer bereits vor dem Aufstande daran, es mit der

Agavenpflanzung in größerem Umfange zu versuchen. Jetzt, wo auf Jahre hinaus alles Interesse und alle Energie der Wiederherstellung des Viehstandes gehören, wird wohl kaum mehr die Rede davon gewesen sein. Mit dem Anbau der Agave steht es auch insofern bereits sehr anders, als mit Tabak und Datteln, als hierbei zum Entfasern der Agavenblätter und zur weiteren Aufbereitung der Faser größere maschinelle Anlagen und eine nicht zu kleine Anzahl geschulter Arbeitskräfte nötig ist. Auch die Anpflanzung und Aberntung kann nicht mehr im Nebenbetrieb mit den Arbeitskräften besorgt werden, die der Farmer an sich für seine Viehwirtschaft zur Verfügung hat. Hier würden also bereits erhebliche Schwierigkeiten entstehen, die es vorerst nicht ratsam erscheinen lassen, über bloße Vorversuche hinauszugehen, die darüber zu enscheidten hätten, ob die Pflanze tatsächlich in brauchbarer Qualität und mit genügend schnellem Wuchs im Nordbezirk vorwärts kommt.

5. Weinbau. Die Weinkultur leidet in ganz Südwestafrika darunter, daß die Reife der Trauben mit dem Höhepunkt der Regenzeit zusammenfällt. Im Kaplande ist das anders, wenigstens in den eigentlichen kapländischen Weinbaudistrikten. Unmittelbar am Südrande der Kapkolonie fällt auf einem schmalen Streifen der Regen nicht wie im ganzen übrigen Südafrika während des Sommers, sondern während der kalten Jahreszeit. Diese Zone der Winterregen zieht sich dann, allmählich immer undeutlicher werdend, noch weiter noch Nordwesten hinauf. Die Folge dieses Klimas ist die, daß die Traube reift, während es zugleich heiß und trocken ist. Aus diesem Grunde kann das Kapland schwere, süße und aromatische Weine nach Art der europäischen Südweine keltern. Im Gebiet der Sommerregen ist das aber nicht der Fall. Die Weintraube entwickelt sich in Südwestafrika bei guter Pflege zu einer vortrefflichen Eß- und Tafeltraube, aber der daraus gekelterte Wein wird nie eine gute Qualität haben können. Je weiter nach Norden, desto schädlicher werden die Regen. In Grootfontein konnten während der Regenzeit von 1903 auf 1904 die an den Stöcken reichlich, ja üppig vor-

handenen Trauben überhaupt nur dadurch vor Fäulnis am Stock bewahrt und zur Reife gebracht werden, daß man ihnen einzeln kleine Säckchen aus Mull umband. Dadurch wurde es verhindert, daß Insekten die einzelnen Beeren anstachen und aus der Wunde unter der Wirkung des Regens sich Fäulnis entwickelte. In Windhuk wird durch den Besitzer Ludwig und die katholische Mission ein trinkbarer Wein gekeltert, und bei der allgemeinen Höhe der Preise und den recht geringen südwestafrikanischen Ansprüchen an die Qualität des Getränkes verkauft sich die Flasche Klein-Windhuker auch ohne weiteres zu 2—3 Mk. Aber an eine weitere Entwicklung der Sorte scheint mir nicht zu denken zu sein. Dies ist auch das Urteil der kapländischen Weinsachverständigen über diejenigen kapländischen Trauben, die nicht im Gebiet der Winterregen, sondern in dem der Sommerregen angebaut werden. Einen Export von südwestafrikanischen Weinen zu planen, erscheint ausgeschlossen. Damit soll übrigens in keiner Weise gesagt sein, daß es nicht lohnt, einmal einen Sachverständigen für Weinbau dorthin zu berufen und die Ansiedler, die darauf Wert legen, von ihm zu einer rationellen Behandlung ihrer Weinpflanzungen anleiten zu lassen. Wenn man nicht auf dem Standpunkt steht, daß der Gelegenheit zur Produktion und zum Konsum von konzentriertem Alkohol in den Kolonien grundsätzlich kein Vorschub geleistet werden soll, so könnte man auch daran denken, ähnlich wie im Kaplande, die Kognak- und Branntweinbrennerei aus Trauben und Traubenrückständen in Südwestafrika einzuführen. Dazu wird sich die dortige Weintraube wahrscheinlich ganz gut eignen.

6. Von verschiedenen Seiten ist ferner die Frage aufgeworfen worden, ob sich nicht irgendwo in Südwestafrika die Voraussetzungen für Baumwollenbau finden. Ich kann diese Frage nur auf das nachdrücklichste verneinen. Zunächst gelten alle die eingangs betonten Voraussetzungen: Wassermangel, Frostgefahr, Arbeiternot, Heuschrecken. An dem negativen Urteile kann es nichts ändern, wenn von einzelnen Plätzen in Südwestafrika, z. B. Outjo, Okahandja, Warmbad u. a., von Zeit zu Zeit Proben dort er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeugter Baumwolle nach Deutschland eingesandt und vielleicht sogar als ganz hervorragende Qualität beurteilt werden. Es ist natürlich möglich, irgendwo in einem Garten oder an einem Wasserloch einige Baumwollenstauden zu pflanzen und in einem Jahr, wo kein Frost und keine Heuschrecken sie vernichten, auch reife Früchte und Baumwollenfasern zu erzeugen. Ein derartiges Gelingen im kleinsten Maßstabe verführt denjenigen, dem es geglückt ist, immer wieder zu der Idee, es müsse sich Ähnliches auch im großen machen lassen. Es bedarf nun keiner Ausführungen darüber, daß es nicht möglich ist, ein Baumwollenfeld aus einem oder zwei Brunnen bei einer Farm zu bewässern, die vielleicht ausreichen, um das Vieh zu tränken und für einen Hektar Tabaksland, etwas Gemüse und Luzerne, Wasser zu geben. Ebenso wird es nicht rentabel sein, für zwei oder drei Millionen Mark einen Staudamm zu bauen, unter dem man dann einige hundert Hektar Land zu Kulturen verfügbar hat, wenn nicht Frost und Heuschrecken kommen. Baumwollenbau ist nur möglich entweder auf genügenden Regenfall hin, wie in den Vereinigten Staaten, Westafrika, Ostafrika usw., oder dort, wo reichliche Massen fließenden Wassers durch ein System von Bewässerungskanälen und Gräben über die Felder hingeleitet werden können, wie in Egypten, in Turkestan und in einigen Strichen Nordindiens. Die Idee z. B. im Grootfonteiner Bezirk Baumwolle für den Export zu pflanzen, würde zunächst schon daran scheitern, daß nach den Erfahrungen, die man mit dem Maisbau gemacht hat, etwa jedes dritte Jahr für die Ernte glatt ausfallen würde. Sie würde weiter daran scheitern, daß gar keine Arbeitskräfte für diese Pflanzungen zu haben wären. Natürlich steht dem nichts im Wege, daß jeder Farmer, wenn es ihm Spaß macht oder wenn er eine Prämie dafür bekommt, in seinem Garten einige Dutzend Stauden zieht, aber damit kann man keinen Export in Leben rufen. Nennenswerte Aufwendungen an Kapital für Pflanzung, Beschaffung und Ernährung von Arbeitskräften wird auf absehbare Zeit hinaus für solche Zwecke kein Mensch in Südwestafrika schon aus dem Grunde machen, weil er mit keiner noch so gut anschlagenden Baumwollenpflanzung soviel

Geld verdienen kann, wie mit der ganz gewöhnlichen, viel weniger kostspieligen, durch alle Naturverhältnisse des Landes begünstigten und geforderten Viehzucht. Selbst angenommen, es käme jemand mit einer Million Mark nach Grootfontein, finge an, Baumwolle zu pflanzen, und durch eine unvorhergesehene und unbegreifliche Verkettung von günstigen Zufällen kämen seine Pflanzungen vorwärts, so wird er das Geschäft doch jedenfalls mit dem Augenblick aufgeben und sich eine gehörige Menge Muttervieh mit den nötigen tausenden Hektar Weideland kaufen, sobald er bemerkt, daß sich dieses Geschäft drei- bis viermal so gut rentiert, als selbst die denkbar beste Baumwollenkultur. Es ist aber sicher anzunehmen, daß nicht nur kein günstiges, sondern vielmehr ein sehr ungünstiges Zusammentreffen von Umständen die Baumwollenpflanzungen, möge es nun Groß- oder Kleinbetrieb sein, im Keime ersticken wird. Erstens wird der Farmer das verfügbare, für die Pflugkultur brauchbare Land lieber zum Maisbau verwenden, weil er den Mais sofort im Lande verwerten kann, sei es zum Unterhalt seiner eigenen Eingeborenen, sei es durch Verkauf an andere Konsumenten. Bedarf nach Mais ist in ganz Südafrika stets vorhanden. Zweitens müßte er die Arbeiter zur Baumwollenkultur mit großen Kosten sich irgend woher beschaffen. Woher er sie eigentlich nehmen soll, ist überhaupt nicht zu sagen. Vielleicht im besten Falle von den Ovambos, aber die müßte er dann auch erst für diese Kultur anlernen, denn niemand in Südwestafrika hat eine Ahnung davon, wie man Baumwolle pflanzt, erntet, zubereitet usw. Aber bevor er bis zu dieser Sorge kommt, werden ihn das Ausbleiben des Regens, Heuschrecken, Freßgrillen (Dickpenze) oder andere Schädlichkeiten schon aller weiteren Sorge um seine Pflanzung überhoben haben. Auch die Ernährung der Arbeiter würd so kostspielig sein, daß sie von vorneherein den sonst etwa möglichen Gewinn aus dem Anbau zu nichte machen würde.

Nun bleibt in der Vorstellung derjenigen Leute, die aus Südwestafrika durchaus das machen wollen, was man nicht daraus machen kann, nämlich ein Land mit einer irgendwie gearteten Acker-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

baukultur in größerem Maßstabe, immer noch als letzter Ausblick das Amboland übrig. Das Amboland, meinen sie, hat mehr Regen, die Ovambos sind ein Volk, das im wesentlichen von Ackerbau lebt (Hirse und Bohnen) und die Viehzucht nur als Nebenerwerb besitzt. Die Ovambos sind Arbeiter. Im Ambolande gibt es eine Menge Wasser, gibt es fruchtbaren Boden usw. Das kann man alles bis zu einem gewissen Grade zugeben, ohne daß damit für den Gedanken, der hier vertreten wird, etwas Durchschlagendes gewonnen wäre. Im Ambolande haben die finnischen Missionare einmal einen Versuch mit Baumwollenpflanzung gemacht, um Spinn- und Webmaterial für ihre Mädchenschulen zu haben. Das Ergebnis war, daß die Sache aufgegeben werden mußte, weil die fertigen Garne und Stoffe drei- bis fünfmal soviel kosteten, als die aus Deutschland eingeführten. Zunächst ist es schon aus klimatischen Gründen ausgeschlossen, daß weiße Ansiedler sich im Ambolande mit Baumwollenkultur oder irgend einer anderen körperlichen, sei es landwirtschaftlichen, sei es sonstigen Tätigkeit beschäftigen. Das Land hat ein gesundheitlich mörderisches Klima. Nur während der vier, höchstens fünf Monate, die auf die Regenzeit und auf die Periode der Auftrocknung der von der Regenzeit herrührenden Gewässer und Sümpfe folgen, können Weiße es überhaupt dort aushalten. Die Sterblichkeit unter den Missionaren, die ein verhältnismäßig sehr ruhiges, gesundheitlich behutsames Leben führen und von schwerer körperlicher Arbeit im wesentlichen frei sind, ist geradezu erschreckend, und nur die allgemeine Opferwilligkeit von Personen, denen der Missionsberuf an sich Herzenssache ist, erklärt es, daß diese Arbeit bei den Ovambos nun schon seit über 30 Jahren (nicht ohne erfreulichen Erfolg) betrieben wird. Es bleibt also noch etwa der Gedanke übrig, den Baumwollenbau bei den Ovambos als Volkskultur einzuführen. Die Verhältnisse liegen hier aber sehr anders, als z. B. in Togo und Kamerun. Dort sind sowohl die Baumwollenpflanzen als auch der Anbau sowie die Bereitung von Garn und Stoffen aus der Baumwollenfaser den Eingeborenen von alters her bekannt. Die Baumwollenspinnerei war allerdings in den westafrikanischen Küstengebieten dem Aussterben nahe, weil die billigen

europäischen Kattune durch den Handel massenweise ins Land gebracht wurden und den Eingeborenen begehrenswerter schienen, als ihre alten selbstverfertigten Stoffe. Dann griff von deutscher Seite die Vorsorge des kolonial-wirtschaftlichen Komitees ein, um dem amerikanischen Baumwollmonopol durch den Anbau der Pflanze im großen innerhalb des deutschen Kolonialgebietes zu begegnen, und es ist gelungen, den Baumwollenbau als Volkskultur in Togo und Ostafrika auf eine Bahn zu bringen, die weitere günstige Entlung verspricht. Auch die Engländer in Westafrika folgten dem deutschen Beispiel bald. Bei den Ovambos aber weiß niemand etwas davon, daß man aus der Baumwollenpflanze Gespinste und Stoffe verfertigen kann. Die Ovambos kennen überhaupt keine einheimischen gewebten Stoffe, und sie haben Zeuge und fertige Kleider erst durch den europäischen Handel kennen gelernt. Einige Arbeiten, die mehr zum Flechtwerk als zur Weberei gehören, bedeuten dem gegenüber nichts. Mir ist nicht bekannt, daß die Baumwolle als wild wachsende Pflanze im Ambolande vorkommt. Ich bezweifle es, aber selbst angenommen, sie käme dort vor, so müßte man die Ovambos doch erst den ganzen Anbau von Anfang an lehren. Es ist auch lange nicht an dem, daß der Regenfall im Ambolande ohne weiteres für den Anbau von Kulturpflanzen ausreicht. Die sogenannte Ovambohirse und Ovambobohne werden gepflanzt, sobald es geregnet hat und der Boden durchfeuchtet ist. Dann kann es immerhin vorkommen und kommt nicht selten vor, daß Wochen und Wochen bis zum nächsten Regenfall vergehen und die aufgegangenen Keime vertrocknen. Das ist für jene Pflanzen kein großer Schaden, weil sie so schnellwüchsig sind, daß auch einen Monat später von neuem der Same ausgelegt werden kann und noch zu Reife und Frucht kommt. Mit Baumwolle kann man das aber nicht machen. Wenn man sie im Dezember gepflanzt hat und die Pflanzen verdorrt sind, so kann man nicht im Januar oder Februar das ganze Feld neu anlegen und dann noch Ernte erwarten. Das Amboland hat, soweit die bisherigen spärlichen Regenmessungen ein Urteil erlauben, 500 bis 700 Millimeter Regen, das Togogebiet hat aber schon in dem als trocken verrufenen engeren

Küstengürtel 600 bis 800 Millimeter, weiter im Innern 900 bis 1200 Millimeter im Durchschnitt einer Reihe von Jahren. Selbst bei dieser erheblich größeren Regenmenge hängt in Togo der Ausfall der Baumwollernte in ganz bedeutendem Maße von dem jährlichen Mehr oder Minder des Regenfalles ab, und ein Minus selbst innerhalb jener oben genannten Grenze, die weit über der höchsten Regenziffer des Ambolandes steht, drückt sich bereits ganz empfindlich in einem Minderertrag der Baumwolle aus. Auch wenn man also annehmen wollte, daß die Schwierigkeiten bei der Einführung des Baumwollenbaues als Volkskultur nach der Seite der Bevölkehin im Ambolande nicht entscheidend ins Gewicht fallen wird, so würden die klimatischen Verhältnisse dennoch keine einigermaßen sichere Kalkulation gestatten und den jährlichen Ertrag zu einem wechselnden Zufallsspiel machen.

Dazu kommt die Verbindungsfrage. Wenn der gegenwärtig erwogene Plan, von der Station Otjivarongo der Otavibahn eine Zweiglinie nach Outjo zu bauen, verwirklicht wird, so bleiben von Outjo bis nach Ondonga, der ersten von Ovambos bevölkerten Landschaft, immerhin noch gegen 300 Kilometer Landweg mit Ochsenwagentransport. Auf den Gedanken, über diese Strecke eine sonst nicht notwendige Bahn ins Amboland allein um der ganz hypothetischen Baumwollenprojekte willen zu bauen, wird wohl so leicht niemand kommen. Ohne Eisenbahn aber ist es vollends ausgeschlossen, jemals an Baumwollenbau bei den Ovambos in einem Maßstabe, der für Exportzwecke in Betracht kommt, zu denken, selbst wenn das Amboland die doppelte Regenhöhe und die zehnfache Bevölkerungsziffer hätte. Die Ovambos auf deutschem Gebiete sind, wie gesagt, auf 100 000 bis 120 000 Köpfe zu schätzen, einschließlich Weiber und Kinder, aber auch wenn es noch 20 000 und 30 000 mehr sein sollten, so springt dabei immer noch kein nennenswerter Überschuß an Arbeitskräften für die Einführung einer neuen Kultur heraus. Wir können im übrigen Südwestafrika diejenige Zahl von Ovambos, die jetzt als Sachsengänger südwärts auf Arbeit gehen, nicht entbehren; im Gegenteil, es werden die größten Anstrengungen gemacht, um ihre Zahl noch zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermehren, ohne daß daraus politische Schwierigkeiten im Amboland selbst entstehen dürfen. Im übrigen werden die vorhandenen Arbeitskräfte dort im Lande selbst gebraucht, um die Feldkultur und die sonstigen wirtschaftlichen Erfordernisse zu besorgen. Einstweilen ist das Amboland überhaupt für Weiße gesperrt und der Zutritt von der besonderen in jedem Falle einzeln zu erteilenden Erlaubnis des Gouvernements abhängig. Vereinzelte Weiße, wenn sie nicht Missionare sind, können sich überhaupt nicht mit Sicherheit für Leben und Eigentum hinwagen. Selbst wenn alle anderen Voraussetzungen ausreichen würden, was, wie gesagt, in keiner Weise der Fall ist, könnte eine Einführung des Baumwollbaus im Ambolande doch erst der zweifellosen Durchsetzung der deutschen politischen Oberherrschaft in jenen Gebieten folgen. Davon ist bisher so wenig die Rede, daß man, um einen Ovambofeldzug zu vermeiden, selbst davon abgesehen hat, den Häuptling Nechale für den Überfall und die Ausraubung der Station Namutoni im Januar 1904 zu bestrafen. Ein Feldzug ins Amboland würde der klimatischen und gesundheitlichen Schwierigkeiten wegen wahrscheinlich nicht in einer einzigen Trockenzeit zu Ende gebracht werden können und wiederum keine kleine Anzahl von Millionen kosten.

Es ist und bleibt meiner Überzeugung nach ein grundsätzlicher Fehler, in einem Lande, das durch seine natürlichen Verhältnisse mit so unzweideutiger Bestimmtheit wie Südwestafrika darauf hingewiesen wird, seine wirtschaftliche Zukunft in der extensiven Viehzucht, d. h. der Produktion von Fleisch und Wolle und etwa noch von Straußenfedern zu suchen, nun durchaus große künstliche und nur auf künstliche Weise zu unterhaltende Wirtschaftsbetriebe, die auf intensive Boden- und Wassernutzung abzielen, ins Leben rufen zu wollen. Alles, was nach dieser Seite gehört, hat nur soweit ein Recht auf Unterstützung und hat nur soweit eine wirtschaftliche Zukunft vor sich, als es von selber aus dem sonst erreichten wirtschaftlichen Stande des Landes entspringt. Wo ein Bedürfnis nach gartenmäßiger und verwandter Produktion in der Stärke besteht, daß seine Befriedigung wirtschaftlichen Gewinn verspricht, da werden sich Unternehmen zu dieser Befriedigung von selber finden und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von selber prosperieren. Solche Kulturen aber mit künstlichen Treibhausmitteln in die Höhe zu päppeln und vollends sie von vorneherein mit dem Gedanken an Export in andere Länder anzulegen, ist ganz aussichtslos und kann nur dazu beitragen, das ohnehin gegen Südwestafrika in weiten Kreisen bestehende und kaum langsam gemilderte Vorurteil von neuem zu erwecken und zu bekräftigen. Die Natur, vor allen Dingen die klimatischen Verhältnisse, die geringe Regenhöhe und die intensive, nicht hoch genug einzuschätzende Kraft der Verdunstung, dazu die Durchlässigkeit der aufgelagerten Sande und des tief bis ins Innerste hinein zerklüfteten, angewitterten und zersetzten Gesteins, lassen auch die Hoffnung vergeblich erscheinen, durch irgend welche künstlichen und jedenfalls höchst kostspieligen Mittel eine Steigerung der Bodenfeuchtigkeit zu erzielen.

Das einzige Gebiet, auf dem wir innerhalb der Grenzen des deutschen Anteils an Südafrika in Wirklichkeit, was die klimatischen Vorbedingungen angeht, an pflanzliche Exportkulturen denken können, ist das Okavangotal. Hiervon ist schon bei der Erwähnung des Caprivizipfels im ersten Teil dieses Buches und darnach bei der Behandlung der Eisenbahnfrage die Rede gewesen. Ohne die Eisenbahn wächst aber auch die Baumwolle, die am Okavango gedeihen kann, für uns nicht, und selbst wenn sie dort wüchse, wäre es für uns alsdann so gut, als ob sie auf dem Monde wüchse.

Das beste Geschenk, das man unserer Kolonie Deutsch-Südafrika für jetzt und für immer wird machen können, sind und bleiben, nachdem der Reichstag zu guterletzt, wenn auch keine volle, so doch eine wirtschaftlich nutzbare Hilfeleistung für die Aufstandsschäden bewilligt hat, statt der Aufwendungen und nutzlosen Versuche für Kultivationszwecke zweifelhaften und seitabliegenden Wertes, vielmehr reichliche Mittel für alles, was in die uns von der Natur des Landes gebotene Richtung führt: Viehzucht und was dazu gehört.

Schlußwort.

Im Juli 1906, als die Möglichkeit eigener tätiger Anteilnahme an dem Besiedlungswerk in Südwestafrika, um deretwillen allein ich drei Jahre zuvor den Posten in der Kolonie angenommen hatte, für mich in keiner Weise mehr bestand und mein Ausscheiden aus dem Dienst seitens der Kolonialverwaltung schon lange genehmigt war, habe ich als meine letzte Äußerung in Ansiedlungssachen und als Ergebnis meiner dreijährigen Erfahrung im Lande einige Grundsätze niedergeschrieben und meiner vorgesetzten Behörde überreicht. Es sei mir gestattet, diese kurze Zusammenfassung alles dessen, was ich damals über den wirtschaftlichen Neuaufbau des Landes zu sagen wußte, an dieser Stelle auch als Abschluß dieses Buches, das ein Dokument meiner Arbeit in Südwestafrika sein soll, nochmals herzusetzen:

„Unumgängliches Erfordernis für die gedeihliche Besiedlung dieser Kolonie ist die Bereitstellung hinreichender öffentlicher Mittel für Eisenbahnbauten und Ansiedlungsbeihilfen. Ohne das hat kein Besiedlungsplan einen anderen Wert, als den einer akademischen Stilübung.

Unter dieser Voraussetzung halte ich für das erste und wichtigste Erfordernis zum Gelingen des Besiedlungswerks, daß man es grundsätzlich so weit wie nur möglich auf der Erweckung und Organisation der Selbsttätigkeit und Selbständigkeit des Ansiedlertums aufbaut.

Das zweite ist, daß eine sachverständige für diese besondere Aufgabe geschulte und vorgebildete Kraft die Leitung des Ansiedlungswesens nach einem bestimmten Plan, innerhalb dieses Planes aber mit tunlichst freiem Spielraum, zugewiesen erhält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die dritte Hauptbedingung für das Vermeiden von Fehlschlägen scheint mir die zu sein, daß in Besiedlungssachen nur solche Prinzipien und Ideen verfolgt werden, die den natürlichen Entwicklungsbedingungen dieses Landes entspringen und ihnen angepaßt sind.

Im einzelnen halte ich folgende Punkte einer besonderen Regelung nach Maßgabe der eingangs aufgestellten Prinzipien für bedürftig.

1. Landgesellschaften. Die privilegierten Gesellschaften müssen unter allen Umständen entweder beseitigt oder zur strikten Erfüllung der — ausdrücklichen oder stillschweigenden — Voraussetzung angehalten werden, unter der sie ihre Konzessionen erhielten. Diese Voraussetzung ist durchweg die, daß sie die Aufgabe übernehmen sollten, welche die Regierung damals nicht glaubte auf sich nehmen zu sollen, jetzt aber selber auf sich genommen hat: nämlich die Vorbereitung und Aufschließung des Landes zur Besiedlung durch zweckmäßig geleiteten und investierten Kapitalsaufwand. Das war die Bonafide-Bedingung für die umfangreichen Landzuweisungen. Dieser Bedingung aber ist von den Gesellschaften in keinem wesentlichen Stück entsprochen worden. Damit sind die Gesellschaften anstatt fördernde vielmehr hindernde Kräfte gegenüber der Besiedlung geworden. Ihre teils uneingestandene, teils offen eingestandene Politik ist die, den Hauptstock ihres Landes so lange liegen zu lassen, bis, ohne nennenswerten eigenen Kostenaufwand zu Verbesserungszwecken, infolge staatlicher Aufwendungen für die allgemein wirtschaftlichen Zwecke eine kräftige Wertsteigerung des Grund und Bodens in der Kolonie eintritt.

2. Vorbereitung des Landes für die Besiedlung. Es sollte kein Land verkauft werden, auf dem nicht an mehreren Stellen das Vorhandensein von Wasser in erreichbarer Tiefe nachgewiesen ist, und das nicht wenigstens im groben vermessen ist. Nichts lastet auf dem angehenden, meist wenig bemittelten Farmer schwerer, als die Kapitalsverluste durch vergebliche, in Südafrika fast immer unverhältnismäßig teuere Arbeiten zur Wassererschließung. Dammanlagen sind gut, aber wenn sie reich-

lich Wasser halten sollen, auch nicht billig, und ein oder zwei sichere Brunnen muß der Farmer trotz aller Dämme haben. In Jahren der Dürre versagt der Damm, und nur der Brunnen ist zuverlässig. Erst Land kaufen und dann Wasser suchen, heißt die Ansiedlung zum Glücksspiel machen, sobald erst die noch vorhandenen und bekannten offenen Wasserstellen, von denen aus nur ein Bruchteil des sonst verfügbaren Weidelandes bewirtschaftet werden kann, vergeben sind. Ähnlich steht es mit der Unsicherheit, die durch den Erwerb gänzlich unvermessenen Landes in die Grundlage der wirtschaftlichen Existenz des Farmers hineinkommt, sobald erst die Besiedlung anfängt, etwas dichter zu werden.

3. Landverkauf und Landordnung.

Die Landpreise müssen so niedrig wie möglich gehalten werden. Da in der Regel das Anfangskapital der hiesigen Ansiedler gering und die erste Schwierigkeit in der Überwindung der hiesigen Natur- und Landesverhältnisse groß ist, so muß alles vermieden werden, was die Belastung des Ansiedlers noch weiter erschwert. Außer der geringen Bemessung des Farmpreises ist daher auch der Beginn der Abzahlungen möglichst spät anzusetzen. Sollte sich bei dem System der öffentlichen Versteigerung herausstellen, daß die Leute, um nur das gewünschte Land zu bekommen, sich auf ungesunde Preishöhen festlegen, so ist der billige freihändige Verkauf zu bevorzugen. Noch wichtiger als billige Landpreise ist eine liberale, den Ansiedlern möglichst große Selbständigkeit in der Eigentumsfrage lassende Landordnung und ferner reichliche Zuteilung von Land. 5000 ha in Grootfontein, 10 000 ha im Hereroland, 20 000 ha im Süden sollten ohne weiteres gegeben werden; bei Nachweis eines entsprechenden Wirtschaftskapitals auch unbedenklich noch mehr. Hierbei dürfte es angebracht sein, die alten Ansiedler, die schon ihre Lehrzeit im Lande hinter sich haben, grundsätzlich zu bevorzugen. Als Gegengewicht gegen den billigen ersten Verkauf des Landes und gegen die Erleichterung der anfänglichen Eigentumsverhältnisse wäre eine kräftig gehandhabte Steuer auf den Wertzuwachs beim Besitzwechsel am Platze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Ansiedlungsbeihilfen. Zu kleine Beihilfen sind schlechter als gar keine. Kommt noch zuviel staatliche Bevormundung und der Fehler einer künstlichen langsamen Hinhaltung und Päppelung von wirtschaftlichen Kümmerexistenzen hinzu, so kann der volle Mißerfolg nicht ausbleiben. Bei jeder Kolonisation ist der auf alle Fälle unvermeidliche Prozentsatz von Fehlschlägen und Strandungen schon so groß, daß wenigstens die staatlichen Maßnahmen den Zweck verfolgen und erkennen lassen müssen, den natürlichen Momenten der Unsicherheit und des Mißerfolges möglichst deutlich und kräftig zu begegnen. Wer es auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln versucht, den muß man gewähren lassen, wie er kann und mag; Hilfeleistung aus öffentlichen Mitteln darf aber nur nach einem klaren und vor allen Dingen ökonomisch bewährten Prinzip erfolgen.

5. Kleinsiedlung. Südwestafrika ist von Natur so deutlich auf das Ziel der Ausnutzung des Grund und Bodens für extensive Viehwirtschaft hingewiesen, daß eine direkte staatliche Förderung des Kleinsiedlungswesens mir zu den stärksten Bedenken Anlaß zu geben scheint. Der natürliche Weg der Entwicklung ist doch wohl der, daß sich überall in wirtschaftlicher Nähe größerer Besiedlungszentren oder sonst vorteilhafter Absatzverhältnisse die Privatinitiative von selbst auf den Gartenbau und verwandte Produktionen wirft. Es ist zweifellos richtig, an Punkten, wo derartige Verhältnisse bereits vorliegen oder ihr späteres Eintreten vorausgesehen werden kann, geeignetes Land im Regierungsbesitz bis auf weiteres zu reservieren. Darüber aber sollte meines Erachtens noch nicht hinausgegangen werden, namentlich habe ich grundsätzliche Bedenken gegen die Unterstützung der Kleinsiedlung mit staatlichen Ansiedlungsbeihilfen. Die Kleinsiedlungsproduktion kann hier nie etwas anderes werden, als, im Verhältnis zur Gesamtentwicklung der Kolonie, ein wirtschaftlicher Nebenbetrieb. So lange aber für das Rückgrat unsrer Wirtschaft, die extensive Viehzucht, die Mittel zur Beihilfe so knapp sind, ist es bedenklich, einen Teil davon seitab festzulegen. Die Kleinsiedlung ist von selbst gesichert, soweit sie für ihre Erzeugnisse natürlichen Absatz hat. Sie wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem Maße wie die Nachfrage fortschreitet, dieser Nachfrage selbsttätig folgen. Sobald sie abgesehen von dieser selbsttätigen Regulierung staatlich ermuntert und unterstützt wird, fällt auch die Verantwortung für das Mißlingen einer solchen Ausdehnung auf die Regierung zurück. Die Farmwirtschaft als solche ist eine sichere Sache; Fehlschläge treffen hier immer nur den Einzelnen; die Kleinsiedlung aber als staatlich protegiertes Unternehmen ist als ganzes ein Experiment von ungewissem Ausgange, gedrückt von der doppelten Schwierigkeit der Wasserversorgung und des Absatzes. Also kann den Farmern unbedenklich öffentliche Beihilfe gewährt werden, den Kleinsiedlern aber nicht — oder doch nur in besonderen Ausnahmefällen.

6. System der Besiedlung und Viehversorgung. Die Durchführung des Ansiedlungswerks, d. h. die Regelung und Verteilung der zuwandernden Ansiedlungselemente und die damit noch auf lange hinaus untrennbar verbundene Versorgung der Einwanderer mit Zuchtvieh, wird am besten einer nach dem Muster der Entschädigungskommission gebildeten Behörde übertragen. Die Organisation dieser Ansiedlungskommission hätte so zu erfolgen, daß in jedem Bezirk oder Distrikt der erste Verwaltungsbeamte und zwei von der Bevölkerung vorzuschlagende Farmer zu ihr gehören, während die Leitung der Arbeit bei einem Beamten der Zentralverwaltung in Windhuk, dem etwa noch eine zweite Kraft beizugeben wäre, liegt. Die Schaffung einer Ansiedlungskommission nach dem Prinzip der gemeinsamen Arbeit von Beamten und erfahrenen Ansiedlern innerhalb einer Behörde ist bereits in dem Erlaß der Kolonialabteilung vom 12. August 1903 Nr. 911 verfügt und nur infolge des Aufstandes nicht verwirklicht worden. Die Ausdehnung des Prinzips in der Weise, daß für die einzelnen Verwaltungsgebiete lokale Sektionen der Kommission vorgeschlagen werden, geht auf die befriedigenden Erfahrungen zurück, die auf diese Weise bei den Arbeiten der Entschädigungskommission gemacht worden sind. Von besonderer Bedeutung würde die Auswahl eines Leiters für die Ansiedlungsbehörde sein. Die Besiedlungssache ist in Südwestafrika von Anfang an durch den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mangel an sachverständigen, für diese besondere Aufgabe vorgebildeten Kräften beim Gouvernement gedrückt worden. Hierauf geht in erster Linie die frühere fortdauernde Unsicherheit und das Vorhandensein von wirklichen und scheinbaren Widersprüchen in der amtlichen Berichterstattung aus Südwestafrika über wirtschaftliche Fragen im allgemeinen und Besiedlungssachen im besonderen zurück. Das Referat eines eigenen wirtschaftlichen Sachverständigen beim Gouvernement, dem die Leitung der Ansiedlungskommission damit von selber zufiele, ist, soweit ich sehe, nicht entbehrlich. Für diese Dinge gehört ein besonderes Fachstudium und eine besondere fachmännische Erfahrung so gut wie für Verwaltung, Justiz, Finanzwirtschaft, Technik 2c. Mit den allgemeinen Kenntnissen und Anschauungen in erster Linie juristisch oder militärisch vorgebildeter Beamter ist es hier, abgesehen von den Ausnahmefällen einer seltenen speziellen Begabung und langer persönlicher Erfahrung, ebensowenig getan, wie andererseits mit einer nicht streng fachlichen Ausbildung für Rechtsprechung und Verwaltungstechnik. Ein Haupterfordernis für die Institution ist, daß sie innerhalb des großen von den vorgesetzten Dienststellen prinzipiell genehmigten Planes für das ganze Werk in der praktischen Einzelarbeit selbständig und einer fachmännischen Leitung unterstehend ist. Voraussetzung ist dabei natürlich die grundsätzliche Übereinstimmung in Besiedlungsfragen zwischen dem wirtschaftlichen Sachverständigen bezw. dem Leiter der Ansiedelungskommission und dem Gouvernement. Da in dieser Beziehung die Ansichten der Verwaltung jedenfalls die maßgebenden sind, so müßte daher von vornherein auf die Auswahl einer Kraft Bedacht genommen werden, deren wirtschaftliche Anschauungen und Überzeugungen in dieselbe Richtung gehen. Die Organisation der Vieheinfuhr, die auf jeden Fall und in kürzester Frist mit aller Energie noch erweitert werden muß, wird dann am besten auch der Ansiedelungskommission und ihren Abteilungen zugewiesen.

Der Ansiedelungskommission wäre praktischerweise auch die Aufgabe zuzuweisen, daß sie besonders tüchtige Farmer dem Gouvernement zur Zuteilung von Kulturprämien vorschlägt, in der Art,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß für hervorragende wirtschaftliche Leistungen die Zahlung des der Regierung noch schuldigen Farmkaufgeldes ganz oder teilweise erlassen wird.

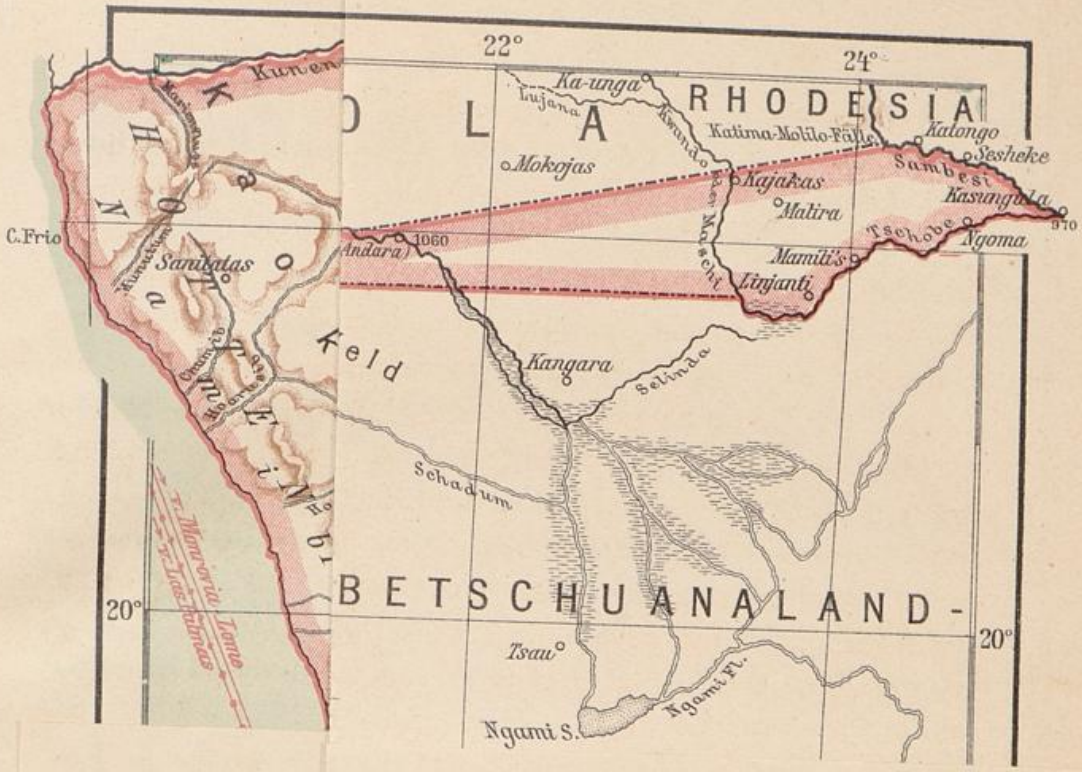
7. Wissenschaftliche Erforschung des Landes.

Es war ein grundlegender Fehler, der für die Entwicklung Südwestafrikas als deutsche Kolonie von großem Gewicht geworden ist, daß von Anfang an für die systematische, wissenschaftliche Erforschung des Landes aus öffentlichen Mitteln nichts Rechtes geschah. Es blieb im wesentlichen den Dienstreisen und Patrouillen der Verwaltungsbeamten und der Angehörigen der Schutztruppe überlassen, je nach Neigung und Befähigung mehr oder minder brauchbares Material zur allgemeinen Landeskunde zu sammeln. Auf dem Gebiete der Volks- und Sprachenkunde blieb so gut wie alles den teilweise zwar sehr eifrigen und tüchtigen, aber doch nicht streng wissenschaftlich geschulten und vielfach von ganz anderen Ansichten und Voraussetzungen ausgehenden Missionaren überlassen.

Für die Erforschung der Tierwelt ist seit Anderssón, d. h. seit einem halben Jahrhundert, für die Botanik ist seit Schinz, d. h. seit zwanzig Jahren, überhaupt nichts geschehen, und beides waren Privatleute, die mit privaten Mitteln arbeiteten. Nirgends im Lande bestehen auch nur die bescheidensten Anfänge zu einer geordneten, wissenschaftlichen Naturalien-Sammlung. Die Geologie des Landes steckt trotz aller Erzvorkommnisse und gelegentlichen ziemlich oberflächlichen Schürfungen noch in den rohesten Anfängen der Erkenntnis, ohne daß selbst nur über den allgemeinen geologischen Aufbau Südwestafrikas genügende Klarheit bestände. Der meteorologische Dienst ist etwas besser imstande, aber noch lange nicht genug durchgebildet. Er entbehrt fachwissenschaftlich ausgebildeter Leitung. Der jetzt bestehende Zustand mag als Provisorium entschuldbar sein; seine längere Fortdauer oder Stabilierung könnte nur zu starken Bedenken Anlaß geben und würde die einwandsfreie Sammlung und Verwertung der meteorologischen Daten für praktische Ansiedelungszwecke nicht gewährleisten. Wenn man von den

besonderen Fähigkeiten einzelner Personen, wie z. B. des Herrn v. Uslar absieht, so kann das Verständnis für die Wasserversorgung der Kolonie nur auf einer gründlichen und streng methodischen Durchforschung der geologischen und meteorologischen Verhältnisse aufgebaut werden. Hierfür hat es von Anfang an bis heute an Mitteln und Kräften gefehlt. Von wie großem praktischem Wert für die Besiedelungsinteressenten eine gründliche Erforschung der bisher nur ganz roh-erfahrungsmäßig bekannten Pflanzenwelt der Kolonie wäre, braucht sicher nicht noch besonders ausgeführt zu werden. Wenn wir hier im Lande seit zehn Jahren wirtschaftlich und physikalisch ausgebildete, in wissenschaftlicher Beziehung vollwertige und in der Berichterstattung geübte Kräfte als Referenten beim Gouvernement gehabt hätten, so wären das Urteil über Südwestafrika und damit unsere ganze Lage sicherlich schon seit geraumer Zeit anders. Nichts rächt sich am letzten Ende schwerer, als ein Sparen mit den Mitteln und Personen an diesem Ende. Die wissenschaftliche Durchforschung aller Verhältnisse in der belebten und unbelebten Natur eines neuen Kolonialbesitzes ist, wenn sie in die richtigen Hände gelegt und mit allen erforderlichen Hilfsmitteln ausgestattet wird, nicht nur von idealem Wert, sondern auch in praktischer Beziehung eine gute und billige Versicherungsprämie gegen spätere materielle Fehlschläge."

Soweit meine damalige Niederschrift. Nach Lage der Dinge wüßte ich auch heute, über ein Jahr später, nichts Wesentliches davonzutun oder hinzuzusetzen!


22°
24°
Kuruman
Ka-unga
Lujana
RHODESIA
Katima-Molilo-Fälle
Katongo
Sesheke
Mokojas
Sambesi
Kajakas
Kasungula
Malira
Tschobe
Ngoma
C. Frio
Andara
1060
Mamili's
Linjanti
Sanikatas
Kangara
Selinda
Schadum
20°
BETSCHUANALAND
Tsau
Ngami S.
Ngami Fl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Demokratie und Kaisertum

Ein Handbuch der inneren Politik

von

Dr. Friedrich Naumann, M. d. R.

4. Auflage • 15.—25. Tausend Broschiert 1,20 Mark • Elegant gebunden 2 Mark

Das Werk hat ungeheures Aufsehen erregt. Es behandelt die politische Lage von vaterländischem und sozialem Standpunkt aus. Wenn durch den Streit der Parteien viel Unklarheit hervorgerufen wird, so beleuchtet das Buch die Masse politischer Fragen, von großen, einheitlichen Gesichtspunkten aus und wird dadurch zu einem politischen Bildungsmittel von größter Bedeutung. Demokratie und Kaisertum nicht als Gegner, sondern als zwei Faktoren, deren Wirken sich ergänzen soll, das ist die Richtlinie des Buches, nachdem die Gedanken sich ordnen. Wer sich ein klares politisches Urteil bilden will, greife zu „Demokratie und Kaisertum".

Neudeutsche Wirtschaftspolitik

von

Dr. Friedrich Naumann, M. d. R.

II. Auflage. 6.—8. Tausend. 430 Seiten

Elegant gebunden M. 5.—

kl. modern broschiert M. 4.—

Münchner Neueste Nachrichten Nr. 301. 30. 6. 06.

Am Schlusse einer sachlichen Besprechung: . . . Und wer wie Naumann auf dem Wogenschwunge kaum zu übertreffender Sprachkunst von Anregung zu Anregung, von einem lapidaren Sperrdruck zum andern, wie von Eiland zu Eiland hinüberzugleiten weiß, der ist ein Lotse, dem man sich willig anvertraut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Im vorderen Asien

Politische und andere Fahrten durch Rußland, Transkaukasien Russisch-Turkestan :: :: :: :: :: :: Armenier, Nestorianer, Kurden Mesopotamien, Syrien :: :: :: :: Die Bagdadbahn :: Iran :: :: ::

Von

Lic. Dr. Paul Rohrbach

Wiener Allgemeine Zeitung: Ein prächtig ausgestattetes Buch, welches gerade jetzt zu günstiger Stunde kommt; denn die interessanten Gegenden des vorderen Asiens, durch welche der Verfasser gefahren ist und die er beschreibt, sind reich an geschichtlichen Ausblicken und politischen Zukunftsaussichten. Auf jedem Schritte begegnet man dort Merkmalen einer großen Vergangenheit zugleich mit den Anzeichen, daß in nicht allzu ferner Zeit an derselben Stelle wieder neues Kulturleben aufkeimen wird. Der Autor hat es in anregender Weise verstanden, Geschichte mit Politik zu verbinden. Im ersten Kapitel wird manch Bemerkenswertes über die politischen Absichten Rußlands gesagt, im siebenten Abschnitte ist von der Bagdadbahn, der brennenden Frage Vorder-Asiens, die Rede, aber auch die Kapitel über Transkaukasien, über das russische Turkestan, über Armenier, Nestorianer, und Kurden, über Mesopotamien und Nord-Syrien enthalten viel Belehrendes und Merkwürdiges aus jenem Gebiete, das einst der Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens war und das dann so viele Jahrhunderte lang abseits der großen Weltereignisse ein zwar nicht ruhiges, aber für Europa uninteressantes Dasein führte. Jetzt soll das freilich etwas anders werden.

142 Seit. 8°. Reichillustriert. Mit einer guten Landkarte versehen. Eleganter Einband 4. Mk.

Deutschland unter den Weltvölkern

von

Lic. Dr. Paul Rohrbach

Erscheint Weihnachten 1907 in 3. völlig umgearbeiteter wesentlich erweiterter Auflage.

Fein gebunden etwa 6 Mk.

In sieben Kapiteln zeigt der Verfasser den Zusammenhang derjenigen politischen Hauptprobleme, die unsere politische Lage beherrschen. Er behandelt zunächst die Änderung in den materiellen Daseinsbedingungen Deutschlands seit der Epoche der Reichsgründung, beleuchtet die Stellung Deutschlands zu den übrigen Staaten und die der letzteren zu einander, um im Schlußkapitel Deutschlands Hoffnungen und Aussichten zu besprechen und alles in der bekannten und frischen Vortragsweise unseres Freundes. Das Buch wird in demselben Sinne ein Handbuch für auswärtige Politik genannt werden müssen, wie Naumanns „Demokratie und Kaisertum", an das es auch in Format und Ausstattung lebhaft erinnert, ein Handbuch für innere Politik ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

N 968.82
336
323

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46$0 00 146 242 3

A. SPERLING, LEIPZIG-BERLIN
BUCHBINDEREI.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

53 c
2262

Dr. P. Rohrbach

Deutsche Kolonial-wirtschaft

I.

Südwest-Afrika

01
X
8686

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG